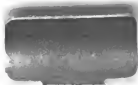




Die Gesellschaft

.G4
v.12
pt.4




Die
Gesellschaft



Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.




— Jahrgang 1896. —

Viertes Quartal.

IND. V. UNIVERSITÄT
LEIPZIG

Leipzig.

Verlag von Sans & Merian.



310146

AP30

, G4

v. 12

pt. 4

82 F. (German)

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<u>Bartolomäus, A., Die fremdwörter in der deutschen Sprache</u>	<u>1475</u>
<u>Butler, Wolf, Zur Psychologie der Majestätsbeleidigungen</u>	<u>1245</u>
<u>Dichteralbum, Unser, mit Beiträgen von Moritz Adler, Washington Baruch, Hans Benzmann, Emanuel v. Bodman, Hans H. Busse, Richard Dehmel, Albert Geiger, Franz Goltzsch, B. Hanftmann, Adam Heid, Wilhelm Holzamer, Carl Klings, Rudolf Knuffert, Johanna M. Lanfau, Willy Lentrodt, Oscar Linke, Lizzie, Wilhelm Lohstien, Carl Maria, Kurt Martens, Klara Müller, A. Niedermann, Dr. Owlglaß, Heinrich v. Reder, Emil Reherst, Carl Schmidt-Mar, Stauf v. d. Marck, Paul Wertheimer</u>	<u>1274, 1408, 1560</u>
<u>Dig, Arthur, Die wirtschaftliche und nationale Gefahr im deutschen Osten</u>	<u>1542</u>
<u>Donath, Adolf, Einiges über moderne tschechische Lyrik</u>	<u>1482</u>
<u>Epfstein, Dr. S. S., Hamlet als Versuchstierchen</u>	<u>1339</u>
<u>Evers, Franz, Das Lied von der Erde</u>	<u>1547</u>
<u>Etwas Eigenes</u>	<u>1630</u>
<u>Fels, Max, Aus dem Münchner Kunstleben</u>	<u>1500</u>
<u>Geymann, G. W., Offiziellistische Heilmethoden</u>	<u>1611</u>
<u>Graf, Max, Anton Bruckner</u>	<u>1401</u>
<u>Havemann, Julius, Eine anständige Familie</u>	<u>1291</u>
<u>Hellmary, B., Bekenntnisse</u>	<u>1444</u>
<u>Holzamer, Wilhelm, Cestis Behnke</u>	<u>1311</u>
<u>Janitschek, Maria, Ein Glücklicher</u>	<u>1285</u>
<u>Klein, Rudolf, Zu spät</u>	<u>1466</u>
<u>Kritik: Bibliographie: S. 1378 1522, 1654. — Dramen: S. 1360, 1516, 1647. — französische Litteratur: S. 1370. — Frauenfrage: S. 1647. — Litteraturgeschichte: S. 1517, 1649. — Lyrik und Epos: S. 1357, 1514, 1643. — Musik: S. 1367. — Der Pan: S. 1369. — Philosophie, Geschichte: S. 1521. — Portugiesische Litteratur: S. 1651. — Romane und Novellen: S. 1355, 1510, 1640. — Sozialpolitische Schriften: S. 1361. — Spanische Litteratur: S. 1375. — Vermischte Schriften: S. 1366, 1650.</u>	
<u>Kangmann, Philipp, Bartel Curaser</u>	<u>1421, 1581</u>
<u>May, Max, Frauenarbeit</u>	<u>1623</u>
<u>Merian, Hans, Eine Erforscherin der Frauenseele</u>	<u>1316</u>
<u>Woffig-Prochnitz, Felicie, Die Association als Entstehungs- und Entwicklungsursache des menschlichen Denkens</u>	<u>1322</u>
<u>Panizza, Oskar, Der Klassizismus und das Eindringen des Varietés. Eine Studie über zeitgenössischen Geschmack</u>	<u>1252</u>

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<u>Dehold, Bruno, Soziale Chronik</u>	<u>1350, 1502, 1635</u>
<u>Schenk, Hans, Aus Langerweile</u>	<u>1566</u>
<u>Schwann, Mathieu, Noch ein Wort zur Emanzipation</u>	<u>1332</u>
<u>Schifowski, Dr. John, Aus dem Berliner Kunstleben</u>	<u>1347</u>
<u>Seidl, Dr. Arthur, Bayreuther Nachspiele</u>	<u>1482</u>
<u>Starkenburg, Heinz, Die proletarische Bewegung und der Marxismus</u>	<u>1381</u>
<u>Umfrid, O., Die verbündeten Staaten Europas. Utopie oder Weisagung . . .</u>	<u>1525</u>

Porträts:

Maria Janitschek.
Anton Bruckner.
Franz Evers.





Marie Louise Koeber.

Oktober 1896.

Zur Psychologie der Majestätsbeleidigungen.

Von Wolf Buttler.

(Leipzig.)

Die deutsche Einheit war auf blutigen Gefilden in Frankreich erkämpft worden, das deutsche Reich gegründet, und von dem dunklen Hintergrunde des „zerschnittenen Erbfeindes“ hob sich die strahlende Pracht der neugeschaffenen Kaiserwürde wirkungsvoll ab.

Verklärte Ideologen von 1848 priesen mit plaudernden Worten dies Ereignis vom 18. Januar 1871 als schöne Erfüllung ihres holden Jugendtraumes. Profitwütige Kapitalisten begrüßten in feiner Bitterung künftigen leichteren Raubes mit korybantischem Gelärm den Anbruch einer neuen Ära; in verständlichem und berechtigtem Stolz auf ihre preisenswerten Thaten betrachteten die Sieger in so vielen blutigen Schlachten den effektvollen Abschluß des Ganzen ohne kritische Gedanken: aber in anderen, die so oder so den Ereignissen ferner standen und darum ein freieres Urtheil sich erhalten hatten, stiegen schon früh Befürchtungen für die Zukunft auf. Ernsthafte Proteste waren aus Deutschland ergangen, als nach dem Sturze des Dejembermannes der Krieg fortgesetzt wurde: „nicht dem Volke, der Dynastie gilt's,“ so war ein Wort zu Beginn der Aktion gefallen. Nun wohl, die Dynastie war vernichtet, vernichtet am 2. September durch die Kapitulation in Sedan, vernichtet am 4. September durch die Errichtung der Republik in Paris. Aber jetzt schien jenes Wort einen anderen Sinn bekommen zu sollen: wieder galt das Kämpfen einer Dynastie, nämlich einer neu zu schaffenden, der Errichtung des deutschen Kaisertums der Hohenzollern. Die Protestler aber, an deren ehrlicher Überzeugung zu zweifeln auch den Gegnern keine Veranlassung gegeben ist, wurden in Ketten

gelegt, in brutale eiserne Ketten, und weit nach der russischen Grenze, in eine Art preussischen Sibiriens geführt. Der sollte nicht vergessen, daß sich in das Freudengeläute zum Geburtstage des deutschen Kaiserreiches das Kettengelirr der Gefangenen von Löben mischte, dem es ernst ist mit dem scharfen Erkennen unserer Zustände.

Mit der neuen Würde und dem neuen Namen zog ein neuer Geist in unser Vaterland ein.

Die eindrucksvollen Kriegsthaten, noch dazu von ehrlichen und unehrlichen Geschichtsschreibern, die doch meist nur Geschichtensreiber waren, vielfach maßlos übertrieben, weckten allerwegen einen nur zu wenig berechtigten nationalen Dünkel, einen engherzigen und engbrüstigen Chauvinismus, der seine stärkste Stütze in dem übermäßig wuchernden Militarismus fand. Deutschlands geographische und politische Lage zwingt es, solange nun einmal die heutigen nationalen Gegensätzlichkeiten bestehen, dazu, durch einen Wall von Menschen die Ungunst der Natur wettzumachen: wird somit niemand die Notwendigkeit eines starken, schlagfertigen Heeres für unser Vaterland bezweifeln, so ist um so eher die Frage nach der Zweckmäßigkeit der bestehenden militärischen Einrichtungen nicht etwa bloß erlaubt, sondern jedem Patrioten geboten. Aber für diese Prüfung, soll sie anders über öde Nörgerei oder platte Verhimmelung hinausgehen, sind nur wenige kompetent, da es ungemein schwer ist, die wichtigen Einzelheiten des gewaltigen Gebietes zu überschauen. Im allgemeinen herrscht bei uns ein Gefühl ruhiger Sicherheit. Ist es zwar thöricht, künftige Siege aus vergangenen Thaten erschließen zu wollen, so darf man doch wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, daß Fähigkeiten und Begeisterung heute nicht geringer sind als in dem Decennium der letzten Kriege.

Diese stete Fürsorge für die kriegerische Seite unseres nationalen Lebens hatte aber zur Folge das Ausblühen des specifischen Militarismus. Er ist entstanden, ein seltsames Mischlingsgebilde einer Geistesverfassung, aus dem brutal-zopfigen preussischen Junkernute, finsternen Reaktionsgelüsten, romantischen Vorstellungen von einem besonderen gottgewollten Berufe der Deutschen zum Kriegsdienste; gepflegt ist er von einer nur auf eigenen Vorteil und eigene Macht versessenen Clique; und dann schließlich von Fürsten und Fürstendienern mit einer starken Dosis von überirdischen Gehorsamsverpflichtungen durchsetzt worden. Dieser Militarismus, der slavische Knechtseligkeit mit der prügellustigen Korporalroheit harmonisch verbindet, wurde zum eigentlichen nationalen Unglück. Er erhob das durch die Jahrhunderte hindurch von den Umständen geborene und den herrschenden Klassen sorgsam gepflegte Unterthänigkeitsgefühl durch eine systematische Dressur — man denke nur an die verhängnisvollen Leistungen der Schulen

auf diesem Gebiete — zur ersten Pflicht, aber auch zur ersten Zierde des Menschen.

Begünstigt, man darf sagen ermöglicht, wurde diese Entwicklung des Sklavensinnes durch die wachsende wirtschaftliche Verflavung des größten Teiles unseres Volkes bei dem mächtigen Emporschießen der großkapitalistischen Wirtschaftsordnung. Die Anfänge des Kapitalismus in Deutschland liegen zwar vor den Jahren der großen Kriege; aber erst durch sie und nach ihnen fand er wirklich freie Bahn zu seiner überraschen Entwicklung.

Der Kapitalismus reißt nieder und vernichtet alles, was den Menschen zum freien macht: die wirtschaftliche Selbständigkeit, den Rückhalt in der Familie, das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit gleichwertigen und gleichstrebenden Volksgenossen. Er zwingt mit unwiderstehlicher Gewalt die weiten proletarisierten Kreise unseres Volkes in seinen Frohndienst; er macht mit seiner Arbeitskraft den Menschen selbst zu einer Ware, die je nach Bedarf von einem Markt auf den anderen geschleudert wird, ohne daß ihr der beschwerende Ballast eines eigenen Heims, einer eigenen Scholle anhangen dürfte.

Wer aber weiß nicht, daß aus eigener Scholle, die mit dem Salz eigenen Schweißes befruchtet ist, der Mensch mehr als des Leibes Nahrung zu ziehen pflegt? Wo säude man unter dem zagen Geschlecht unserer Fabrik- und Werkstubenarbeiter noch etwas nur, das an die erdgeborene Selbstsicherheit westfälischer Oberhofleute erinnerte? Und immer mehr wächst der Industrialismus in unserem Vaterlande, immer weiter schreitet die bellagenswerte Verklümmung des Mannesstolzes.

Aber es ist doch etwas an der alten Hegelschen Formel: These — Antithese — Synthese: Position — Negation — Negation der Negation. Wenn der Kapitalismus das Volk zunächst zerfallen ließ und neben der kleinen Schar Nießheshcher Übermenschen den wimmelnden Haufen der Sklavensinnigen schuf, der mit beschränktem Unterthanenverstand seinen Leibspruch herunterbetet „Hunde sind wir ja doch“, so ließ er, weil er intelligente Arbeiter nötig hat, allgemach auch in dieser Menge den Prometheusfunken der Weiterbildung entglimmen. Denn die Intelligenz, die der Hand des Arbeiters die Geschicklichkeit verleihen sollte, gab seinem Geiste zugleich die Waffen zum Kampfe gegen die gesellschaftlichen Einrichtungen: Individueller Sklavensinn wurde verdrängt durch Klassenbewußtsein, das ist potentieller Herrensinn.

So ist der große historische Gegensatz in der Gedankenwelt des deutschen Volkes gegeben: auf der einen Seite der Schachergeist der Profitmacher, abgeklärt nur in ihren feinsten und freiesten Vertretern zu Nießhesh-

scher Herrenmoral, sonst aber durchtränkt von der zweifelhaften Tinktur des Militarismus; auf der anderen Seite der im Klassenkampfe sich regende und durch ihn sich entwickelnde Freiheitsgeist des Proletariats.

Aber wie sich schon an der Entwicklung dieses Gegensatzes deutlich zeigte, ist er nicht etwa abstrakt-geistiger Natur, nicht eine Art Scheidung in Glaubenssachen, in denen der eine so, der andere anders, ganz nach Belieben meint selig werden zu können; vielmehr ist er nur die Widerspiegelung konkret-greifbarer, wesentlich wirtschaftlicher Verschiedenheiten; Lohnarbeit und Kapital, Besitzlose und Besizende, Unterdrückte und Herrschende, das sind die Pole, um die sich das alles dreht, oder richtiger gesagt, das sind die tiefgründigen Fundamente, auf denen sich die feindlichen Festungen erheben.

Die trennende Kluft kann nicht mehr überbrückt werden; es giebt hier menschlichem Ernesen nach nur ein Entweder—Oder. Die aus den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen und aus der individuellen Konstitution zusammenfließende geistige Verfassung läßt in den Köpfen der Bourgeois und aller, die mit ihr zusammenhängen, als ihre militärischen, juristischen, künstlerischen, litterarischen und sonstigen Vertreter, ein eigenes Bild von der Welt und den Vorgängen entstehen. Im Vodergrunde dieses Bildes, das Ganze beherrschend und beschattend, steht der eine Gedanke: Die Welt der Bourgeoisie ist die ganze Welt und sie ist die beste aller möglichen Welten. Freilich, wer diesen Gedanken, dessen Existenz sich mit einer übermächtigen Fülle von Belegen aus dem Leben und der Litteratur nachweisen läßt, als Evangelium in Herz und Hirn aufgenommen und ihn — bewußt oder unbewußt — zur Richtschnur seines praktischen Handelns und seines sittlichen Richtens gemacht hat, für den muß jeder, der diese beste der Welten anzuzweifeln wagt, ein Ketzer, jeder, der gegen diese Ordnung der Dinge gar seine Hand zu erheben wagt, ein Verbrecher sein. So denkt die Bourgeoisie über die Sozialdemokraten, und gerade entgegengesetzt denken viele Sozialdemokraten über die Bourgeoisie. Was der einen Gott ist, ist der anderen Teufel.

Was so im großen Publikum nicht als Ergebnis sorgfamen Nachdenkens und als klare Vorstellung lebt, sondern als ein drängendes, dunkles Gefühl und als unbestimmtes Ahnen, das tritt bei den offiziellen Vertretern der bestehenden Ordnung dagegen ins Bewußtsein. Die offiziellen Vertreter der heutigen Ordnung sind aber die Männer, die wir unter dem Namen: die Regierung zusammenfassen. Dazu gehören der Monarch und von ihm und seinen Ministern abwärts die unendlich lange Reihe der Offiziere und Beamten bis zum letzten Gendarm, Nachtwächter und Steuer-einnehmer: ein Staat im Staate, eine Welt in der Welt.

Nun muß man sich nicht vorstellen, daß alle diese vielen tausend

Männer, denen es vielfach nicht an der redlichen Absicht fehlt, dem Wohle der Gesamtheit zu dienen, immer mit vollem Bewußtsein an der Unterdrückung der arbeitenden Bevölkerung zu Gunsten der besitzenden mithelfen. Rein, das gerade ist das Bemerkenswerte und wenn man will Tragische, daß die meisten dieser Männer nie in ihrem ganzen Leben von dem Gedanken angekränkt werden, sie verrichteten die Geschäfte einer kleinen und immer kleiner werdenden Klasse, in letzter Linie die Geschäfte Sr. Majestät des Profites. Ein Blick auf die Führung unserer öffentlichen Angelegenheiten lehrt aber, daß es sich in der That so verhält. Das liefert übrigens einen trefflichen Beweis für die beachtenswerte und von Karl Marx sehr scharf formulirte Lehre, daß die Gedanken und das durch die Gedanken bestimmte Thun der Menschen ihr eigentümliches Gepräge erhalten von der Stellung der Personen im wirtschaftlichen und sozialen Leben.

Eben diese Lehre verflündert aber auch ihre Anhänger, Menschen für ihre Thaten und Reden verantwortlich im ethischen Sinne dieses Wortes zu machen. Denn Verantwortlichkeit setzt Freiheit voraus, und heute würde man nur ein mitleidiges Achselzucken erregen, wenn man die naive Ansicht vergangener Jahrhunderte über die moralische Freiheit des Menschen noch ernsthaft vortragen wollte, die durch ihr Alter nicht richtiger geworden ist.

Wir haben den für unsere Untersuchung fundamentalen Gegensatz zwischen Lohnarbeit und Kapital in Deutschland entwickelt, der im Sozialistengesetz seinen schärfsten Ausdruck fand.

1890 fiel es. Ein junger Fürst, der die deutsche Kaiserkrone auf sein Haupt setzte in dem festen Glauben, er könne weltgeschichtliche Auseinandersetzungen durch sein Eingreifen unterbrechen oder gar enden, hielt es für überflüssig, die Mehrheit der politischen Parteien hielt es für schädlich. Zu jener Zeit fiel das Wort: „Die Sozialdemokratie überlassen Sie mir, damit werde ich allein fertig werden.“

Das ist nicht gelungen. Die Sozialdemokratie ist nicht mehr aber auch nicht weniger als der Ausdruck jener in der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung tief begründeten Klassengegensätze. Sie ist nicht durch ein Machtwort entstanden, kann füglich auch nicht durch ein solches abgeschafft werden.

Aber gerade dieses Scheitern des menschlich so sehr begreiflichen Wunsches eines Mannes, dessen Anschauungen über Menschen und Dinge in der Tradition wurzeln, dessen Wunsch und Wille für sehr viele unserer Volksgenossen oberstes Gesetz ist — schrieb er selbst doch in das goldene Gastbuch der Stadt München die Worte: *suprema lex regis voluntas* — gerade dieses Scheitern mußte äußerlich die Gegensätzlichkeit verschärfen; äußerlich, denn die innere Gegensätzlichkeit verträgt keine Grabbezeichnung, weil sie wesentlich ist.

Nur eines geringen Anlasses bedurfte es, und ein Aufeinanderprallen erfolgte.

Den Anlaß bot die fünfundzwanzigste Wiederkehr des Tages von Sedan.

Die Entwicklung unserer Monarchie brachte es mit sich, daß die sonst sorgsam durch ministerielle Verkleidungen geschützte Person des Kaisers in den Vordergrund trat.

Wir können, um diese Entwicklung zu kennzeichnen, einen klassischen Zeugen, den königs- und hohenzollerntreuen Gustav Freytag, anführen, der sie in seinem Tagebuch „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“ ahnungsvoll voraussah; er sagt (pag. 23 ff): . . . „Die Durchführung der Kaiseridee bedroht das Geschlecht der Hohenzollern mit einer Anhäufung derselben Gefahren, durch welche mehr als eine erlauchte Herrenfamilie zum Unglück ihres Volkes an Kraft und Tüchtigkeit verloren hat. . . Die Gefahren ihrer erhabenen Stellung, die Abgeschlossenheit vom Volke, das leere Schaugepränge, das Beharren in einem verhältnismäßig engen Kreise von Anschauungen, die Besetzung ihrer Tage mit anmutigen Nichtigkeiten, das alles ist in diesen zwei Jahrhunderten scharfer Arbeit für sie (die Hohenzollern) wenig gefährlich gewesen. Eine gewisse spartanische Einfachheit und Strenge hat Beamtentum, Heer und Volk in Zucht gehalten. Die neue Kaiserwürde wird das schnell ändern. Aller Glanz der Majestät, die Staatsaktion bei vornehmen Besuchen, die Hofäunter, die Schneiderarbeit in Kostüm und Dekoration werden zunehmen und, wenn sie erst einmal eingeführt sind, immer größere Wichtigkeit beanspruchen. Der einfache blaue Rock der Hohenzollern wird zuletzt nur noch als altertümliche Erinnerung hervorgeholt werden u. s. f.“

Gustav Freytag war nicht der Mann, den tieferen Zusammenhang der geschichtlichen Dinge zu erfassen, aber hat er, der ganz in der ideologischen Auffassung der Historie stecken geblieben ist, nicht hier eine überraschende Ahnung von der äußerlichen Entwicklung des hohenzollernschen Kaisertums gehabt?

Wilhelm II. ist eine temperamentvolle Persönlichkeit. Durch seine Geburt, seine Erziehung und seine Stellung der harten Schule des täglichen Lebenskampfes entrückt, tritt er mit ganz anderen Voraussetzungen an die Probleme der Gegenwart heran, als der Mann aus dem Volke. Die Lebensweise, zu der ihn seine Mission zwingt, die peinliche Etikette eines glänzenden Hofes und alle jene Regeln und verzwickten Vorschriften, von denen das ahnungslose Untertanengemüt sich bei regster Phantasie keine Vorstellung machen kann, das alles entfernt ihn vom Mitleiden und Mitleiden mit der Masse seiner Landeskinde. Man glaube nur nicht, daß das die Männer der Arbeit, die kleinen Leute vom Pult und der

Hobelbank, Krethi und Plethi, wenn man es so zu nennen beliebt, nicht empfinden: dafür besitzt das Volk eine eigene scharfe Witterung.

Die von Gustav Freytag vorausgesehenen vielen Außerlichkeiten werden dem Monarchen durch die moderne Entwicklung des Hoflebens aufgezungen: der gemeine Mann aus dem Volke erkennt leider die Gesetzmäßigkeit dieses Entwicklungsganges nicht, kurzsichtig, wie er ist, erblickt er darin den Ausdruck des persönlichen Willens. So verführt ihn die gewöhnliche Anschauung, die nicht nach den verborgenen Ursachen der Erscheinung sucht und suchen kann, der jedes Ereignis als selbständiges und für sich zu beurteilendes Ganzes und nicht als zu verstehendes Glied einer endlosen Kette sich darstellt, zur Kritik. Das ist immer so gewesen und wird nicht anders werden, bis eine eindringliche allgemeine Volksbildung die Vorliebe zu moralischen Urteilen in eine verständige Neigung zum geschichtlichen Begreifen verwandelt haben wird. Aber diese Wandlung muß gründlich sein, mit einer Scheinbildung ist nichts gethan. Denn gerade diejenigen, die heute das Privileg der Bildung besitzen, weil sie Reichthum und Macht für sich haben, gerade sie lassen geschichtliches Verständnis am meisten schmerzlich vermissen. Ihre auf wirtschaftlichen Gründen beruhende übermächtige Stellung nützen sie aus, um ihre Neigungen als allgemeingültige ethische Regeln der Welt im Namen von Sittlichkeit und Religion aufzuzwingen und vergessen doch dabei der großen Vorchrift jenes Mannes, den sie als Gottessohn für den Stifter eben dieser Religion betrachtet wissen wollen: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“

Macht ist Recht. Und weil Macht, wenn auch in der Form Rechts, die Welt beherrscht, deshalb haben sich die Regierenden je und je gegen die Kritik der Beherrschten durch Gesetze zu schützen gesucht. Den deutlichsten Ausdruck dafür bilden die Versuche, Monarchen durch besondere Bestimmungen zu schützen: die Majestätsbeleidigungsparagraphen der Strafgesetzbücher.

Die Geschichte dieser so überaus seltsamen gesetzlichen Vorschriften von den Zeiten römischen Cäsarentums mit seinen halb fürchterlichen, halb lächerlichen Auswüchsen bis auf unsere Tage lehrt, daß die häufigsten Anwendungen immer in Zeiten fielen, in denen mächtige Gegensätze durch besondere Umstände zu Angriffen auf die Personen der Herrscher verkleinert wurden.

So auch bei uns.

Damit aber wird der Gegensatz vom volkpsychologischen Gebiet auf das der Individualpsychologie hinübergetragen. Verliert er so das Interesse für den Geschichtsphilosophen, so wird er bedeutungsvoll für den Kriminalisten, oder sagen wir geradezu: für den Staatsanwalt.

Die Geschichte der Einzelheiten aus dem Jahre der Majestätsbelei-

digungen in Deutschland ist eintönig: Fall reiht sich an Fall, Denunziation an Denunziation, Urteil an Urteil. Sie aufzuzählen, reizt nicht; besser ist, sich an das *quieta non movere* zu halten. Nur ein abschließender Blick verlohnt sich wohl.

Der Gegensatz, aus dem die Konfikte entstanden, ist nicht nur geblieben, sondern im Gange der Entwicklung verschärft; das persönliche Moment ist wieder zurückgedrängt worden, nicht ohne eine Schädigung des monarchischen Gefühles im Volke.

Es war eine Episode.



Der Klassizismus und das Eindringen des Variété.

Eine Studie über zeitgenössischen Geschmack von Oskar Panizza.

(München.)

Wer den verschiedenen Bewegungen unserer modernen Litteratur gefolgt ist, muß sich sagen, daß wir langsam und fast unmerkbar in eine Strömung geraten sind, die das Leben von einer tollen, mummenschanzartigen, grotesken Seite auffaßt, die sich so wenig um Moral kümmert, daß sie sich nicht einmal die Mühe nimmt, sie zu bekämpfen, daß sie das Leben gerade noch eines Witzes, eines Purzelbaumes wert hält, mit einem Worte, daß, wenn es so weiter geht, wir in die tollste Romantik hinein treiben.

Ich möchte, bevor die blauen und grünen Sturzwellen über uns zusammenschlagen, die Gelegenheit benützen, jetzt, wo wir noch die Übergänge beobachten können, wo wir noch die Ausläufer des Klassizismus in einigen lebenden Exemplaren vor uns haben, die scheidenden Momente hervorzuheben, das Zusammenfließen der Wasser zu beleuchten und den beiden Quellen, um die es sich hier handelt, etwas auf ihre Ursprungsstelle nachzugehen.

Ich glaube, es bleibt unwidersprochen, wenn ich sage: Klopstock war bei uns der Beginn des Pathos, der klassischen Sprache, der dithyrambischen Diktion. Es war der Verzicht auf jedes Gemüt, auf jede Heimlichkeit, jede Lüsterheit, jedes Gefällige und Feine, Farbe, Blume und Geruch; es war einfach die Pfarrersphrase, der von der Kanzel heruntergeschrieene Ton, der abstrakte Unterricht von Schulpforta, der vom Rektor eingebläute Katechismus, der hier zu Worte kam. Der gewaltige Donnerer — bewundernswerter und meisterhafter noch in seinen „Oden“ als in seinem heute kaum

noch genießbaren „Messias“ — schlug nicht nur die Reiströckchen und Lüsterheiten der Schlesier mit einem Schlag zu Boden, sondern zündete bis tief hinunter im Süden, in Schwaben, wo doch ganz andere Menschen wohnten und ganz andere Herzen schlugen. In Schubart — der, wie wir von Zeitgenossen wissen, die Klopstock'schen Oden mit hinreißendem Schwung vortrug — weckte er eine ähnlich gigantische Art („Fürstengruft“, „Der ewige Jude“); und dann kam Schiller, eine ganz gleich angelegte, abstrakte Natur und kalte Drisflamme, wie der nordische Pathetiker, und schuf die heroische Theater-Sprache, den gestraupften Rothurn, das klirrende und rasselnde Pathos, das bis zum heutigen Tage die Dramatiker älteren Schlags nicht verlassen hat, Schule und Pennal unumschränkt beherrscht und in der Drisflamme zweiter Güte, Grillparzer, noch einmal die deutschen Nerven um die Mitte dieses Jahrhunderts aufzustacheln unternommen hat. Dies ist der eigentliche Klassizismus, wenn wir von Klassizismus reden — Goethe ist nie mit ihm in Berührung gekommen — und jeder junge oder alte Theaterdichter, der sich ansieht, ein sogenanntes historisches Drama mit schöner Sprache zu schreiben — heiße er nun Wildenbruch, Greif, Bleibtreu oder Gumpenberg — verfällt in das Klirren und Rasselrasseln der Schiller'schen Jamben, wird in Wahrheit Klopstockianer. Es ist ein Jammer um diese Heredität! —

Der absolute Gegensatz zum Klassizismus ist das Variété. Warum ich es gerade das Variété nenne? — Weil es einmal ein spezifisches Theater-Genre darstellt, und weil ich gerade das Eindringen dieses Genres in die seriöse Kunst auf allen Gebieten, auf dem Gebiete der Litteratur wie der darstellerischen und bildenden Kunst, hier besonders zu beleuchten gedenke. Was ist das Variété? Ich lasse mich absichtlich hier auf keine etymologischen Untersuchungen ein. Jeder weiß, daß die alten Programmzetteln der Pariser Singspiel-Hallen an der Spitze die Worte: „Théâtre des Variétés“ trugen, und jeder weiß, was ich meine, wenn ich heute vom Genre des Variété spreche. Was ist aber das Variété? Das Variété ist die absolute Charakterlosigkeit in der Kunst. So würde es der bezeichnen, der vom Standpunkte der Moral es zu begreifen versuchte. Für sich betrachtet ist es die absolute Naivität in der Anwendung der Kunstmittel; es ist die unverblümteste, weil gar nicht überdachte, Verwendung von Schminke und Puder, von Lippenrot und Wimpernschwarz, von Baufchröckchen und Trikots — ich rede bildlich — in der Kunst, und die hellste Freude, der kindlichste Enthusiasmus und das reinste Entzücken über den Erfolg — komme er, woher er wolle. Das ist Variété.

Ich will hier gar keine neue Kunstgattung einführen — ich meine den Begriff einer solchen — und gebe gleich hier von vornherein gerne

zu, daß das Genre des *décadent* vielfach das *Variété* berührt. Ich gebe aber folgendes zu bedenken: Das *décadent* ist viel jünger und hat sich fast nur in der Lyrik und Novellistik gezeigt. Das *Variété* dagegen beherrscht uns mindestens seit einem Vierteljahrhundert. Was ich aber besonders hier im Auge habe, das ist die enorme Publizität und Popularität, die das *Variété* von der Bühne aus genommen hat, von wo aus es auf uns alle gewirkt hat — was sage ich? — auf alle Sparten der Gesellschaft eingedrungen ist — was sage ich? — sogar unsere Ankläger und Verfolger bis zum letzten Staatsanwalts-Substituten und Unterrichter bis ins Mark hinein getroffen hat, alles durchwühlt und durchseucht hat.

Woher kommt das *Variété*? Ich will hier den Leser nicht mit ermüdenden literar- und theatergeschichtlichen Reminiscenzen plagen — in einer Sache, die sich nicht so klipp und klar entscheiden läßt. Ein Faden führt hinüber zum englischen Clown, und dieser geht zurück auf die „Englischen Koumbdianten“, die Ende des sechzehnten Jahrhunderts über die Niederlande bei uns eindringen (der norddeutsche „Pidelhering“ gehört ebenso wie der neapolitanische Policinello, oder der süddeutsche „Kasperl“ und „Hanswurst“, oder die jüngere „Staberl“-Figur, als reine Späsmacher, nicht hierher). Mit dem englischen Clown steht in Verbindung die englische Pantomime und ihre rücksichtslose Anwendung von Grausigkeiten und Groteskheiten. Aber, wie gesagt, nur ein Faden führt hinüber zum Clown; denn der Clown ist ebenso wie seine genannten europäischen Brüder vielfach bloßer Späsmacher. Das *Variété* ist aber weit entfernt von jedem billigen Spaß. Es ist weit eher das Gegenteil. Das *Variété* setzt sich meist auf eine seriöse Kunstform auf, oder tritt mit dem Anschein und dem Anspruch einer älteren, anerkannten Kunstgattung, deren Kleider es borgt, an die Rampe, um dann durch eine kecke *saltimbanquo*, eine Grimasse oder erotische Volte den Feierlich-Bestimmten, den Philister, zu überraschen, zu übertölpeln, und so Aufmerksamkeit und Beifall à tout prix sich zuzuwenden, wobei die alte, die mißbrauchte Kunstform in Trümmer geht. Es ist also ein ganz raffiniertes — wenn es mit Absicht geschähe! —, in jedem Falle den *brav' homme* tief verletzendes, zerstörend wirkendes Verfahren, welches die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erzeugt hat, und weit entfernt von der harmlosen Späsmacherei früherer Zeiten ist.

Ich will aber noch einen zweiten Faden in die Vergangenheit zu ziehen versuchen. Er führt uns hinüber zu Alfred de Musset und zu Heine:

„Himmlich war's, wenn ich bezwang
 Meine sündige Begier.
 Aber, wenn mir's nicht gelang,
 Hat' ich doch ein groß' Pläsir.“

Diese Verse enthalten nicht nur ein Beispiel, sondern die ganze Tendenz der Variétés-Form. Die ganze Lehre der christlichen Askese wird hier ad absurdum geführt; aber in den ersten zwei Zeilen wird sie aufgestellt und als wertvoll gepriesen; der Philister horcht auf und findet sich beim Weiterlesen gründlich dūpiert. Hier glaube ich die Wurzel des Variétés zu empfinden. Deutlicher wird es uns das folgende Citat zeigen:

„Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein schönes Schloß,
Da wohnen drei schöne Fräulein,
Von denen ich Liebe genosß.

Sonnabend läßt mich Zette,
Und Sonntag die Julia,
Und Montag die Kunigunde,
Die hat mich erdrückt beinaß.“

Hier wird das alte, vielfach variierte Volkslied:

„Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein goldnes Haus,
Da schaun wohl alle Frühmorgen,
Drei schöne Jungfrauen heraus“

und ebenso das feierlich gestimmte Goethe'sche:

„Da droben auf jenem Berge,
Da steh' ich tausendmal,
An meinem Stab gebogen,
Und schaue hinab ins Thal“

ganz naiv eingeführt, um sofort eine fast borbellmäßige, stark erotische Wendung zu erhalten. Es ist aber vom Dichter gar nicht frivol gemeint, sondern ganz naiv, in voller poetischer Frische hingestellt. Es wirkt nur frivol auf den Philister, und in dem Moment, in dem er es liest, geht für ihn die naive Kunstform des alten Volksliedes in Trümmer. Hier finde ich nun das Charakteristikum des Variétés. Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, den Leser zu überzeugen.

Ich glaube gern, daß Uhland und besonders Mörike, wie die ganze schwäbische Dichterschule, in Heine ihren Todfeind haßten, und ihn, dem Berühmteren, die Aufnahme seines Porträts in ein Heft einer damaligen Revue verweigerten. Er hat ihnen die Basis ihrer Dichter-Existenz zerstört. Mit der Wirkung des Volksliedes, welches besonders Mörike mit solcher Meisterschaft handhabte, war es nach 1830 in Deutschland vorbei. Das ging noch in der Schule und auf Gymnasien, wo Uhland einzig seine staatlich gezüchteten Auflagen errungen hat, aber im Salon herrschte Heine unbeschränkt. Goethe hätte ihn ebenfalls mit seinem Haß beehrt,

wenn er ihn besser gekannt hätte. Daß der junge Düsseldorfer ihn als Lyriker für den Rest des Jahrhunderts abthun würde, diese Ahnung blieb dem Achtzigjährigen erspart. Ich glaube gern, daß Gödcke — Gott hab' ihn selig, diesen Philister! — von Heines Lyrik nur per „Prostitutions-Poesie“ sprach. Diese Universitäts-Professoren meinen nämlich, die Kunst sei dazu da, damit sie Fußnoten schreiben und „Grundrisse“ anfertigen können, um sich dann nach sauer vollbrachter Lebensarbeit mit verklärter Miene und mit dem Zähringer Orden geschmückt in den Sarg zu legen. — Ich glaube schließlich gern, daß noch in unseren Tagen Stöcker und Treitschke den toten Heine als „Judenjungen“ mit kräftig germanischer Faust abzubeuteln suchten, denn sie wußten wohl, daß dieser feine Artist und internationale Parlöté-Künstler auch ihnen die Basis für ihr großdeutsches Maulhelbentum entzogen hatte. Das Publikum kümmert sich wenig um solche Zornesausbrüche. Es wählt sich seine Lieblinge nach eigenem Ermessen. Und es wählt diejenigen, die ihm gefallen. Mit der Kunst und mit der Lyrik geht es wie mit der Mode und der Krinoline. Die Pfarrer mochten noch so sehr über diesen „Teufelsläufig“ schimpfen, er umschloß sie alle, und fuhr fort, sie zu umschließen, bis die letzte Fabrikarbeiterin außer ihrem einzigen Rock eine Krinoline trug. Und als sie nicht mehr gefiel, kam die robo collanto. In der Kunst wie in der Mode entscheidet nicht, was sich schickt, sondern was gefällt.

Doch ich komme ab. Ich wollte nur einen Faden herüberziehen von Heine zu dem uns heute alle beherrschenden Genre des Variété. Ich muß nun zu diesem Genre und seiner Entstehung in unseren Tagen selbst kommen. Deun das Variété ist keine Kunstform, keine Kunstpoesie, die wir aus den Händen des seriösen Künstlers, des Dichters oder des Gelehrten bekommen hatten, sondern ist Volkspoesie, die wir aus den Händen des Groteskomikers, der Chanteuse (oder, wie man auch sagt: Chansonnette — das Lied für die Dame gebraucht), des Buffo, des Musical-Clown, kurz, aus den niedrigsten Spielhallen bekommen und spiritualisiert haben.

Es war, ich erinnere mich noch heute — es mögen an die zwanzig Jahre her sein —, als ich als blutjunger Mensch in einer größeren Residenzstadt zum ersten Mal das soeben eröffnete — es hieß zufällig auch so: — Variété-Theater betrat. Die Bühne war im Freien aufgestellt, ein einfacher, improvisierter Holzbau, mitten unter prächtigen Baumgruppen, und es war ein milder, lauer Sommerabend. Das Orchester begann ein stimmungsvolles Vorspiel, und der Vorhang ging in Höhe. An die Rampe trat ein hübsches, junges, englisches Mädchen im weißen, halblangen Musselinkleid und ausgeschnittener Taille. Reiche Goldlocken fielen über die Schulter. Es war eines jener Gesichtchen, die halb schmollen, halb neckisch sein können,

wo aber die Jugend die Knospe der Liebe noch nicht hat aufbrechen lassen. Ein Sonnenglanz und ein Kinderglück! Ich glaubte, sie werde „Die letzte Rose“ oder etwas ähnliches singen. Und die Stimmung war die wie etwa beim Vortrag eines Mendelssohn'schen „Liedes ohne Worte“. Sie aber sang plötzlich:

„Ich bin so kitzlig,
ich bin so kitzlig,
ha ha — ha ha!
ha ha — ha ha!
Ich war noch niemals so kitzlig wie heu — ta,
ha ha — ha ha!
Ha ha ha — ha ha ha!“

dabei zitterte sie und strampfte mit den Beinen, als wäre sie plötzlich von der Nesselsucht befallen und ihr hübsches Gesichtchen verzog sich zu sauer-süßen Grimassen und Verzerrungen; dann fügte sie während eines stürmischen Orchesterpiels rasch einen sogenannten horn-pipe (englischen Matrosentanz) an, stampfte am Schluß mit unerwarteter Wucht am Boden und zeigte mit einem schnellen Ruck unter der aufgehobenen Musselin-Hülle ein schlankes, mit prachtvollen himmelblauen Trikots bekleidetes Bein. Dann trat sie zurück, und im Nu hatte ihr Gesicht wieder den kalten, eisigen Ausdruck der unberührten Unschuld, des schlichten Kinderglücks angenommen. Und soviel Vorwurf lag jetzt in dem süßen Kinderauge, als wollte sie sagen: Glauben Sie mir, diese hellblauen Trikots tragen alle jungen Mädchen in England schon in der Schule, es ist gute Halbsaie, und sie sind ganz neu; Sie werden es mir wohl glauben, wenn es ein fünfzehnjähriges Mädchen Ihnen sagt; sie sind eben ganz neu und jucken fürchtbar; es ist der einzige Grund, und hier allein liegt die Quelle meines Liebes; denken Sie ja nicht schlecht von mir, es kommt jetzt gleich der zweite Vers. — Es kam der zweite Vers, irgend ein englischer song, ich habe vergessen, welcher, und dann wieder der stachliche, obscöne Refrain mit grausamen Hüftenbewegungen: „Ich bin so kitzlig — ha ha, ha ha!“ und an einer Stelle, ich vergesse an welcher, durchbrach sie selbst diese Kunstform eines lobberhaften Refrains, sprang ganz vor an die Rampe und schrie mit dem Ausdruck des entsetzlichen Kinderschmerzes halb im Recitativ: „Ich bin heute wirklich so kitzlig und mir ist so mollig!“ dabei schaute sie wieder mit dem tiefvornurfsvollen Blick unter die Zuschauer, spreitete die Arme weit auseinander wie zum Gebet, bückte sich tief vor, so daß die leuchtenden Kugeln ihrer Brüste sich weit den Gästen offenbarten und hestete endlich ihren Blick auf den blonden, jungen ersten Geiger, dessen Wange eine flammende Röte überstieß

Ich war damals noch jung und konnte nicht scharf beobachten. Aber

ich sah, daß dieser und jener, und der da und jener dort unter den Gästen sich umwandten und in einem trüben Glas Bier ihre Verlegenheit und ihre Scham verbargen, während ein Herzenschuß von Gruseln ihnen durch das Rückenmark stob. In meiner Seele aber ward damals der kleine Lutherische Katechismus in tausend Fäden zerrissen, und keine Macht der Welt hat ihn seit der Zeit wieder zusammensetzen können. —

Das war damals Variété, und dieser uns allen heut ganz geläufige Empfindungs-Kontrast ist es, den ich als Kunst-Genre unter diesem Titel präcisieren möchte. Was war geschehen? Wieder war, wie bei Heine, eine althergebrachte, uns geläufige ästhetische Form dazu benützt worden, um eine neue, freche Blüte darauf zu okulieren, und dieser vom Thäter naiv unternommene Prozeß wirkte beim Beschauer destruktiv in seinem bis dahin fromm gehegten Empfinden. Das engelgleiche, süße Mädchenantlitz hatte in uns fromme, sentimentale Empfindungen geweckt, als plötzlich bordellhafte Bewegungen in unser Herz brachen, und das junge Ding mit ihrem „Ich bin so kitzlig! — ha ha, ha ha!“ und nicht einmal Zeit zur Entrüstung ließ, sondern uns sofort weiterpeitschte und überzeugte, daß es nur auf unsere Nerven abgesehen sei und wir absolut keinen Grund hätten, ihr persönlich böse zu sein. — Ich weiß nicht, ob es mir diesmal beim Leser gelungen ist — aber für mich ist das: Variété.

Woher kam nun diese neue Empfindungs-Qualität? Dieser ästhetische Prozeß, der von einem naiven Zerstörer unternommen wird in der Absicht, oder doch mit dem Resultat, daß dem Philister das Herz bricht? Ein deutsches Mädchen hätte das damals gar nicht singen können. Im Jahre 1870 gab es in ganz Deutschland nicht ein einziges Mädchen, welches diesen naiven Prozeß in ihrem künstlerischen Juneru durchgemacht hätte, um dergleichen auf die Bühne zu bringen. Ich rede hier nicht von den alten süddeutschen Singspielhallen mit ihren humoristischen Couplets, nicht von den Guschelbauriaden in Wien oder von den Tyroler Sängern, die mit faulsticken Waden und dem am Nockende gesalbelten Kleid sich auf die Bühne prokten und im tiefsten Gutturaltone uns versicherten:

„Du bist mei Haab Tyrol!
du bist mei Vaterland,
das isch mir wohlbelannt“

oder Wunder was für Lieblichkeiten vom „Grüaberl im Rinn“ zu erzählen wußten. Ich rede von Variété. Das gab es damals in Deutschland nicht. In England gab es das aber nicht nur, sondern dort wurde bereits für den Export gearbeitet, wie die kitzlige Miss, die bereits deutsche Lieder lernte, bewies. Als das neue Genre bei uns zum erstenmal bekannt wurde, erklärten ernsthafteste Leute, daß wir unmittelbar vor dem Weltuntergang ständen;

denn wenn diese Kunstrichtung sich einbürgere, so könne es nur mit dem gleichzeitigen Untergang alles „Edlen, Wahren und Guten“ einhergehen; das werde aber Gott doch nicht zulassen. Und damals in jener Vorstellung, als die Miß in den himmelblauen Trikots geendet hatte, drehte sich ein Herr in meiner Nachbarschaft um, überblickte den Zuschauerraum und sagte laut zu seinem Freunde: Eine anständige Dame hätte sofort, nachdem die Engländerin begonnen, aufstehen und den Garten verlassen müssen, wenn sie nicht selbst hinsichtlich ihrer Moral in einem falschen Licht erscheinen wollte. — Heute, wissen wir, ist das Variété, das spezifische Genre des Variété, — nicht nur das Singspiel-Hallen-Theater im allgemeinen — der beliebteste und gesuchteste Kunstgenuß geworden für die besten Gesellschaftsklassen in allen größeren Städten und die einzige wirklich ernsthafte Konkurrenz für die großen Theater-Unternehmungen.

Wie aber kommt England, dieses spröde und sittenstrenge Land voll Nebel und Grundsätze, dazu, ein Kunstgenre bei sich zu pflegen — mit großem Aufwand, unter der feinsten Bevölkerung, unter Zuhilfenahme von Halbseide und Musselin und Verwendung des feinsten Menschenmaterials — das ihren puritanischen Anschauungen, ihren Milton und Bunyan, direkt ins Gesicht schlagen muß? —

England war für uns immer das Land der Überraschungen, der Graufigkeiten, des Gespensterhaften und Grotesken. In seiner insulären Lage und jahrhundertelangen Abgeschlossenheit hatte es Zeit, die tiefsten Regungen der Volksseele zu leibhaftiger Anschauung auszubilden. Nirgends hat der second sight, das „zweite Gesicht“, so tiefe Wurzel geschlagen. Der Clown, dieser angegipste Mensch, dieses bleiche Gespenst, ist eigentlich der Mensch gewordene second sight, der leibhaftige Tod; man glaubt an ihn, an das Erscheinen des Gespenstes, und stellt es personifiziert mitten in den Circus, damit die geängstigte Menschheit sich einmal gründlich auslachen kann und sich so vom Druck befreit. Das ist echt englische Praxis. Der englische Clown, der Ende des sechzehnten Jahrhunderts mit den „Englischen Komödianten“ zu uns herüber kam, muß doch schon damals ein aparter, von seinen festländischen Brüdern und Spaßmachern ganz verschiedener Gefelle gewesen sein, sonst hätte er nicht das große Aufsehen machen können; alle Berichte aus damaliger Zeit sind aber voll von erstaunenden Aussprüchen über die totenbleichen, angegipsten Menschen, die sich bei den englischen Truppen finden. Dieser Clown, ein gutmütiger Spaßmacher, der sich mit Gips anschmiert und den „Geist“ darstellt, um das Publikum nach dem ersten Grausen, sei es durch Augenzwinkern, sei es durch feiges Davonlaufen, sobald sich auf der Bühne für ihn eine Gefahr ergibt, zu einem Ausbruch frenetischer Heiterkeit zu veranlassen, ist doch eigentlich schon

ein köstliches Stück Variété. Er stellt den Tod dar und zerstört im nächsten Augenblick durch sein allzumenschliches Benehmen den ganzen Eindruck dieser abstrakten Persönlichkeit in der vor Lachen erschütterten Menschenbrust. Aber die Pantomime — eine nur in England und Amerika gepflegte Kunstgattung — ist eigentlich nichts anderes als eine Fortsetzung der Clowns-Späße und bezweckt nichts anderes, als um Weihnachten und Neujahr, die Zeit der kürzesten Tage, wo Gespenster eine Prädilektions-Gelegenheit zum Erscheinen haben (siehe Dickens, Christmas-Carols), den Kindern die Gespensterfurcht durch Lächerlichmachung und groteske Vorstellungen der Gespenster selbst auszutreiben. —

Es kommt aber noch etwas hinzu: In England, einem Lande, wo das sogenannte „ewig Wahre, Gute und Edle“ nicht nur wie in Deutschland abstrakte Begriffe sind, die jeder aus der Westentasche zieht, wenn er sie gerade braucht, ohne daß sie einem was kosten, sondern wo, wie Johannes Scherr einmal sagt, honesty, respectability and sincerity eine fürchterliche Trias der Sittlichkeit bilden, seuerfpeidend und verderbenbringend für jeden, der sich ihnen in der Öffentlichkeit nicht unterwirft — siehe das Autodasé, welches an Byron verübt wurde — in einem solchen Lande muß es, besonders dann, wenn dessen Bevölkerung mit einem Übermaß von grausamen und barbarischen Instinkten gesättigt ist, eine Institution geben, wo alles das nachgeholt und ausgelebt wird, was der Panzer der Sittlichkeit in der Brust verschlossen hielt. Dazu dienen nur die Klubs, die Pantomimes, die Cirkusse, die Hähnenkämpfe, die Wettrennen, die athletischen Vorstellungen, die Music-Halls, die Eccentric-Theatres, Punch und seine Familie, der nicht nur als Witzblatt, sondern auch als Kasperl-Theater in vielen Hunderten von Miniatur-Bühnen jahraus jahrein durch London zieht und bei Jung und Alt in den Häusern Privatvorstellungen giebt. Man braucht nur einen Blick in die Bücher des berühmten Karikaturisten Cruikshank zu werfen, um zu sehen, wie reich das englische Gemüt mit Witz, Fun und grausamen Späßen überladen ist. Hier ist nun Gelegenheit sich auszutoben, hier darf sich Jugendlust und lecker Witz gebärden, hier wird jene überflüssige Moral zerstört, wie sie durch endloses Hymnensingen und Anrufen von „Ishiesus Kraist“ (Jesus Christ) die gesunde Menschennatur vergiftet hat; hier wird nichts geschont, weder Göttliches noch Menschliches, weder Regierung noch Monarch, weder Heiliges noch Profanes; alles wird mit dem gesündesten Natursinn, mit der ursprünglichsten Naivität und unter Ausbrüchen von Heiterkeit auf Menschliches, auf Allzumenschliches zurückgeführt. Ja, die Heuchelei selbst, von der man sich eben erholt, von der man sich eben gerettet hat, wird, wie der gespenstige Tod durch den Clown, persifliert auf die Bühne gebracht, überall

herumgezeigt, darf ihr Sprüchlein sagen und wird applaudiert. Hier finden wir nun merry old England, und hier ist die Quelle für das Variété-Genre, jenes Genres des naiven Zerstörens durch die Kunst, welches Anfang der siebziger Jahre — ach! in so großer Verdünnung — nach Deutschland hinüberkam und dort als gold-blonde Miß mit himmelblauen Trikots sang: „Ich bin so figlig! — ha ha, ha ha!“ —

Noch ein Wort über Amerika. Amerika hat kein Mittelalter, es hat keine Tradition, es hat keinen Shakespeare. Es ist ein Goldgräberland mit einer Goldgräberbevölkerung und Goldgräber-Grausamkeiten und -Instinkten. Was bleibt einem solchen Land im Hinblick auf die Kunst übrig? Der Vogel, der kein eignes Lied hat, macht wenigstens die Lieder der anderen nach und verhunzt sie. Das that Amerika. Es übernahm die Rolle der Spottdroffel. Die berühmteste amerikanische Schauspielertruppe, die ich während meines Aufenthaltes in England kennen lernte, verdankte ihren großen Ruf einem Kerl — der den englischen Schauspieler Irving imitierte. Und dieser Kerl war der star der Gesellschaft. Irving hatte schon seit einigen Jahren auf amerikanischen Tournées den Yankee die besten Dramen Shakespeares in musterhafter Darstellung vorgeführt. Das reizte nun die spottfüchtigen Leute. Und sie stellten nun irgend eine Handlung zusammen, in der Hamlet, Richard III. und Macbeth in den tollsten Situationen verwendet wurden, und als — Irving austraten. Hamlet trat als Irving auf! Es war eine Geschichte zum Totlachen. — Merkt der Leser nicht hier schon den Geruch des Variété! — Es war keine Satire; beileibe nicht! es war regelrechter Fun, Spaß.

Aber das Spottdroffeln kann eine seine Kunst werden, und seine zerstörende Kraft ist für das gesamte gesellschaftliche und öffentliche Leben von unnennbarer Wichtigkeit. Hier eine echtamerikanische Scene, die ich ebenfalls in London beobachtete: In einer Sing-Spielhalle zweiten oder dritten Ranges erhebt sich der Vorhang. Wir erblicken eine Gerichtsscene. Alles in seriöser, düsterer Spannung. Das neugierige, aus konfiszierten Galgenwögeln bestehende Publikum hat sich auf der einen Seite hinter einer Barriere bereits eingefunden. Der Angeklagte, ein ziemlich lumpiger Kerl, wird, von Puffen und Stößen des policeman traktiert — got along! — hereingeführt. Jetzt erscheint auch die jury, impassibel und im strengsten Stil, dreiköpfig, tief in Talare, Krausen und Perücken versenkt. Der Vorsitzende beginnt, in einem Tone: man glaubt die Schreien eines ägyptischen Totengerichts sich eröffnen zu sehen: „Sie sind wegen schweren Bankraubs angeklagt!“ — Angeklagter: „Yes Sir! I'm so poor!“ (Ja, — ich bin so arm.) — (Fürchterliche Grimasse des Richters.) — Vorsitzender: „Sie haben sich gegen göttliche und menschliche Gesetze schwer versündigt!“ —

Angeklagter (beginnt zu zittern und zu wimmern): „I'm so poor!“ —
 Vorsitzender: „Haben Sie die That allein begangen?“ — Angeklagter
 (fängt zu weinen an; der policeman haut ihm mit dem Gummischlauch
 über den Kopf und bringt ihn zur Besinnung): „Yes Sir! Ganz allein.
 I'm so poor.“ — (Die jury knirscht mit den Zähnen und läßt ein tiefes
 Grunzen hören, welches vom Publikum mit beifälliger Entrüstung aufge-
 nommen wird.) Vorsitzender: „Wie ging die Sache zu? Wo waren Sie
 am vorhergehenden Abend? Wo haben Sie sich herumgetrieben? Erzählen
 Sie!“ — Angeklagter (noch immer zitternd): „Well — ich war bei meinem
 Freund Jones zum Abendessen . . .“ — Vorsitzender (wird aufmerksam):
 „What for a Jones was he?“ (Was für ein Jones war das?) — Ange-
 klagter (fühlt sich etwas besser): „Well — es war ein gewisser William
 Jones.“ — Vorsitzender (immer aufmerksamer, stützt die eine Hand auf,
 als wolle er sich erheben): „What for a William Jones was he?“ (Was
 war das für ein William Jones?) — (Jones ist der häufigste Name in
 England und der Vorname „Wilhelm“ daher noch gar keine nähere Be-
 stimmung.) — Angeklagter (fühlt sich immer besser): „Well — it was the
 fisherman William Jones.“ (Es war der Fischer William Jones.)
 — Vorsitzender (mit immer hellerem Gesicht, schiebt die Akten von sich):
 „. . . . Fisherman William Jones? — — Wat for a fisherman
 William Jones?“ — — Angeklagter (immer erwartungsvoller): „Well
 — he lives in the Nightingale-Street Number so and so . . .“
 (Er lebt in der Nachtigallstraße Nummer so und soviel) —
 Vorsitzender (mit überwältigtem Gefühl, erhebt sich): „Well — that's
 my best friend!“ (Das ist mein bester Freund.) — (Man muß wissen,
 daß das Freundschaftsverhältnis in England zwischen Männern ein viel
 stärkeres, verpflichtenderes ist, als in Deutschland.) — Angeklagter (wie
 umgewandelt): „Oh, is he?“ (In der That?) — Vorsitzender (verflärt,
 verläßt den Richterstuhl, geht auf den Angeklagten zu): „Oh, I am so
 glad to meet you!“ (Ich bin entzückt, Sie zu sehen.) — Angeklagter
 (beginnt, die Situation zu übersehen, seine Stimme wird fester): „. . . . oh,
 you are very kind“ (Sie sind außerordentlich liebenswürdig.)
 — Vorsitzender (ganz bürgerlich): „Oh, look here, have you had
 dinner this day?“ (Was ich fragen wollte: Haben Sie schon Mittag
 gegessen?) — Angeklagter: „Not for a halfpenny!“ (Nicht 'ne Faser!)
 — Vorsitzender (lachend): „Well, come along, have a drink!“ (Also
 vorwärts, kaufen wir uns 'n Schoppen.) — (Beide verlassen einge-
 henkelten Arms die Bühne.) Das Gerichtspublikum fängt zu grunzen und
 zu randalen an. Der policeman schwingt jetzt seinen Gummischlauch
 gegen dieses und haut Köpfe und Buckel windelweich. Die beiden anderen

Richter verlassen mit eingezogenen Köpfen, die Akten unter dem Arm, den Saal.

Man sieht, eine feine Verfilzung auf das englische Gerichtswesen und die unerlaubten Einflüsse der Freundschaft. Und man könnte fast an eine reine Satire glauben, aber es kommt etwas hinzu, was der ganzen Scene einen anderen Charakter giebt, und das ist, daß alle Mitspielenden als Pseudo-Neger, als angemalte Schwarze, auftreten, was dem Ganzen einen äußerst komischen, die satirische Tendenz fast verwischenden Charakter giebt, und den von Haus aus doch so ernsten Vorgang fast in die Sphäre des Variété hebt.

Doch ich muß hier zunächst etwas über das „Nigger“-Element sagen; über den Einfluß, den der Neger von Amerika aus über England ganz leise und unsichtbar durch das Variété und das Grotesk-Komische auf unsere Kunst genommen hat. Ein doktrinärer Ästhetiker wird hier vielleicht verwundert den Kopf schütteln. Er würde aber nicht mehr den Kopf schütteln, wenn er einmal in London gewesen wäre und hätte dort gesehen, wie der beste Männerchor, den diese City besitzt, sich jeden Abend im feinsten Stadtteil, in Piccadilly, unter dem Namen der Moore and Burgess Minstrels ungefähr zweihundert Mann stark als angestrichene Schwarze, als Pseudo-Neger, unter großem Zulauf produziert. Warum, wird der Leser fragen, streichen die Leute sich an? Warum singen sie nicht in ihrer natürlichen Hautfarbe? Zumal es sich hier gar nicht um excentrische Vorstellungen, sondern um den Vortrag von teils ernsten, teils fröhlichen Liedern handelt? —

Alles das kommt von Amerika herüber. Der Neger besitzt nämlich eine außerordentlich feine musikalische Begabung. Und nicht nur das, er hat auch ein außerordentliches imitatorisches Talent. Es giebt kaum etwas, was der Neger hört und nicht sofort nachzuahmen versuchte. Aber mit der Einschränkung: daß er Allem eine persönliche, ins Komische getriebene Note aufdrückt. Er ist die wirkliche Spottdroffel unter den Menschen. Man kann aber seinem Viede nicht böse sein; so erheiternde und schelmisch-liebenswürdige Züge weiß er seinem little song zu geben, obwohl er eigentlich dabei das Original-Lied zerstört und dessen rein-poetische Wirkung aufhebt. Er ist also sozusagen das personifizierte Variété-Genre. Geradezu phänomenal muß des Negers Begabung für das Rhythmische genannt werden. Ich habe niemals eine derartige ins Gehör fallende, den Menschen zum Mitsingen und Mitsingen geradezu zwingende Wirkung verspürt, als bei einer Produktion von etwa einem bis zwei Duzend Neger auf offener Straße in London abends bei Fackelbeleuchtung unter diskreter Begleitung von Castagnetten und Tschinellen. Die Negertänze sind ja in der ganzen Welt bekannt.

Was ergibt sich nun aus dem allen? Daß die niggers in Amerika die beliebtesten music-hall-singers geworden sind und ohne ihre aus den schärfsten Farben-Kontrasten bestehende Silhouette wirklicher Fun und Spaß auf der Singspiel-Bühne nicht mehr denkbar war. Was ergab sich aber hieraus mit der Zeit für die amerikanischen Artisten? Daß sie, um leichter engagiert zu werden und gleich zu Beginn des Auftretens einer gewissen schlagenden Wirkung sicher zu sein, genötigt waren, sich schwarz anzustreichen. Und nun ergoß sich diese ganze teils echte, teils geschwärzte Neger-Gesellschaft nach England und hat von dort den Weg auf unsere Singspiel-Bühnen gefunden. — Und nun begreifen wir, wie der beste, auf allabendlichen Besuch rechnende Sänger-Chor in London, der nicht gerade auf den Vortrag von Händel erpicht war, sich allabendlich schwarz färbt. Und ich kenne einen jungen, sehr talentierten Akademiker, der noch nicht den Weg zum großen Kunstmarkt gefunden hat, und der, um das nötige Kleingeld zu ergattern, jeden Abend auf einer Variété-Bühne als „Schnell-Zeichner“ austritt und — sich dabei schwarz färbt; worauf er doch ohne das Vorbild der englischen und amerikanischen Artisten kaum gekommen wäre. —

Aus dieser Mischung und Verührung von echten und falschen Negern in Amerika ergab sich aber nun eine Menge neuer Variationen und Groteskheiten, die in so freien und in Bezug auf die Wirkung strupellosen Ländern wie Amerika und England unausbleiblich ist. Der Pseudo-Neger imitierte jetzt wieder den echten Neger und perfisierte ihn, nicht so sehr in dessen Eigenschaft als singer, als in dessen Erscheinung auf der Straße, im gewöhnlichen Leben, wo ja der nigger schon durch seine Neigung, so elegant wie möglich zu gehen, durch seine Vorliebe für weißeste Wäsche, bunteste Krawatten, spiegelblanke Knöpfe, grelle Westen und Beinleider, Lackschuhe u. dergl. an und für sich und unabsichtlich eine grotesk-komische Figur bildet. Und auch hierin erzielten die Pseudo-Neger auf der Bühne wiederum den größten Erfolg. Ich erinnere hier an einen kleinen Zug, der überall der größten Wirkung sicher gewesen ist. Viele Besucher unserer Variété-Bühnen werden sich erinnern, Pseudo-Neger auftreten gesehen zu haben, die unter anderer komischer und vertrackter Kleidung einen Cylinder auf dem Kopfe trugen von der winzigen Größe eines Würfelbeckers oder einer Kaffeetasse. Was hatte das zu bedeuten? Sehr einfach: Der echte nigger trug natürlich in seiner Nachahmungssucht und Neigung zur Eleganz auf der Straße, wenn er konnte, stets den feinsten Cylinder, und zwar, um die Kontrastwirkung zum Gesicht herzustellen, in perlgrau. In Amerika wird aber alles fertig in den Läden gekauft. Für seinen Riesenschädel, der noch durch das Wollhaar multipliziert wurde, fand

unser Neger aber keinen passenden Hut, gar in der seltenen Nuance in perlgrau. Ohne Cylinder that er es aber nicht. Er nahm also den nächstpassenden und stülpte ihn auf den Kopf, so gut es ging. Nun war die komische Wirkung natürlich da, denn jedermann sah, daß der Cylinder zu klein war. Und der Pseudo-Neger, der ihn dann imitierte, ihn als komische Figur auf die Bühne brachte, verjüngte diesen tragikomischen Cylinder natürlich immer mehr, bis er zuletzt zu der Größe eines Wasserglases zusammenschrumpfte.

Doch ich wollte von dem Variété-Genre des Negers sprechen: Vor etwa zehn Jahren saß ich wieder in einem der besseren Tingel-Tangel einer unserer Großstädte, und auf dem Programm stand als dritte Nummer: „Comical Nigger Gebirgs-Trio from the mountains, vory fino! zum ersten Male in Deutschland.“ Der Vorhang ging in die Höhe, und heraus kamen drei schwarze, schlanke angefrischene Amerikaner in einem Aufzug, der nichts Gutes ahnen ließ. Sie hatten echte Tyroler grüne Hüte auf mit Spielhahnfeder, die auf diesen Gesichtern saßen wie Edelweiß unter Kopfsalat, Lodenzoppe, den bekannten gestickten, grünweißen Gürtel „Mit Gott für Kaiser und Vaterland“, kurze leberne Hosen, schwarze Kniee, Wadenstrümpfe und Gebirgschuhe. Vorne am Bauch hing jedem eine funkeluagelneue Gitarre am grünen Band. Oberländer zeichnet manchmal in den „Fliegenden Blättern“ Berliner Gebirgsfeger, schlanke Jünglinge, an deren anämischen Fleischteilen Tyroler Kostüme baumeln und nach Waden und Muskeln schreien — so ungesähr mag es ausgesehen haben, nur, daß hier alle Hautteile schwarz waren. Und nun begann es mit schwarzen Fingern zwischen den Saiten zu zittern und mit englischem Accent:

„Über Berg and Thal
Rauscht a Wohar Fall

daritteltda — pschaaaaah — juhääää — halooh — come along! — Johnny! — how do you do? — how are ye getting on? — come along: — ha — haha — haha! — ha — haha — haa! — pschaaaaah — that's it“ — Es war eine Mischung von französischem Jodler, Sauerkraut und Plumpudding, ekekutiert von gebledten Zähnen und rauchenden Stimmbändern; dann kam die reizende Stelle:

„Dort am stillen Platz
Wohnt mai lieber Schatz“

ebenso verhunzt; zuletzt, als der große Jodler-Refrain einsetzte, eilten sie vor an die äußerste Rampe, kosteten sich förmlich übers Orchester mit Plärren und falschem Gejodel aus und schrieten unter fürchterlichen Anstrengungen, bis sie scheinbar erschöpft zusammenbrachen. Dann lästeten

sie die Tyroler Hütchen, gingen in stummen Heldenschritt auf einander zu, schüttelten sich die Hände, als hätten sie den „Herzogenstand“ eine Viertelstunde durchs Thal geschleift, und rüsteten sich zum zweiten Vers.

Das Publikum war ansangs starr über diese brutale Kraftleistung, bis es endlich merkte, um was es sich handelte; dann brach es in ein entsetzliches Gelächter aus. — Um was handelte es sich?: Die Tyroler Achensee-Gesellschaft Rainer und ihre vielen Nachfolger hatten fast durch ein halbes Jahrhundert hindurch derartig die Amerikaner Winter für Winter mit ihren S'fangeln und Jodeln gequält, daß endlich die niggers auf die Idee kamen, durch Imitieren und Parodieren derselben ihre Landsleute zu überraschen und damit offenbar einen Meister-Coup an überwältigender Komik auszuführen. Man denke sich eine nigger-Gesellschaft als Tyroler Sangesgruppe! Ja, wahrscheinlich schlugen sie damit die echten Tyroler gänzlich aus dem Felde. Natürlich spielte hier das am häufigsten gehörte, in seiner ursprünglichen Einfachheit fast an Goethesches Naturgefühl erinnernde, überaus liebliche „Über Berg und Thal“ eine Hauptrolle; natürlich wurde es vollständig zerstört. Aber naives Zerstören ist ja das Wesen des Variétés. Von den niggers übernahmen es dann die Jankees, die Amerikaner selbst, und machten nun durch weitere Übertreibung aus dieser music-hall-Nummer eine derartige Spottgeburt aus Dreck und Feuer, daß selbe, als sie wieder über das Wasser zu uns zurückkam, kaum mehr erkannt wurde. Und doch war dabei das eigentlich Wesentliche an der Nummer, das Auftreten der Tyroler als Neger, von derartig prädominierender komischer Wirkung, daß jede etwa vorhandene spottfüchtige Absicht niedergeschlagen, und das Ganze in die heitere Höhe des Variétés-Gentes gerückt wurde. Und dieser Variétés-Komponent war eben hier der nigger.

So hat uns denn im Laufe der letzten zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre eine Kunstrichtung aus einem kunst-barbarischen Lande, ja ein Klaffentypus, den Blumenbach quoad Kunst wohl eher noch zu den Tieren gerechnet hätte, leise und langsam beeinflusst, und ist still und behutsam in unsere Art zu sehen, zu hören, künstlerisch uns zu freuen, an Groteskheiten ästhetisches Gefallen zu finden, eingedrungen, in einer Weise, angesichts derer einem Klassizisten wie Grillparzer oder Kleist die Haare zu Berge gestanden hätten. Ein naiver Leser wird mir hier vielleicht entgegenen: Aber wie können Sie denn zwei so verschiedene Arten künstlerischen Gebahrens, wie Variétés und Grillparzer, wie einen klassischen Monolog auf hohem Rothurn und einen nigger-dance in Verbindung bringen? Die haben doch nichts miteinander zu thun! Das sind zwei künstlerische Richtungen, die nebeneinander einhergehen! — Ja, wer das glaubt, der ist allerdings noch ein

naiver Beschauer in unserer Welt und hat keine Ahnung von den geheimen Wegen, auf denen sich unsere Nerven verändern und unsere Geschmacks-Centren bilden, hat keine Ahnung von den Eingangspforten, durch die sich Licht, Luft, Geruch, Formen- und Farben-Spiel einer abendlichen Vorstellung mit ihrer Mischung von feltamen Tönen, kindlichem Schmachten und erotischem Jauchzen tief in unsere Nerven einbohren, und bis zu den letzten Tiefen der Entstehung unseres künstlerischen Geschmacks vordringen. Es ist nicht gleich, ob wir eines Abends statt in Goethes „Iphigenie“ zu den Hulino-Brothers, den musical clowns, oder zu den Barrison sisters gehen. Wer abends den serpentine-dance mit seiner berückenden Mystik gesehen — auch er kommt aus Amerika — kann am nächsten Morgen nicht ruhig an seinem „sünften Akt“ in klassischem Stiefel weiter-schreiben. Er hat von dem neuen Stoff — Gift nennen es die Orthodoxen — er hat vom Variété gekostet. Ein Wirbel erfasst ihn. Und wohl ihm, wenn der Gährungsprozeß beginnt. — Ich gehe noch weiter: Ich glaube, in uns allen modernen Menschen, schreiben, malen, musizieren sie, was sie wollen, steckt tief im Herzen, gehütet und belächelt wie ein liebliches Vogel-nest, dessen Gezwitscher bald aufkriegen wird, das Variété mit seinen feltamen Formen, seinen Kinderlauten, seinen Berrücktheiten, seinem: „es ist doch zu arg!“, seinem Krank- und Hilflossein, seinem Aus-Verzweiflung-Sich-Schminken, seinen Übertreibungen und Selbstnählichkeiten, seiner clownhaften Totenblässe und seinen Verzerrungen. Und dies alles ist längst in unsere Produktion übergegangen.

Und der Klassizismus mit seinem Stelzen-Gebahren und Jamben-Gerassel, seinen steifen Masken und gefrorenen Gefühlen, seinen Schiller- und Grillparzer-Preisen wie seiner Goethe-Verehrung ist einzig und ausschließlich in die Schüler und Philologenköpfe verdrängt, wo man nicht empfindet, sondern auswendig lernt, nicht mit dem Herzen betet, sondern Litaneien spricht.

Man nehme einmal den künstlerisch einflußreichsten, populärsten Maler heute in Deutschland: Stuck. Ist das in ihm Wirkende, auf seinen Bildern uns Gefaugennehmende, trotz aller Neger-Brutalitäten und schreienden Vortragsweise uns Bezwingende und Anlockende, bei aller Wucht Kindliche, bei aller heftigen Sinnlichkeit doch Liebenswürdige, ist dieses Ferment, dieser Tropfen Öl, der das Ganze parfümiert, ist das nicht Variété? Variété im besten Sinne? Muß ich hier noch beweisen? Oder darf ich mich auf das Gefühl des Lesers verlassen? — „Schlimm! — höre ich einen Ästhetiker ausrufen, der gleichzeitig Moralphilosophie auf der Landes-Universität liest — schlimm! sehr schlimm! Wir stehen eben vor dem Weltuntergang! Sonst könnte das nicht vorkommen! Das Gute, Edle

und Wahre muß auf diese Weise zu Grunde gehen, und was soll aus der Jugend werden, die solche Bilder sieht?!" — Das mag richtig sein. Der Mann hat in seiner Art recht. Wer nicht süße Kirschchen bekommen kann, ißt wenigstens saure Weichseln. Uns sichts das alles nicht an. Wir nehmen Farben, Blüten, Früchte, Kraft und Sinnlichkeit, wo wir sie bekommen. Wir wollen neue Lebensflüsse, neue Nahrung für unsere Nerven, selbst auf die Gefahr des Schmerzens-Erleidens und Vergiftet-Werdens neue Blüten und Formen, Gerüche und Umrauschungen. Ist nichts anderes da, als Haschisch, dann Haschisch. Ist nichts anderes da, als Variété, dann Variété. In unserer Zeit der traurigen Knechtungen, der Majestäts-Krankheiten und Schweinsledernen Corpus-juris-Entscheidungen wollen wir uns in unsere Sinne versenken, ob wir hier vielleicht noch einen Gott finden, der helfen kann.

Auf dem Gebiete der Litteratur ist das Variété nicht entfernt so deutlich und charakteristisch zum Ausdruck gekommen, wie auf dem der Malerei. Die Sprache drückt eben ganz andere Dinge aus, wie die Farbe. Und bei unseren politischen Kämpfen und sozialistischen Bürgerkriegen war es unausbleiblich, daß die große Frage, die den Nest unseres Jahrhunderts bewegt, die Stellung des Arbeiters, das heiße Ringen nach Durchsetzen der Individualität, die Zerstörung der alten hierarchischen, dogmatischen und monarchischen Formeln zunächst und am heftigsten auf dem Gebiete des Dramas, zum Ausdruck kamen. Auch die persönlich-müde Verklümmung und cynische Verhöhnung des Lebens, wie sie in der deladenten Lyrik zu Tage trat, darf hier nicht angeführt werden, denn sie ist nur eine Parallelströmung zu der genannten dramatischen Tendenz-Litteratur und weist, wie sie, auf die große Unzufriedenheit unserer heutigen Generation mit ihren verkrachten Daseinsformen hin. Das Deladententum hat, wie ich schon oben hervorhob, keine Beziehungen zum Variété. Dieses, das Variété, ist nicht lebensfeindlich, nicht misantropisch, nicht krank und unzufrieden. Es ist heiter, kraftvoll, vordrängend. Es beschäftigt sich nicht mit unseren Daseins-Strupeln und gesellschaftlichen Unzufriedenheiten. Es hebt uns in eine neue Sphäre. Es bringt Erlösung.

Wenn ich vom Variété in der Litteratur rede, so denke ich in erster Linie an jene Gruppe leichtfüßiger, heiterer und graziöser Gesellen, für die Otto Erich Hartlebens „Pierrot lunaire“ typisch geworden ist (die erste, äußerst originelle lithographierte Ausgabe vom Jahre 1893 war in wenigen Monaten vergriffen, und die zweite, luxuriös gedruckte, im „Verlag der Phantasten“ in Berlin erschienene, ist wohl kaum mehr erhältlich).*)

*) Eine dritte Ausgabe erscheint soeben im Verlage der deutschen Schriftsteller-Gesellschaft.

Auf dem Titelblatt ist das Buch mit seinen auffallend rhythmisch und symmetrisch gebauten Strophen, die den Gedanken, die Vision des Dichters, wie eine Silhouette oder eine grellgefärbte Maske an Schnüren über die Bühne ziehen, als aus dem Französischen überetzt angegeben. Aber Eingeweihte wissen längst, daß die besten Sachen von Hartleben selbst hinzugeichtet sind:

„Eine blasse Wäscherin
wäscht zur Nachtzeit bleiche Tücher,
nackte, silberweiße Arme
streckt sie nieder in die Flut.

Durch die Nöschung schleichen Winde
und bewegen leis den Strom . . .
Eine blasse Wäscherin
wäscht zur Nachtzeit bleiche Tücher.

Und die sanfte Magd des Himmels,
von den Zweigen zart umschmelzelt,
breitet auf die dunklen Wiesen
ihre lichtgewobnen Pinnen —
eine blasse Wäscherin.“

Oftmals meinen wir eine Figur von Walter Crane aus seinen impressionistischen Kinderbüchern zu sehen, wo Menschen mit gelupften Röckchen und seifenartigem Teint, scheinbar in unserer Tracht angezogen, in Wahrheit aber aus einer ganz anderen Welt stammend, mit harten Glasaugen uns anstarren und die Kinderherzen in mächtige Pulsationen versetzen.

„In des Rondes weißem Kleide
lacht Pierrot sein blut'ges Lachen,
witrer werden seine Mienen,
Glas auf Glas stürzt er hinab.

Troben in die kreid'ge Mauer
schlägt er bebend einen Nagel —
in des Rondes weißem Kleide
lacht Pierrot sein blut'ges Lachen.

Und er schürzt den Henkersknoten,
schmückt den Hals dann mit der Schlinge —
und mit ausgestreckter Zunge
hängt er zappelnd wie ein Karpfen —
in des Rondes weißem Kleide.“

Das ist nun entschieden ein Geistesverwandter des englischen Clown, der den Tod vorstellt und mit cochenille-roter Lippe den Kindern in der ersten Bankreihe versichert, er habe eben sechs Pfund Kirschchen gegessen,

leider seien einige Duzend Steine mitgegangen, und er wisse nicht, wie die Sache ausgehe. — Muß ich angesichts dieser Verse noch mit Definitionen vorgehen? Oder genügt es, wenn ich einfach die Verse citiere?

Ein wohlwollender Leser möchte mich hier vielleicht unterbrechen und mir zurufen: Alles, was Sie da vorbringen, ist eben einfach Romantik! — Gewiß ist es Romantik; aber damit ist der moderne Komponent, der in diesen Dingen steckt, nicht bezeichnet. Und der ist eben Variété, oder wie man es auch sonst bezeichnen will. Heute vor hundert Jahren bogen wir auch in die Romantik ein, aber man darf nicht zwei weltverschiedene Dinge mit demselben Namen bezeichnen. Um nur eins anzuführen: Der religiöse Komponent der damaligen Romantik fehlt heute ganz. Zwischen Steinle und Stuck liegen Abgründe; zwischen Novalis und Hartleben Aonen. Nicht nur im Bildungselemente, sondern im künstlerischen Empfinden. Biewohl ich zugebe, daß in Hartleben der eigentliche Variété-Komponent, das naive Zerstören einer ästhetischen, oder klassischen, oder Bildungs-Form, noch nicht entschieden zum Ausdruck gelangt.

Ich komme aber zu der klassischen — *bona sit verbo!* — Variété-Leistung unserer Tage, zu Bedekinds „Frühlings-Erwachen“ (die zweite Auflage bei Casar Schmidt in Zürich, wenn ich nicht irre, 1894). Und hier treffen wir nun gleich zu Beginn auf die — „bedeutsame“ Würde der Goethe-Philologe sagen — Thatsache, daß Bedekind Deutsch-Amerikaner, oder richtiger amerikanischer Deutscher ist. Die erste Auflage dieses von allen Grazien mit Blumen überschütteten Buchdramas (Zürich, Jean Grob, 1891) ging unter den heftigen Bühnen-Kämpfen einer sozialistischen Tendenz-Litteratur, wie sie damals in Berlin wogten, unter. Deutschland wird nie — ich rede nicht von den paar Hundert Feinschmeckern und Künstlern, sondern von den deutschen Hausknechten, wie sie in Kasernen und Bureaukratenstuben gezüchtet werden — es wird nie, auch in hundert Jahren nicht, und wenn es sich noch so sehr mit den Juden kreuzt, imstande sein, den süßen Honig, der in diesem reizenden Buche vergraben liegt, aus den Waben zu holen. Die „deutsche Sittlichkeit“, jene Mundbinde, wie sie erst jüngst aus preussischen Gefängnissen entfernt wurde, eine Verwandte jener englischen *respectability*, die die Leute am Sprechen hindert und an der sie manchmal ersticken, läßt so duftige Blüten, wie „Frühlings-erwachen“, nicht naiv genießen. Der Leser wird rot, aber dann ruft eine Stimme: „Ach nein, ach bitte liebe Seele, bitte nein!“ Den Rest besorgt dann der Staatsanwalt.

Ich mache besonders auf die Dialoge der Lateinschüler und Instituts-töchter aufmerksam — Proben sind hier, aus einem Drama, ganz unmöglich —. Diese zwischen Korridor und Schulzimmer ertauschten Gespräche

sind von einem Duft, einer Zartheit, einer Innigkeit und Naivität, und dabei von einer Schwefelsäure unerbittlicher Zerstörung jener Idealität durchtränkt, die wir, die man diesem jugendlichen Alter aus konventionellen Gründen zu imputieren gewohnt ist, daß ich nichts aus der Litteratur kenne, was sich damit vergleichen ließe. Wir stehen hier vor einem neuen Genre. Und dieses Genre muß einen Namen haben. Denn „Satire“ würde hier absolut neben das Ziel schießen. Satirisch sind zum Teil die Redewendungen und Versammlungen der Gymnasialprofessoren unter einander und mit dem Pöbel. Aber die Gespräche der Knaben und Mädchen sind simpel und naiv, zerstören aber dabei, vielleicht ganz absichtslos von Seite des Dichters, das idealistische Bild der Unschuld, das wir von diesen knospenden Menschen bisher im Herzen getragen. — Ich habe schon oben, indem ich das Variété, sozusagen als Parfüm, in der malerischen Masche Stucks zu erkennen glaubte, ihm die höchste künstlerische Würde verliehen. Denn nicht das Genre adelt den Künstler, sondern der Künstler adelt das Genre. Ich wende jetzt den gleichen Terminus auf Wedekinds „Frühlings-Erwachen“ an, wobei ich hinzufüge, daß dieses eine unvergleichlich geistvolle Werkchen genügen würde, um diesem Litteratur-Genre in unserer heutigen Zeit die höchste Stelle, ihrem Meister einen der ersten Plätze zu sichern.

Aber Alles ist ja schon voll, alle Wäschechränke der Litteratur riechen ja schon intensiv nach diesem schwer analysierbaren Plang-Plang. Ich erinnere an Hermann Bahr. Ich erinnere an Bierbaums eigentümlichen Kunststil, mag er über Kunst oder über irgend was anderes plaudern. Neuerdings ganz besonders bemerkbar gemacht hat sich Anton Lindner (Wien) mit seinen oft geradezu passmachenden Kühnheiten; wie überhaupt dieses Grazie und Geschick verlangende Genre natürlich den Süddeutschen leichter liegt, wie den Norddeutschen. Aber auch Nietzsche, der mit seinem utrierten und bis zur Politurglätte abgefeymten Feuilletonstil die letzten Fragen der Menschheit in jonglierender Weise behandelt hat, muß hier mit in den Artistenkreis aufgenommen werden, in dem er, wie einst Hegel, die superfeinsten und dialektisch gewagtesten Saltos den Jüngeren gefehrt und vorgemacht hat; eine Manier, die dann M. G. Conrad in der „Gesellschaft“ in den bekannten Eingangsartikeln oft durch einen schönen Wurf, meist mit einer gewissen vielschreibenden Eintönigkeit popularisiert und breitgetreten hat.

Alles kann hier nicht genaunt werden; nicht jeder Spur nachgegangen werden. Wir stehen mitten in einer Bewegung, zu der ein Dauthendey unter anderen zwar nicht den Geist, aber Farbe und Schminke geliefert hat, und die eine jüngere Schule der „Symbolisten“ mit allen Kräften an sich zu reißen bestrebt ist. —

Es entsteht die Frage: Hat die Kunstgeschichte eine ähnliche Wendung zu verzeichnen wie unser heutiges, aus Erotischem und Heimischem, aus Amerikanischem, Französischem und Deutschem merkwürdig gemischtes *triple extrait*, das *Variété*? — Gewiß, die genau vor hundert Jahren dem Rationalismus sich entgegenstellende Romantik, die gerade in Deutschland ihren Ausgangspunkt genommen, nach Frankreich wie England stark gewirkt hat, und auf die der Freidenker Goethe, als er ihrer ansichtig wurde, so fürchterlich geschimpft hat, war etwas Ähnliches. Aber von Haus aus war es doch eine Bewegung, die mehr in gelehrten Köpfen entstand, und an deren Wiege zwei so grund-iederne, hart-gegerbte Professoren-Schädel, wie die beiden Schlegel, saßen. Und wenn sie auch in Tiedt einen Volkskünstler ersten Ranges später zur Verfügung fand, so blieb die Bewegung doch vorwiegend akademisch und hat sich, wie gerade das Beispiel von Tiedt zeigt, durch gelehrte Untersuchungen vielfach ersticken lassen. Dagegen ist die heutige Bewegung entschieden rein artistisch — ich gebrauche absichtlich dieses Wort —, hat zum Teil von der Artisten- und Spektakelmacherbühne ihren Ausgang genommen und hat — Gott sei Dank! — alle Berufs-Professoren bis herab zum jüngsten ästhetisierenden Privatdozenten zu ihren Gegnern.

Nein, aber ich denke an etwas Anderes. Ich denke an das Koloko, wie es sich in die katholischen Kirchen schlich, dort die heiligen Figuren und Märtyrer zu Cancan-Tänzen zwang und im Jesuitenstil seine höchste Vollendung fand. Man betrachte einmal die kleine Johanniskirche in München, oder die Wallfahrtskirche in Andechs am Ammersee, oder die Klosterkirche in Dießen, oder die Wallfahrtskirche in Vierzehnheiligen in Unterfranken — ganz Österreich, Bayern, Franken und den Rhein hinaus wimmelt es von solchen hoch-kolokischen Bauten und Formen — wo Christusse wie Ballettmeister hoch auf Balustraden sitzen und mit heiterem Pognitz-Schäfer-Antlitz zu einem Chor Amoretten hinübersäckeln, die in einem sechsach gewundenen, vergoldeten Schnörkel-Schneckenhaus über dem Hochaltar sich festgenistet haben und mit polierten Pödelchen hinunter auf die Glaze des amtierenden Priesters glänzen; wo Adam und Eva unter dem wohlwollend aufmunternden Lächeln des Gott-Papa mit der weiß übergipften Weltkugel Football zu spielen scheinen; wo an jedem Altar fast eine Elisabeth, oder Barbara, oder Notburga mit hinreißender Wollust und entblößten Schultern sich dem Fremden entgegenwerfen und um Gotteswillen einige Aufmerksamkeit erbitten, weil sie sonst einen hysterischen Anfall provozieren müßten; und wo Cherubine und erwachsene, sechzehn- bis siebzehnjährige Engel oben auf gewundenem Gebälk und Architraven ihre hübschen Beine höher, höher hinauf zeigen, als es

selbst auf kaiserlichen Hofbühnen gestattet ist, so daß der aus dem Norden stammende Fremdling nur immer hinausschaut und dann den Mesner staunend betrachtet, während der Mesner freundlich lächelnd sich verneigt und nicht weiß, was den Fremdling bewegt, sondern die Höhe des Trinkgeldes im Auge hat.

Das sind diese Darstellungen, von denen jüngst in der bayrischen Abgeordneten-Kammer konstatiert wurde, daß sie mit Vorhängchen bedeckt werden müßten, weil sie auf die Besucher anstößig wirken. Sie wirken eben als Variété! Heute! Nicht ehemals. Ehemals waren sie naiv ausschreitende, hoch-artifizielle, um das Interesse des Beschauers buhlende und ihn gewinnende Form, unter der aber der christliche Gehalt im Verlaufe der Zeit zerstört wurde. Das ist aber genau das, womit wir oben Variété definiert haben. Zerstörung des christlichen Gehalts muß es aber entschieden für den Beschauer genannt werden, der z. B. aus Ravenna kommt und dort auf hartem Mosaikgrund Christus, den salvator mundi, mit je einem schwarzen Kieselstein im Auge, in starrer, unbeweglicher Haltung als Weltenträchter gesehen hat und dann in der sonnigen Lombardei oder in Südbayern diesem cancanierenden Christus mit nackten Beinen auf einer Balustrade begegnet, wie ich ihn eben geschildert. —

Ich kenne in Unterfranken einen „Kreuzweg“, einen sogenannten „Stationsberg“, der, zu Beginn dieses Jahrhunderts hergestellt, den ganzen Leidensweg Christi in toller Phantastik und ausgelassener Lururiosität ganz im Geiste eines üppigen Hoch-Motoko zur Darstellung brachte. Besonders die römischen Kriegsknechte excellierten in Erfindung hoch-humoristischer Kunststücke, und die Weiber, von der heiligen Veronika angefangen, kommen aus den hysterischen Gebärden nicht mehr heraus. Es war gar keine objektive Darstellung, es war ein förmliches Theaterspielen, und die in Hoch-Relief gehaltenen, oft ganz heraustretenden, weiß übertünchten Figuren in Sandstein spielten und kokettierten sozusagen aus ihren Häuschen heraus mit den Zuschauern. So hielt die eben genannte Veronika ihr bekanntes Schweißtuch an zwei Zipfeln dem Beschauer direkt ins Gesicht mit einer Miene, als wollte sie sagen: Ich bitt' Sie, Verehrtester, ham Sie schon so etwas geseh'n? — Es lag eben die ganze fränkische, superkluge Schalkheit und Allerweltsweisheit in dieser vollstämmlichen Darstellung. Auf der Kreuzigungsstation, die auf der Höhe des Berges auf einem prächtig ornamental gehaltenen Unterbau mit ihren drei Kreuzen frei in die Luft hinaus ragte, stand Magdalena — diese Kokotte in der christlichen Mythologie — zur Linken, preßte ihre stark dekollierten Brüste mit wahnwitzigem Schmerz zusammen und schluchzte mit offenem Mund und thränenüberlaufenem Antlitz zum Kreuz hinauf, während Maria, mager und abgehärmt, auf der anderen

Seite, halb traurig über den Tod ihres Sohnes, halb erstaunt zu Magdalena hinübersah, als wollte sie sagen: Was, bist Du so stark?
 Dieser ganze Kreuzweg mit seinen ca. dreiundzwanzig Stationen mußte vor mehreren Jahren gänzlich entfernt werden, weil er, trotz großer Beliebtheit beim Landvolk, einfach als Variété wirkte. Er wurde durch höchst steife, langweilig und nüchtern wirkende Figuren im Nazarenerstil ersetzt, um die sich kein Mensch mehr kümmert. —

So ist die Welt; sie will immer ergötzt sein. Und niemals hält sie es lang bei einer Sache aus. Entweder sie ändert die Form, um jeden Preis, selbst auf die Gefahr hin, den Inhalt auf ewig zu verlieren, oder sie verlangt neuen Inhalt und benutzt die alte Form zu dessen Accreditation. Die historischen und konservativen Parteien meinen, es müsse alles so bleiben, wie sie sich's in den Kopf gesetzt haben. Aber eine kräftige, ausgelassene Jugend wächst nach und verspritzt lieber ihr Blut, als daß sie darauf verzichtete, die Welt nach ihrem Geschmack umzugestalten. Mögen diejenigen, die heute die Gewalt in Händen haben und meinen, durch Knebeln und Mundbinden die Welt am Fortschreiten zu hindern, sich an den harten, byzantinischen Christus in Ravenna erinnern mit den schwarzen Kieselsteinen statt der Augen und der drohend erhobenen Rechten, und dann sich den cancanierenden Christus im weißen Schäferkleide mit den schlängelnden Zügen sich in einer ihrer nächsten Kirchen betrachten. — Variété!
 — Variatio delectat! —



Unser Dichteralbum.

Die Ehebrecherin.

Einzel-Ballade.

Hiel Rosen blühen an Rhodus Küste,
 Viel Küsse drückt mir mein Gemahl
 Auf Lippen nachts und Lilienbrüste;
 Jedoch ein sträfliches Gelüste
 Durchbebt mich oft mit süßer Qual.

Cypressen rings und Cedernbäume
 Beschatten meinen jungen Reiz —
 Mit tieferer Schattennacht umsäume
 Den Reiz verbotner Liebesträume
 Mir jenes Baumgespenst — das Kreuz!

Das Kreuz und diese zarten Glieder!
 Ein frost'ger Schauer weht mich an!
 Ihr wilden Wünsche lauert nieder
 Im Busen! Kehrt nicht immer wieder
 Zurück zu jenem fremden Mann!

Warum denn muß ich sein begehren!
 Mein Gatte gab mir eine Welt
 Von Schätzen, die sich täglich mehren,
 Erhob das Sklavenkind zu Ehren
 Und ist ein Ritter und ein Held.

Kann jener Fremde mich beglücken?
Ich weiß nicht; doch voll Leidenschaft
Begehr' ich ihn ans Herz zu drücken,
Weil seine Augen mich berücken,
Die dunkel sind und räthselhaft.

Mein Gatte, deine Blicke künden
Mir sonnenhelle Lieb' und Treu;
Doch heiß begehrt' ich zu ergründen,
Und wär' es auch voll Grau'n und Sünden,
Dies Dunkel, das mir fremd und neu!

Mein Gatte, denke mein in Huden!
Ein Wahnsinn ist's, der mich durchloht!
Ich will ja büßen mein Verschulden!
Was du verhängst, ich will es dulden ...
Ich weiß, was das Gesetz mir droht ...

Ich muß dich um dein Glück belügen;
Doch werd' ich nimmer, mein Gemahl,
Um deine Raube dich betrügen;
Nur Luft, nur Luft in vollen Zügen —
Und dann willkommen, Todesqual!"

Und so mit fieberndem Entschlusse
Verläßt ihr Heim das junge Weib
Und stürzt ans Herz sich dem Genuße.
Schon zittert unter seinem Kusse,
Des Fremdlings Kuß, ihr Götterleib.

Schon sinken ihre Rabenlocken
Gelöst auf Arme, voll und rund,
Und Brüste, weiß wie Blütenlocken;
Ein Lachen, hell wie Silberlocken,
Verstummt im Kuß an seinem Mund.

Wie süß der Sünde Küsse brennen!
Wie köstlich labt verbotne Frucht!
Ein inniges sich ganz Erkennen —
Ein jauchzendes sich eigen Nennen —
Und nun — von Gott und Welt verflucht!

Sie sieht das Kreuz Orions grüßen
— So funkelt bald der Stifte Glanz
An Händen ihr und Kissenfüßen —
Sie wünscht ja voll und ganz zu büßen,
Wie sie genoßen voll und ganz.

In wonnigem Ermatten strecken
Sich ihre Glieder wie am Kreuz;
Wahnsinn der Wollust! Zu entdecken
Vermagst du an des Todes Schrecken
Sogar noch schaurig süßen Reiz!

Herschlicht umflattern noch die Schleier
Der Dämmerung den Pfeil des Lichts,
Da ist verrauscht die Liebesfeier —
Nun ertöne, goldne Keyer,
Den dunklen Spruch des Blutgerichts. —

Und wieder deinen Tempelhallen
Entschwebst du langsam, Mutter Nacht!
Die Rabenschwinge läßt du fallen,
Wo dumpfe Hammerschläge schallen
Auf Nägel blank wie Sternenspracht.

Voll Frauenlaunen ist dein Walten,
Noch gestern überschwenglich mild
Ein höchstes Glück geheim zu halten,
Und heut schon weist du zu entfalten
Des grimmigsten Schmerzes nacktes Bild.

Du spannst dein funkelgolddurchwoben
Gewölb um Meer und Rosenau,
Von Meteorenspracht umflogen
Enthüllst du, hoch am Kreuz erhoben,
Den weißen Leib der schönen Frau.

Ihr Blut entträuft, es träuft die Thräne,
Sie schwebt im blauen Sternenschein
Wie eine riesige Phaläne,
Und dem Email der weißen Zähne
Entweht der Atemzug der Pein.

Es fliegt ihr Haar, es kühlt die Wunden
Der Nachtwind dem gequälten Weib,
Das jüngst noch höchste Lußt empfunden;
Und wie Erinnerung jener Stunden
Durchtränkt ihr Rosenduft den Leib.

Als ob der Tag jetzt Atem hole
Enttauscht es fern der Wellenflut
— Lichtweiß der Leib, das Haar wie Kohle —
So schwebt sie in der Gloriole,
Im Rad der jungen Sonnenglut.

Sie will verschmachten und verzagen
Vor starrer, hoffnungsloser Pein,
Sie scheut ihr länger nicht zu tragen,
Es ertönen ihre Klagen
Die Brandung und der Mäven Schrei'n.

Die goldnen Nägelnhäufe blinken;
Sie rüttelt dran verzweiflungsvoll
Wie an verschloßener Pforte Klinke —
Dann läßt sie mild den Körper sinken,
Indes ihr Blut mit Macht entquoll.

Am schwarzen Kreuzesbalgen lehnen
Die weißen Arme ausgespannt,
Und in der Kaste des Körpers dehnen
Sich martervoll gestreckt die Sehnen;
Die Finger krümmen sich der Hand.

So hängt sie krampfdurchzuckt und ächzend,
Es dorrt das Mark ihr im Gebein,
Sie neigt das Haupt, nach Wasser lechzend,
Und Rabenschwärme harren krächzend
Des Endes ihrer Todespein.

Indes vom Blut, dem rauchend warmen,
Das Kreuz erglänzt rubinenrot,
Erschauert sie und stöhnt: Erbarmen!
Ich harre dein mit offenen Armen,
Nur du noch bist mein Liebster, Tod!

Donauwörth.

Rudolf Knuffert.

Alte Lieder aus jungen Tagen.

I.

Bianca.

Je suis vivant, bien vivant, très-vivant.
P. Béranger.

¶ nnenstraße —
Kettenbrücke —
Chopins Walzer in E-moll —
Schwirrt es summend
Durcheinander
Mir im Kopf, schier werd' ich toll.

Und dazwischen
Wallt bezaubernd
Noch ein Bild im Kosakleid —
Tanz, o tanzet,
Kußgedanken,
Bis ihr wonnemüde seid!

Bis ein einzig
Gnadensternbild
Mich umzittert, ewig jung:
Eine süße,
Rosenrote
Liebeslusterinnerung!

II.

Marietta.

Où s'en va-t-elle? Or escoutez:
Tout aux tavernes et aux filles.
Fr. Villon.

¶ Die Schenke braust. Es tost so frisch
Die wilde Becherschlacht;
Ich blicke zu dem Nachbartisch
Verstohlen, heimlich lacht.
Dort weicht ein lärmend toller Chor!
Hier weicht ein ioser Mädchenshor!
Und du siehst wie ein Stern hervor,
Der winkend reizvoll lacht. —
Ich liebe dich, Marietta,
Du kleine Marietta . . .
Wann wird es wieder Nacht?

Und Silberklang und Godeswein
Das junge Blut entfacht;
Das Herz so schwach, wie stark allein
Der Liebe Zaubermacht!
Was spielst du mit der kleinen Hand
Am roten Halsband unverwandt?
Gut! Morgen trag' ich es als Pfand
Tagüber bis zur Nacht.
Ich liebe dich, Marietta,
Du kleine Marietta . . .
Es wird schon wieder Nacht!

O komm! Wie lustverlangend blickt
Die blaue Sommernacht!
Wenn ich dir dann die Hand gedrückt,
Weißt du, was ich gedacht?
O möchte nie der Tag uns schaun,
O dürften wir uns selig baun,
Ein weiches Nest auf Blumenau'n,
Voll Duft und Sternenspracht!
Ich liebe dich, Marietta,
Du kleine Marietta —
Marietta, jede Nacht!

III.

Dagmar.

Soyons roceillis et silencieux
Et sous le manteau musical des cieux
Aimons nous sans phrases.

G. Montoya.

Wenn die weißen Blütenbüsche
Der Kastanienblume schimmern,
Zieht im Herzen ein Erinnern
Mondhaft leuchtend still herauf.
Dagmar! tönt die leise Frage,
Tönt die schmerzbewegte Klage,
Schlanke Nordlandsmaid, o sage,
Sage, wo verweilst du heut?
Nacht um zwei Uhr — Casó Bauer —
Schwere Ladung, leichte Landung —
Einsam sitz' ich bei dem Mocca,
Doch nicht lange, ach, da winkt
Sie mir lächelnd unter Wonne,
Blutvoll leuchtend gleich der Sonne,
Gnadenreich wie die Madonna —
Gott verzeih mir! — und was nun?
Zählen! — Rasch! — O selig Schlendern
Unter mondbeglänzten Linden
In der Maienmorgendämm'ung
Einsam frühlingstfroh zu zwei'n!
Druck von still verschwiegenen Händen!
Kuß um Kuß — o süß Verschwenden!
Herzenslenzfest! — Wie beenden
Wir die Feier, ach, und wo?

Löwendenkmal — nach zur Rechten
Streut das Mondlicht Silberfunken
Auf ein duftend zart verlockend,
Laubenartig grün Gebüsch.
Gras und Samtfließ? Lächelnd Schweigen.
Noch ein Rückblick, dann ein Neigen,
Und schon jubelt wundererigen —
fernher Walters Nachtigall . . .

Waldesweben. Süßes Kauschen.
Wächterschritte — weh, gefangen?
für den Nachtrat (ein Minister
Kostet mehr schon), auch zehn Mark:
Und wir zogen lustzufrieden
Durch des Laubparcs Morgenfrieden
Bis zum Siegesthor und schieden,
Dagmar, ach, für immerdar! —

Wie die weißen Blütenbüsche
Der Kastanienblume schimmern,
Und ein weißer Schatten legt sich
Weich umschmeichelnd an das Herz!
Dein Bild, schlanke Nordlandschöne!
Waldfern rufen Zaubertöne,
Greller Mißklang . . . fließ, o Thräne,
Schweig, mein einsam altes Herz —

Tot die Jugend, goldne Jugend,
Ach, die Jugend ohne Tugend,
Wahllos nach dem Schönsten lugend,
Dagmar, tot — auf immerdar!

Berlin.

Oscar Linke.

Reiter im Herbst.

Hier wilde Gänse schrecken scheu empor —
 Wer reitet noch zum Abend übers Moor?
 Der dicke Nebel teilt sich schwer und träg —
 Ein rotbraun Köhlein klappert über'n Weg.

Ein Rittersmann! Sein Fähnlein schwimmt in Tau,
 Schwarz ist die Rüstung, und sein Auge grau
 Blickt starr und still wie in ein weites Grab,
 Sein Köhlein nagt am Weg die Kräuter ab.

Er reitet wie verdrossen, wie im Traum,
 Wohin er blickt, erschauern Busch und Baum,
 Und was er streift mit seiner Eisenhand,
 Kiedgras und Rohr sinkt nieder wie verbrannt.

So taucht er langsam in das Nebelmeer . . .
 Dicht fallen weiße Blätter hinterher . . .

Berlin.

Hans Benzmann.

Sisyphus.

Was ich lang von mir getrieben: starre Wünsche und Gedanken —
 Seh' ich ferneher sich schieben, wieder zu mir postern, schwanken.

Und im raschen Bildnersehnen stürz' ich auf den Stein, den kalten.
 Müder Hände eitel Wähnen, je mehr Gestern zu gestalten. . . .

Tiefenabwärts saust es nieder, dumpf verkollert in den Weiten —
 Neuem Wilden darf ich wieder sehnd meine Arme breiten.

Doch der Fels erstarrter Tage jagt zurück in bangem Grollen,
 Und mit stet erneuter Klage wälz' ich mein erkaltet Wollen!

So vor längst Gelebtem zitternd, meinem Fels, der nie zu meistern,
 Stöhn' ich bang, ins Dämmer witternd, wo die toten Schatten gekstern.

Wien.

Paul Wertheimer.

Parfum Tubéreuse.

.. Mon âme voltige sur les parfums . . .
 Baudelaire.

Ich will aus schwerem Dufst und Sünden
 Ein süßes Hauberreich begründen,
 Und töten will ich Schmerz und Seele,
 Und glücklich sein, wenn ich dich quäle . !
 — Sieh! Droben die zitternden grausamen Sterne,
 Die gähnende, schwindelnde, ewige Ferne, —
 Und alles, was oft mich durchgraut und umflirt, —
 Und was die Gedanken zum Wahnsinn verwirrt, —
 Es will mich erfassen, durchsiebern, umkrallen . . .

O laß die Gardine, die rauschende fallen!
 Und lehn' dich so trüg an den weiten Kamin
 Genüber der Ottomane hin . .
 Ich will mich in die Kissen schmiegen,
 Den Kopf so müde seitwärts biegen,
 Wie du es liebst . . Zurückgelehnt
 Ganz still, und schmerzlich süß versehnt, —
 Umhaußt von fiederheller Seide,
 Umzuckt von flackerndem Gesckmeide . .
 Verauscht von dem eignen berausckenden Leib,
 Ganz Schönheit und Käckeln . . und Märckchen . . und Weib . !

Die Ampel webt ihren blaßroten Schein,
 Das Feuer knistert so heimlich darein . .
 Aus all den zärtlichen Falten quillt
 Ein lähmend süßer Hauch, und schwillt
 Die rote Luft, so eng . . so heiß!
 . . Du starrst mich trostlos an . . ich weiß!
 Mein Duft, und wie ich oft gelacht,
 Das hat dich so trostlos, so elend gemacht .

Wien.

Eigze.

An Isolde.

Da, wo die Adler meines Denkens kreisen,
 Ist edle, große Bergwelkeinsamkeit
 Und reine Luft. fern von des Alltags Gleisen
 Vergeß ich hier die Kleinheit unsrer Zeit.

Wildbäche durch die Felsenklüfte tosen,
 Und ernste Fichten ragen in die Luft.
 Und leuchtend blühen verstreute Alpenrosen,
 Und goldnes Harz versendet würz'gen Duft.

Und eine Hütte nenn' ich hier mein Eigen,
 Gemächlich nicht, doch für den Sturm gebaut.
 trittst du herein, umfängt dich helres Schweigen,
 Seltzam erklingt hier deiner Stimme Laut.

Du fühlst: hier darf kein niedrig Wort erklingen,
 Doch frei ertönt das Lied der Leidenschaft;
 Das Lied, dem dort im Thal gelähmt die Schwingen,
 Hier findet es zum kühnsten Flug die Kraft.

Hier möchte ich mit dir zusammenwohnen,
 Dämonisch Weib, du all mein Sinn und Sein!
 In freier Einsamkeit der Berge thronen,
 Der König ich, du meine Königin.

Hier, wo die dunkeln Fichten rauschend sprechen,
 fühlst du der Allheit Seele dir so nah.
 Hier ist die zage Kleinheit nur Verbrechen,
 Der Größe jauchzt es rings halleluja.

Hier sollst du schauernd an die Brust mir sinken,
 Auf Alpenrosen bette ich dich sacht.
 Von deinen Lippen will ich stammeind trinken
 Den Trank, der uns zu sel'gen Göttern macht.

Und wenn des Nachts die Wasser wilder rauschen,
 Wenn donnernd Sturm um unsre Hütte saust,
 O Leib an Leib dann, weich ein sel'g Lauschen,
 Da gleicher Sturm auch tief in uns erbraust.

Und wenn die hohen Flammenboten gehen,
 Darin die Urkraft jäh sich offenbart,
 Wir dürfen ihnen stolz ins Auge sehen,
 Da auch in uns sich regt Titanenart.

Doch wenn des Nachts die goldnen Sterne gliehn
 Sacht ihre Bahn in hehrer Majestät,
 Dann beten wir voll stummer Dankbarkeiten
 Der freien Liebe heiliges Gebet.

Karlsruhe i. B.

Albert Geiger.

Lebe wohl!

Noch haben wir uns nie genossen
 In einem nackten Überschwang.
 Du wolltest warten, scheu-umslossen,
 Bis uns der Schwur der Treue zwang.
 Wir sind so jung. Sieh mir die Hände,
 Mich zieht es mächtig in die Welt.
 Doch dieses Sehnen hat kein Ende,
 Das wird aus meinem Grunde gelst:

Ich suche eine, eine Seele,
 Die soll an meine wachsen, still.
 Oft würgt mir eine Faust die Kehle,
 Wenn ich nicht finde, was ich will.
 So manche gab mir heiße Küste,
 Ich sah in ihren Seeingrund:
 Da gähnte eine leere Wüste,
 Gefror die Blut auf meinem Mund.

Du zitterst? Laßi Ich muß noch irren
 Und tragen alle Kraft und Glut.
 Dann wird ein Weib mich sanft entwirren
 Und kären meinen trüben Mut.
 Wir wollen uns jetzt ganz verwirren.
 Hör' mich: Bist Du mein ferner Traum,
 Dann werden wir uns wiederfinden,
 Und aus der Schaie quillt der Schaum!

Konstanz.

Emanuel von Bodman.

Brautnacht.

Durch den Gardinenspalt
 Querüber zum Bett
 Silbrig
 Eine Hinte Mondlicht
 Vom Nachttischchen her
 Tictack . . . — Tictack . . . —
 Meine Uhr — ihre Uhr —
 . . . Brautnachtflüße
 Jetzt regt sie den Kopf . . .
 — Süßmüde blinzelt's —
 Ihr goldbraunes Stirnhaar
 Struwelt ans Ohr mir
 Wie ein Büschelchen reifer Haferrispen . . .
 „Else — bist wach?“ —
 „Ja — Mag, — komm' — küssen!“
 Vier kleine, brün'ige
 Zähnen graben
 Sich bittend ins Kinn mir
 Durch ihr feines Hemd
 fühl' ich schneller pulsen
 Den jungen, frischen,
 Köln a. Rh.

Schauernden Leib
 „Else!“ — „Mag!“ —
 Zwei Stückchen Meerleuchten,
 Glimmen ihre Augen
 Mund auf Mund liegt gepreßt
 Wie zwei Smyrnaseigen
 Im feigenkästchen
 „Mag!“ — „Else!“ —
 — — — — —
 Die Bettdecke buchtet
 Um glühende Wellen
 — — — — —
 Über unsern Köpfen
 Die Wand hinauf
 Silbrig
 Eine Hinte Mondlicht —
 „Nun — wieder — schla — fen —“
 Vom Nachttischchen her
 Tictack — tictack Tictack — tictack
 Tictack

Carl Maria.

Laura am Frauenseelen = Slavier.

(Das Maier ist berühmt.)

Wenn dein Finger durch die Saiten meistert,
 Laura, ist zur Statue entgeßert,
 Ist entkörpert steh' ich da.“
 Ich, der Mann, das große Tier, der Kümmler,
 Stürze gradwegs aus dem siebten „Kümmler“,
 Ein Atom, ein Wurm, ein Nichtsassa.

Lächelnd wirfst aus Klängen du und Worten
 Infallible Teppiche und Borten,
 Die mit bunten Fransen du begabst.
 Auf den Kampfplatz tiefgekränkter Nerven
 Seh' ich dich Verständnissblicke werfen,
 Als ein Frauenzimmer und als Papp.

Du hast, was die andern träumen, ahnen,
 Mit Mußel und windgeregten Fahnen
 Ins Reale transponiert.
 In den Ohren treibst du, an den Haaren
 Geniale Gleichnisse zu Paaren,
 Und Sankt Segus triumphiert.

Oh — ich werde schwindlig, stürze, falle
 Bei dem äquivoken Wasserfalle
 Der Komplementärpsychologie!
 Laura, „sprich! Ich frage, gib mir Kunde,
 Stehst mit höhern Geistern du im Bunde?
 Ist's die Sprache, läß' mir nicht,
 Die man in Elysen spricht?“

Heidelberg.

Dr. Owiglag.

Lukas, Kap. 10, Vers 30.

Von Salem zog nach Jericho
 Ein Wand'rer seines Weges froh,
 Doch an der Straße letzter Wende
 Fiel er den Räubern in die Hände.

Die nahmen ihm sein Hab und Gut
 Und schlugen ihn bis auf das Blut;
 Und als zu Boden sank der Wunde,
 Verschwanden sie im Waldesgrunde.

Bleich, blutig, röchelnd lag er da,
 Dem Tode, der Verzweiflung nah,
 Als plötzlich schwere Schritte klangen —
 Ein Priester kam dahergegangen.

Des Lebensglückes volles Licht
 Erstrahlte aus seinem Angesicht,
 Und einen wohlgefüllten Ranzen
 Sah man an seiner Hüfte tanzen.

Mit feistem Nacken, steif wie Holz,
 Schritt hin der Synagoge Stolz,
 Bis quer vor seinem Fuß im Blute
 Der junge Pilger stöhnend ruhte.

Mit Schrecken sah der Priester hin,
 Um schneller seines Wegs zu ziehn,
 Das Gold glitt in des Kastans Falten,
 Den Stab that fest die Rechte halten . . .

Und wieder lag der Wunde da,
 Dem Tode, der Verzweiflung nah,
 Als plötzlich wieder Schritte klangen —
 Und ein Levit kam hergegangen.

Der krummgenastete Galgenkerl
 War hager wie ein Küchenquertel,
 Und krampft' in seiner Geiertage
 'ne dralle, goldgespickte Katze.

Gebeugten Nackens, von Rimeff'
 Und Wucherträumend, hausse und bainae,
 Der Dieb en gros, der Börse Wonne,
 Dahinschlich in der Morgensonne.

Urpötzlich ward er wie die Wand,
 Sein Aug' den wunden Pilger fand —
 Der Geldsack schwappte in die Tasche
 Und nach dem Dolche griff der Kasche.

Und über'n Wunden springt er weg,
 Und rast wie toll durch Busch und Heed',
 Als folgten all, die er befohlen,
 Rachsüchtig seinen sinken Sohlen.

Und viele kamen noch heran,
 Doch keiner hielt die Schritte an,
 Und keiner hat ihm Trost gespendet,
 Nur schneller sich hinweg gewendet.

Und auf dem Pfad gen Jericho
 Liegt heute noch der Wunde — — wo,
 Wo bleibt in all dem Glanz und Glitter
 Der deutschen Dichtkunst Samariter??

Wien.

Otto von Stauf von der Mark.

Schicksal.

Ererbte Kronen?
Der Starke und Stolze
verachtet euch.

Aus tiefer Nacht,
aus dem schenen Schweigen
groben nichtigen Volkes
steig' ich empor.
Eine Krone will ich!
Nur der ist ein König,
der mit eigener Hand
sich selber
mutig, kraftvoll
auf den Bauernschädel
die Goldzier setzt.
Doch, wenn aus der dunklen
Thalgrundnacht,
aus dem dämmernden Tag
Jubelgewoge hereinft
donnernd zu mir empor
säemt und brandet,
dann — brech' ich

mit Wehmuts-Lächeln,
und tiefer Verachtung
die Krone entzwei
und werfe die güldenen
Edelbrocken
niederwärts
unter das gierige Volk.

Und gehe hinab.
Hinab von des Hochbergs
Königsgipfel
die andere Seite,
die einzig fühlte
die leichten Flüße
der Menschenfreien.

Und gehe
und laufe
und springe
und singe,
eigenfroh,
ein Sonnenlied;
das Lied von der Einsamkeit!

München.

Hans H. Busse.

Kindergedichte von Richard Dehmel.

(Pankow bei Berlin.)

Mairunder.

Mairönig kommt gefahren
in seinem grüngoldnen Wagen
mit Saus und Gesänge.
Seine Flügel sind Sonnenstrahlen,
zwölf große blaue Schmetterlinge
zieh'n ihn über Busch und Bach,
daß die weißen Blütenglocken
in seinen Locken
schwingen und springen,
und Hans guckt ihm nach
und hört sein Lied:
Wer zieht mit? zieht mit?

Kommt das Mairweibchen,
trägt ein weißes Kleidchen,
trägt ein grünes Kränzchen,
sagt zu unserm Hänschen:
Ela, Hans,
Komm zum Tanz!
Einen Schritt, Frau Alze,
einen Schritt, Herr Ug,
Ringeldreich, Ringeldreich,
Dienerchen,
Knig!

Aurikelschen.

Aurikelschen, Aurikelschen
siehn auf meinem Beet
und sehn den blauen Himmel an,
wo schon den ganzen Morgen
die gelbe Sonne sieht.

Aurikelschen, Aurikelschen,
was guckt ihr denn so sehr?
Ihr seid ja selbst so gelb wie Gold,
und habt ein rotes Herzchen,
was wollt ihr denn noch mehr!

Reiterliedschen.

Schimmel, laß dich lenken,
will ich dir was schenken:
reite rasch nach Mexiko,
da kaufe ich dir Bohnensstroh,
reite nach der Mongolei,
da kauf' ich mir ein Österei,
hopp!

Schimmel, laß dich schlagen,
will ich dir was sagen:
reite rasch nach Hindostan,
da kaufe ich mir Marzipan,
reite nach Cap Morgenrot,
Da kauf' ich dir ein Dreierbrot,
hopp!

Puhstemuhme.

Krause, krause Muhme,
alte Butterblume,
Puhstierchen, nanu?
wo hast du denn dein Hütchen,
dein gelbes Federtütchen,
worauf wartest du?

Warte aufs Kindchen,
bitte, lieb Mündchen,

ich alte griese
Trauerliese,
puh, puh, puh:
puhst mir mein Kleid entzwei,
puhst mich in'n Himmel, ei!
tausend kleine Nackedeys
spielen da im Gras,
tausend kleine Nackedeys
lachen sich da was.

Die Reise.

Tipp, tapp, Stuhlbein,
häh, du sollst mein Pferdchen sein!
Klipp, klapp, Kutsche,
du bist meine Kutsche,
wutsch!

Wipp, wapp, zu langsam,
hott, wir fahren Eisenbahn!
Alle meine Pferde,
um die ganze Erde,
rutsch!

Tipp tapp, zipp zapp,
halt, wann geht das Luftschiff ab!
fertig, Kinder, eingestiegen,
wollen in den Himmel fliegen,
futsch!



Ein Glücklicher.

Skizze von Maria Janitschef.

(Berlin.)

Vor wenigen Tagen haben sie ihn zur Ruhe bestattet. Nun machen sie einen weiten Bogen um seine Hütte, und die Söhne, die sie im Leben vor ihm empfanden, hat sich in abergläubische Furcht verwandelt. Ich habe mit ihnen von ihm gesprochen. Es war merkwürdig, zu beobachten, wie gedämpft ihre Stimmen klangen, wenn sie von ihm redeten, und wie ihre Augen von links nach rechts wanderten, als ob seine lange Gestalt plötzlich austauschen könnte. —

Was sie mir von ihm erzählten, und was ich aus seinem eignen Munde hörte, giebt ein Bild, das Freude macht.

Geschuftet und gequält vom Morgen bis Abend, Tag ein, Tag aus, Woche um Woche, Jahr aus, Jahr ein, das ist seine Geschichte, von dem Zeitpunkte an, wo er die Schule verließ, bis dahin, wo er zum ersten Mal lachte.

Er war der Sohn eines armen Lehrers, der nicht viel weniger als ein Duzend Kinder zu ernähren hatte. Auf Bernhard, dem Erstgeborenen, lag der Frühling der Liebestage seiner Eltern. Ihn liebten sie mehr als die anderen Kinder, die später kamen, er bedeutete so viel für sie, er brachte ihnen so viel glückliche Erinnerungen in ihr armes dürftiges Leben. Ihn hätten sie gerne eine feine gebiegene Erziehung geben mögen, ihn zu einem tüchtigen Manne heranbilden mögen. Aber das ging nicht. Als er zehn Jahre alt war, und acht hungrige Geschwister neben ihm herliefen, empfanden sie's als ein Glück, daß der Wirt im Orte, sein Taufpate, ihn zu sich nahm. Er machte den Laufburschen, pußte Messer, spülte Gläser, und erhielt mehr Ohrfeigen, als er verdiente.

Später wollte ihn der Pate zum Kellner heranbilden, aber dagegen hatte Bernhard eine unüberwindliche Abneigung. Lieber Hausknecht, oder irgend etwas anderes werden, nur kein Kellner. Man verwendete ihn nun als Mädchen für alles. Wo es einen schwierigen, oder widerwärtigen Dienst zu thun gab, wurde er herbeigeholt. Er gab seinen Lohn den Eltern und ging seiner Arbeit nach, einsilbig, stumpf, und nicht sehr beliebt bei den anderen Dienstleuten.

Eines Tages, als er den schweren Eisenkoffer eines Reisenden wie spielend auf die Schultern lud und dann auf das Verdeck des Omnibus

stellte, sah er zwei Augen auf sich gerichtet. Es war ein kleines, ganz blaßes Mädchen, dem diese Augen gehörten, die „Mehlspeis-Kesf“.

„Was schaust mich denn so an?“ fragte er, seine Hände mit Speichel benetzend.

„Weil Du so viel stark bist und dabei so g'ring ausschaust.“

„Gefällt Dir das?“

„Ja,“ sagte sie aufrichtig, „'s g'fällt mir, weil i 's nit versteh.“

Er redete sonst nie mit den weiblichen Diensthöten des Hauses. Heute machte er eine Ausnahme.

„Du schaust auch nit gleich, und kannst so feine Strudeln backen.“

„Ja, die Hiß' nimmt ein'm alle Jarb,“ nickte sie, mit der Hand über ihre schneeweiße Wange gleitend, „aber g'sund bin i deshalb doch.“

„Wie alt bist denn?“

„Zwanzig.“

„Herr Jesses, und noch so a Stöpsel. I hab' Dich für höchstens fünfzehn g'halt'n.“

„Ja die Hiß' —“

„Warum bleibst denn, wenn Dir die Hiß' so schlecht thut?“

„Was sollt i denn soust? I hab' niemand, meine Eltern sind tot, als Kind bin i schon in die Küch' kommen.“

„Mi wundert nur, daß Deine Augen noch so schwarz sind,“ meinte er. „So lohlschwarz. Da liegt auch was drin, was i nit versteh.“

Sie geriet in Verlegenheit, wendete sich um und ging in die Küche zurück. Und seit diesem Tage liebte er sie. Sie redeten nicht viel miteinander, aber es herrschte ein uneingeständenes Verständnis zwischen ihnen; wenn er, eine Last auf den Schultern, über den Hof schritt, mußte sie jedesmal den Blick vom Herde erheben und hinaussehen.

Das Gasthaus war, besonders im Sommer, sehr gut besucht; da hatten die Bediensteten wenig Zeit, sich zusammen zu unterhalten. Im Winter gab es mehr Gelegenheit. An einem Novemberabend kam Bernhard in die Küche, als ob er sich die Hände wärmen wollte. Als es ihm gelang, unvermerkt zu Therese zu treten, raunte er ihr zu: „Meine Mutter is g'storb'n.“ Sie erschrak vor dem Weh, das aus seinem Gesichte sprach. Sie antwortete nichts, sondern starrte traurig auf die glühende Herdplatte. Eine halbe Stunde später, als sie nach dem Wirtschaftsgebäude um Eier gehen mußte, stellte er sich ihr in den Weg und sagte sie an den Händen.

„Möchst Du meine Frau werd'n?“ Sie fuhr zusammen. „Laß mi i muß bad'n.“

„Antwort,“ sagte er, ohne sie loszulassen.

„Wennst es durchaus wissen mußst, . . . freilli, freilli . . .“

Er preßte ihre Hand und verschwand im Dunkel.

Am nächsten Tage kündigte er den Dienst. Ihr sagte er, er wolle weiter, um sich in der Stadt mehr Geld zu verdienen, damit sie schneller Mann und Frau werden könnten. Sein Vater war längst tot, seine Geschwister, d. h. die am Leben geblieben waren, in der Fremde. Niemand hinderte ihn zu gehen. Therese neigte ergeben das Haupt, als er ihr Lebewohl sagte.

Und dann hat er gearbeitet wie ein Lastthier. In einem großen Hotel in der Stadt mieteten sie ihn als Hausknecht. Die Nacht über putzte er Stiefel und Schuhe, und bei Tage schleppte er Koffer und Kisten, machte Gänge für die Reisenden und half im Stalle bei den Pferden. Je mehr er sich zumutete, um so kräftiger entwickelte er sich, um so stählerner wurden die Sehnen seines hageren Leibes. Lachen sah ihn niemand. Er war immer ernst und in sich gefehrt. Sein Gesicht war regelmäßig, aber ohne Anziehendes. Nur die granblauen Augen darin verblüfften. Es waren Augen von stumpfen Glanz, man ahnte, daß sie erschreckend ausblitzen konnten. Er trug schwer an seinem Innern. Er freute sich auf die kommende Zeit, welche er neben der kleinen blassen Frau erleben würde, sie war ähnlich wie er. Er freute sich darauf, dann alles erzählen zu können, was er in all den Jahren der Einsamkeit in sich aufgespeichert hatte. Und er schufete wie ein Geldgieriger, und lebte wie ein Neidischer.

Tag für Tag legte er die Groschen zusammen, die er mit dem Markt seiner Knochen sich erwarb. Und dann war's so viel. Endlich war's so viel, bloß um die notwendigsten Möbelstücke kaufen zu können. Mehr als ihren Herd wollten sie beide ja nicht. Arbeiten würden sie natürlich weiter. Sie in ihrer Küche, und er wieder in seiner alten Stellung. Nur nicht mehr ganz so verlassen sein, einen Pfuhl unter dem Kopf besitzen, der ihr eigen war, eine Hand, die manchmal verstoßen einen Schweißtropfen von der Stirne des anderen trocknete.

Er eilt nach seinem Heimatdorf. Außerlich ruhig, fast gleichgültig. Innerlich stürmt sein Herz. Er reibt sich aufgeregt die Hände mit ihrer lederartigen schwieligen Haut. Endlich kommt er an, steht er vor ihr, vor ihr.

Ist sie nicht fast noch kleiner und blässer als früher? Herr Gott, wie lang ist's denn her, daß er sie nicht gesehen hat?

Ein, zwei, drei Jahre. Ihm verging die Zeit unglaublich schnell in seinem Jagen nach dem Ziel.

Ihr? Sie lächelt ihn an. Ihre Lippen sind wie die Blätter einer verwelkenden weißen Rose. — — —

Sie mieten sich eine Stube, kaufen sich ein Bett, einen Tisch, zwei

Stühle, einen Schrank. Während des Einkaufens reden sie wenig mit einander, bloß ihre Hände fassen sich immer wieder und wieder.

Es war im Frühling, im Mai.

Sie hatte acht Tage frei bekommen zu den nötigsten Vorbereitungen.

Während dessen mußten die Herren Gäste weniger gute Rüdlein essen.

„Schleun Di,“ sagte die Wirtin zu ihr. Und sie nickte. Ja, ja, sie würde sich schon „schleun“.

Ein eiskalter Regen, untermischt mit Schnee, fiel ununterbrochen vom Himmel. Aber die Brautleute merkten es nicht. Natürlich nicht. In ihnen hatten ja eben die ersten Himmelschlüssel die Augen aufgethan. —

Und endlich waren die ganzen Herrlichkeiten ihrer Stube eingekauft und fertig aufgestellt. Therese hatte infolge des Unwetters nasse Füße und Fieber bekommen. Sie wollte in das Gasthaus zurück, um sich in ihrer Kammer ein wenig hinzulegen. Bernhard widersezte sich. Nein, sie solle gleich in ihre eigne Wohnung gehen, sich in ihr eignes Bett legen. Da würde es ihr am ehesten gut. Sie folgte ihm. Und er hatte recht gehabt. —

Am Tage bevor sie zur Kirche sollte ging er zum Schreiner, ihr einen Sarg zu bestellen. Eine Gehirnentzündung hatte sie weggerafft. Er zog ihr ihren Brautstaat an und setzte sich neben ihren Sarg. Er durfte es ja, denn es war seine eigene Stube, in der sie lag. —

Und wie er so dasaß beim flackernden Talglicht, das zu Häupten der Toten brannte, und sein vergangenes Leben betrachtete, und — sein zukünftiges, da brach ein Lachen aus seinem Munde, ein Lachen, das die Wände erschütterte und die Blumen in der Hand der Toten zittern machte.

War die kleine weiße Puppe da, die ein bißchen Regen zu Tode gebracht hatte, es wert, daß sein Herz so wahnstinnig nach ihr schrie?

Waren der Tisch und der Stuhl und der Schrank es wert, daß er sein Mark für sie in Schweiß umgesetzt hatte? Waren die paar Wochentage seiner Zukunft es wert, daß bei der Vorstellung von ihnen sein Haar erblaßt war? Es war ihm, als ob er in die Lüfte getragen würde und unten, Millionen Meilen tief unter sich einen hellen Knollen mit bunten Flecken darauf erblickte. Er drängte hinab, um besser zu sehen. Und die hellen Flecke wurden zu Gewässern und Städten, und darin wimmelte es von dunklen winzigen Pünktlein. Sie waren so klein, daß man ihre Gestalt nicht genau erkennen konnte. Waren sie rund, lang, viereckig? Und er fuhr mit seinem Finger hinein, um klater zu erkennen. Da war ihm, als sagte ihm eine Stimme: nun sind hunderttausend Menschen weniger auf der Erden, Dein Finger hat sie erdrückt.

Er staunte. „Ist denn dies Wimmelnde noch schwächer als Staub? Selbst der ist nicht so empfindlich.“ „Ja, es ist schwächer als Staub.“ „Dann: — die Sohlen darauf.“

* * *

Einige Wochen später erhielt er die Nachricht, daß er eine Erbschaft von mehreren Tausend Gulden gemacht habe. Eine Verwandte, die er persönlich gar nicht gekannt, die im Auslande gestorben war, vermachte ihm die Summe. Just ihm, dem Erstgeborenen seiner Eltern.

Als man ihm diese Neuigkeit mittheilte, ließ einen Augenblick lang eine schreckliche Veränderung über sein Gesicht.

Jetzt war er ein reicher Mann. Jetzt, jetzt, jetzt! Er legte die Hände an die Schläfe. Und dann bogen sich seine Schultern unter dem Lachen, das aus seinem Munde hervordrang. Der Notar und die Gehilfen sahen einander bestürzt an. Er war irrsinnig geworden, ohne Zweifel. Man packte ihn an den Armen und schleppte ihn ins Krankenhaus, auf die Beobachtungsaustalt. Aber nachdem er ausgelacht hatte, wurde er wieder so ruhig und nüchtern, daß man ihn nach kurzer Zeit freiließ. nahm sein Geld und zog fort.

Er wanderte lange in der Welt umher, immer einsilbig, ruhig, mit niemand verkehrend. Er suchte seine Geschwister, fand sie aber nicht. Sie sollten nach Amerika ausgewandert sein. Dahin ging er ihnen nicht nach. Sein Haar war schneeweiß geworden, seine Hände fein und zart. Er arbeitete nicht mehr. Bloß sein Gehirn arbeitete. Man sah es an seinen Augen, diesen wunderlichen Augen. — Einmal kam er auf seiner Wanderung zu einem hochgelegenen Weiler. Etwa sieben Hütten, überaus armselig, auf einer ziemlich steil abfallenden Bergwiese belegen, bildeten die Niederlassung. Keine Kirche, kein Gottesacker, kein Wirtshaus war hier zu erblicken. Etliche magere Tiere weideten vor den armseligen Holzhäusern.

Jrgend etwas muß den Pilger angezogen haben. War's der Anblick naher Gletscher, oder waren es die Tiefen, die sich vor dem Weiler aufthaten und ferne Dörfer und Orte in bläulichem Rauch erblicken ließen? Genug, hier siedelte sich Bernhard an. Hier traf ich ihn einmal, als ich mich auf einer Gebirgstour verirrt hatte. Ein hoher hagerer Mann mit schneeweißem Haar und blaugrauen verschwiegene Augen, in einen braunen Kittel gehüllt, trat er mir entgegen. Sein Gesicht war von Runzeln übersät.

„Ich bin seit dreißig Jahr heroben,“ antwortete er mir auf meine Frage. Er beackerte sein spärliches Feld; im übrigen, meinte er, sähe er vor seiner Hütte und sähe hinab. Er bewohnte das letzte Häuschen. Auf das

Nasenstück, das die Hütte umgab, und auf dem etliche Büschel Alpenrosen und Edelkraute blühten, schien er nicht wenig stolz zu sein.

„Den Birnbaum hab ich selbst gepflanzt,“ meinte er, auf ein elendes verkrüppeltes Bäumchen deutend, das seine hagere Arme nach dem Fenster der Hütte streckte.

„Trägt er Früchte?“

„Hä, und wie viele,“ nickte der Alte.

Ich bohrte an ihm herum, denn er interessierte mich gewaltig, aber es war nichts Rechtes aus ihm herauszubringen. Was ich mit der Zeit über sein Schicksal erfuhr, geschah meist durch andere. Bloß einen Vorfall erlebte ich mit ihm, dessen ich nie vergessen werde. —

Eines Morgens, etwa um 3 Uhr, erhob ich mich von meinem Heulager, um eine Wanderung über den nächsten Gebirgskamm anzutreten.

Ich mußte an Bernhards Gärtchen vorüber. Im Augenblick, als ich den Zaun passierte, erscholl ein lautes Gelächter neben mir.

Verblüfft blieb ich stehen.

Aus dem Schatten eines Baumes grinst mir ein Gesicht mit hervorstechter Zunge entgegen. Und daneben steht Bernhard und lacht.

„Was meinst,“ sagt er zu mir, „hat si der Jörg just mein Birnbaum ansuch'n müass'n, um der Welt die Zung' auha z' red'n.“

Ich half den Erhängten abnehmen. Mich schauerte. Es war ein Greis.

„Der hätt' auch noch ein paar Tage warten können,“ meinte ich.

Mein Alter antwortete nicht.

Und als ich ihn später fragte, warum er so grauig gelacht habe, sah er mich wie ein unschuldiges Kind an.

„'s war 's dritte Mal in mein'm Leben, vergunn mir's. Und 's war so gut gmoant. I hab mi gefrent, daß der Jörg — er hat schon lang fürchterliche Schmerzen g'habt — so viel Mut besess'n hat. D' meist'n fürcht'n si. Und siht, es is so dumm, si z' fürcht'n. Die Welt, d. h. die unsere, is wie a Blumen. Es is alles auswendig, die Gerechtigkeit und die Lust und d' Straß, alles wohnt hier auf der Erd', alles auf der Erd'. Die Leut' meinen aber, 's wär' umkehrt. — Das „Drüben“ ober „Jenseits“ ist die einwendige Seit'n von der Blumen. Verstehst mi?“

Ich nickte und senkte meine Blicke vor seinen Augen.

„Warum bist Du aber so einsam geworden?“

„Ich hab zu viel woll'n, deshalb hab ich nix kriagt. Seit i nix mehr will, geht's mir alleweil glatt.“

„Aber der Jörg, wird er's nicht büßen, daß er sich vorzeitig dem Leben entzog?“

„Er hat's ja schon büßt durch die Schmerzen, die er g'habt hat.“

Ich schüttelte den Kopf. Von unten stiegen Wolken herauf.

„A bissl Dunst,“ sagte der Alte vor sich hin, „und Du siachst nig mehr, und hast do vorhin da unten a Land liegen g'feh'n.“

„Der menschliche Geist durchdringt den Dunst und sieht das Land.“

„Und er bringt a durchs Land durch, und sieht wieder — Dunst.“

„Wenn ich so scharfe Augen hätte, würde mich das zum Verzweifeln bringen.“

„Umkehr. Leicht thät's Di mach'n, thätst nig mehr woll'n und Di vor nig fürcht'n.“

„Fürchtest Du Dich vor nichts?“

Er bewegte verneinend den Kopf. „Es ist nig zum fürchten da — aber halt, tritt nit links, da kriecht a Schneck'n.“

Bald darauf haben sie ihn hinabgetragen. Und jetzt beginnen sie Scheu vor ihm zu empfinden, wie vor etwas Unbegreiflichem, wie vor dem Tod, oder dem Sturm, der fingerlos die Bäume entwurzelt. — — —



Eine anständige Familie.

Novellette von Julius Havemann.

(München.)

Drei stumme Leute sitzen während des Konzertes in einem reichbesuchten öffentlichen Garten: eine dicke alte Frau, ein alterndes, aufscheinend gelangweiltes Mädchen und ein blasser, tiefäugiger junger Mensch in modernster Toilette, mit schwarzen Hemdknöpfen, groß wie Zehnpfennigstücke, mit vier oder fünf funkelnden Ringen an den Fingern und vielen Verlocks an der breiten goldenen Uhrkette.

Die Haltung des Jünglings ist steif und wohlauständig, sein Blick müde, als müsse er zeigen, daß er das Leben längst nicht mehr für der Güter größtes halte.

Auch die alte dicke Frau schaut sorgenvoll und mit der Miene einer Dulderin, auf deren Schulter ein furchtbares Schicksal lastet, die Nasenspitze hinab. Hin und wider hebt sie den Blick, um in „ungemessene Weiten“ zu blicken und erwidert bei solcher Gelegenheit ein paar Mal ernst den teilnahmetrenden Gruß eines Vorübergehenden.

Drei leichtfüßige Weiberchen flattern vorbei. Sie tragen kleine Schuhe,

einen Ballast von gelben Haaren, auffallendste Toiletten, und duften ungeheuer. Ihre Gesichter sind geschminkt, daß sie wie die niedlicher Wachsputzchen aussehen.

Die dicke Mutter blinzelt, ohne den Kopf zu wenden, auf den Sohn, der den dreien ernst nachschielt.

Der junge Mensch fühlt den Blick und fährt errötend auf: „Was ist los?“

„Was sagst Du dazu?“ tönt die Stimme der Alten — nicht ohne Bosheit. „Abscheulich! Ja, ja! Wenn ich so denke, daß unser Rudolf — — — —“ Sie seufzt tief, sinnt und endet mit einem „Fidone!“

Der Bursche hat die Achseln gezuckt. Die dicke Frau blinzelt ihn wieder von der Seite an.

„Die werden keinen zum Narren machen,“ sagt er deshalb, aber es klingt ärgerlich, als wenn auf einer Bachschypromenade ein Gymnasiast zum anderen, der ihn im Verdacht des Verliebtheits hat, sagt: Blöde Weiber!

Er räfelt sich dabei vollständig aus seiner würdevollen Haltung heraus, doch gelingt es ihm allmählich, indem er seine Hände auf den Knäuel des Spazierstockes preßt, die Pose ganz in der Weise wie zuvor wieder herzustellen.

Die Mutter nickt ernst: „Ein vernünftiger Mensch läßt sich überhaupt nicht zum Narren machen. Du mußt ihnen nicht so nachsehen, Willi. Die Leute glauben sonst noch, alle meine Jüngens trieben es — — — —“

„Wie?“ fährt er empört auf.

„Schon gut!“ sagt die Mutter und grüßt zwei ältliche magere Damen um so liebenswürdiger, weil sie fürchtet, diese hätten das Auffahren des Jünglings bemerkt und danach den in ihrer Familie herrschenden Geist bestimmen können.

Sehr erregt nimmt sie wahr, wie die Alten die Köpfe zusammenstecken, und rückt auf ihrem Stuhle umher:

„Entsetzlich! Alle reden davon. Das kommt von den schadenfrohen Zeitungen. Für die sind Rudolfs gemeine Bilder recht so 'n Freßer gewesen. Ein junger Künstler, der auch im praktischen Leben, z. B. in Hinsicht auf die Ehe, sehr freien Ansichten huldigt, — — Gott! wenn ich an das denke — — — —! Ob diese Redakteure gar nichts anderes zu thun haben, als überall den Schmutz aufzuwählen?!“

„Na!“ sagt der Jüngling weise und bläht verächtlich Luft durch die Nase. „Das sind selbst so verpfuschte Existenzen. Die sind — wie alle Demimonde, zu der ich sie rechne — an nichts anständiges mehr gewöhnt. Zwischen den Zeilen ist zum mindesten alles Schmutz.“

„Zwischen den Zeilen! Das ist es!“ — Die Mutter klopf ihm bewundernd und dankbar Cigarettenasche vom Armel, und er unterstützt sie erschrocken und mit einer Stirnsalte, als hätte ein kindisches Schicksal ihn

bestreut. — „Das ist es eben. Zwischen den Zeilen spielen sie immer auf allerhand an.“

Hier läßt sich etwas undeutlich die Stimme des Mädchens vernehmen: „Dummes Zeug! Irgend 'n Butterblatt hat mal was über ihn geschmiert. Die Zeitungen kümmern sich auch gerade um so 'n paar Strichseilen. Da hätten sie viel zu thun.“

„Was sagst Du?“ fragt die Mutter, aber sie erhält keine Antwort und schießt nur argwöhnisch auf die Tochter hinüber.

* * *

Die mageren Damen haben mit Jubel und Jauchzen eine Bekannte entdeckt und umknigen sie vor der Hand noch mit sinnvollen Einleitungs-tönen, wie: „Sind Sie auch hier? — Bei dem schönen Wetter scheint alles hier zu sein. — Man könnte fragen: wer ist nicht hier? — Da ist zum Beispiel — —.“ Einige Namen werden genannt, die die Bekannte, die rund, phlegmatisch und fromm ist und aus ihrem lila Seidenkleid herausquillt wie der Mond aus Abendgewöll, mit einem beglückten: „Sieh! sieh!“ begrüßt, während die Mageren kaum wissen mögen, wen sie nannten. Dann können diese den Überschwang der Gefühle im welken Busen nicht mehr lassen und plagen los: „Und haben Sie die Frau Professor Berger mit ihren Kindern gesehen? Hihi! zum ersten Male wieder.“

„Nein. — Ach! Die Schwester von der — — — so so!“ klingt es uninteressiert.

„Da! — da sitzt sie!“ und eine Sonnenschirmspitze spießt beinahe ein Auge des nächsten Kellners auf.

„Da — a!“ Die Uninteressierte wird von der anderen Seite am Arm gezerrt, um durch einen Durchblick besser den Blumenhut der Tochter drüben entdecken zu können.

„Ach! Die ganze Familie! Sehr nett!“

„Die ganze Familie! Mienchen!“ lüchelt die erste Magere, die den Eindruck von viel Zeug um nichts erweckt. „Ne! ue! meine Liebe! die Bierge von dat Ganze, die holde — — —“

„Ach! Frau Braun weiß noch nicht — — —“ fällt Mienchen ein, die sich noch für heiratsfähig hält und deshalb zur Freude einiger unbändiger Rangen von halbwüchsigen Mädchen etwas weniger Zeug verwendet hat. „Wissen Sie das von dem Sohn?“

„Dem Sohn?“ Die Fette macht ein dummes Gesicht.

Die beiden Mageren aber sehen sich verschlagen an, räuspern sich, um die Spannung zu erhöhen, und fangen endlich, als sie es durch die krampf-

haft verschleiert gehaltenen Augen ihres Opfers glimmen sehen, sehr umständlich an, den Kettarbecher aus einem Haufen von Nebenächlichkeiten herauszuwickeln. Wenn Frau Braun hier und da ermüden will, schütteln sie den Becher, daß das leckere Raß darin klinkert und klatscht und sehen einander wieder verschlagen an. Dann werden die Augen der immer ungenierter Horchenden äußerst gierig. Sie schluckt zuletzt öfters Speichel hinab und wippt oder tritt mit den Füßen um.

Aber alles hat einmal ein Ende, und somit auch die kitzelnde Einleitung pikanter Geschichten. Diese Erkenntnis stimmt die ältere Magere so boshaft, daß sie Frau Braun wie unversehens in den Arm kneipt.

Unter der kleinen Tortur wird der Atemlosen endlich die durchglühende Mär eingeflößt.

„Ein wirklich ganz ordinäres Modell!“ schließt die Erzählerin und blickt äußerst selig nach der Familie um. „Geheiratet haben Sie, glaub' ich, noch gar nicht.“

„O gerade, Betty!“ fällt das heiratsfähige Mienchen ein. „Ganz gerade. Das ist es ja eben. Allerdings man standesamtlich.“

„Die jungen Leute wissen gar nicht mehr, was sie alles anfangen sollen!“ seufzt bekümmert Frau Braun. „Man sollte es laun für möglich halten. Er war doch früher so ein netter, bescheidener, vielversprechender Mensch. Ich erinnere ihn wie er acht Jahre alt war und mit 'ner Mappe auf dem Rücken zur Schule lief. Nein! nein! Er hatte immer eine blau-seidene Weste an. So etwas bleibt doch nicht ohne Folgen.“ Im Grunde ist die gute Frau aber doch enttäuscht. Sie ist immer enttäuscht, weil sie ein für allemal, wie alle Gespensterfürchtenden, viel Schrecklicheres erwartet, als man ihr aufstischen kann. Das verrät ihr Gesicht, und Betty empfindet das als Undankbarkeit und wird von dem Verlangen durchprickelt, diese Person da vor ihr doch noch von Grauen geschüttelt zu sehen.

„Nicht wahr?“ kichert sie: „Und die Mutter der Person ist Waschfrau, und der Vater ist, glaub' ich, der heilige Geist. Wenigstens soll die Mutter Jungfer geblieben sein.“

„Ich bitte — —!“ wehrt Frau Braun indigniert, und Mienchen, die vor zurückgehaltenen Lachkrämpfen zu ersticken droht, nimmt sich zusammen und bringt mit äußerstem Kraftaufwand heraus: „Er soll sie — — als wäre nichts dabei — am Arm — Sie! Frau Braun!“

„Das Offenkundige, das ist ja der Skandal!“ hilft ihr Betty, weil sie selbst lax und sich als gefaßter zeigen will, während Frau Braun, um Mienchen Erholung zu gönnen, wegsieht.

„— so am Arm, sein säuberlich, soll er sie ins Theater und in Konzerte und in die Kneipen führen. Natürlich in die Kneipen und Tingeltangel, —

so nennt man das ja wohl, — dahin auch.“ Mienchen sieht ängstlich beide an, als hätte sie möglicher Weise in aller Unschuld etwas gemeines berührt.

„Na, das heißt, vor drei Monaten.“ — Betty packt schon wieder Frau Brauns Arm. Doch die ringt sich los. — „Jetzt freilich — —!“

„Ja, ja, jetzt wohl nicht mehr! aber wer weiß — —?“ lüchelt Mienchen und wendet sich dann verschämt ab, um etwas zu summen.

Frau Braun ist plötzlich nervös geworden. „Das ist ja — —!“ Sie hat irgendwo ihr Taschentuch erwischt und zerknüllt es.

„O!“ beruhigt Betty sie. „Das macht der Art von Leuten nichts. Das Pärchen hat Frau Rosenblüte in München ganz frischweg begrüßt. Vor vierzehn Tagen. Also noch vor der Hochzeit. Und es war doch damals gewiß schon auffallend. Was sagen Sie dazu? Gut, was?“

Hier aber fällt Mienchen verbessernd ein: „Aber nein! Sie war nicht dabei! Aber er ist von der Rosenblüte weggelaufen. Ist das nicht ebenso schlimm?“

„O wo!“ klingt es voll eisigem Hohn von Fräulein Bettys Lippen. Die Dame fühlt mit einem Male klar, daß dies Mienchen, das an ihren Darstellungen fortwährend korrigieren wollte, eine ganz untergeordnete lächerliche alte Jungfer sei, was sie durch einen verächtlich belächelnden Blick nach Mienchens Halsblöße und kurzem Röckchen kundthut. „Gar keine Spur! — Die Kalle war dabei. Punktum. Elegant. Alles Seide und Sammet und gebrannte Löckchen. Chic. Ja, wir können das nicht bezahlen, liebe Frau Braun. Ja, wenn man reiche Freunde hat — — — Wir wollen uns dran halten, was, liebe Frau Braun? Hih! Natürlich hat die Rosenblüte nur die Nase verzogen. Das kann sie excellent.“

„So, so! Das ist die geborene Bergmann — von Doktor Rosenblüte die Frau?“ äußert Frau Braun einigermaßen erschöpft. „Das ist ja — — das ist ja eine ekelhafte — —“ und sich gegen die Gruppe wendend, schließt sie: „Also das ist die Mutter?“

„Ach, Sie kannten sie nicht? — Sehr solide Familie. Sehr anständig. Leben sehr zurückgezogen, wie die Professorenfamilien meist, wenn die Ernährer tot sind.“

„Tot? — Ach!“ Frau Braun zieht unversehens die obligate Kondolenzmiene.

„Ja; Sie leben von der kleinen Rente, der Pension und Zimmervermieteten — Hih! — ganz gut. Aber Hausbesitzer, das ist man. — Ja. — Und die Mutter läßt die Tochter nicht gern fort, wissen Sie, damit ihre Aussteuer größer wird. — Hih! — Ja. — Und dann, weil sie mal 'nen Großvater hatte, der beinahe Geheirat geworden wäre, so giebt sie sich auch mit gewöhnlichen Gelehrtenfamilien nicht ab, — hm! — und die

ganz noblen Familien fragen wieder nach dem toten Geheimrat in spe nicht. So sind sie 'n bißchen — wie man so sagt — auf 'n Pott gesetzt. Aber sehr anständig. Na, verlorene Söhne kommen ja in den besten Familien am meisten vor. Künstler verbummeln meist. Von hunderten wird einer was und dann auch man unvollkommen. Das hab ich übrigens damals gleich gesagt. Von tausenden ist einer 'n Genie. O, Gott! Re! 'n Genie ist der nicht. Wie käme wohl unsere brave Frau Professor Berger gerade zum Genie von Sohn. Das ist wie mit dem großen Loos. Man kriegt es nie.“

„Und sie ist jung und schön?“ fragt die Braun ganz ermattet.

„Wer? Ach die — — die Person — —!“ besinnt sich Betty.

„Na ja, was heißt jung — schön,“ meint Nienschen, die sich von dem Liebes allmählich wieder erholt hat, verächtlich, wie eine, die sich durch nichts bestechen läßt. „Es ist eben so eine. Nicht wahr?“

Hier nickt die Braun energisch und fragt dann mit völlig schwindender Kraft: „Und das Geld, das er braucht? Wo nimmt er das viele Geld her? Die Mittel der Mutter — — —“

„I wo?“ ruft Betty. „Die rückt natürlich nichts mehr 'raus.“

„Ja, das wissen wir nicht, wo er das hernimmt,“ protestiert das unerfahrene Nienschen beinahe beleidigt. „Vielleicht ist sie ja so was, was gewisse Männer schön nennen. Ich verstehe übrigens davon nichts.“

Man steuert langsam dem Tisch der Familie Berger zu, um sich die Leute jetzt noch mal aus der Nähe anzusehen.

Und währenddem denkt Nienschen über dies „jung und schön“ nach, das solch einer Person, so einer elenden, weit unter ihr stehenden, zukommen soll, bis sie endlich, nachdem die drei Stummen von ihnen im langsamen Vorüberwandeln scharf fixiert worden sind, fast willenlos dazu getrieben wird, loszusprudeln:

„Übrigens, wir wollen ihn selig werden lassen. Gleich und gleich gefellt sich gern. Welch anständiges Mädchen hätte auch wohl so 'nen Menschen genommen. Der hat sich ja schon mit unzähligen Weibern herumgeschlagen. Und was weiß er? was kann er? was ist er?“

Hier freut sich Nienschen wie ein Prediger, der eine Disposition gefunden hat, die gehörig ins Auge fällt.

„Wie 'n Frauenkörper konstruiert ist, das weiß er.“

„Pfui!“ zischelt Betty.

„Ja, das weiß er. Und wie man Geld durchbringt und sich auf Künstlerfesten besäußt und am Ende auch, wie's in einer Arrestzelle aussieht, das weiß er — und in solchen Sachen kann er noch mal 'ne Autorität werden, der Bruder Lieberlich! Was kann er? Pinseln. Wir trieben das

schon als kleine Mädchen zum Spaß. Weißt Du noch, Betty, die Bremern und ich, wir malten immer Möpfe. Prachtvoll! mit 'nem kleinen runden Schwanz hinten. Das war viel besser als sein Kram. O viel! Da war wenigstens Wig drin. — Ja, wenn er 'n Kaulbach wär. So heißt der Mann da jawohl? Mir ist er übrigens gleichgültig, dieser Herr Kaulbach, aber das ließe sich hören. Die Geschmäcker sind ja verschieden. — Aber so! — Das soll Männerarbeit sein? Ne, meine Lieben, das wissen wir hier in Hinterpommern, wie der Musjö, — der in der Geographie schwach zu sein scheint, — unsere Gegend nennt, auch: der ist nicht das Ideal von einem Manne. Man sieht's ja auch, was dabei 'rauskommt. Das reicht nicht mal dazu, um ihm jeden Mittwoch ein Stück Rindfleisch in den Topf zu liefern. Wenigstens nach meiner Berechnung. Und ich versteh was vom Haushalt. Man soll mir da nicht mit sentimentalen Nebensarten kommen: Kunst würde schlecht bezahlt. Wenn man nur was kann, wird sie tiefig bezahlt. Viel höher, als es der Kram wert ist. Das weiß ich. Ne, wer was kann, der kriegt auch Geld, und Geld regiert die Welt. Aber der kann nur ausgeben. Das macht freilich nicht reich. Für seine Schmieragen und Sudeleien werden vernünftige Leute ja wohl, gottlob! nichts zahlen. Ha! Da prahlt die Alte herun, er sei in Rom gewesen und in Berlin und Paris und in Südfrankreich und was weiß ich wo. Ja, mein Gott! Was braucht denn der schon nach Paris zu vagabundieren. Laßt ihn doch erst was bedeuten. Laßt ihn doch erst mal 'n Kaulbach werden und so 'n Gemälde für ein paar Tausend zusammenkleben. Dann kann er sich in Paris amüsieren."

Hier flüstert Betty, da jene einen Augenblick verschnauft, hämisch: „Jetzt kommt: was ist er?"

„Wie? — Na, aber was ist er jetzt? — Ohne Anstellung, ohne Vermögen. Nicht. Aber zusammenkuppeln muß er sich mit einer. Meine Liebe, wir müssen auch warten! — Nein, so einen mögen wir nicht. Nicht einmal zu sich kommen muß ein Mann, wenn er was werden will. So was imponiert uns. Das ist unser Maun. Aber der? — Gott! Ich bin — — na, ich meine, es giebt so viele Damen, die schon alt sind, — — — —"

„Ach!" sagt hier Betty.

„Meine liebe Betty, ich mache durchaus keine Anspielungen," flötet jene. „Frauen sind schon mit achtzehn Jahren Menschen, während Männer es oft mit dreißig noch nicht sind. Frauen dürften getrost mit achtzehn Jahren schon in die Welt hinaus, — und ich war noch nicht in Paris. O, meine liebe Frau Braun, ich war noch nicht auf den Boulevards von „Notre Dame de Paris" — ein stolzer Hustenanfall folgt. — „Nein! Ich nicht. Und auf dem Wiener Ring war ich auch nicht, wie der Herr Musjö.

Man möchte sich das auch mal ansehen; aber unferne darf das nicht. Unferne muß hübsch sparen und scharten, damit der Herr Gemahl es später mal recht bequem hat. Na! Mit dem Patron soll man mir nicht kommen."

"I bewahre!" stimmt Betty zu. "Nein, das soll man nicht. Der bleibt bei seiner Trine."

Frau Braun aber flüstert: "Und wenn ich nicht irre, war die Frau Professor eine geborene Meier, von dem alten Tischler Meier in der Bergstraße."

"Na die!" wirft Niemanden verächtlich hin. "Die hat dem Wüßling das Haus verboten, nachdem sie ihn jahrelang für ein Weltwunder angesehen hat. Das kommt davon. Nun ist seine Heimat das *chambre séparée* und seine Familie sind die Nanas und Ninons. Denn man zu!"

"Nein!" erklärt Frau Braun energisch. "Ich weiß es gewiß, die älteste Tochter von dem alten Tischler war die selige — — —"

"Ach! das ist ja ganz gleich, Frau Braun," fällt Niemanden ein. "Das hat nun alles für ihn keine Bedeutung mehr."

Frau Braun sieht sie schauernd an.

Betty aber nickt: "Ja, meine Liebe, das ist nun aus. Seine Mutter hat gesagt: Hebe Dich weg von mir, Satanas!"

Hier wird sie von Niemanden geknufft, woraufhin sie anfängt zu kichern.

"Nein, wirklich!" sagt Niemanden, noch immer entrüstet. "Er schändet den guten alten ehrlichen Namen seiner Familie!"

"Ja! den alten Namen!" seufzt die Braun kopfschüttelnd in sich hinein. "Und was hatte der für einen guten Klang!"

Und Betty haft bei ihr unter und seufzt so fürchtbar nach, daß an den nächsten Tischen alles mit den Köpfen herumsfährt.

* * *

Drüben sitzen die drei noch immer wie angeleimt.

Die Musik spielt den Wiener-Frauen-Walzer, und das ältliche Mädchen läßt zu den wiegenden, aufsuchenden Tönen.

"Du willst noch nicht nach Hause. Dir gefällt's!" sagt die Mutter, die das gesehen hat, mit etwas aufdringlicher Güte im Tone, so wie man etwa zu einem kleinen Kinde, oder besser noch: zu einem Menschen, der um irgend etwas Mitleid verdient, redet.

"Was sollen wir zu Hause?" erwidert mürrisch das Mädchen.

Man bleibt.

Die Mutter sieht gerührt aus über ihre eigene Selbstlosigkeit. Sie langweilt sich hier.

Dann neigt sie sich wieder zur Tochter. „Hast Du den Kommerzrat nicht gesehen? Er grüßte so freundlich. Es ist ein guter Mann. Es thut doch wohl, wenn so einer einem solche Achtung entgegenbringt. Willi nahm den Hut sehr hübsch ab.“

Die Kinder schweigen.

Sie aber schmiegt sich in Gedanken mit einem Gefühl müder Zärtlichkeit zu all den ehrenwerten Bürgerleuten und Gelehrten ihrer Sippe mit dem alten ehrlichen Namen hinüber, die drüben auf dem Kirchhofe in der Erbgruft vernodern, und die ihr noch alleweil geachteter Männer Respekt sichern. Zugleich durchrieselt es sie wohligh und alle ihre Lebensgeister erfrischend, daß sie für dies Gefühl von den Damen ihrer Umgebung, von deren Ansicht ein für allemal ihr Seelenheil abhängt, ein vortreffliches Sittenzeugnis verdient. Ihr ist wie einer Schülerin zu Mute, die weiß, daß sie einen glänzenden Aufsatz abgegeben hat, den ihr die Mutter gemacht hat.

„Ja, mein Junge!“ nickt sie dem schläfrigen Sohne zu, der sie nicht versteht; und da er gar nicht reagiert, wendet sie sich zur Tochter, die schon in Erwartung mürrisch aussieht: „Könntest Du nicht mit seiner Tochter Anni etwas zusammenhalten. Es wäre doch ganz hübsch, da eingeladen zu werden. Beim Kommerzrat verkehrt ja auch der Doktor Ritter, nicht?“

„Mit dem kleinen Grünschnabel?“ murrst die Tochter. „Fehlt auch grade noch. Ich brauch den Kerl und sein Baby nicht.“

Die Mutter, die sich plötzlich einsam auf der Höhe fühlt, seufzt tief:

„Ja, mit dem Gutspächter Karthaus wird es doch nichts.“

„Denn nicht.“ — Plötzlich lenkt die Tochter gefügiger ein und errödet, weil sie Thränen aufziehen spürt, als wäre ihr der Doktor Ritter schon sicher gewesen und erst jetzt geraubt: „Seit übrigens der Bengel in München solche Schmutzereien treibt, kann man überhaupt nirgends mehr verkehren. Das ist ja selbstverständlich, wenn sich jetzt alle zurückziehn.“

Ihr ist die Erkenntnis jählings aufgegangen. Die Mutter sieht erschrocken aus; dann beugt sie sich wieder unter der Wucht des furchtbaren Schicksals, vor dem die besten Pläne zu Wasser werden.

„Ich nehm' irgend 'neu reichen Alten und bleib immer auf Reisen.“

Die Tochter thut, als wolle sie von jetzt ab ohne viel Federlesens und ganz radikal vorgehn, fühlt aber im Grunde nur den Trieb, irgend jemand zu reizen, da man auch mit ihr nicht gut umgeht, und zwar weder die Menschen, noch der Allerweltsündenbock: das Schicksal.

„Wie ist das?“ fragt die Mutter.

Meta aber ist nicht gewöhnt, ihre Ansichten zweimal zu äußern, doch nimmt die Alte wahr, wie die Tochter plötzlich lächelt, als habe sie reizende Dinge mit der Mutter gesprochen, dann schaut das Mädchen hold in den

Schoß. Das steht dem alternden Gesicht bedauernswürdig. Selbst die Mutter fühlt etwas wie Erbarmen, das jedoch sofort in Nervosität umschlägt, als sie einen alten geschneigelten Herrn mit weißem Spitzbart bemerkt, der am Wege steht, und — vielleicht zufällig — auf das Mädchen starrt. Nun geht er weiter.

„Kennst Du den?“ fragt die Mutter.

„Wen denn? — Kann doch nicht alle Menschen kennen. Da hätt' ich viel zu thun.“

„Nein,“ — die Mutter will ihr etwas Gutes sagen, — „Du nimmst einen jungen Privatdozenten, einen Doktor oder . . .“

„Kauf mir doch einen!“ Der Blick des Mädchens drückt bei diesen Worten eine noch viel namenlosere Qual aus, als sie der bittere Ton vermuten läßt.

Die Mutter zieht die Brauen hoch. „Du wirst ungeduldig. Wir wollen promenieren gehn.“

Hier fährt der angeleimte Sohn aus seinem Halbschlaf.

„Weg wollt Ihr?“

„Nur promenieren.“

„Da geht uns der schöne Platz ja verloren.“

Der Bursche ist äußerst unzufrieden mit dieser Störung.

„Bleib Du, Willi, und beleg' die Plätze.“

„Nö!“ knurrt er ungezogen. „Das mag ich auch nicht. Da geh' ich auch!“ Und er taumelt verschlafen auf.

„Wo willst Du denn hin?“ fragt verschüchtert die Mutter.

„Ich . . . ? Weiß nicht.“

„Willst Du Freunde treffen?“ examiniert sie ihn mit plötzlichem Argwohn.

„Ach, Du weißt ja, daß ich mich um alle diese lieberlichen Burschen nicht mehr kümmere, als unbedingt nötig. Ich gehe in den Vortrag im Kaufmännischen Verein. Stellt mir Abendbrot zurück.“

Das wird acceptiert.

Arm in Arm wandern die Frauen die Promenade entlang.

Die Alte begrüßt mit scheuer Freundlichkeit zum andern Male die beiden magern Klatzbasen, und diese, die fühlen, daß sie als Richterinnen anerkannt werden, erwidern mit herablassender Liebenswürdigkeit.

Die Tochter hat es besonders auf die junge Welt abgesehen.

An jedem weiblichen Wesen, das durch Eleganz, schöne Figur, ein reizendes Gesicht oder andere Vorzüge auffällt, wird mit erstaunlichem Scharfblick oder noch erstaunlicherer Fertigkeit, etwas in jemand hineinzu- sehen, ein Mangel entdeckt. Die eine hat strehe Augen, die andere zu viel

haare, als daß sie echt sein könnten. Diese grinst albern und jene meint durch „Aufdonnern“ und Federn auf dem Kopf Männer anzulocken. Hier wandelt eine hochnassig, dort watschelt eine und steht jeden zu lieblich an. Die ist zu schlampig, und die zum Abbrechen geschnürt. Die ist doch nur eine Nähmamsell, und die meint, weil ihr Papa Millionen hat, sähe sie schön aus. Ist ihr eine Dame als geistvoll oder gar als Künstlerin bekannt, so mokiert sie sich über deren emancipierte Toilette, ihr Benehmen oder Alter. Ist eine stadtbekannt als Schönheit, so begreift sie dies Urteil nicht, und weiß Geschichten über deren Minderbegabtheit oder Sittenlosigkeit. Ist aber eine gar zu lieb, so daß es selbst dies verbitterte Mädchen beinahe wie ein Schreck durchfährt, da trampelt sie vor ihr: „Die scheint blind zu sein!“ und ist lange Zeit zu jeder Konversation unbrauchbar.

Die Mutter schaut mit Luchsaugen auf die Herren. In deren Mienen sieht der Wert ihrer Tochter. Jetzt grüßen zwei junge Gecken.

Die beiden Damen gehen besonders fleißig und lächeln noch lange stumm und geziert.

Der eine Geck hat sich umgedreht und schaut ihnen, den klobigen Spazierstock in der Tasche, kopfschüttelnd nach. Dann schließt er sich dem Begleiter wieder an, der müde weitergeschoben ist und ihn nun erwartet, um verächtlich zu nasseln: „Was ist denn an der noch? — *passés* — muß es nun bei den Chinesen versuchen. Die schwärmen wohl für so was Gelbes.“

Dabei fixiert er eine kleine bezopfte und äußerst niedlich herausgeputzte Blonde, die von ihrer Mutter zum ersten Male ausgestellt wird und noch über jeden bewundernden Blick verschämt zu lachen anfängt, geschmeichelt mit dem Kopfe ruckert und erröthet.

* * *

Ziemlich bedrückt kommen die Frauen Berger um neun Uhr abends zu Hause an. Sie haben seit einer Viertelstunde nichts mehr gesprochen, und die Tochter hat eine Falte in der Stirne.

Es ist nichts passiert, und sie hatten wie immer gehofft, daß etwas passiren würde.

Das Dienstmädchen giebt der Frau einen Brief.

„Von dem in München,“ sagt die Tochter. „Der Abend ist also wieder mal verdorben.“

Die Mutter ist erregt. Sie möchte sich beinahe freuen, aber weil die Tochter so energisch bei ihrer verdammenden Ansicht bleibt, wirft sie wie eine harte Mutter den Brief hin. Sie hat in Romanen gelesen, daß stolze, familienpolitisch begabte Baroninnen und ähnliche Damen demokratisch gestimmten Söhnen gegenüber so zu Werke gehen, um das Baronienhafte, das ihnen

sonst in jeder Weise fehlt, doch wenigstens durch rücksichtslose Wahrung der Standesehre zum Ausdruck zu bringen.

„Hast Du ihm nicht mitgeteilt, er solle nicht mehr schreiben?“ fragt sie.

„Natürlich! Aber dem ist ja alles eins.“

Schweigend wird das Abendbrot verzehrt. Dann setzt die Tochter einen Teller mit belegten Butterbröten zurück und räumt ab.

Der Brief liegt noch da. Die Mutter schielt danach und dreht ihn endlich um.

Das ärgert die Tochter und sie reißt ihn auf.

Die Mutter sieht gespannt zu, was herauskommt, und als Meta das Schreiben mit verächtlichem Gesichte zu lesen beginnt, streckt sie eifrig die Hand aus: „Gieb ihn her.“

„Da hast Du den Wisch!“ Die Tochter wirft den Brief hin und holt ihre Handarbeit, die sie sorgsam von den Häkelnadeln loswickelt. Nach einer Weile sagt die Mutter: „Lies ihn doch vor. Ich kann wirklich das Zeug nicht entziffern. Die Augen thun mir weh.“

„Ja, ich werd' das Geschnier auch nicht lesen können.“

Mit Gesichterziehen, Lampenrücken, Kopfschütteln und sonstigen nebenhergegebenen Verurtheilungen säugt sie aber doch au zu buchstabieren.

„Liebe Mutter!

„Metas letzter Brief ist — was die darin enthaltenen Unliebenswürdigkeiten anlangt — ein Musterbrief. Sonst ist er nicht viel wert, und Eindruck hat er nicht hinterlassen. Ich bin nur froh, daß mir die Laune bei solchem Geschreibsel nie verloren geht. Dazu sind wir zu glücklich. Vorläufig steht hier alles im Zeichen des Aufkömmlings. Wollt', es wär ein Mädel. Die — — — die — —“

Hier kann Meta über einen Namen nicht hinaus.

„Silba wohl,“ sagt die Mutter.

„Die Person also“ — fährt die Tochter fort — „will durchaus einen Buben. Sie meint, unser Verdienst würde schon reichen für die vielen Hofenfliden. Ubel wär's auch nicht, selbst wenn er schon mit einem halben Jahr täglich seine Maß Bier haben müßte. Das muß nämlich ein Müchener Kindl männlichen Geschlechts, sobald es Augen und Zähne bekommen hat, haben.“

„Himmel!“ sagt Meta. „In der Naturgeschichte ist er aber schwach. Der denkt, das wär wie bei den kleinen Katzen.“ Weil sie darüber lachen muß, findet sie Mut, weiterzulesen:

„Schaffen thun wir jetzt jeder für zwei. Ich entwerfe Tapetenmuster. Dafür hab' ich ein Talent in mir entdeckt, das sich in das mit Recht so beliebte Geld umsetzen läßt. Auch so Pfaffenaschen wie Stola, Altardecken zc.

werden gut bezahlt. Ich muß da freilich die geweihten Hände eines angeblich rechtgläubigen Freundes als Urheber ausgeben. Wir Ketzer würden einen zu üblen muffigen Geruch an den Sachen zurüchlassen, wie Mephisto in Gretels Stube. — Wird die bei Euch noch immer von der kleinen Niemererschmidt gespielt? War auch 'n süßes Geschöpf. — Na, sie riechen's nicht nach ihrem Wahlspruch: Glauben macht selig, denn mein Katholiken läßt so gut, als er landschaftert. Das Kunstgewerbe nährt immerhin noch seinen Mann. Die Hilda malt auf Porzellan: Blumen, allerhand kleines Gewürm, schwindfüchtige Koblblätter als Arabesken, Brunnenbubertln und Kokoloprinzessen, manchmal auch bewunderungswürdig Dunkles. Das gilt dann als besonders modern und findet reißenden Absatz. Es geht über Erwarten gut. Eine Heidengebild hat das Muehl; aber für meinen Fleiß ist es eine Versuchung, sie in der Sonne gebückt so geschäftig pinseln und dann mit schiefem Kopfe prüfen zu sehen. Sie fühlt es übrigens sofort, wenn ich Profilstudien mache und lacht herüber. Sie ist ein so lieber hübscher Frau, und den goldenen Sonnenheilighen verdient sie, weil er ihr steht. Natürlich droht sie. Na, und manchmal befeh ich mir dann ihre Sachen näher, und sie meint: Du, das kleine Wurm wird mal 'n Faulenzer, wenn ich Dich zu viel so ansehe. Da oche ich dann."

Die Tochter, die schon stockend gelesen, wirft den Brief weg.

„Sentimentaler Kram! Blöder unklarar Wisch! Rechte Daumelfritzen, die beiden!“

Ihre Augen sind ganz schwarz und im Rande feucht, während ihre Stirnsalte sehr vertieft erscheint.

Die Mutter aber rückt sorgfältig ihre Brille zurecht und liest mit neugierigen Augen, indem sie sich vergeblich bemüht, bitter auszugehen.

„Neulich habe ich mit einem Titelblatt für eine neue Zeitschrift einen kleinen hübschen Treffer gemacht. Ich war auf dem besten Wege, alles in Blumen umzusetzen und unser Zimmer einmal in einen Garten umzuwandeln. Der Ladenbesitzer unten hatte mir nämlich ein Papier gezeigt, das tausend Mark wert sei und mir geraten, zwanzig Titelblätter zu zeichnen und mir dann auch so ein Papier zu kaufen. Er beschäftigt sich täglich ein paar Stunden damit, daß seine zu besehen und dabei zu schmungeln. Siehst Du; weil er in dem Augenblick wieder schmungelte und mir auf die Schulter klopfte und mir durch eine zugegebene Tüte Pfeffer bedeutete, daß mir, wenn ich so fortjahre wie bisher, dereinst ein Platz neben ihm selbst im Saale seiner Hochachtung sicher sei — deshalb kaufte ich für zehn Mark Blumen, weiche, liebe, duftende, herzige Blumen statt eines Papiers, aus dem man sich 'ne Düte mit Hochachtung drehen kann. Hilda erfaßte die Sache sofort und hat die übrigen vier von den fünf Goldstücken auf ihre

Weise verduften lassen. Ernst war sie auch und ein bißchen geschmolzt hat sie. Das sieht nett aus. Aber dann hat sie wieder gelacht und gemeint: alles verstehen, heißt alles verzeihen. Natürlich hab ich ihr daraufhin verzeihen. Ist es nicht eine herzige, kleine Xanthippe? — Ich bin auch schon der reine Sokrates — gottlob ohne dessen Kartoffelnase — geworden, und beschäftige mich hie und da damit, meine Freunde auf der Straße beim Westentkopsf zu packen und wie folgt sokratisch anzuulkfen:

Jch: Mein lieber Albert, wie geht es Dir? Du hast gewiß schon einmal von einem geschwollenen Geldsack gehört.

Albert: Gewiß! gewiß! Nicht nur gehört.

Jch: So! so! Das freut mich. Du bist fest davon überzeugt, daß ein solches Möbel dem Besitzer ein Wohlbehagen verurfacht?

Albert: Vollkommen!

Jch: Das freut mich. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie mich das freut. Ich befinde mich nämlich in einer gewissen Unruhe und schob dieselbe bisher auf meinen geschwollenen Geldsack. Man hält so leicht einen Ausnahmezustand für Krankheit. Nun sehe ich, daß ich mich irrte. Und nun sag' mir noch eins, Albert. Du weißt ja alles. Ist eigentlich das Essen, Trinken, Lieben, Singen und Lustigsein etwas Empfehlenswertes? Ist ein Genuß dabei oder ist das alles eine Pein?

Albert: Ich denke, es ist ein Genuß dabei.

Jch: Was Du sagst! Aber ich dachte das auch und erinnere, daß ich mich bei so einem kleinen Gelage im Freundeskreise stets sehr wohl befunden habe. Albert, Du weißt wohl, ein Gelage kostet Geld.

Albert: Sehr viel sogar, wenn es nett ist.

Jch: Soviel, daß ein geschwollener Geldsack mager dabei wird, wie eine Kage, die keiner alten Jungfer gehört.

Albert: So ist es. Alte Jungfern sterben reich.

Jch: Hmh! Wie sagtest Du doch, Albert? Ein geschwollener Geldsack verurfacht ein Wohlbefinden. Muß es da nicht wehthun, wenn er abmagert?

Albert: Das scheint so.

Jch: Ja, aber Albert, sind denn bei einem Gelage alle Gedanken und Gefühle — außer an Essen, Freunde und Freundinnen und das verdammte nette Leben — zum Teufel, daß man gar nicht mehr mit seinem Geldbeutel empfindet? Wo blieb die Arithmetik, das göttliche Rechnen: dieses Liebesempfinden für den Geldsack?

Albert: Aber mein Gott! Wer wird denn rechnen, wenn er lustig sein will? Freilich hat man bis zu einem gewissen Punkte seine Gedanken noch alle beisammen, aber in Deinem Geldbeutel sitzt doch weder Dein Herz noch Dein Hirn.

Joh: Sieh, das ist gut, daß Du mir das sagtest. Da irrten wir uns doch. Das Wohlbefinden steckt nicht in dem geschwollenen Beutel, sondern nur Geld; aber nun glaube ich, die Unruhe in mir wird durch ihn verursacht, denn ich muß fortwährend nachdenken, wie ich das Geschwollensein der Geldtase da drinnen auf die für mich angenehmste Weise in bescheidene Magerkeit umwandeln kann. Der altjüngferliche Geruch thut meinen Nerven weh.

Albert: Und weil ein Gelage — etwa eins im Wald nach einem Ausflug mit hübschen Frauen — ein unzweifelhafter Genuß ist und Geld kostet — — —

Joh: Das ist es. Legen wir unsere Geschwollenen zusammen. So ist es ein Paar, das sich aus Konkurrenzneid an einander aufreißt. —

„Auf diese Weise erschütterte ich bei dem jungen Geschlecht die Grundlagen ihres Wissens und bewege sie, festere zu bauen.

„Im übrigen sind wir genügsame Leute. Hausmannskost, hübsch serviert, ein Buch zur guten Nacht und ein Traum von einer künftigen Million, das thut's. Über die Verwendung der letzteren wird besonders das Nuchel sich schon in herrlicher Weise klar. Vorläufig ist sie noch schrecklich sparsam in ihren Toiletten. Ich möchte ihr täglich was neues kaufen und es ihr selbst anziehen. Die hübschen Frauenzimmer halte ich seit langem samt und sonders für Probiermannsells. Bei den andern thut mir zuweilen das irregegangene Kleid leid. Aber da darf ich nun meiner schönern Hälfte nicht ins Handwerk pfeuschen und muß mich wie ein Pantoffelheld mit hängenden Ohren kuscheln. Die letzteren richten sich aber bald auf vor Stolz, die andere Hälfte zu dieser nicht nur schönen zu sein, denn was das Nuchel aus dem Nichts schafft! Na, da hat sie nur den lieben Gott zum Konkurrenten und höchstens noch die Schlange, die ihn mit dem genialen Gedanken an das Apfelnaschen verbesserte. Nein, Kinder, ihr dürft sie Euch selbst bei der Arbeit nicht als maleröfenhafte Schlampine vorstellen. Das ist nämlich eine neue Art von Tier mit schiefen Hacken und wilden Haaren. Auf die Sorte haben die Genies unter den Frauen ein Patent genommen, und nur Naschkeln gehende Herren dürfen sie nachahmen, da es gut ist, wenn einer minderwertiges Geschlecht ihre Überlegenheit durch Nachahmung ihrer Erscheinung dokumentiert. Gilda — — — —

„Eine Stunde später:

„Ich mußte vorhin abbrechen. Gilda war mit ihrer Kokodame fertig und fühlte sich steif. Da mußte sie etwas herumtoben. Sie fuhr auf mich zu, packte meine Schultern, rüttelte sie und schwenkte meinen Brief wie eine Fahne, Philisterfahne sagte sie. Ich hab ihn gerettet und mit ihr gejachtet. Wir ließen Apfel tröndeln und tosten wie die jungen Katzen hinterher.

Stühle und Tischdecken fielen. Ihr reizendes Schühchen flog mir beinahe an die Nase, und als ich mich bückte, über den Schädel weg. So kam ich wieder unter den Pantoffel, und meine Eva hatte den Apfel. Mit ganz rotem Gesicht klatschte sie in die Hände, frohlockte und zeigte ihn mir: „Du! du!“ Dann biß sie hinein, und ehe ich meinen Adamsteil kriegen konnte, war das ganze Ding verschwunden. Na und dann ging es erst los, daß unsere zwei Zimmerchen wackelten, bis ich meinen Ruß hatte und sie sich für ein uvernünftiges Tier erklärte. Aber sie ist nur ein Unband. Jetzt brät sie Kartoffeln in der Küche. Ich sehe sie durch die offene Thür. Sie ist noch ganz erhitzt, stockert mit dem Messer in der Pfanne und lacht, als fühlte sie, daß ich hinsehe. Ach! Es sind ja noch sechs Monate.

„Was war das doch für eine himmlische Zeit, als uns der Dompfaff getraut hatte. Den ganzen Tag waren wir im Wald draußen, und dann blieben wir im kleinen Wirtshause im Dorfe. Die Kirshbäume blühten. Das Registergewürm auf dem Standesamt hat unsere Lebenssäden wirklich weber zusammengeknötet, noch zu eins verflochten. Es hat nur von Thatfachen Notiz genommen. Und daß sie zuvor schon einmal — — Mutter, ich war auch 'n Racker, und sie sagt: Nie hätte sie's gethan, hätte sie mich früher gekannt, und es sei auch ganz und gar nichts gewesen. Wie sie etwas sagt, so ist es. Ich hätte ja auch am Ende meine Streiche nicht gemacht, wenn sie früher — — aber das sind müßige Gedanken. Jetzt sind wir eins, und wir konnten wirklich nicht dafür, daß wir uns nicht früher trafen. Laß nur die Leute reden. Was wissen die. Die da schwatzen, das sind nicht solche, auf deren Urtheil man etwas geben soll. Psiat Di Gott in Deinen vier Pfählen und grüß die zwei Bessergerathenen. Rudolf.“

Die beiden Frauen sind eine Weile still. Die Tochter stichelt emsig mit rotem vorgeneigten Kopse.

Dann sagt die Mutter: „Das scheint ein Leben in Saus und Braus zu sein! und das, wo das Kind erwartet wird! — Hoffentlich werden sie es doch nicht mit Vier verschandeln. Mein Gott! und das Gejachter der großen Menschen! — Es ist ein Leichtfynn! — Ob sich die Person gar nicht schämt? Die Frau hat da immer Schuld. Wir könnten am Ende — — — Du weißt, in den Läden ist überall Ausverkauf.“

„Etelhafte Dirne! Fi Teufel!“ unterbricht sie die Tochter.

„Ja, ja! Sie!“ sagt die Mutter. „Aber er ist nun mal an die Person gebunden.“

„Seine eigene Schuld. So 'n Schwachmatikus. Wenn sie ihn nur ordentlich prügeln wollte. Pah! Du wirst natürlich über das von dem Gör gleich butterweich.“

„Nein! o nein!“

„Wird sich bald freuen, wenn er nur immer seine vier Pfähle hat.“

Die Mutter sieht wieder in das Blatt. „Pfi—at Di Gott! in den vier Pfählen. — Ja, schon wieder so 'ne Anspielung. Überhaupt war mehrere Male so ein versteckter Hohn auf uns hier zwischen den Zeilen. Hast Du es nicht auch gemerkt? Das ist der Einfluß von der Person. Natürlich wird die das meiste von dem Geld, das sie hat, verduften lassen, in Toiletten verjagen. Was könnte er für ein Künstler sein; aber die zieht ihn hinab.“

„Om!“ knurrt die Tochter. Wäre nie was geworden. Tapeten pinselft er! So wie unsere Stubenmaler durch so Schablonen, weißt Du.“

„Nein, das ist wohl nicht nötig — —“ zweifelt entsetzt die Mutter.

„Na, dann wär er dumm, wenn er das nicht mal benutzte. Da wird das Zeug doch wenigstens egal.“ Und das Mädchen lacht plötzlich hohnvoll auf. „Schreib ihm doch um Gotteswillen selbst, Du wolltest sein Geschmier nicht mehr sehn. Er nimmt es ja noch für Spaß. Wenn das Gör erst da ist, pumpt er dich noch an.“

„Ja, ja,“ seufzt die Mutter sorgenvoll. „Willi legt sein erspartes Geld, das er früher mir zum Aufbewahren gab, schon immer selbst auf die Bank. Er meint, ich würde es sonst dem Rudolf hingeben. Das thu ich nicht. Der würde sich ja nur über mich schief lachen und seine bekannten Spöttereien loslassen.“ — Sie knüllt den Brief zusammen und wirft ihn in ihren Arbeitskorb. „Hätten wir Dich nur erst unter die Haube! Oder könntest Du nicht, wie Ida Braun, die doch auch aus guter Familie ist, Lehrerin werden?“

„Ich danke schön!“ — Die Tochter verzieht voll Verachtung den Mund. „Mit 600 Mark Jahresgehalt, nicht? Und dann kleine Kinder warten! Übrigens hast Du früher ja auch immer gesagt: für 'n Mädchen wär' so 'n gelehrter Kram, das Selern' und Gelese nichts.“

„Nu ja. Das Herumstudieren macht auch niemanden glücklich. Das sieht man ja bei Rudolf. Es wä're ja nur — — hm! Du hättest Dich auch wohl zur rechten Zeit verheiraten können.“

„Es hat aber keiner angebissen!“ höhnt die Tochter, und die Mutter lenkt schnell ein: „Lassen wir das. Aber daß der Rudolf sich jetzt zum Tapetenmaler hergiebt, und dann — — da stand ja, er hätte 'n Titelblatt für 'ne Zeitung gemalt. Das wird so wie auf dem „Buch für Alle“ sein. Dazu braucht man doch auch kein Maler zu sein. Ne, früher war er ganz anders, als er das große Bild in Öl anfing. Weißt Du noch: die „Titanenschlacht“ hieß es. Warum er das nur nicht vollendet hat? Da hätte er gewiß einige Tausende — o! viel mehr dafür bekommen. Ich hab' neulich gehört, daß ein Maler für ein Gemälde — oder war es ein altes Gemälde, das so teuer verkauft wurde —. Das bleibt sich ja gleich. Es sind eben

100000 Mark für ein Gemälde bezahlt. Natürlich für ein großes. Da hätte er sich 'ne Villa in Rom dafür kaufen können! — Ach ja!"

Die skeptische Tochter lacht hier über ihre Arbeit. Die Mutter aber fährt in ihren Phantasien fort: „Und jetzt werden die alten Klatschbasen ankommen und fragen: ‚Was malt denn Ihr Sohn?‘ — Und ich soll sagen: ‚Tapeten! Er ist jetzt daselbe, wie Austreicher Meier hier nebenan.‘ Ich hab mich neulich erst so geschämt, als die Else aus München mitgebracht hatte, Rudolf hätte ein Plakat für einen Hutfabrikanten gemalt, das überall an den Anschlagbrettern zu sehen sei. Ich bin so bald wie möglich weggelaufen. Dafür hat er nun sein ganzes Erbeil verwandt, um das zu lernen. Minna Andersen hat nie eine Kunstschule besucht. Sie war immer bei der Mutter. Aber die malt große Landschaften, und jetzt hat sie ein Gemälde in Arbeit: Siegfried sieht Krinhild zum ersten Mal. Das ist doch hübsch. Aber er mit seinen Aquarellen oder Kohlenzeichnungen, er müßte doch auch mal soweit kommen. Wenn der Rudolf jetzt ganz zum Kunstgewerbe überginge, wie er mal sagte, was wär das für 'ne Blamage für uns.“

„Er hat sich eben mit Weibern herumgetrieben, statt zu lernen,“ sagt die Tochter. „Dadurch sind wir schon genug blamiert.“

Die Mutter aber fährt auf den Trümmern ihrer Hoffnungen wehmütig fort: „Und der kleine Müller, der noch auf der Schule ist, hatte neulich einen reizenden Frauenkopf nach dem berühmten Benschlag kopiert. Aus der Gartenlaube. Wie haben die Frauenzimmer den alle bewundert! Sie wollten es mir mal geben, und die alte Müller sagte: ‚So blödes neues Zeug, das keiner versteht, malt mein Sohn natürlich nicht.‘ Dabei schielte sie auf mich und fragte gleich: ‚Was macht eigentlich Ihr Rudolf?‘ Und dann erkundigte sie sich, ob das Werk, in dem er die abscheulichen Illustrationen gezeichnet hatte, — die widerlichen Schmierereien, wie mit 'nem Streichholz gemacht, aus denen man nackte Weiber, so wie er sie natürlich deutlich nicht zeichnen mochte, erkennen konnte — ob das noch nicht polizeilich beschlagnahmt sei. Das wäre ein Skandal, wenn das passierte. Und die Weiber gönnen es mir. Ich mag schon nirgends mehr hingehen.“

Die Tochter murmelt tiefrot: „Das ist nun alles gleich,“ und seufzend erhebt sich die Mutter, um zu Bette zu gehn. Sie pflegt die halbe Nacht wachzuliegen und sich zu grämen. Wo blieben die schönen Familienfreudenfeste, bei denen sie sich so gern auch einmal unehuldigt gesehen hätte. Wo blieben die kurzen Einquartierungen, bald hier, bald da. Mit ihren Kindern war es nichts. Sie konnte sich weder mit ihnen, noch ohne sie — nein, selbst ohne sie nicht mehr sehen lassen.

Sie kehrt noch einmal in das Wohnzimmer zurück.

„Gehst Du morgen zum Veseabend?“ fragt sie die Tochter.

„Morgen? Ich weiß nicht. — Das blaue Kleid steht mir nicht.“

„Du hast ja ein Duzend andere. — Hum! Es ist Dein einziges Vergnügen. Freilich — — —“

„Die Toiletten stehen mir alle nicht. Ich gehe nicht hin. Ich mag da nicht so schofel erscheinen. Und überhaupt das dumme Gelese.“

„Ist auch ebenso gut. Was willst Du auch da?“ sagt die Mutter, die sich vor dem einsamen Abend gefürchtet hat.

Sie geht.

Die Tochter stichelt allein weiter und sieht nach der Uhr, die eintönig durch die Stille ihr Ticktack ertönen läßt. Dann horcht sie nach dem Schlafzimmer hinüber. Auch oben regt es sich noch. Das Dienstmädchen scheint sich wieder vor dem Spiegel zu ergehen, der so groß ist wie eine winzige Fensterscheibe. Tapp — tapp — tapp. Das eitle Weibsbild trägt so hohe klappernde Hacken. Das wird ihr morgen sofort verboten werden. Oder sie muß weg. Ob sie am Ende gar mit einem der Mieter — — — Sie horcht fieberhaft. Man wird besser eine Alte anstellen. Diese eklhaften Kerle sind überall gleich, und sie hat immer genug aufzupassen. Aber wenn sie mal einen abfaßt — — —!

Als endlich alles still ist, steht sie auf, packt ihre Handarbeit wieder zu den übrigen in den Korb und fängt an, für den Morgenkaffee das Geschirr auf dem Tische zurechtzustellen. Dann tritt sie an den Spiegel und sieht lange prüfend hinein. Sie streicht die Taille mit beiden Händen hinab. Sie biegt dabei die Schultern vor. Über der Brust ist es so leer. Wenn sie denkt, vor drei Jahren — — —. Sie besteht sich von der Seite und über die eckige Schulter. Ihre Miene wird weinerlich. Diese Schneiderin machte auch gar nichts mehr recht. Dann horcht sie wieder und sieht zornig aus, als gönne man ihr nicht einen Augenblick Ruhe.

Nur eine Maus hat genagt.

Endlich setzt sie sich ermattet auf einen Stuhl und starrt ins Leere. Ihre Augen füllen sich mehr und mehr mit Thränen. Sie holt das Taschentuch hervor und schluchzt leise zum Herzerbrechen. Zwischendurch denkt sie nach, warum sie weine und antwortet sich unwirsch darauf: „Der Bengel! Daß gerade ich solche Brüder haben muß — und solche Mutter! — und zwischen solchen Menschen lebe! — und vom Schicksal so verfolgt werde, und — — ach überhaupt! — — — — —“

* * *

Um die Zeit sitzen in einem Hause in einer dunkeln Seitengasse der Stadt junge und alte Oigerln und Weiber in bunten phantastischen Toiletten, die zumeist Busen, Nacken, Arme und Beine frei lassen, hinter Liför-

oder Beingläfern. Die Thür zum dunklen Korridor steht halb offen, um den Cigarettenqualm all dieser Männer und Weiber herauszulassen.

Zwei Personen huschen die Treppe herunter. Es ist der brave Willi und eine Frau in feuerfarbener Atlastaille, kurzen schwarzem Seidenrock und schwarzen Strümpfen. Offenkundige Künste helfen für verfunzte Reize. Die Waden sind das preiswürdigste an dieser recht mitgenommenen Dame.

„Komm bald wieder, Schatz.“

„Ja, Kind! Aber wart', bis ich hinaus bin. Die drinnen gaffen. Es könnten einige gemeine Schwäzer — — Gute Nacht!“

Der blasse Jüngling eilt durch die toten Gassen. Vor der Wohnung der Mutter steht er still und starrt nach oben.

Alle Lichter sind aus.

Er öffnet die Hausthür und schließt sie. Das Poltern klingt laut in die Nacht hinaus.

Über den Flur huscht das kleine Dienstmädchen. Sie ist nur noch in Röschchen und Nieder, trägt ein Licht, das sie mit der Hand gegen die Zugluft schützt und drückt sich, als sie den jungen Herrn sieht, verschämt lichernd mit dem Licht an die Wand, um ihn vorbeizulassen. Dabei zieht sie die Schultern hoch und hält mit einer Hand das Hemd über der Brust zusammen, als erwarte ihr Körper ängstlich und gierig zugleich eine Liebtosung.

Als der kühle Luftzug des Vorübergehenden sie streift, hebt sich der bisher gesenkte Blick. Die Zähne blitzen in dem taustriichen Mund. Das Weiße der Augenwinkel funkelt im Lichtschein, und aus dem Schwarz fährt es glühend.

Von der Nase bis zu den Mundwinkeln des Jünglings tiefte sich eine verächtliche Falte. Er sieht die liebliche frische Figur der Kleinen gar nicht an, sondern schiebt wie ein Pharisäer vorüber. Erst hinter ihr wendet er sich, um müde zu näseln: „Sie! Ich rate Ihnen übrigens: Lassen Sie derlei Hokusfokus. Sie sind hier in einem anständigen Hause.“

Die Kleine hat erschrocken angehalten und sich geduckt. Jetzt huscht sie mit einem Armsündergesicht, als wäre sie soeben beim Naschen ertappt worden, in ihr Kämmerchen, das so dürrig ist, wie es sich für solche „Dirnen, die immer nach Männern jagen“, ziemt.

Dort grämt sie sich noch fünf Minuten, weil sie so ein furchtbar unanständiges Mädchen ist; dann erlöst sie ein gesunder Schlaf von allen Gewissensbissen.



Cellist Behnke.

Skizze von Wilhelm Holzamer.

(Heppenheim a. d. Bergstr.)

Seit vierzehn Tagen studierte das Theaterorchester des Kapellmeisters eine neue symphonische Dichtung „Märchen“. Der gemütliche Kapellmeister Hornbach brachte die Musiker diesmal fast um. Nichts konnte ihm recht sein. Ton nicht und Tempo. Er fand späte Einsätze, falsche Töne, Schwankungen in den einzelnen Stimmen, die er gewiß sonst übergangen hätte. Es waren nur sehr geringe Fehler, die immerhin mal passieren konnten. „Mehr Temperament, mehr Verve!“ rief er ein übers andere Mal. „Mitthun, bitte, nicht so lahm, nicht so hängen lassen.“

Die Musiker schüttelten die Köpfe. Sie thaten doch schon alles mögliche. Aber weil sie Hornbach so lieb hatten und ihn als Künstler so hoch schätzten, setzten sie immer wieder froh und frisch die ganze Kraft und bestes Wollen ein. Hornbach aber schien eine Manie erfaßt zu haben, abzuklopfen.

Sonntag im Symphoniekonzert sollte die Premiere sein.

Am Samstag war letzte Hauptprobe.

In den letzten Tagen war der Kapellmeister etwas milder geworden. So, wie er sonst war. Es ging flott, daß es eine Freude war. Und wenn er auch hie und da mal ein Gesicht zog, zuletzt lächelte er doch.

Fritz Behnke, der Cellist, war diesmal erster. Zum ersten Male, da der geniale Poppel, der seither als erster das Cello gespielt hatte, gestorben war.

Hornbach hatte lange gezögert. Im Cello lag ein großes Solo. Es verlangte einen ganzen Künstler. Ja, wenn das der Poppel noch streichen könnte! Da würde es zittern und widerzittern bis in den letzten Saalwinkel. Bis in die Fußspitzen würd's prickeln.

Aber der Behnke!?

Er war ja fleißig, äußerst fleißig. Er hatte sich eine respectable Fertigkeit angeeignet. Wohl. Und er konnte auch Ton geben. Ja Gott, alles recht brav und ordentlich, gewissenhaft bis ins Einzelne. Aber es fehlte doch etwas. Das Individuelle, das persönlich Tiefe. Behnke war ein brauchbarer, guter Musiker, aber halt kein Künstler.

Aber es mußte doch sein. Und es ging auch nicht anders. Er war der älteste. Hornbach wollte ihn sein Bedenken und Zögern gar nicht merken lassen. Als er die Stimmen ansagte, sagte er liebenswürdig leicht hin: „Behnke, Sie spielen erster. Seien Sie brav. Ein Solo, auf das ich alles setze, Behnke.“

Behnke verneigte sich tief, sehr tief. Er war krebsrot geworden, glücklich, als ob er's große Los gewonnen hätte.

Run hatte er den Lohn, den großen Lohn für seinen Fleiß, seine jahrelange Mühe, sein Streben und seinen Eifer.

Er sollte das große Solo spielen, auf das der gute Hornbach „alles setzte“.

„Fritz Behnke, erster Cellist des Hoftheaterorchesters“, ließ er sich jetzt Visitenkarten drucken.

Er übte halbe Nächte lang. Es war kein Zeichen, das unbeachtet blieb. Die ganze Stimme stand bald sauber vor seinem Geiste. Er kannte sie genau auswendig. Er blätterte sogar im Gedächtnis um. Es sollte eine Musterleistung geben.

Hornbach lächelte vergnügt in sich hinein. Ein bißchen spöttisch, aber doch zufrieden. Es ging besser, als er gedacht hatte.

Und dann der Behnke! Man kannte ja den kleinen Kerl gar nicht mehr. Er war ordentlich gewachsen. Der gute Behnke! . . . Nur ein bißchen Genialität!

— Hauptprobe! Hornbach war in bester Laune. Behnke war ganz zappellig. Er stimmte schon eine Viertelstunde lang sein Cello. Immer wieder strich er und horchte. Das große Solo! — ging's ihm beständig im Kopfe herum.

Er schmierte den Bogen.

Seine Finger trommelten nervös auf dem Griffbrett.

Er betrachtete sein Cello. Da in der Fuge saß ein Fleckchen Staub. Er nahm sein sauberes weißes Taschentuch und wischte ihn aus.

Die zweite Piece war Hornbachs symphonische Dichtung.

Die Pause war jetzt um. Ganz leise und vorsichtig rupfte Behnke noch einmal an den Saiten. Er schüttelte den Kopf.

Aber Hornbach gab schon das Zeichen.

Es durchfuhr alle wie ein elektrischer Strom.

Behnke perlte der Schweiß von der Stirne.

Gar fein bebten die Geigen Zitternd jauchzten die Klarinetten und Flöten. Mächtig schmetterten die Blechbläser. Voller und voller rauschten die Akkorde. Das war der Tag, der erwachte.

Behnke hatte bis jetzt nur in der Begleitung zu spielen. Die Celli schollen an und sanken wieder wie leichte Wellen eines Sees.

Und immer höher und mächtiger schollen die anderen Stimmen an. Licht und Jubel und Leben !

Run mußte es bald kommen.

Noch einmal riefen die Posaunen wie ein Halleluja! ins Land hinaus. — Und Flöten und Klarinetten und Geigen vereinigten sich zu freudiger

Antwort. Dann der große Triller und gleich nach dem Nachschlag kam das große Solo im Cello.

. . . . Und die Lotossee schwimmt ans Land und die Wasser murmeln und die Nixen haschen sich und neiden die schöne Schwester Und aus dem Dickicht tritt der Ritter mit klingendem Sporn Und losend und schmeichelnd, verführerisch, in begehrender Brunnst singt die Fee so süß das Lied der Liebe

Behnke schloß die Augen.

Als ob der Genius seine Hand gesegnet habe, — er hatte einen Ton und eine Tiefe, eine Wärme und einen Schmelz, goldig geradezu. Hornbach lauschte entzückt. War das der Behnke?!

Die Geigen malten die zitternde Glut. . . . Aber alles übersang das Cello.

Der Behnke hatte seine Stunde. Das war der Behnke nicht. Da war etwas lebendig geworden, das sonst nicht da war.

Toll setzte das Orchester ein, und der Jubel des Glückes und Gemüthes durchbrauste den Saal

Da klatschten die Geladenen Beifall.

„Bravo, Behnke!“ rief der Theaterdirektor.

Und Hornbach legte den Stab hin. Er lächelte vergnügt.

„Behnke!“ — sagte er mit eigener Betonung und nickte ihm zu. „Famos!“ Der arme Behnke aber wußte sich vor Glück nicht zu fassen. Er verneigte sich nur, nach rechts und links, und betrachtete dann sein Instrument.

Die Probe nahm ihren Fortgang. Die große symphonische Dichtung Hornbachs wurde tapfer bewältigt. Es mußte einen Erfolg geben.

Ein Meisterwerk, darin waren sich die Kunstverständigen, die zur Hauptprobe geladen waren, einig.

„Ich danke Ihnen, meine Herren,“ schloß Hornbach die Probe. „Nur morgen so, dann ist's gut.“

Behnke konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Sein großes Solo! Der Applaus morgen! Die Lorbeerkränze! Nun war er der erste Künstler in der Stadt. Dem genialen Poppel, den sie so vergöttert hatten, gleich.

Der Fürst wird sicher der Premiere beiwohnen. O, dann das große Solo!

Er wird ihn sicher zum Kammermusiker, vielleicht zum Professor ernennen. Dann müßte er sich wieder andere Visitenkarten drucken lassen: —

„Kammermusiker Fritz Behnke, Professor“, — oder vielleicht besser: „Professor Fritz Behnke, Kammermusiker“.

Er entschied sich für diese Fassung.

In Gedanken ging er noch einmal seine ganze Stimme durch. Jede Note, haarklein. Es wird einen Triumph geben. Trotz Hornbach.

Ob er wohl gerufen würde?!

Er würde dann einen tiefen Knix machen und die Hand aufs Herz legen. Aber wohin mit dem Cello? Er würde dann rasch den Bogen in die linke Hand nehmen und den Knix machen. Das würde gewiß gut aussehen.

Ob's wohl auf dem Zettel stehen würde, auf dem offiziellen natürlich:
Cello-Solo Herr Fritz Behnke

Um fünf Uhr morgens hatte er schon wieder sein Instrument in der Kur. Er stimmte es nämlich. Auf einmal mußte sich sein Gehör zehnfach verfeinert haben. Bis auf die letzten Schwingungen hörte er genau. Es konnte ihm gar nicht genügen. So, — einigermassen! — Und er schloß die Augen und spielte sein Solo. Ganz Gefühl.

Ob er wohl den Tremulant etwas mehr anwenden sollte? Da lag doch alles Gefühl drin.

Sornbach mochte ja freilich das Tremulieren nicht so recht leiden. Persönliche Ansichten! Ja, er könnt's ja auch lassen. Also wie in der Hauptprobe.

Er hatte das Anklopfen wohl überhört. Die Hauswirtin brachte den offiziellen Zettel.

Da stand's ja wahrhaftig: Cello-Solo Herr Fritz Behnke.

Er hüpfte in die Höhe, daß ihm die Pantoffeln von den Füßen flogen. Er hätte laut schreien mögen. Er hätte das Fenster aufmachen und auf die Straße rufen mögen: Cello-Solo Herr Fritz Behnke!

Er tanzte vor Vergnügen in seinem Zimmer herum.

„Ach was!“ sagte er dann. „Selbstverständlich! Man muß ein bißchen blasirt sein, wie alle Genies. — Der erste Cellist in der Stadt! Weit und breit!“

Dann suchte er die Plätze aus für die Lorbeerkränze. Einen über den Spiegel, einen über sein Bild, und da einen über das Bild seiner Eltern.

Er war ein pietätvoller Mensch.

Wenn er jetzt nur eine Braut hätte! Die würde er mit dem vierten bekränzen. Aber so war er ein alter Hagestolz. Er würde also seinen Ruhm und sein Glück allein tragen.

Heute schmeckte ihm nicht Essen und Trinken.

Er hatte nirgends Ruhe. Er konnte den Abend nicht abwarten.

Als erster kam er ins Theater. Der Dienstmann stellte sein Cello unanseht hin. Behnke räsonnierte gewaltig.

Dann sing er an zu stimmen. Bald kamen die Kollegen und störten ihn. Das Theater füllte sich. Bis auf den letzten Platz. Die elektrische Klingel ertönte. Da traten die Hofdamen in die Loge. Das Fürstenpaar folgte nach.

Behnke fühlte unwillkürlich an seine Krawatte, ob's auch die neue weiße sei, und ob er auch den Hemdenknopf richtig verdeckt habe.

Hornbach hatte das Zeichen gegeben.

Die Musiker spielten die erste Nummer etwas zurückhaltend. Man merkte, sie wollten sich nicht ausgeben. Schumann fand immer Beifall.

Nun aber bei Hornbachs Symphonie! Es war schon gleich eine Wärme in ihnen, als sie nur die Notenblätter in die Hand nahmen.

Sie sahen nach Hornbach. Der schien ganz ruhig. Er strich nur ein paar mal über seinen Schnurrbart. Ob das nervös war?

Behnke zitterte wie Espenlaub. Es hatte ihn plötzlich eine Angst überlaufen. Wenn er sich verpassen würde! Fehlgreifen? Nein, bei Gott, das war ausgeschlossen. Wenn er nur auch im Tempo nichts verfehlen würde! Um Gottes Willen keine Saite reißen würde! Er sah sie sich noch einmal an. Alles in Ordnung.

Aber er litt jetzt doch sehr. Wenn nur Hornbach ansaugen wollte!

Jetzt klopfte er.

Und wie gestern, wärmer noch, voller, reicher. Bis ins Einzelste klappte es, bis aufs Tremolo der Pauke. Haarscharf. Hornbach hatte sein Orchester ganz in der Gewalt.

Man hörte ordentlich das Feuer der Musiker heraus.

Nun schwoll der glanzvolle Jubel des neuerwachten Lebens zu höchster Höhe. Der große Triller der Nachschlag

Nun strich Behnke sein Solo.

Er schloß die Augen. Warm und wärmer Ton um Ton. — Süß schmeichelte die Melodie. Wie aus einer Jungfrau Kehle, — wie aus silberner Quelle.

Die Geigen malten die zitternde Glut in goldigen Tönen sang das Cello . . .

Und voll setzte das Orchester ein und schwelgte in Tönen des Glückes und Genusses.

Da brach der Beifall los, — im Parlett, droben auf der Galerie, in den Logen, und raste durchs Theater. Der Fürst klatschte Beifall.

Blumen und Kränze flogen nach dem Dirigenten hin. Der Fürst sandte einen großen Lorbeerkranz. Behnke zitterte. Er wollte darnach greifen. Da hing ihn der Direktor über Hornbachs Pult.

Behnke wartete noch auf etwas. Er hatte sich schon ein paar mal verneigt, nur merklich, als könne er so den Beifall auf sich ziehen. Er war in äußerster Erregung. Da kam ein Kranz geflogen, gerade zu Behnkes Füßen. Schnell stand er auf. —

„Hornbach!“ rief's in demselben Augenblick.

Da knickte Behnke zusammen. Es ging ihm ein Schnitt durchs Herz, es glühte ihm ins Gehirn

Hornbach hing liebenswürdig den Kranz über seines Cellisten Pult. Ja, er sollte ihm gehören. Aber Behnke lächelte nur stumpf.

Das Solo mußte wiederholt werden.

„Noch einmal also, lieber Behnke, bitte,“ sagte der Kapellmeister. „Noch einmal so.“ Und er hob den Stab.

Behnke spielte. Mit der gleichen Fertigkeit, wohl, aber es klang tot. Die zitternden Geigen deckten das Cello.

Die symphonische Dichtung Hornbachs hatte rauschenden Erfolg errungen. Der Komponist feierte höchste Triumphe.

Gebrochen schlich Fritz Behnke heim.

Raum daß er sein Zimmer erreichen konnte. Fieber schüttelte ihn.

Als die Zeitungen reiches Lob für sein treffliches Spiel brachten, lag er sterbenskrank.

Der Fürst ernannte ihn zum Kammermusiker. Als er's hörte, lächelte er.

Behnke wurde nicht wieder ganz gesund. Vom Nervenfieber genesen, mußte er pensioniert werden. —



Eine Erforscherin der Frauenseele.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Wozu sind Photographien?

Um die Seele vor den Blicken Neugieriger zu verdecken.

Wozu sind Selbstphotographien?

Um sich so hinzustellen, wie man nicht ist.

Wozu sind Kritiken?

In den meisten Fällen, um ein persönliches Mäuschen zu köpfen.

Maria Santtschen.

Es ist eigentlich merkwürdig, daß wir erst jetzt anfangen, das Weib zu entdecken.

Jahrtausende lang ist die Frau an der Seite des Mannes dahingeschritten, Jahrtausende lang hat sie teilgenommen an der menschlichen Kulturarbeit, ja in einer fernen Vergangenheit scheint sie sogar die erste Anregerin der Kultur gewesen zu sein, die den wilden schweifenden Mann allmählich an das feste Heim bannte und an die geregelte Arbeit — dafür

zeugt das Mutterrecht, das sich bei einzelnen wilden Völkern noch erhalten hat, und dafür zeugen die mythischen Gestalten uralter Göttermütter (Rhea, Demeter, Pallas, Athene, Kybele, Isis), deren Andenken sich bis in die jüngste Zeit erhalten hat, einerseits als Mutter Gottes, andererseits als des Teufels Großmutter — Jahrtausende lang hat die Frau in ihrer Art und in dem ihr von jeder Kulturperiode angewiesenen engeren oder weiteren Kreise mit uns gewirkt und geschafft, — und Jahrtausende lang haben wir sie nicht beachtet.

Sie war dem Manne ein Lasttier, eine Skavin oder ein liebliches Spielzeug — mehr nicht. Nur in ihrer einen Eigenschaft, als Mutter, genoß sie seit undenklichen Zeiten religiöse Verehrung.

Das Christentum gab dem Individuum die persönliche Freiheit. Kein Mensch konnte mehr das persönliche Eigentum eines anderen Menschen sein, d. h. kein Mann das Eigentum eines Mannes. Aber das Weib blieb gebunden und persönlich unfrei bis auf den heutigen Tag. Die ältere deutsche Sprache z. B. kannte für die Begriffe „Jungfrau“ und „Dienerin“ nur ein Wort: *Magd*. Auch die heilige Mutter Gottes ist dem Christen keine freie Persönlichkeit, kein selbstherrliches Individuum im modernen Sinne, sondern „die reine *Magd*“, das unbeschriebene Blatt Papier, das leusche, unbefleckte Gefäß, in dem der Heiland zur Welt kam, mit anderen Worten: die sich ihrer eigenen Persönlichkeit ganz entäußernde Sache (des männlich gedachten) Gottes. Ihre heiligen Eigenschaften, ihre Tugenden sind alle unpersönlicher, passiver Natur: Demut, Milde, Reinheit, unbedingte Hingabe an den Willen Gottes, geduldiges Ertragen des höchsten Schmerzes. Das einzige Mal, wo, nach den evangelischen Erzählungen, die Mutter Christi in schüchternster Weise eine Initiative zu ergreifen, einen persönlichen Wunsch auszudrücken wagt, bei der Hochzeit zu Kana, wird sie sogar von dem sanften Heiland hart angefahren mit den Worten: „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen?“ Die Kirchenväter aber lehrten: *Mulior tacet in oeclosia* — das Weib schweige in der Gemeinde.

Und unsere großen Dichter, wie fassen sie das Weib auf?

Zunuer nach dem Madonnen-Ideal.

Wohl kennt der gewaltige Shakespeare kräftige, aktive Frauencharaktere, aber es sind, wie die Lady Macbeth oder Hamlets Mutter, die Königin Gertrud, Monstra, ethische Mißgeburten, Geschöpfe, die aus dem Kreis der Natur herausgetreten sind — Scheusale. Sein Frauenideal giebt er uns in einer Ophelia, einer Cordelia, — im duldbenden, passiven Weibe. Und wo er sonst etwa noch aktive oder überlegene Frauencharaktere schildert, über die er als Dichter nicht den Stab bricht (Viola, Jessica), da geschieht es eben gleichsam zum Scherz, im Lustspiel.

Und erst unser Goethe! Wohl sagt er ahnungsvoll am Schlusse seiner tief Sinnigsten Dichtung: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“; aber dieses Ewig-Weibliche ist ihm verkörpert im — duldbenden Gretchen. Und sogar die Iphigenie ist gewissermaßen ein Gretchen in antiker Verkleidung.

Aber sowohl Shakespeare als Goethe können schon nicht mehr als spezifisch christliche Dichter betrachtet werden, sie gehören beide jener schon seit ungefähr vierhundert Jahren andauernden Geschichtsperiode an, in welcher der christliche Gedanke allmählich abstirbt, um einer neu aufdämmernden Weltanschauung Platz zu machen. Ihre Frauentypen sind daher auch nicht mehr ganz so wunschlos, wie beispielsweise die Beatricegestalt des christlich-gotischen Dante. Es geht wie eine leise Sehnsucht durch jene Frauen; und gerade dieses Ahnen und Drängen ist es, was sie uns modernen Menschen wert und teuer macht: wir lieben in den Frauengestalten Shakespeares und Goethes, wenn ich so sagen darf, das Körnchen Emancipation, das in ihnen steckt.

Von allen Knechtungen aber, die das Weib im Laufe der Jahrtausende hat erdulden müssen, ist die geschlechtliche Knechtschaft die härteste und am tiefsten demütigende. Diese abscheuliche sexuelle Sklaverei hat das Christentum im Gegensatz zur Antike dem Weibe nicht erleichtert, sondern verschärft.

Der Mann spürte natürlich nichts von diesem Druck. Er war frei, er war der Herr. Und da er sich wohl befand in seiner Haut, so glaubte er, es sei in der ganzen Welt alles aufs beste bestellt, und in dieser besten aller Welten müsse es natürlich auch für die Frauen gerade so am besten sein, wie es war.

Die Gedankenlosigkeit ging so weit, daß wir Männer alle aktiven Wünsche und Fähigkeiten der Frauen einfach übersehen, und zeigte sich einmal unvermutet ein solcher Zug, da nannten ihn die Herren der Schöpfung eben kurzweg „unweiblich“. Damit war alles gesagt und alles abgethan.

Der Mann ist aktiv. Er wirkt und schafft im Hause und in der Öffentlichkeit. Er liebt und beglückt mit seiner Liebe die Auserwählte seines Herzens. — Das Weib aber ist passiv. Es hat im Hause zu thun, was ihm der Mann anbefiehlt, in der Öffentlichkeit hat es gar nichts zu suchen. Lieben darf es nicht — das wäre noch schöner —, sondern es wird geliebt, und man gestattet ihm höchstens ein wenig zu sehnen und zu schwärmen, bis der erlösende Ritter naht, den grimmigen Drachen der Keuschheit erschlägt und die zitternde Maid in die Arme nimmt.

Daß ein Weib mitraten und -thaten wolle im großen Weltgetriebe — lächerlich! daß es einen Mann leidenschaftlich begehren und diesem Manne sein Begehren offen gestehen solle, wie der Mann sein Verlangen dem Weibe gesteht — pfui, wie gemein!

Aber nun das Tollste, der große tragikomische Zug dieser ganzen Entwicklung: die Frauen selber haben diese Männerweisheit nachgeplappert, sie haben sich all dieser passiven Tugenden als ihrer größten Vorzüge gerühmt, sie waren die eifrigsten Lobpreiserinnen der bekannten „Frauentugenden“, sie waren und sind noch die fanatischsten Verteidigerinnen ihrer Knechtung.

Man lese nur ihre rührenden Geschichten, womit sie sich in den Familienblättern breit machen und wodurch sie unsern litterarischen Geschmack auf ein so tiefes Niveau herabgedrückt haben.

Sogar die Emancipationstanten, die, in richtiger Erkenntnis unserer Zeit, die wirtschaftliche Befreiung der Frau anstreben, schlagen drei Kreuze und flüchten entsezt in den hintersten Winkel der „reinen Weiblichkeit“ bei dem bloßen Gedanken an die sexuelle Befreiung ihrer Mitschwestern. Es hat sich bei den Frauen im Laufe der Jahrhunderte eine echte weibliche Sklavenmoral entwickelt.

Diese muß fallen. Das Licht der modernen Naturwissenschaften, das in die verborgensten Winkel unseres Kulturlebens hinein zu leuchten beginnt, muß und wird auch hier zu einer Umwertung der Werte führen. Die Frau der Zukunft wird erkennen, daß die sogenannte „reine Weiblichkeit“ mit all ihren Sondertugenden gar nichts wirklich Weibliches ist, sondern nur eine barocke Verkleidung, welche die Männerwelt dem schwächeren Geschlechte umgehängt hat, zum eigenen Nutzen und zur eigenen Bequemlichkeit.

Und es giebt schon Prophetinnen dieser neuen Zeit. Eine der bedieftesten unter ihnen ist die Dichterin Frau Maria Janitschel.*)

Wenn man nach dem eben Gesagten nun aber vermuten wollte, daß Maria Janitschel sogenannte Emancipationschriften verfaßte, so würde man sich gründlich irren. Sie hat sich mit theoretischen Untersuchungen noch niemals abgegeben, sie ist nur Dichterin; auch glaube man nicht, daß ihre Schriften Tendenzdichtungen seien — keine Spur davon. Dennoch kamen mir die oben ausgeführten Gedanken ganz unwillkürlich, als ich nun wieder ihre Gedichte und Novellen durchlas, besonders wurden sie durch die Lektüre

*) Von Maria Janitschel sind bis jetzt folgende Bücher erschienen: Legenden und Geschichten (Stuttgart, W. Spemann, 1885); Im Kampf um die Zukunft (ebenda, 1886); Verzaubert (ebenda, 1887); Irdische und unirdische Träume (ebenda, 1888); Gesammelte Gedichte (Union, Stuttgart, 1889, zweite Auflage 1890). Alle bis jetzt genannten Werke sind Gedichtbände. — Aus der Schmiede des Lebens, Novellen (Berlin, Robertler, 1891). — Lichtungtrige Leute, Novellen (Dresden, Pflers, 1892). — Atlas, Novellen (Berlin, Grote, 1893). — Pfadsucher, Novellen (ebenda, 1894). — Villenzauber, Novellen (Leipzig, Max Spohr, 1895). — Gott hat es gewollt, Roman (ebenda, 1895). — Im Sommerwind, Gedichte (ebenda, 1896). — Der Schleifstein, Roman (ebenda, 1896). — Vom Weibe, Novellen (Berlin, S. Fischer, Verlag, 1896).

der Novellen angeregt. Die von ihr geschilderten Frauengestalten haben alle so etwas Besonderes, Urwüchsig-Offenes und doch wieder träumerisch in die verschleierte Zukunft Weissendes, daß ich mir unwillkürlich Nechenschaft zu geben suchte, worin denn der besondere Reiz dieser Frauencharaktere liege. Endlich fand ich, daß es alles Frauen waren, die sich innerlich von irgend einer Knechtschaft befreit, die irgend welche Fesseln und Bande gebrochen hatten.

In den ersten Novellen kommt dieser Gedanke noch nicht so klar zum Ausdruck. Doch ist bereits in „Pfadsucher“ die Gilli, die das Weib des merkwürdigen Sonderlings Gian wird, „der die Menschen hart machen will, damit sie nicht mehr leiden“, ein Beispiel eines solchen aus dem bisher gewohnten Kreis der Weiblichkeit hinaustretenden und ihr Schicksal mit festem Willen selbst bestimmenden Frauencharakters. Sie verläßt den Vater, um dem Manne ihrer Wahl zu folgen. Die unter dem Titel „Pfadsucher“ vereinigten vier Novellen, die ihrem Inhalte nach, trotzdem jede für sich selbst besteht, so kunstvoll in einander verschlungen sind, gehören zum Besten, was die Verfasserin geschrieben hat. Geradezu prächtig ist „Il penseroso“, die Geschichte jenes armen italienischen Bauernjungen, der den schwer leidenden Priester, seinen besten Freund, tötet, um ihn von den Qualen eines langen Tobeskampfes zu befreien. Der Charakter Casatis und der des Priesters, der sein Leiden geduldig ertragen will, sind gleich meisterhaft gezeichnet.

Ein ganz eigener Reiz liegt auch über den drei Erzählungen, die den „Lilienzauber“ betitelten Band füllen. Alle, welche glauben, daß mit dem Abstreifen der alten „Weiblichkeit“ die Welt in Trümmer gehen müsse, sollten dieses Bändchen lesen, sie würden staunen. Im Mittelpunkt jeder Geschichte steht eine Frauengestalt, eine Weltbame, eine einfache Bäuerin, und eine arme ungarische Jüdin, alle drei sind keine solchen geschlechtslosen Puppen, wie sie als Frauenideal dem lesenden Publikum von Männlein und Weiblein vorgesetzt zu werden pflegen — aber das ganze Buch ist nur ein Hohelied auf die Keuschheit, das nicht die Erödung, wohl aber die Überwindung der Sinne predigt. Die Erzählungsart streift hier an die symbolistische Kunststrichtung. Die Grundstimmung ist in jeder der drei Erzählungen anders und in jeder apart. Lilienzauber (die erste der drei Novellen) mutet an wie ein präraffaellitisches Bild, besonders in der Schlusstimmung, wo die weißen Lilien am dunklen Waldsaum leuchten und die Geigentöne durch die Dämmerung schweben. „In erster Stunde“ gleicht einem Gemälde von Uhde, so meisterlich ist das Thema, wie Christus eine arme Frau besucht und tröstet, in die moderne Wirklichkeit versetzt, so natürlich und ungezwungen verschwimmt die Gestalt des Grafen Pista mit der des Heilandes in der Phantastie der Alten. — „Königin Judith“ aber

könnte durch die märchenhaft phantastische Erzählungsweise fast an eine Schöpfung Stradtmanns erinnern, dessen Phantasie sich in so eigentümlichen farbenschweren und dabei doch so ernst, strengen Träumen ergeht.

Ich kann hier leider nicht auf alle Bücher einzeln eingehen. Aber man lese den Roman „Gott hat es gewollt“, die Geschichte eines russischen Priesters, in der wiederum ein solches selbstwilliges „Zukunftsweld“ den Mittelpunkt bildet, oder die etwas wunderbar geführte, aber in den einzelnen Charakteren sehr interessante Erzählung „Der Schleifstein“, in der nur der mytische Schluß sonderbar anmutet, und nicht aus dem ganzen organisch herausgewachsen, sondern nachträglich zugesügt zu sein scheint — vielleicht dem mytischen „Verlag der Kreisenden Ringe“ zu lieb —, oder man vertiefe sich einmal in das zuletzt erschienene Buch der Dichterin „Vom Weibe“, eine Sammlung von sieben Charakterstizzen, in denen der Gedanke des freien Weibes am reifsten zum Ausdruck kommt.

Maria Janitschel ist, bevor sie ihre Novellen und Erzählungen in die Welt sandte, als lyrische Dichterin aufgetreten; ihre Gedichte haben vielen Anklang gefunden und ihren Namen bekannt gemacht. Ihre Lyrik ist vorwiegend Gedankenlyrik, wenn einzelne ihrer Gedichte auch stark mit Stimmung gesättigt erscheinen. Sie zieht die freien Formen den geschlossenen vor. Gewöhnlich ergeht sie sich in reimlosen Jamben, die manchmal etwas frei gebaut, aber durchaus wohlklingend sind und oft in geschmackvoller Weise in Gruppen zu stropfenartigen Gebilden vereinigt werden.

Der Ideenkreis der Lyrik ist ein ähnlicher wie der ihrer Novellen. Es ist keine sogenannte Frauenlyrik. Zum Glück nicht. Es sind die Gedichte eines mit Zukunftsaugen begabten Weibes, dessen Seele sich nach dem Lichte sehnt und sich in rhythmisch schönem Fluge durch alle Sphären des menschlichen Gedankens schwingt.

Über ihren Lebensgang schreibt uns Frau Janitschel:

„Ich bin in einem kleinen Orte in Niederösterreich im Jahre 1860 geboren. Später zogen wir nach Ungarn, wo ich für etliche Jahre in ein Kloster zur Erziehung gethan wurde. Mit zweiundzwanzig Jahren wurde ich die Frau eines großen edlen Menschen, der zu den ganz Einsamen zählte (Prof. Dr. Hubert Janitschel). Er starb im Jahre 1892. Seither wohne ich in Berlin und lasse die Komödie des Lebens an mir vorbeisfluten.“



Die Association als Entstehungs- und Entwicklungs- ursache des menschlichen Denkens.

(J. Boulet: La Cité moderne ou La métaphysique dans la sociologie.
Paris, 1895.)

Von Felicie Roffig-Prochnit.

(Bern.)

„Ist's denn so großes Geheimnis, was Gott und
die Welt und der Mensch sei?“
„Nein — doch niemand hört's gerne — da bleibt
es geheim.“
Goethe.

Welche Kühnheit des Gedankens, wie viel Hoffnung und Vertrauen in die Gewalt des menschlichen Geistes enthalten diese Worte des großen Dichter-Denkens! Wenn der philosophisch wissenschaftliche Pessimismus sich in neuerer Zeit gleichsam in dem Worte „Ignorabimus“ Du Bois-Reymonds kristallisierte, so könnte der an Erhabenheit und Genialität ihm überlegene philosophische Optimismus zu seinem Wahlspruche die obigen Worte wählen, die mit wahrhaft genialer Einfachheit und Zuversicht an die Lösung der tiefsten Geheimnisse herantreten.

Seitdem die Philosophie definitiv und für alle Zeiten sich der Illusion entäußerte, das Wesen des Weltalls einzig und allein auf dem Wege spekulativer Kombination zu ergründen, seitdem sie zur Erreichung ihrer Ziele sich der Errungenschaften des positiven Wissens zu bedienen anfing, sehen wir zwei Hauptrichtungen in ihr sich abzweigen. Die einen gelangten am Faden der Deduktion zum letzten Gliede der Kausalkette, und da sie die Ursache aller Ursachen nicht erforschen konnten, glaubten sie sich an der Grenze alles menschlichen Wissens angelangt. Sie resignierten vom vollständigen Verständnis und begnügten sich von nun an mit dem Erforschen des Zugänglichen.

„Kann ich den Berg mit meinen Armen nicht umfassen,“ — sagt Descartes — „so kann ich ihn doch mit meinen Fingern betasten.“ So laßt uns denn mit unsern Fingern die ganze Natur betasten, laßt uns, mit immer vollkommeneren Werkzeugen, Mitteln und Methoden ausgestattet, in ihre tiefsten Tiefen eindringen und all ihre Gesetze und Kräfte für uns ausnützen, laßt uns auf dem ganzen Gebiete von Erde, Wasser und Luft die Ameisenarbeit unter uns verteilen, und unsere leitende Idee, unser gemeinsames Ziel sei die größtmögliche Bervollkommnung und Verschönerung

des irdischen Daseins. So hat der theoretische Materialismus oder der praktische Idealismus, wie ihn Hartmann nennt, sich in den Grenzen des Erkennbaren eingeschlossen und in seinen wissenschaftlichen Werkstätten den Mechanismus zur einzig gültigen Methode erhoben.

Einen anderen Weg gingen Platons geistige Abkömmlinge. Auch sie drangen auf den Spuren des positiven Wissens durch Gattungen, Arten, Klassen und Reihen hindurch, von dem Individuum, der konkreten, seine Pracht im hellen Sonnenlichte entfaltenden Wirklichkeit, bis zu jenem nebligen Weltensrande, wo sie vor dem blassen, körperlosen Gespenste — Seins-Begriff genannt — Halt machten.

Doch sie erschrakten nicht vor dem Gespenst, sie machten nicht aus der Wissenschaft, die ihnen bisher Mittel gewesen, ihr letztes Ziel, sie verwarfen den Mechanismus als Erklärung der geistigen Lebenserscheinungen und setzten an seine Stelle eine unmaterielle Substanz, die mit dem physischen Leben nichts gemein hat, eine reine Abstraktion, die sie Seele nannten!

Und, o Wunder! So stark ist in der menschlichen Natur das Bedürfnis, das Ganze zu erfassen, so unbefriedigend das Bewußtsein — der Wissens-Halbeheit, daß immer öfter Naturforscher und offizielle Vertreter des wissenschaftlichen Materialismus, bewußt oder unbewußt, in die Reihen des Spiritualismus übergehen.

Der Chemiker, der eine neue Verbindung entdeckt, und mit unerschütterlicher Gewißheit behauptet, daß jede in der gleichen Weise bewerkstelligte Verbindung immer und überall dasselbe Resultat ergeben wird, der Anatom, der, nachdem er eine bestimmte Struktur in zwanzig Fällen beobachtet, keinen Augenblick daran zweifelt, daß er sie in allen gleichen Fällen wiederfinden wird — woher schöpfen sie ihre Sicherheit? Kennt doch der Empirismus nur das Jetzt und das Hier — woher also die Kenntnis des Immer und Überall? Woher die Berechtigung, aus flüchtigen Erscheinungen auf allgemeine Gesetze zu schließen, da doch das Naturgesetz als solches sich jeder empirischen Behandlung entzieht? Alle diese Gelehrten überschreiten die von ihnen selbst gesteckten Grenzen des reinen Empirismus und suchen hinter der Erscheinung nach etwas Allgemeinem, Dauerndem, d. i. nach der Uridee. Und die vornehmsten unter ihnen, nicht eingeengt von der Doktrine, scheuen sich nicht, es offen einzugestehen. Der Chemiker Ostwald sagt sich los — auf dem Naturforschertongress in Leipzig — von aller Atomistik und will auf die Naturwissenschaften die Lehre von den Naturkräften angewendet wissen. Und die ganze neue, unter dem Namen Energetik zusammengesetzte Richtung, was ist sie anderes, als die Rückkehr zu den platonischen Ideen? Die deutlichste Wendung zur Metaphysik hat jedoch Weißmann gethan, indem er, zur Erklärung der Erblichkeit, die Theorie

von den sterblichen und unsterblichen Keimzellen im menschlichen Organismus einführt, ein Dualismus, der vollständig der platonischen Einteilung der Seele in zwei niedrigere sterbliche Teile und einen höheren unsterblichen Teil entspricht.

Diese in unseren Zeiten immer häufiger vorkommenden Rücksälle veranlaßten manche Denker zu der Untersuchung, ob zwischen Materialismus und Spiritualismus, diesen zwei Hauptabzweigungen der Philosophie, die sich seit jeher energisch bekämpften, in der That eine unüberbrückbare Kluft bestehe, oder ob vielleicht unter dem oberflächlichen Gegensatz sich etwas beiden Richtungen Gemeinsames, prinzipiell Wichtiges verberge. Diese Frage stellte sich auch Jean Boulet, Professor der Philosophie am Pariser Lyceum Condorcet, in seinem im Jahre 1895 erschienenen umfangreichen Werke, betitelt: „La Cité moderne ou La métaphysique dans la sociologie.“ Zudem er die Lösung dieser Frage vermittels einer neuen von ihm aufgestellten Hypothese zu seiner Aufgabe machte, unternahm er es dann, auf dem so gegründeten Fundamente mit kühner Hand einen prächtvollen Tempel zu errichten, um von dessen Altären, ein begeisterter Prophet, der Welt eine neue Religion und eine neue Ethik zu verkünden.

Wie auch das Urteil darüber ausfallen möge, ob und inwiefern es dem Verfasser gelungen ist, seine erhabene und schwierige Aufgabe zu erfüllen, eines muß ihm im Vorhinein die Sympathieen derjenigen sichern, die sich theoretisch oder praktisch für die Frage der nicht mehr lange ausschließbaren sozialen Reform interessieren — die Thatsache nämlich, daß Boulet in seinen Hauptprinzipien mit den leitenden Idealen der Jetztzeit übereinstimmt, und für die ganze soziale Bewegung gleichsam einen philosophischen Hintergrund zu schaffen versucht.

Im ersten Teile des über 700 Ottavseiten umfassenden Wertes bildet der Autor aus einer Reihe von biologischen und soziologischen Gesetzen eine feste Grundlage, aus der mit logischer Konsequenz seine soziologische Hypothese herauswächst, im zweiten Teile folgt dann die Anwendung der wissenschaftlich festgestellten Gesetze auf alle wichtigen, geistigen und sozialen Lebenserscheinungen.

Von den niedrigsten Tier-Organismen — den Protozoen ausgehend, von denen manche nur aus einer einzigen organischen Zelle bestehen, stellt der Verfasser vorerst fest, daß schon eine einzelne Zelle die Fähigkeit besitzt, alle vier Hauptfunktionen des organischen Lebens, nämlich Ernährung und Reproduktion, Sensitivität und Impulsivität, auszuüben und hiermit schon den Keim aller künftigen Entwicklung in sich trägt.

Wenn in diesem Punkte eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Boulet und der Leibnizschen Monadentheorie besteht, so zeigt sich in folgendem ein wich-

tiger prinzipieller Unterschied zwischen den beiden Theorien. Während bei Leibniz die Monaden sich gleichzeitig aber nur parallel neben einander entwickeln und gegenseitig auf einander gar keinen Einfluß üben, so können bei Joulet die Zellen nur in gegenseitiger Verbindung, und einzig und allein durch dieselbe die ihnen innewohnenden Fähigkeiten zu wirklichen Eigenschaften entwickeln. Durch das bloße Faktum der Association verändern sich die Zellen, erhalten neue Fähigkeiten, leben ein höheres, reicheres, intensiveres Leben. Die Ursache hiervon ist klar, wenn man bedenkt, daß eine Begleitererscheinung jeder, noch so einfachen Zellen-Association die Teilung der Arbeit ist. Eine isolierte Zelle muß selber alle vier Lebensfunktionen verrichten, muß sich ernähren und sich vermehren, muß fühlen und agieren. Wenn sich aber vier Zellen verbinden und die Funktionen unter einander verteilen, so wird jede viel exakter und vollkommener ausgeübt werden, und diese Vollkommenheit des Funktionierens steigert sich noch bedeutend, wenn für jede der vier Funktionen eine ganze Zellen-Gruppe bestimmt ist. Association und Arbeitsteilung rufen aber nicht nur im Inneren der Zellen Veränderungen hervor, unter ihrem Einflusse verändert sich auch das Verhältnis der Zellen untereinander. Waren die Einzelzellen im isolierten Zustande einander ganz ähnlich, so entsteht nach der Verbindung und der Übernahme von einander verschiedener Funktionen zwischen ihnen eine Differenzierung; waren sie vorher ganz unabhängig von einander, so treten sie jetzt in ein Verhältnis der Koordination und Subordination zu einander. Da nun das Zusammenwirken der Zellen im Interesse und zum Wohle des ganzen Organismus vor sich geht, so entsteht als erstes und wichtigstes Gesetz aus der Association und der Arbeitsteilung die Solidarität des Zusammenwirkens.

„Solidarität — jenes von dem einen so begeistert gepriesene, von dem anderen so arg verpönte Wort — ruft der Autor — es ist durchaus nicht ein leerer, aus der Luft gegriffener Begriff, es hat seine biologischen Wurzeln tief in den organischen Boden eingegraben, es ist der Ausgangspunkt jeder Soziologie und Moral, der Grundstein jeder menschlichen Gesellschaft.“

Schöpsferische Association, Teilung der Arbeit und Solidarität, das ist also die neue Dreieinigkeit für die zu begründende Religion.

Auf der ganzen Linie der organischen Entwicklung besteht eine enge Korrelation zwischen der Steigerung der Association der Arbeitsteilung und der Differenzierung einerseits, und dem Fortschritt des physischen und psychischen Lebens andererseits. Auf demjenigen Punkte der stufenweisen organischen Entwicklung, wo die Differenzierung der inneren Nervenbündel für die Funktionen des vegetativen Lebens und der äußeren Ganglien für das

animale Leben erfolgt, geht die ursprüngliche Sensitivität und Impulsivität der Protozoen in tierischen Instinkt über. In der weiteren Entwicklung des animalen Lebens konzentrieren sich die Nervenbündel immer mehr, bis das Nervensystem in der Konstituierung des Gehirns seinen Kulminationspunkt erreicht. Das Gehirn ist eine Gruppe intellektualisierter Zellen und bildet gleichsam das leitende Haupt des ganzen Organismus. Eine Begleiterscheinung dieses beendigten Entwicklungsprozesses des Nervensystems ist die Verwandlung des tierischen Instinktes in tierische Intelligenz, und in dem Verhältnisse der Zellen zu einander die Differenzierung der Zellen in regierte und regierende.

Hat sich in dieser Weise die Entwicklung des animalen Lebens von den Protozoen, bis zum Urmenschen, oder, wie der Verfasser ihn nennt, zum Tiermenschen mittels rein biologischer Gesetze erklären lassen, so entsteht eine Schwierigkeit in der Veranschaulichung des weiteren Fortschrittes vom Tiermenschen bis zum Menschentier, von der tierischen Intelligenz bis zum menschlichen Verstande, bis zu der menschlichen Denkfähigkeit. Die Schwierigkeit liegt hauptsächlich darin, daß nach Ansicht des Verfassers zwischen dem Tiermenschen und dem Menschentier nicht, wie zwischen Protozoen und Urmensch, ein bloß quantitativer, sondern geradezu ein qualitativer Unterschied besteht.

„Der Materialismus“ — sagt Joulet — „hat unrecht, indem er den menschlichen Verstand nur als höhere Stufe der tierischen Intelligenz bezeichnet . . . Verstand und Wille, Geist und Gemüt, Genie, Beredsamkeit, Heroismus und Liebe — welcher noch so fanatische Materialist wird nicht in der Tiefe seiner Seele mit geheimnisvollem Erbeben eingestehen, daß dies magische Gewalten sind, welche ganze Strahlenbündel in jene dunklen Regionen hinschleudern, in denen der Tiermensch dämmernd umhertappt. Unsere ganze Zivilisation, der materielle Wohlstand, die weiten bebauten Territorien, reichbeladene Schiffe, völkerreiche Städte, Prachtbauten, Laboratorien und Kunstmuseen, all die äußere Herrlichkeit ist nur ein Abglanz des leuchtenden Jünern, ein Ausdruck des menschlichen Gedankens, der langsam und geheimnisvoll hinter den blassen Stirnen einer Tiergattung heranreift, die sich in eine Menschengattung umgestaltet.“ — Wiewohl jedoch diese und noch viele andere nicht minder beredte Versuche des Autors, den alten biologischen Dualismus wieder einzuführen, resultatlos bleiben müssen, da Gelehrte, wie Milne-Edwards, Romanes, Spienas, Lubbock, Buchner und andere auf Grund wissenschaftlicher Forschungen auf dem Gebiete der Anatomie und der vergleichenden Psychologie und Embryologie unwiderleglich nachgewiesen haben, daß zwischen der „Tierseele“ und der „Menschenseele“ kein qualitativer Unterschied bestehe — so muß man andererseits dem Ver-

fasser darin recht geben, daß es bisher keinem Naturforscher gelungen ist, das Entstehen des menschlichen Denkens auf rein biologischem Wege zu erklären. Um dies zu bewerkstelligen, nimmt der Autor eine neue Wissenschaft zu Hilfe — die Soziologie. Die Erforschung des Urmenschen stützt sich auf die Biologie, d. h. die Lehre vom physischen Organismus, die Erforschung des Kulturmenschen muß sich notwendigerweise auf die Soziologie, d. h. die Lehre vom sozialen Organismus stützen. So läßt sich das Wesen des civilisierten Menschen nur mit Hilfe einer doppelten, der bio-sozialen Psychologie erklären. Doch bleiben Methode und Evolutions-Faktoren in dieser zweiten Entwicklungsphase genau dieselben, wie in der ersten: Association und Teilung der Arbeit als Ursachen — Differenzierung und Solidarität als unmittelbare Folgen. Wenn die Association des ersten Grades die tierische Intelligenz geschaffen hat, so konnte eine Association des zweiten Grades das menschliche Denken hervorrufen. Wenn sich organische Zellen zu Aggregaten verbinden, so entstehen Tiere; wenn sich die Tiere ihrerseits zu Aggregaten verbinden, so entstehen Gesellschaften, welche je nach dem Grade der Differenzierung und Zusammenfügtheit alle Nuancen der Association von der wilden Horde bis zum modernen Staate umfassen.

Eine unermessliche biologische Evolution hat die tierische Intelligenz geschaffen, eine unermessliche soziale Evolution wird das menschliche Denken zu ungeahnter Höhe entwickeln. Welch tiefe Bedeutung gewinnt in diesem Lichte die Weltgeschichte! Die Geschichte der Menschheit ist die Genese der Gesellschaft und damit auch die Genese der menschlichen Seele. „Aus dem Chaos von Feuer und Blut, das wir Geschichte nennen, erhebt sich die heilige Gesellschaft, und du, Psyche, reine Göttertochter, entstammst dieser hehren Existenz!“ — ruft begeistert der Autor.

Der prachtvolle Bau der menschlichen Gesellschaft wird aus gewöhnlichem Material errichtet, doch wie durch ein Wunder verwandelt sich im Bauen das gemeine Gestein in wertvollen Marmor, der Urmensch wird zum Kulturmenschen.

Diese Umwandlung geht auf Grund derselben Gesetze vor sich wie die biologischen Umgestaltungen, hauptsächlich also auf Grund des Gesetzes von der Unverwundlichkeit der Materie und Kraft, des Transformismus, der langsamen Formationen und der Wirkung des unendlich Kleinen.

Um eine Beschleunigung der Evolution des sozialen Menschen zu bewirken, müßte man daran gehen, jene traditionelle Illusion zu vernichten, derzufolge das soziale Leben mit dem Wesen des heutigen Menschen nicht untrennbar verbunden ist, man müßte energisch die Meinung bekämpfen, daß das Individuum mit seiner ganzen seelischen Beschaffenheit von heute

fortbestehen könnte, auch wenn die menschliche Gesellschaft in Trümmer zerfiel. Um diesen Wahn zu zerstreuen, müßte man nur den ganzen Unterschied zwischen einst und jetzt, zwischen dem Menschen vor und nach der Association im wahren Lichte hervortreten lassen:

Vordem — einfache Sensibilität und blinde Triebe — nachher selbständiger Wille und leuchtender Verstand.

Vordem niedrige Instinkte — nachher ideales Streben.

Vordem wildes Geheul — nachher göttliche Verebtsamkeit.

Vordem die Schranken von Raum und Zeit — nachher die weite Perspektive der Unendlichkeit und Ewigkeit.

Vordem die stumpfsinnige Beschränktheit des kriechenden Gewürms — nachher begeistertes Emporstreigen zu den Höhen, um die mit kühnem Adlerfluge die höchsten Begriffe kreisen: Substanz, Ursache, Ziel, Wahrheit, Unendlichkeit, Vollkommenheit, Absolutes.

Die Gesellschaft nur hat das Tier zum Menschen, den Instinkt in Denken umgestaltet, die Gesellschaft und nur diese wird in Zukunft den Menschen zum „Engel“ umgestalten.

* * *

Aus dem zweiten Teile des Wertes, der die mannigfachen Richtungen der geistigen und sozialen Lebenserscheinungen umfaßt, wollen wir hier nur die wichtigsten und am originellsten vom Verfasser behandelten hervorheben und zur besseren Orientierung die Einteilung des ganzen Gebietes des menschlichen Denkens in zwei Hauptrichtungen beibehalten, die kontemplativ-wissenschaftliche, zu der auch der industrielle Sinn gerechnet wird und die ideale, welche auch alle moralischen und ethischen Begriffe umfaßt.

Der höchsten Entwicklungsphase in der biologischen Evolution, d. h. der Konstituierung des Gehirns, entspricht in der sozialen Evolution die Herausbildung des sozialen Gehirns. Der kontemplative Sinn ist einerseits das Privilegium großer Dichter und Gelehrten oder der Philosophen, andererseits großer Gesetzgeber und Administratoren oder — der Politiker. Philosophen und Politiker bilden zusammen das soziale Gehirn. Die Philosophie ist die Interpretation des höchsten Wissens durch die höchste Poesie. Die Philosophen bilden das Ideal heraus, die Politiker verwirklichen es im praktischen Leben. Dichtungen und Systeme — bilden die Doppelaktion des kontemplativen Sinnes.

Alles was der Mensch vermag ist in engstem Zusammenhange mit dem, was er weiß. Der Fortschritt des Wissens ist unbegrenzt, unbegrenzt ist daher auch die menschliche Macht. Heute jedoch steht der Mensch erst

an der Schwelle seines Wissens und seiner Macht; was er in der Ausnützung der kosmischen Kräfte geleistet, ist nur eine schwache Probe dessen, was er in Zukunft zu leisten vermag. Der Verfasser unterscheidet zwei, ihrer Dauer nach sehr verschiedene Phasen der industriellen Entwicklung: vor und nach Erfindung der Dampfmaschine. In der ersten Phase besiegte der Mensch die Nacht und die Kälte durch die Lehre vom Licht und der Wärme, die Zeit durch die Chronometrie und den Tod durch die Erfindung der Schrift. Es bleibt ihm noch übrig, den Raum und die Materie zu bewältigen und an diesem Werke arbeitet er erst seit fünfzig Jahren. Ein Häuflein freier Menschen, welche eine Welt von Sklaven beherrschen — das war die Civilisation des Altertums. In der Civilisation der Zukunft wird eine ganze freie Menschheit die Materie beherrschen, welche die Welt der Sklaven ersetzen wird. Die Wissenschaft wird durch immer neue Errungenschaften die Massen von ihrer bisherigen Sklaverei befreien, sie der Elite einverleiben, und die Arbeiterarmee wird in der Rolle eines auf seinen Schultern das Weltall tragenden Atlas in Zukunft von der unermüdblichen und unempfindlichen Armee der Naturkräfte vertreten werden. Heute noch bildet die physische Arbeit für die Mehrheit der Menschen ein Hindernis in der geistigen Entwicklung. Erst die Erfindung der Maschinen hat ein Bild der Zukunft entschleiern, in der die gesamte Menschheit genug Ruhe haben wird, um sich mit geistiger Kultur zu befassen.

Bei Besprechung der sozialen Bewegung versucht es der Verfasser, durch Hervorhebung der Association und Solidarität als der Haupt-Triebsfedern des Seins den Sozialismus von dem Vorwurfe zu befreien, daß er die Verkümmern der Individualität im Schilde führe, indem er die freie Entwicklung des Individuums beschränke.

Die Association, welche auch eine der Grundlagen des Sozialismus ist, hat zum Ziele die Steigerung der menschlichen Macht. Je verständiger und exakter die Organisation des Zusammenwirkens, desto freier, sicherer und günstiger kann jeder der Mitwirkenden seine Kräfte entfalten. Würde die Association das Individuum schwächen und dadurch die Summe der Kräfte vermindern, wie könnte dann ihr schließliches Resultat eine auf der ganzen Entwicklungslinie unwiderleglich konstatierte Steigerung der Macht sein? Weder die Biologie, noch die Kosmologie und Soziologie weisen irgendwo als Folgen der Association einen Druck oder Niedergang auf. Eine falsche, heuchlerische Association allerdings ist ein Druck, doch dahin eben geht das Streben des Sozialismus, die falsche, ungerechte Association in eine richtige, gerechte zu verwandeln. Mit jeder Vervollkommenung der Gesellschaft steigt auch die Macht des Individuums, und da eine vollkommene Association die Vervollkommenung der Gesellschaft bedeutet, so

kann der Sozialismus eher eine Hebung der Individualität, als deren Unterdrückung bewirken.

Eine originelle Ansicht entwickelt der Verfasser über die Liebe. Leidenschaft im eigentlichen Sinne giebt es nicht in der physischen Welt, sondern erst in der moralischen oder im sozialen Leben. Die Form des geschlechtlichen Verkehrs für die Tierwelt und die Menschheit im Tierzustande ist die geschlechtliche Promiscuität, für die civilisierte Menschheit die geschlechtliche Auswahl. Dies hat seinen Grund darin, daß im Urzustande die Individuen einander verhältnismäßig sehr ähnlich sind, bei den Kulturvölkern dagegen die Teilung der Arbeit eine ungeheure Differenzierung der Temperamente, der Geistesanlagen und der Charaktere bewirkt hat, so daß ein indifferentes, bloß vom Zufall abhängiges Sich-Paaren unmöglich würde. Die Individuen müssen einander suchen, um eine entsprechende Wahl zu treffen. — Wollte man diesen Gedanken des Verfassers konsequent durchführen, so müßte man auch zugeben, daß die steigende Differenzierung auch zeitlich Veränderungen bei einem und demselben Individuum bewirkt, daß aus der immensen Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit des heutigen Lebens auch häufige Veränderungen der Auswahl-Bedingungen entspringen. Das hieraus sich ergebende Bedürfnis einer neuen Auswahl führt in weiterer Steigerung der Differenzierung fast an die Grenzen der ursprünglichen Promiscuität, mit dem Unterschiede nur, daß vorher der bloße Zufall, jetzt aber ein raffiniertes Auswahl-Bedürfnis die Motive der geschlechtlichen Verbindung bilden.

Verfasser jedoch gelangt zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen. Je höher ein Mann oder eine Frau stehen, desto schwieriger — nach Ansicht des Autors — fällt es ihnen, das eine einzige (warum einzige?) Individuum herauszufinden, das ihnen vollkommen entspräche. Die Geschichte der Helden und Heldinnen des Geistes weist als Grundzug ihres dornenvollen Lebens ein vergebliches Sehnen nach unmöglicher Liebe. Das Ideal — das ist ein ideales Leben, ein idealer Mensch, ein idealer Mann, eine ideale Frau, und da die große, die einzige Frage zwischen Mann und Weib die Liebe ist, so ist das Ideal die ideale, tiefe, vollkommene Liebe. So ist nach dieser mehr idealen als streng logischen Ketten-Gleichung das Ideal identisch mit einer übermenschlichen Heldenliebe.

Aus dem Hauptgesetze der Association, d. h. der Gegenseitigkeit von Rechten und Pflichten, fließt als Grundprinzip der sozialen Moral — die Gerechtigkeit.

Der soziologische Darwinismus mit seinem Kampf ums Dasein hat nur Berechtigung im Verhältnisse der Gesellschaften oder Völker zu einander, denn hier steht ein Ganzes einem Ganzen gegenüber, es besteht da:

her das Verhältnis der Kraft — er wäre jedoch ein Unsinn unter den Mitgliedern einer und derselben Gesellschaft, im Verhältnisse der Teile eines Ganzen untereinander, das nur auf Gerechtigkeit beruhen kann. Es ist falsch, zu glauben, daß die soziale Gerechtigkeit mit dem Interesse des Einzelnen, der Egoismus mit dem Altruismus im Widerspruch stehen. Es ist ein charakteristisches Merkmal jedes organischen Ganzen, daß es unmittelbar berührt wird von allem, was einem seiner Teile zuströmt. Schlechte Ernährung des Volkes, ein Elend, das Verbrechen hervorbringt, die Prostitution mit ihrem Gefolge ansteckender Krankheiten, der Alkoholismus, Degeneration des Nachwuchses, Unreinlichkeit und die daraus folgenden Epidemien, alles dies übt mit unumgänglicher Notwendigkeit seine verheerende Wirkung auf die gesamte Gesellschaft, folglich auch auf die privilegierten Klassen. Bedenkt man dies, wie wird man dann sagen können: „Was kümmern uns jene Elenden?“

Leute, die ihre Pflichten erfüllen, aber keinen richtigen Begriff von der Bedeutung des sozialen Lebens haben, hören wir oft im Namen der Gerechtigkeit Klage erheben:

— Ich erfülle gewissenhaft meine Pflichten, und doch bin ich nicht glücklich!

— Weißt Du aber auch, ob alle anderen Mitglieder der Gesellschaft, der Du angehörst, ihre Pflichten erfüllen?

— Wie — soll ich für die Sünden der Schlechten leiden?

— Und ziehest Du nicht Nutzen aus den Tugenden der Guten?

Dies eben ist das Merkmal der wahren Solidarität, daß die „Schlechten“ nicht allein bestraft, die „Guten“ nicht allein belohnt werden können. An ihren Strafen und ihren Belohnungen nimmt die ganze Gesellschaft Anteil. Die alte Moral von der Bestrafung der Sünden und dem Belohnen der Tugend ist unwiderruflich verschwunden. Das Strafgesetz existiert nur bloß für die Blinden und Unwissenden.

Zum Schluß eine kurze Zusammenstellung der neuen Dogmatik: Der Ausgangspunkt, die Hypothese: Das menschliche Denken ist Produkt der Gesellschaft oder der Association; das Weltgesetz: finalistischer Monismus; die neue Religion: Kultur der Gesellschaft; die neue Wissenschaft: Physik, durchdrungen von Metaphysik, oder Natur von Gott durchdrungen.

Nach vielen Leiden und manchen verzweigungsvollen Krisen beginnt sich die Menschheit endlich zu jenem gesunden Zustande des Verstandes und der Tugend durchzurufen, in welchem sie aufs neue und intensiver denn je die heilige Natur und die heilige Gesellschaft verehren wird.



Noch ein Wort zur „Emancipation“,

mit besonderer Berücksichtigung des im Septemberhefte der „Gesellschaft“ veröffentlichten Artikels „Emancipation und Ehmancipation“, an dessen Verfasserin Frau Dr. jur. E. Kempin gerichtet.

Von Mathieu Schwann.

(Frankfurt a. M.)

Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,“ sagte der Kellner, als der eilige Gast ihn gefragt, was denn schnell fertig sei? Und diesen Ausdruck unseres mit Schiller so vertrauten Oberkellners setze ich hier an die Spitze, Madame, zu freundlicher Beherzigung.

Sie hatten die Liebenswürdigkeit, mich einmal gründlich zausen zu wollen, allein ich muß Sie leider darauf aufmerksam machen, daß gewöhnlich nur der des Vergnügens zu zausen theilhaftig wird, der den andern, dem er nachsetzt, auch erwischt. Und da ist nun die Sache so, daß ich mich nicht von Ihnen erwischt fühle, sondern daß ich das köstliche Schauspiel genieße, Sie irgend einen dahergelaufenen Pudel zerzausen zu sehen, in der Meinung, ich wäre zwischen Ihren Fingern. Immerhin aber haben die Strafsprechtigen, welche Sie diesem Pudel halten, so viel Gemüts- und Gedankenelemente, daß ich mich dazu gedrungen fühle, mich hier in der „Gesellschaft“ noch einmal zum Worte zu melden. Denn meine Anschauung ist die des trefflichen Feuchtersleben, „daß es nicht eher auf diesem Planeten tagen werde, als bis jeder die Indiskretion begeht, seine besseren Gefühle und Erkenntnisse ohne Nebenrückichten öffentlich auszusprechen. Möge die Welt dazu sagen, was ihr beliebt!“

Ich will Ihrem fröhlichen Sarkasmus über die „Naivetät der Gottbegnadeten“ nicht mit einigen Hinweisen auf Schopenhauer begegnen, wie ich auch die von einem gewissen Moses erfundene Paradiesesfabel nicht gegen Sie ausspielen will. Denn der Bund mit der Lüge, dessen die beiden Männer das weibliche Geschlecht bezichtigen, spricht nicht für die Männer, wie jene Herren glauben, sondern gegen sie. List und Lüge sind die Waffen des Schwächeren, des Unterdrückten. Lassen die Herren von der Unterdrückung, so könnte es wohl irgendwo und irgendwann einmal passieren, daß sich die Unterdrückten dieser Waffe selbst begeben. Aber das will ich Ihnen hier zu Gemüte führen, daß es eine doppelte Naivetät giebt, die Naivetät des Kindes, d. h. die unbewusste, und die andere des vollsten Bewußtseins, welche in allen Urteilen nichts gelten läßt, als das, was die Natur selbst billigt. Über jene Naivetät kann man ja zuweilen lächeln, obgleich gescheitere

Leute, als wir zwei, meinen, auch in dem naiven Erkenntnispiel des Kindes sei ein hoher und schöner Sinn verborgen. Über die andere Naivetät, die eine ganze Unmasse von Überwindungen voraussetzt, Überwindungen von Vorurteilen und Künstlichkeiten, wollen wir beide nicht lächeln, sondern den Sarkasmus darüber den trefflichen Menschen überlassen, die so furchtbar gebildet sind, daß schon gar nichts mehr in sie hineingeht.

Wer hat Ihnen nun aber gesagt, Madame, daß ich ein vernichtendes Urteil gegen die Frauenemancipation ausgesprochen habe? War es der nichtwürdige Pudel, so haben Sie ganz recht, wenn Sie ihn zausen. Wer aber meine bescheidene oder unbescheidene Meinung (Augustheft der „Gesellschaft“) ruhig prüft, wird vielleicht zu der entgegengesetzten Meinung kommen, daß Schwann die Frage vielleicht doch etwas tiefer angepackt hat, als es nach Ihrer Darstellung erscheint. Denn der Schwann, der alles das sagt, was Sie ihn sagen lassen, und der die sämtlichen Zurückweisungen verdient, die Sie ihm angedeihen lassen, muß ein ganz horruierter Kerl sein, und da nun mein Selbstbewußtsein mir sagt, daß ich das nicht bin, so bitte ich Sie, künstlichhin solchen Pudeln, die sich unter meinem Namen bei Ihnen vorstellen, den Paß etwas genauer zu visieren. Ich nämlich werde mich gern und sofort Ihrem Urteil fügen, „daß kein Mann, kein einziger, das Empfinden des Weibes ganz und richtig zu würdigen versteht“, nur verlange ich dann auch die Kleinigkeit, daß das Urteil des Weibes über das Empfinden des Weibes klarer und energischer zum Vorschein komme, als es in den Veranstellungen und Äußerungen der Frauen sowohl im Privatleben, wie in der Öffentlichkeit bisher der Fall war. Soll das Urteil der Männer nicht gelten, so müssen die Frauen ein besseres, treffenderes Urteil an seine Stelle setzen. Mit bloßer Ablehnung und Abweisung ist noch nichts gethan.

Und weiter! Die List scheint doch sehr innig mit der Natur des Weibes verwachsen, daß auch Sie in einem Falle dazu greifen, in dem Sie wahrlich nicht über Unterdrückung klagen können. Denn Kriegslist ist es zunächst einmal, daß Sie da so ruhig heraus sagen: „was bedeuten drei, vier, fünf, vielleicht auch sechs Frauencharaktere, sechs Emancipierte, denen Schwann begegnet sein mag?“ – Wem jeder Fall etwas zu denken giebt, dem bedeutet auch jeder einzelne Fall etwas, und daß Sie nun zu denen gehören, die über jeden Fall zu denken gewohnt sind, weiß ich zufällig aus anderer Quelle. Warum also sollen nur die Fälle Bedeutung haben, mit denen Sie Ihre Gedanken verknüpfen, warum nicht auch diejenigen, mit denen ich das Gleiche thue? Kriegslist, Madame, ist hier die Verkleinerung meiner Erfahrungen als solcher eines „naiven Gottbegnadeten“, eines Wesens, dem Sie die Fähigkeit, in dieser Frage zu urteilen, „schlantweg“ absprechen.

Eine zweite List: Ihr Entweder — Oder! Legen Sie dieses Entweder — Oder als Maßstab an irgend eine Frage, die zur Forderung vorliegt, so können Sie mit ihm jede Antwort totmachen, weil keine Antwort eine relative Frage rein und absolut zu lösen vermag. Das weiß Ihr philosophisch geschultes Denken sehr wohl selbst, und darum bezeichne ich dieses Ihr Vorgehen als List. Erweiterung, Vertiefung der Frage und Erweiterung und Vertiefung der Antwort, das war mein Streben, und Sie bedienen sich nun der Kriegslist, mir zuzurufen: „Die Antwort ist keine absolute: Entweder — oder!“ — Ich weiß, Madame, ich weiß. Aber der Pudel, nicht ich, hat die absolute Antwort zu geben beabsichtigt.

Eine dritte List: Ihre Formel, auf welche Sie mein „Diktum“ gebracht haben. Ja, das ist nun Ihre Formel, aber nicht die meine, wie das von Ihnen angeführte Diktum das Ihres Pudels und nicht das meinige ist. Diese Formel ist nämlich in allen ihren drei Punkten falsch. Sie ist aus meinen Darlegungen gar nicht, auch nicht mit Gewalt herauszubestillieren, denn weder habe ich ein Wort davon gesprochen, daß emancipierte Frauen in der Jugend ihre Sinnlichkeit unterdrücken, sondern ich habe gesagt, daß die sinnliche Entwicklung der Frau in ihrer Jugend unterdrückt wird. Die Frauen sind die Leidenden, nicht die Aktiven, und aus der Unterdrückung ihrer natürlichen Bethätigung, die als Zwang empfunden wird, ließ ich das Sehnen nach Zwanglosigkeit hervorgehen. Ist das falsch? — Noch habe ich die Frauenemancipation für eine Gefahr erklärt, sondern ich habe die Gefahr einer falschen Emancipation dazulegen versucht, die auf den Saß klopft und den Esel meint. Taktisch mag es ja empfehlenswert sein, wenn die Frauen vorab ihre Forderungen auf Gleichberechtigung mit den Männern beschränken, aber einen befreienden, die Menschenkultur befördernden und auf unser gesamtes Gesellschaftsleben reformatorisch wirkenden Gedanken enthält eine solche Taktik nicht. Dieser Gedanke würde erst dann hervorsprechen, wenn die Frage gestellt würde: was bedarf die Natur der Frau zu ihrer vollen und harmonischen Entfaltung?, nicht aber, wenn man die Frage stellt: was bedarf die Frau der heutigen Gesellschaft, um als gleichberechtigtes und konkurrenzfähiges Individuum neben den Mann treten zu können? — Drittens habe ich nicht die Thatsache, daß die Sinnlichkeit im Alter emancipierter Frauen zu Tage trete, als Beweis für die Gefahr der Frauenemancipation hingestellt, sondern ich habe mich bemüht, diese unnatürliche Umkehrung der Menschenentwicklung als eine direkte Krankheit unserer ganzen Kultur zu kennzeichnen.

Wie kommen Sie nun an diese Formel, Madame? Ich denke mir, wie jeder Advokat zu der Formel von dem „Unrecht“ des Gegenadvokaten kommt: durch Verfehrung dessen, was dieser gesagt hat. Nur ist in diesem

Falle die Sache insofern eigentümlich, als wir beide denselben Klienten haben und für sein Wohl einstehen möchten. Daß sich nun zwei die gleiche Sache vertretende Advokaten in die Haare fahren, ist ja ein etwas ungewöhnliches Schauspiel, aber vielleicht nützt der Streit der Sache um so mehr, wenn es nachher deutlich wird, daß ein Mißverständnis, das irgend ein Pudel erzeugte, die Ursache des Streites war.

Es passiert mir nun allerdings nicht häufig, daß ich so gründlich mißverstanden werde, wie es mir diesmal bei Ihnen begegnete. Aber Sie hatten keine gute Stunde, als Sie den Pudel erwischten, denn gleich auf der zweiten Seite knallt mir ein Widerspruch zwischen zwei Ihrer eigenen Äußerungen entgegen. „Daß alle diese Frauen in jungen Jahren ihren Sinnen den natürlichen Tribut nicht zahlen, wird niemand behaupten wollen,“ sagen Sie einmal, und dann sagen Sie: „Erfüllen etwa nur die geistig arbeitenden Frauen ihren Beruf nicht? Giebt es nicht ungezählte Tausende von Ladenmädchen, Dienstmädchen, weiblichen Bureauangestellten, welche in derselben Lage sind?“ Wollen Sie sich hier auf den Wertunterschied zwischen „alle diese“ und „ungezählte Tausende“ berufen, ich lasse Ihnen den Ausweg gern offen. Im übrigen aber erkenne ich mit meinem naiven Verstand im letzten Satze eine Behauptung, und zwar gerade die Behauptung, die Sie im ersten Satze ablehnten.

Auch muß Ihnen der Pudel gesagt haben, daß ich Emancipation — Ehmancipation genannt habe.

Auf die Irrtümer, welche Sie mir vorwerfen, kann ich Ihnen nur sagen, die bezeichneten Irrtümer sind die Ihres Pudels, während ich gerade ganz genau das sage, was Sie selbst gegen diesen nichtswürdigen Burschen ins Feld führen. Denn ich wies nicht nur auf ein Giftbläschen, sondern auf die von Ihnen so markig herorgehobene Eiterbeule an unserem sozialen Körper mit allem Nachdruck hin. Ich schrieb die Unzufriedenheit der emancipierten Frau nicht ihrer Beschäftigung zu. Ich wies nach, daß ihr der gewählte Beruf wohl einigen, aber nicht vollen Ersatz für die Unterdrückung ihrer natürlichen Funktionen biete. Ich sagte, daß gerade die geistig hervorragende Natur mit Bewußtsein der Wahrheit ins Auge sehe, daß darum bei ihr offenbar werde, was die anderen sich scheu zu verbergen streben. Und nicht ich bin es, der diesen Frauen aus ihrer Freiheit einen Vorwurf schmiedet, sondern die Prüderie verachte ich, wie Sie, wenn ich auch die krasse Beweismut mancher Frau, der ich begegnete, die Sucht zu beweisen, daß man nicht zu den verachteten Prüden gehöre, vor meinem Empfinden noch lange nicht als eine heroische That zu würdigen vermag. Woran ich Anstoß nahm, war die brutale Verstandesschärfe, die da allein zur Herrschaft strebt und die Feinheit des weiblichen Fühlens und Empfindens

an die Wand zu drücken droht. Und darin werden Sie, soweit ich Sie kenne, mir ganz genau beipflichten.

Sie führen nun gegen die Dikten, die Ihnen Ihr Pudel gemacht hat, Sonja Rowalewsta als Beispiel an. Dabei sagen Sie: Daß ihr Geliebter ihr geistig nicht ebenbürtig war, ist hier ganz gleichgültig, eine Seite seines Wesens muß ihr als notwendige Ergänzung ihres eigenen erschienen sein.“ — Eine Seite! Aber welche? Wie, wenn es nun gerade die sinnliche gewesen wäre? Sprache das für Sie oder für mich? — Und Sie fahren fort: „Zudem, wenn es nur lang unterdrückte Sinnlichkeit gewesen wäre, warum hätte sich diese nicht früher gezeigt? Warum sollte sie sich bei den studierenden Frauen nicht schon während ihres Studiums zeigen, warum erst später? Warum erst, wenn diese Frauen, wie Schwann hervorhebt, die Jugend schon hinter sich haben?“ — Sie setzen mit Fragen in gleichem Sinne fort und geben darauf die ideale Antwort: „weil alle diese Frauen nicht einen beliebigen Mann suchten, sondern den Mann, den sie liebten, und weil dieser Mann ihnen nicht begegnet ist, bis sie zur vollkommenen Reife gelangt waren. Mit anderen Worten: weil sie nicht das Opfer ihrer Sinnlichkeit, sondern das ihrer Liebe wurden. Das ist ein großer Unterschied.“

Ja wohl, ein Unterschied, aber kein wesentlicher, sondern nur ein gradueller meiner Ansicht nach. Denn warum sollte einem jüngeren Weibe nicht genau so ein nicht beliebiger Mann, sondern der Mann ihrer Liebe erscheinen können, als einer älteren? — In Parenthese: von Altfen habe ich nicht gesprochen, sondern nur von reiferem Alter, und ich that dies absolut nicht aus Höflichkeit. — Ich will versuchen, mit einigen Ausführungen jenen Fragen näher zu kommen. Zuerst sind einmal die Anfangs- und Endstadien einer Entwicklung von einschneidenderer Bedeutung als die Zwischenstadien. Ein Mädchen, das noch voller Wünsche und Hoffnungen ist, wird leichter den Mann seiner Liebe finden, als die schon kritischer gewordene Frau, deren Entwicklung eine andere Bahn einschlug. Sind einmal alle Kräfte einer Frau zur Bewältigung des vor ihr liegenden Weges engagiert, so vermögen äußere Eindrücke weniger, als dort, wo die ganze Zukunft noch als offene Frage vor dem jungen Menschen liegt. Diese äußeren Eindrücke aber werden größere Macht gewinnen bei jener Frau, die sich dem Ziele ihres Weges nähert, denn mit dem Nahen des Zieles tritt an die Stelle des bisherigen mühsamen Ringens eine größere Freudefähigkeit, eine sehnsüchtige Lust des Genießens. Wo der Mensch bisher fast nur Sachen sah, die ihm förderlich sein konnten oder hinderlich, wird er allmählich Personen, Menschen zu sehen beginnen, und so lenkt sein Denken und Empfinden aus dem idealen Gebiete heraus in dasjenige realen Lebens.

Und dieses Stadium einer Entwicklung möchte ich dasjenige nennen, was Sie mit der Bezeichnung „zur vollkommenen Reife gelangen“ zu erklären versuchten. — Weiter geben Sie mir selbst einen Teil der Antwort mit ihrem Hinweis auf die Bedeutung des vierzigsten Lebensjahres im Leben der Frau. Jeder Verlust, der dem Menschen droht, regt ihn an, das Verlorengelohende noch einmal mit ganzer Innigkeit zu umfassen, und darum habe ich die in reiferem Alter hervortretende Sinnlichkeit nicht als ein besonderes Merkmal emancipierter Frauen hingestellt, wie Sie glauben, sondern ich habe nur betont, daß die Frau, welche zur geistigen Selbstbedeutung und zu Eigenurteil gelangt ist, auch die äußeren Konsequenzen dessen zu ziehen wagt, was die anderen nur heimlich aufkommen zu lassen sich getrauen. Die erste Frau ist, wie sie erscheint, die andere nicht, und das ist die Er-rungenschaft der Wahrhaftigkeit vor sich selbst, zu der nur ein bedeutender Mensch, ganz gleich ob Mann oder Weib, zu gelangen vermag. —

Und nun eine Frage! Ganz abgesehen von dem Engagement der Kräfte einer studierenden Frau in anderer Richtung, sollte nicht dieses Auf-schieben und Warten auch vielmals noch einen anderen, sehr natürlichen Grund haben können? Sehen Sie einmal hin, wie die Frau, welche ihren eigenen Weg zu gehen wagt, unbekümmert um den bisherigen Gesellschaftsweg des Normalweibes, unter das allgemeine Urteil tritt? Jeder redet von ihr, der eine so, der andere anders, und so wächst im umgekehrten Maße mit der Freiheit, welche eine solche Frau sich selbst erobert, der Zwang des Urteils, unter dem sie steht. Dieser Zwang ist so mächtig, daß er jede Frau, die sich nicht radikal gegen ihn aufzulehnen vermochte, sondern ihn nur teilweise beiseite schob, um die Möglichkeit ihrer idealen Entwicklung zu erlangen, zurückhalten wird, Regungen nachzugeben, die gerade von der allgemeinen Prüderie ihr bössartig ausgelegt werden könnten. Diese Frau soll nicht mehr Mensch sein, so verlangt's die „gute Sitte“, dieses gesellschaftliche Scheusal, das mit aller Verlogenheit stets im Bunde ist. Ist sie es nun doch, bevor ihr Urteil jene Höhe erreicht, sich auch unabhängig von diesem Urteil der anderen zu fühlen und sich Ihnen gegenüber zu behaupten, so ist sie eben ein verlorenes Geschöpf. Diese Höhe des Urteils erreichen die Menschen aber nicht im Sprunge, es sei denn, was heute noch ungeheuer selten der Fall ist, daß es bereits in der Jugend-erziehung vorgebildet wurde. Darum schiebt sich die Erfüllung des Sehns nach sich schon in ein um so höheres Lebensalter hinaus, je mehr die Frau vorher unter dem Zwange des Normalurteils der „anständigen Menschen“ stand. Kommt nun aber hinzu, daß jene Grenze in Sicht tritt, an der die Frau der natürlichen Fähigkeit zu ihrem natürlichen Berufe verlustig geht, so steigert sich die Sehnsucht so, daß in ihrem Feuer nun wohl leicht die schon vorbereitete

Urteilsreife zu voller Befreiung gehärtet wird, an der sie bisher immer noch zaghaft herumklopfte. Mit dem drohenden Verlust ja empfindet man erst ganz den Wert dessen, was einem da verloren gehen will, und mit der höheren Wertschätzung steigert sich der besangene Mut, die bisher kaum oder wenig geachtete Gabe der Natur noch einmal durch volle Bestüßergreifung sich ganz zu eigen zu machen. Und so kann selbst eine so hochstehende Frau, wie Sonja Kowalewska, dahin gelangen, die Bedeutung des vierzigsten Lebensjahres für die Frau anerkennen zu müssen und sich einem Geliebten zu ergeben, der ihr „geistig nicht ebenbürtig“ war. Ich glaube, daß diese Darlegung Ihnen nicht unnatürlich erscheinen dürfte, wohl aber dürfte es Ihr Urteil in meinem Sinne vielleicht dahin abändern, daß diese Frauen nicht die Opfer ihrer Liebe, sondern ihrer Liebessehnsucht, ihrer Sinnlichkeit wurden. Denn Sie verstehen Liebe hier direkt im Sinne einer apollinischen *gilia*, nicht im Sinne einer jugendlich dionysischen Erotik. Diese vermag wohl vorahnend jene zu erfassen, aber schweift die *gilia* zu *ερωσ* zurück, so giebt das eine Umwälzung der Menschenentwicklung, ein Auf-den-Kopf-Stellen derselben, aus dem sich die allerwenigsten Naturen wieder zurecht finden dürften.

Ihre Schlußwünsche sind nun ganz die meinen. Nur bei der letzten großen Frage, wie die unverheirateten Mädchen ihren unnatürlichen Beruf erfüllen können, statt in unfreiwilliger Askese zu verkümmern, mache ich noch einmal Halt. Diese Frage könne von der Frauenemancipation keine Lösung erwarten, meinen Sie, sie hänge an ganz anderen Faktoren, und werde von der Frauenfrage nur leicht, ganz leicht gestreift. Bitte, welche Faktoren? — Solange Sie dieselben nicht nennen, bleibe ich der Anschauung, daß gerade diese Frage einen Hauptteil der Frauenfrage ausmacht, daß gerade sie nur von der wirklichen Emancipation der Frau zur Frau, zu sich selbst und ihrer Natur, gelöst werden kann. Freilich, was Sie hier unter Frauenemancipation zu verstehen scheinen, ist für mich keine, aber diese Halbklarheit ist der Grund, aus dem Sie Ihre „Anklagen“ wegen des Wortes „Sinnlichkeit“ gegen mich zurecht geschmiebet haben. Mir ist die Sinnlichkeit etwas Heiliges, genau so heilig, wie Ihnen die Liebe, und mein sehnlichster Wunsch ist, daß beide durch die Frauenemancipation, die wirkliche und echte Emancipation der Frau von Prüderie und niederträchtiger Gemeinheit, die aus dem Schönsten, was die Natur dem Menschen gab, sein Wesen zugend neugestalten und der Zukunft überliefern zu können, eine Sünde macht, zu ihrem vollen und schönen Rechte gelangen mögen. Hätte ich ein Duzend Töchter, ich wollte jeder den Gedanken, sich ihr Recht zu empfangen und zu gebären, mag sich die ganze Welt mit ihrem verbrecherischen Blödsinn dagegenstellen, nicht nehmen zu lassen, so erwecken,

daß ich keine Sorge davor haben müßte, eine derselben würde mir zur vertrockneten alten Jungfer werden. Und ein Halloh sollte es geben, ein tolles Halloh, das ich mit diesen Enkeln anstellen würde!

Doch: schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort. „Die That!“ werden Sie sagen, Madame, „die That!“ — Sie bedarf der Zeit und des Vollbringens. Vielleicht! Hoffentlich! Wir wollen sehen! Ich will mein Bestes thun, denn ich glaube, hoffe und liebe die Morgenröte, die auch zu Ihnen ihren Zuversicht lockenden Strahl gesandt.



Hamlet als Versuchskaninchen. *)

Von Dr. S. S. Epstein.

(Berlin.)

Mephistopheles: Dann lehret man Euch manchen Tag,
 Daß, was Ihr sonst auf einen Schlag
 Getrieben, wie Essen und Trinken frei,
 Etwas Zwei! Drei! Darn nötig sei
 Wer will was Lebend'ges erkennen und beschreiben,
 Sucht erst den Geist herauszutreiben, —
 Dann hat er die Geiße in seiner Hand,
 Fehlt leider nur das gelbte Band
Schüler: Kann Euch nicht eben ganz verstehen.
Mephistopheles: Das wird nächstens schon besser gehen,
 Wenn Ihr lernt alles reduzieren
 Und gehörig klassifizieren.

Act I, 1. Akt.

Herrn Karl Kosner, der bisher als talentvoller Novellist bekannt war, ist einmal zufällig ein Buch in die Hände geraten, welches über Neuropathologie handelte.

Und er las es und sah, daß es gut war, und las mehrere ähnliche Bücher.

Da aber Naturwissenschaft eine Kost ist, die nur im Laboratorium oder in Gottes freier Natur, nicht aber in der Studierstube genossen werden darf, so konnte auch Herr Kosner nicht zu viel davon vertragen und wurde krank; er ward vom unheilbaren Wahn befallen, Naturforscher zu sein im allgemeinen und Neuropathologe im besonderen.

Schlau genug jedoch, um einzusehen, daß er wohl schwerlich lebende Wesen finden werde, die sich von ihm — trotz Gewerbefreiheit — behandeln

*) Karl Kosner, Hamlet im Lichte der Neuropathologie. Berlin, 1896. Fischers medizinische Buchhandlung.

ließen, verfiel er in eine große Traurigkeit, wie er denn „urbi et orbi“ seine große Gelehrsamkeit kund und wissen thuu könnte, und ob denn gar keine Möglichkeit vorhanden wäre, von den vielen mit so viel Fleiß durchstudierten Büchern der Nachwelt ein „monumentum aere perennius“ zu hinterlassen.

Wie ein Rettungsanker erschien ihm da Shakespeares „Hamlet“; hier konnte man seine große Weisheit anbringen, man konnte nicht nur seine Kenntnisse dem p. t. Publikum „ad oculos“ vorsühren, sondern auch zeigen, wie einer im Stande ist, aus hundert gelesenen Büchern ein hunderterstes zu machen.

Und da ich dieses hunderterste in die Hand bekam — ich wußte noch nicht, daß es ein solches ist — da hielt ich es beim oberflächlichen Durchblättern für den gelungensten „Ull“, der mir jemals untergekommen, für eine wirklich geistreiche Satire auf die ganze Lombroso-Nordausche „Richtung“. Aber ich las Herrn Rosners „Hamlet“ noch einmal und dann noch ein drittes Mal und mußte mich, wenn auch langsam, mit dem Gedanken vertraut machen, daß der Verfasser ernst genommen sein will; er glaubt wirklich, daß der Schutz geistigen Eigentums nur gegen Diebstahl und nicht gegen litterarische Vergewaltigung gilt!

Herr Karl Rosner will also ernst genommen sein.

Gut.

Dann wollen wir ihn ernst nehmen und damit beginnen, daß wir eine derartige Vergewaltigung poetischer Figuren für höchst geschmacklos und höchst verderblich erklären. Und ich glaube, es kann gegen diese praktische Bethätigung Lombroso-Nordauscher Lehren gar nicht nachdrücklicher und heftiger genug protestiert werden, denn gerade der Laie, der von der Sache noch weniger versteht als Herr Rosner, kann leicht in Bewunderung vor dieser Unmasse aufgestapelter Gelehrsamkeit auf den Bauch fallen und sich sagen: na endlich Einer, der das Hamlet-Rätsel unwiderlegbar gelöst hat.

Wie heißt doch das französische Sprichwort: Un — dilottant trouve toujours un plus grand qui l'admire.

Ich betrachte — um es kurz heraus zu sagen — die Rosner'sche Broschüre als Vergewaltigung, sowohl an der Litteratur, als auch an der Naturwissenschaft.

Mit poetischen Figuren hat die exakte Naturforschung nichts zu thun; darüber sind nicht nur alle Litteraten, sondern auch alle Naturforscher einig, und in seiner „Lehre von den Tonempfindungen“, sowie in der „Physiologischen Optik“ hat Helmholtz zu wiederholten Malen mit seinem Takt und scharfer Pointierung die Grenze gezogen, wo die exakte Forschung aufhört und die Ästhetik — beziehungsweise Psychologie — beginnt.

Solche Geistesprodukte jedoch, wie das von Herrn Rosner, werden stets außerhalb der strengen Wissenschaft stehen, und mögen sie sich noch so mit allen Mitteln und Mittelchen, wie z. B. Citirung von nicht weniger als einunddreißig Gelehrten mit Anführung des vollen Titels (!), gewaltsam den Anstrich derselben zu geben versuchen.

Ja, ich glaube sogar vollständig im Namen derjenigen Kollegen von der exakten Forschung zu sprechen, ich meine nicht derjenigen, die citieren, sondern die selbst schon im Laboratorium etwas geleistet haben, wenn ich behaupte: wir sagen uns von einer derartigen Behandlung künstlerischer Probleme mit allem Nachdruck los.

Nein, faktisch!

Wenn Herr Rosner wirklich glaubt, daß dasjenige, was er uns bringt, Psychologie sei, dann kann ich ihm versichern, daß diese Art Psychologie sich würdig an die „Zeichenmappe des kleinen Moritz“ anreißt.

Das Buch gewinnt sogar dadurch nicht an Wissenschaftlichkeit, daß fortwährend mit den Ausdrücken „pathogen“, „pathognom“, „Stigma“ zc. herumgeworfen wird, und wenn Herr Rosner Hamlets Wankelmut dadurch zu erklären sucht, daß er ihn mit „Ästhenie“ bezeichnet, so erinnert mich das lebhaft an Onkel Bräsig's unsterblichen Ausspruch: „Pauvreté ist die Ursache der Armut.“ Wenn Herr Rosner ferner von Hamlet immer recht wichtigthuend als „Patient“ spricht, so mag man das schließlich seiner kindischen Freude zu Gute halten, auch einmal „Doktor“ spielen zu dürfen. Bezeichnungen jedoch, wie „der Paralytiker Lear“, „die hysterische Lady Macbeth“ sind meinem Empfinden nach einfach — widerlich.

Rosners große Entdeckung liegt darin, daß nach ihm Shakespeare keine seelischen Konflikte, keine wirklichen Menschen mit ihren Leiden und Freuden schildern wollte, sondern — Krankheiten als solche, d. h. in „Hamlet“ die Neurasthenie, in „Lear“ die Paralyse zc.

Eines hat jedoch Herr Rosner gänzlich vergessen: nämlich, daß das Schwergewicht jeder geistigen Krankheit darin liegt, daß die Ursachen nicht im Einklang mit den Wirkungen, oder naturwissenschaftlich gesprochen, daß die Reize in keinem Verhältnis zu den ausgelösten Bewegungen stehen.

Daß jedoch bei Hamlet alles ganz genau motiviert ist, beziehungsweise, daß seine Affekte überall diejenigen eines nicht geisteskranken, sondern bloß sehr sensitiv veranlagten Individuums sind, das nachzuweisen wird mir nicht schwer fallen.

Ich sagte, ein Irrer handle stets unmotiviert; es ist sehr leicht möglich, daß Herr Rosner mir entgegenhalten wird, er hätte diese These bei keinem der von ihm citierten einunddreißig Professoren gefunden. Möglich! Aber auch gar nicht notwendig! Denn Irrenkunde ist keine Bücherwissenschaft,

und ich wette, Herr Kosner kennt nur „Bücher“-Irre; nur jemand, der in seinem Leben keine zwei Monate auf einer Nervenklinik gearbeitet, kann zu dem ungereimten Schluß kommen, einen Hamlet so zu behandeln, wie eine wirkliche, reale Figur; ich will ganz davon absehen, daß ein wirklicher Mensch überhaupt nicht so spricht, wie es Shakespearesche Helden thun, jedenfalls dürfte sich schwerlich ein Irreer finden, der mit so viel Poesie und tiefen Gedanken deliriert, wie Hamlet. Dazu kommt noch der Umstand, daß die Neurasthenie einen derartig mannigfaltigen Symptomenkomplex, eine so proteusartige Vielheit in der Art ihrer Erscheinung zeigt, daß man einerseits beinahe jedermann für neurasthenisch erklären, andererseits aber die strenge Diagnose auf Neurasthenie nur dann stellen kann, wenn man den Habitus des Kranken längere Zeit aufmerksam beobachtet hat.

Herrn Kosners Diagnose jedoch erinnert sowohl ihrem Wesen, als auch ihrem Wert nach an jene von gewissen Ärzten, welche „brieflich“ ordnieren.

Wer etwa mein Urteil zu scharf findet, den verweise ich auf zwei folgende Stellen. Einmal, wo Ophelia das Eintreten Hamlets ins Zimmer schildert und sagt:

Lange stand er so,
Zulezt ein wenig schültelend meine Hand
Und drei Mal hin und her den Kopf so wägend,
Soll er solch einen bangen tiefen Seufzer x.

bemerkt Herr Kosner flugs:

„Janet verweist auf die Häufigkeit solcher „Pendel-Bewegungen“ bei an Anästhesie leidenden Hysterischen.“

Ein andermal schildert Polonius Hamlets vollständig motivierten Zustand:

Und er, verstoßen (um es kurz zu machen),
Ziel in 'ne Traurigkeit, dann in ein Fasten,
Drauf in ein Wachen, dann in eine Schwäche,
Dann in Zerstreung, und durch solche Stufen
Zu die Berrücktheit, die ihn jezt verwirrt x.

Auch hier ist Herr Kosner nicht verlegen; er „übersetzt“ das sofort in die Worte der „klinischen Terminologie“, und zwar: Melancholie, Appetitlosigkeit, Schlaflosigkeit, Asthenie, Verwirrtheit und in Zusammenfassung als Gesamtzustand: Hysterie.

Könnte man da nicht glauben, der selige Shakespeare hätte bei Herrn Kosner mitsamt den einunddreißig citierten Professoren Unterricht genommen?

Soll man sich da ärgern oder lieber lachen? Ich glaube letzteres; denn Onkel Bräsig hat doch recht: pauvre est die Ursache der Armut.

Es fällt mir faktisch schwer, mich mit der Rosnerschen Broschüre auch sachlich zu befassen, und es wäre ein ebenso leichtes, wie fruchtloses Unternehmen, den Verfasser Zeile für Zeile zu widerlegen.

Aber gerade die Thesen, die Grundpfeiler, auf denen die ganze Arbeit ruht, ihre Prämissen, sind so schwach, daß es vollständig genügt, diese zu stürzen, damit das ganze gelehrte Kartenhaus in sich zusammenstürze.

Auf den langen Beweis Rosners, Shakespeare selbst sei erblich belastet gewesen und habe von seinem eigenen Leiden viel in die Zeichnung von Hamlet hineingetragen, kann ich nur mit flehligs Worten erwidern, daß, wenn ein Geist, wie Shakespeare, der genug Fläche besitzt, um von der ganzen Menschheit Jammer angepakt zu werden, gelegentlich etwas schwermütig wird, so ist das noch lange nicht identisch mit Geistesstörung.

Zu Hamlet selbst übergehend, giebt uns Herr Rosner folgendes Bild von dessen Äußerem:

„Patient (!) ist also schwach, von blasser, krankhafter Fettleibigkeit; er leidet an Atembeschwerden, sein ganzes Aussehen ist nervös und kränklich. Die Haltung ist schlaff.“

Als das stützt Rosner auf den Ausspruch der Königin in der Kampfszene: „er ist fett und kurz von Atem“.

Hören wir demgegenüber, wie Hamlet von den im Stücke mithandelnden Personen beschrieben wird.

Ophelia (Akt 3, Sc. 1).

O Welch' ein edler Geist ist hier zerstört!
Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge,
Des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,
Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster
Dies hohe Bild, die Züge blüh'nder Jugend u.

ferner:

König (Akt 4, Sc. 3).

Er ist beliebt bei der verworrenen Menge,
Die mit dem Aug', nicht mit dem Urteil wählt.

Wenn man dazu noch in Betracht zieht, daß Hamlet leidenschaftlich körperlichen Übungen, insbesondere dem Fechten, ergeben ist, so wird man die Rosnersche Beschreibung von Hamlets Äußerem mit großer Reserve aufnehmen und sich der Lesart anschließen, welche lautet: „Er ist erhitzt und außer Atem.“

Als zweites Motiv nimmt Rosner Hamlets erbliche Belastung an, und zwar stammt Hamlet, wie sich Herr Rosner zartfühlend auszudrücken beliebt, aus einer „Verbrecherfamilie“.

Der Verfall des Geschlechtes ist nach Rosner schon sehr weit vorgeschritten. Sehen wir uns Hamlets Ascendenten an.

Da ist in erster Linie Hamlets Vater. Was erfahren wir von ihm?
(Akt 1, Sc. 1.)

Horatio (zu dem Geist): Wer bist Du, der sich dieser Nachtzeit annahmt
Und dieser edlen kriegerischen Gestalt,
Darin die Hoheit des begrabnen Dänemark
Weiland einherging?

ferner in Akt 1, Sc. 2:

Hamlet: Solch' trefflicher Monarch! der neben diesem
Apol bei einem Satyr; so meine Mutter liebend,
Dah er des Himmels Winde nicht zu rauh
Ihr Antlitz lieh berühren?

dann in Akt 1, Sc. 2:

Horatio: Ich sah ihn einst, er war ein waderer König.
Hamlet: Er war ein Mann, nehmt Alles ihn in Allem:
Ich werde nimmer seines Gleichen sehen.

und endlich Akt 3, Sc. 4:

Hamlet. Seht, welche Anmut wohnt auf diesen Brauen!
Apollos Locken, Jupiters hohe Stirn,
Ein Auge wie des Mars, zum Drohn und zum Gebieten,
Des Götterherolds Stellung, wann er eben
Sich niederschwingt auf himmelnahen Höhen;
In Wahrheit, ein Verlu und eine Bildung,
Auf die sein Siegel jeder Gott gedrückt,
Der Welt Gewähr für einen Mann zu leisten etc.

Von Hamlets Mutter behauptet Rosner, sie sei ein wollüstiges, sinnlich dummes Weib von oberflächlicher Art; den Nachweis dieser Behauptung ist uns Herr Rosner in allen Punkten schuldig geblieben.

Und dennoch behauptet er naiver Weise: „Vorgefagtes in seinem Resumé wird wohl genügen, um Hamlets hereditäre Belastung über alle Zweifel (!!?) zu stellen.

Auch die versuchte Kennzeichnung des König Claudius als Repräsentanten des „Tipo criminalis“ ist gründlich mißlungen, denn Verwandtenmord war zu jenen Zeiten etwas ganz Alltägliches, und daraus, daß er scharf zechte, ja vielleicht schließlich trank, um seine Gewissensbisse zu betäuben, geht noch nicht hervor, daß er ein Alkoholiker war.

Ja, die starke sinnliche Liebe von König Claudius zur Königin spricht sogar direkt gegen eine solche Annahme. Eines ist Herrn Rosner allerdings entgangen, und zwar der Umstand, daß der Geist im Akt 1, Sc. 5, sagt:

Da ich im Garten schlief,
Wie immer meine Sitte nachmittags etc.

Ich halte es für meine Pflicht, Herrn Rosner auf dieses Symptom — nämlich gewohnheitsmäßiges tägliches Nachmittagschläschen — besonders aufmerksam zu machen, da sich für ihn daraus vielleicht ganz neue Gesichtspunkte, Stigmata zc. ergeben könnten.

Auf S. 25 seiner Broschüre sagt Herr Rosner ferner:

„Dieses Faktum (nämlich die zwischen dem ersten und zweiten Akt verstrichene Zeit) erklärt dann auch den Zustand, in dem wir Hamlet hier wiederfinden, in wissenschaftlich korrekter Weise, ohne daß wir genötigt wären, zum Begreifen desselben unsere Zuflucht zu Theorien, die mit roher Vergewaltigung des Stoffes und Sinnes, Hamlets Benehmen als „vorgetauschten Wahnsinn“ zeichnen“ zc.

Hier muß ich von Herrn Rosners Seite entweder ein absichtliches Übersehen der für ihn unquemen Stellen des Dramas, oder aber ein so eifriges Suchen nach „Symptomenkomplexen“ annehmen, daß ihm das völlig auf der Hand liegende entging und das Sonnenklare unklar ward.

Ganz abgesehen von den zwei Stellen, wo Hamlet direkt seine Simulation eingesteht, und zwar das erste Mal in Akt 1, Sc. 5 in seiner Rede an Horatio und dann, indem er seiner Mutter in Akt 3, Sc. 4 sagt:

Bringt diesen ganzen Handel an den Tag,
Daß ich in keiner wahren Tollheit bin,
Nur toll aus List.

ganz abgesehen davon, sage ich, hat es Shakespeare nirgends unterlassen, durch Hamlet selbst auf die oft schwerfallende Simulation hinzuweisen.

So z. B. sagt Hamlet in der Scene mit Polonius in Akt 2, Sc. 2, nachdem er ihm allerhand ungereimtes Zeug vorgeredet, zum Schluß für sich: „Die langweiligen alten Narren!“ und dann in Akt 3, Sc. 2, nachdem Rosenkranz und Gildenstern weg sind, mit einem Gefühl der Erleichterung: „Jetzt bin ich allein“, und schließlich in Akt 3, Sc. 2 nach dem Schauspiel, da Polonius auf sein Spiel eingeht: „Sie narren mich, daß mir die Geduld beinahe reißt.“

Nicht genug an dem, wird es keinem Leser, der nicht gerade aus „Hamlet“ ein Krankenjournal machen will, entgehen, daß Hamlet niemals auch nur ein einziges ungereimtes Wort spricht, wenn er etwa mit Horatio beisammen ist.

Aber was fruchtet all das! Hamlet muß eben verrückt erklärt werden „coute quo coute“, und in diesem Sinne bewegt sich dann das ganze Buch Rosners.

Alle rein menschlichen und nur vom rein menschlichen Standpunkt zu beurteilenden Leidenschaften und Affekte werden unnachlässiglich in die Sprache der „klinischen Terminologie“ überetzt.

Daß aber ein noch so starker Geist durch all' das auf ihn hereinbrechende Unglück, wie Mord begangen am Vater, Ehebruch der Mutter, Erscheinung des Geistes, alteriert werden könnte, scheint Herrn Kosner fremd zu sein, denn er mißt alles an der Elle des in seinem Geiste konstruierten „Normal-Menschen“ und findet sogar Hamlets Entrüstung beim Anhören des vom Totengräber gesungenen Liedes:

In jungen Tagen ich lieben thät,
Das dächte mir so süß.
Die Zeit zu verbringen, ach früh und spät,
Beschagte mir nichts, wie dies.

die sich in den Worten kundgibt: „Hat dieser Kerl denn kein Gefühl von seinem Geschäft? Er gräbt ein Grab und singt dazu“, pathologisch, allerdings, indem er den Text des Liedes unterschlägt und es „melancholisch“ und mit der Arbeit des Totengräbers nicht dissonierend nennt.

Ein Gemütsmensch, dieser Herr Kosner! — Überhaupt liebt er es, hie und da „*corriger la fortune*“.

Die sich Hamlet, Horatio und Marcellus zu gleicher Zeit offenbarende Erscheinung des Geistes erklärt Herr Kosner als eine Kollektiv-Hallucination, die zuerst bei Hamlet aufgetreten und bei den anderen Beteiligten durch Hamlets suggestives energisches Auftreten ausgelöst wurde und verschweigt dabei, daß Hamlet überhaupt erst von Horatio, Bernardo und Marcellus von dem allnächtlichen Erscheinen des Geistes unterrichtet wurde.

Nein, nein, Herr Kosner! Das geht nicht! Andere für verrückt erklären, nur damit man selbst für vernünftig gehalten werde! —

Herr Kosner hat sich als getreuer Adept Lombrosos gezeigt, indem er Hamlet einerseits als „*uomo delinquente*“, andererseits als Vertreter derjenigen „*Degenerationsform*“ hinstellte, die wir ungebildete Menschen Genie nennen.

Gegen Herrn Kosner in diesem Punkte polemisieren, hieße gegen Lombroso streiten, welcher mit der strengen Wissenschaft schon lange nichts zu thun hat. Lombroso hat die Gehirnbefunde von Rüdinger gräßlich mißverstanden, er hat in die Wissenschaft keinen Fortschritt gebracht, sondern dieselbe in unheilvoller Weise verwirrt, und seine Bezeichnung des Genies als Degenerationsercheinung beruht auf einem Fundamental-Irrtum größter Art, indem er keinen Unterschied zwischen Bau des Gehirnes und einer besonderen Reizbarkeit desselben macht.

Paul Flechsig sieht seine größte That darin, Lombroso durch einwandfreies, gehirnanatomisches Material für immer in der Wissenschaft unmöglich gemacht zu haben. —

Und nun zum Schluß.

Man baue niemals ein Werk auf Theorien, die kritisch zu prüfen man nicht imstande ist.

Zweitens.

Man mische sich nicht in Dinge, von denen man nichts versteht.

Drittens.

Man kann ein sehr talentierter Novellist sein, ohne etwas von Naturwissenschaft verstehen zu müssen.

Oder — da ich es mit einem so großen „Neuropathologen“ zu thun habe — in die Sprache der wissenschaftlichen Terminologie überetzt:

„No ultra crepidam sutor!“



Aus dem Berliner Kunstleben.

Von Dr. John Schifowski.

(Berlin.)

Die internationale Kunst-Ausstellung.

(Fortsetzung.)

Zu den Nationen, die von dem Hauche der neuen Kunst bisher fast unberührt geblieben sind, denen die mehr oder weniger geistreiche Plauderei eines aneddotenerzählenden Genrebildchens, die farbenfatte braune Sauce der älteren und ältesten Porträtfabriken, die bombastische Theatralik der historischen Niesenschinken noch allen Erstes als Ziel materischer Kunstbetheiligung gilt, gehören Spanien und Italien.

Ein durchaus achtbares, oft virtuosjes technisches Können und eine liebenswürdige, naive Freude an bunten, leuchtenden Farbeffekten leben als nicht zu unterschätzendes Erbe der alten Fortuny-Schule in den Kreisen der spanischen und italienischen Saison-Maler fort. Und gerade diese Eigenschaften sind es auch gewesen, die dem weiteren Fortschritt zu einer wahrhaft modernen Entwicklung im Wege standen. Meister Mariano gehörte zu jenen doppelt begnadeten Künstler-Naturen, die nicht nur einem kleinen Kreise auserwählter Feinschmecker verständlich sind, sondern auch der großen Masse ehrlich imponieren. Seine Eigenart hat ihm nicht nur für alle Zeit einen Platz in der Kunstgeschichte gesichert, sondern ihm auch schon bei Lebzeiten zu erfreulicher Anerkennung in klingender Münze verholfen. Und diese lockende Seite seiner Kunst war es, auf die seine Nachfolger das Hauptaugenmerk richteten. Wer möchte es ihnen in der Blütezeit des Kapitalismus verdienen? „Massenproduktion für den Verkauf“ war das Lösungswort geworden, und im Verein mit den Italienern, deren gegenwärtiger Kunstbetrieb ebenfalls größtenteils von Fortuny beeinflusst ist, überschwemmen seit circa fünfzehn Jahren die malenden Söhne der pyrenäischen Halbinsel den europäischen Kunstmarkt. Und sie haben Erfolg. Das Kunstverständnis des bittertausenden Publikums nimmt langsam, aber beständig zu, und selbst dem rückständigen

Gros genügen die Sichel und Siefert, die Blaas und Pies, die Kiesel und Goldmann lange nicht mehr. Für die Feinheiten des Pleinair und die Tiefen des Realismus fehlt noch das Verständnis, und so erwirbt man einen Serra oder Andreotti, an dem auch der geheimste Kommerziant ehrliches Vergnügen hat, und den er sich trotzdem in den Salons hängen kann, ohne von etwaigen Kunstverständigen Freunden für einen Esel gehalten zu werden. Die Produkte des malenden Kunsthandwerks in den meisten Kulturländern waren absolut wertlos und ihre Hegemonie mußte, sobald sich irgendwo die ersten Vorboden einer wahren Kunst meldeten, ein Ende mit Schrecken nehmen. Die Gegensätze zwischen dem alten Schlechten und dem guten Neuen waren allzu schroff, sie mußten zum Kampf auf Leben und Tod führen. Welcher Teil den Sieg davongetragen hat, ist nicht mehr zweifelhaft. Die spanische und italienische Marktware zeigte, im Gegensatz zu der Sekundproduktion anderer Länder, immer einige wirklich künstlerische Qualitäten; sie ist, dank den Traditionen der Fortuny-Schule, nie unter ein gewisses achtbares Mittelmaß herabgesunken, sie fand, selbst bei fortschreitendem Kunstverständnis des Publikums immer noch Liebhaber und Abnehmer genug: und daher wurde hier bisher das Bedürfnis nach radikaler Umgestaltung des künstlerischen Betriebes viel weniger stark empfunden, als in anderen Ländern.

Der selbstzufriedene Quietismus einer ruhig fortschreitenden Entwicklung vermag aber unsere Zeit wenig zu fördern. Um eine Blüteperiode der Kunst zu ermöglichen, ist zunächst, das lehrt leider die Geschichte aller Nationen, eine gründliche Verumpfung vonnöten. Das konsequente Einhalten der goldenen Mittelstraße ist in unserer Zeit das stärkste Hindernis für jeden wahrhaften Fortschritt. Mariano Fortuny hat die spanische und italienische Malerei vor dem völligen Verfall bewahrt, und sie trotzet, vielleicht noch auf Jahrzehnte hin, weiter in den Geleisen der behaglichen Mittelmäßigkeit, während Frankreich und Deutschland, vom Sturmwind der künstlerischen Revolution aufgerüttelt, sich mit Riesenschritten dem stolzen Gipfel einer neuen Blüteperiode nähern.

Auf der Höhe des sozusagen europäischen Könnens steht keines der ausgestellten spanischen Werke. Von dem berühmtesten unter den Malern der älteren Generation, von Francesco Pradilla, weißt nur die historische Abteilung zwei Gemälde auf. Darunter befindet sich allerdings die koloristisch außerordentlich feine „Küste von S. Sebastian“, die in ihren weißen und silbergrauen Tönen an die Marinen des großen Farbensichters Whistler erinnert. — Ein ständiger Gast der Berliner Ausstellungen, der in Rom lebende und unendlich viel produzierende José Villegas, ist mit drei wenig charakteristischen Bildern vertreten. Denn die „Prozession in Venedig“ und der „Garten des Alcazar in Sevilla“ sind nicht mehr als Gelegenheitsprodukte und das Aquarellgemälde „In der Kirche“ (Eigentum der Stuttgarter Gemälde-Galerie) ist ein fleißiges, aber trocken-langweiliges Werk, das man eher einem tüchtigen Holländer, als dem heißblütigen Spanier, und am wenigsten gerade dem geistreichen Virtuosen Villegas zutrauen möchte. — Noch tief im urältesten Historienstil steckt Andres Parla de y Heredia, dessen großmächtige Leinwand, „der Tag von Pavia“, von weither in die Augen fällt, und bei dem gewissenhafteren Teile des Publikums wenigstens zu geschichtlichen Schulreinszenzen Anregung giebt. Weitere Anregung bietet sie nicht. Die braunen Mahagonispitze der posierenden Modelle scheinen noch dem heroischen Zeitalter der Wallait und Blüve anzugehören! — Auch der reinliche und zuckersüße Enrique Serra, der spanische Scherres, ist mit zwei seiner allbekanntesten, in perlgrau, dunkelgrün und orange gehaltenen Landschaften ins Feld gerückt und erfreut sich mit seiner trivialen Stimmungsmache des Beifalls der jüngeren Damenwelt. — Ein gewandter Alleskünstler ist Manuel Ramirez, der vor ein paar Jahren mit seinem

Sensationschmarren, „Die Enthauptung des Don Luna“, bei der europäischen Phylisterwelt grüselnde Bewunderung erregte. Die grandiose technische Geschicklichkeit in den beiden ausgestellten Bildern — „Valencianerin“ und „Straße de la Piedad in Madrid“ — wird manchen bestechen: aber die konventionelle Charakterlosigkeit dieser virtuosen effekt-haßenden Werke wirkt im Grunde doch abstoßend. — Ein künstlerischer Charakterkopf von durchaus individuellem Gepräge ist dagegen der in Rom lebende José Benlliure y Gil. Eine eigenartige Technik, deren charakteristische Merkmale sich dem Auge sofort einprägen, hebt seine Werke aus der Masse der übrigen selbst dem oberflächlichsten Beschauer leicht erkennbar hervor. Die Gipsenstergeschichten, die der Künstler uns zu erzählen pflegt, finden in dieser Farbensprache ihren wahrhaftigsten Ausdruck. Die „Vision im Pantheon“, vor einigen Jahren in München ausgestellt, bewundert und laikiert, wird noch manchem im Gedächtnis sein. Der diesjährige „Charon mit den Seelen in der Unterwelt“ klingt denselben Grundton an. Schwer, satig und wie von Spinnweben durchzogen, hängen die Farben an der Leinwand. Ein schmutziges, staubiges, finstres Grau herrscht vor. „Der alte Mann im Gebet“ ist ein Meisterwerk, dessen Feinheiten auch der künstlerische Revolutionär anerkennen muß. — Neben Benlliure ist meines Erachtens nur noch eine einzige wirklich souveräne Künstlerpersönlichkeit in den spanischen Sälen vertreten: Ramon Casas aus Barcelona. Vor den zwei unscheinbaren Bildchen bleibt mancher, ich weiß es, kopfschüttelnd stehen, und geht gährgert weg, wenn er nach Befragung des Katalogs nicht klüger geworden ist. Aber ich gebe jedem den Rat, ausnahmsweise einmal das auf einer Riesen-Monstre-Ausstellung unerhörte zu unternehmen und sich eine Viertel- oder Halbstunde in die Sache zu vertiefen: vielleicht geht doch diesem oder jenem ein Lichtlein auf und ihm dämmert etwas von einem Geheiß der Freundschaft und Feindschaft, der Verschwiegerung und Verschwägerung der Farben. Ich wenigstens bekenne dankbar, daß ich aus den beiden kleinen Täfelchen viel gelernt habe.

Das Gros der spanischen Gemälde ist Marktware. — Einzelne Kunstindustrielle versuchen, die Freilichtmode mitzumachen; so Gonzalo Bilbao und Santiago Rusiñol Prats; jener mit geringem, dieser mit etwas besserem Erfolge. Das „Hortensienmädchen“ des letzteren beweist außerdem einen guten Geschmack in der Zusammenstellung der Farben, wenn sich auch die Richtung dieses Geschmacks nicht wesentlich über das Niveau einer talentvollen Putzmacherin erhebt. — Der in Frankreich lebende Louis Zimenez, dessen naturalistische Hospitalscene von früher her vielleicht noch in Erinnerung ist, hat zwei Genrebildchen ältesten Stils geschickt, in denen der Künstler eine unspanische Enthalttsamkeit in der Farbengebung übt. — Wenn ich schließlich noch Arpa y Perea, Rosello, den honigsüßen Biniegra, den bunten Vallegos und den ledernen Graner erwähne, so kann ich von Spanien mit gutem Gewissen Abschied nehmen. Das Endergebnis lautet: Wenig gutes, wenig schlechtes, viel mittel-mäßiges, nichts neues.

Jedenfalls haben die Spanier den Vogel diesmal nicht abgeschossen.



Sozialpolitische Chronik.

Von Bruno Rehobd.

(Leipzig.)

(Rücktritt des Kriegsministers. — Breslauer Bäckertag. — Handwerkerfrage. — Reichstagsitag. — Genossenschaftsversicherungen. — Christlich-sozialer Bewegung. — Sozialdemokratie. — Petroleummonopol. — Konfessionsstreit.)

Als der Tagespresse um die Mitte des Augusts im segensreicher aber sensationell-ärmer Zeit der letzte Malter Weizen auf der Mühle auszugehen drohte, kam als rettendes Ereignis vom Himmel gesandt der Rücktritt des Kriegsministers. Nun hatte man endlich wieder ein Objekt, das man nach allen Regeln journalistischer Kunst vermahlen konnte. Flug wurde der Ministerwechsel zu einem Ereignis ersten Ranges gestempelt: Herr Bronsart von Schellendorf, hieß es, habe dem Chef des Militärkabinetts weichen müssen und sei das Opfer einer Kamarilla am preussischen Hofe geworden. Man sprach viel von staatsreichthütern Reaktionären, von einer Schwenkung zum Absolutismus, und die traurigen Konfliktstage aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. wurden als Schredgespenst an die Wand gemalt. Die amtliche „Leipziger Zeitung“ druckte sogar an hervorragender Stelle den Brief des Freiherrn von Stein aus dem Jahre 1806 ab, der eine verantwortliche Ministerialregierung für unmöglich erklärt, wenn nebenbei unverantwortliche Geheimkabinette regieren, und die „Tante Bosh“ versiegte sich bis zu der mutigen Versicherung, daß für ein Säbelregiment in Deutschland kein Raum sei. Wägen diese auf den Ministerwechsel gegründeten wichtigthuerrischen Nutmahungen immerhin viel Wahrscheinlichkeit für sich haben, — warum sprach man aber dann nicht schon von einer Kamarilla, als vor kurzer Zeit der Minister deutscher Sozialreform, Herr von Berlepsch, dem Hüttendaron von Stumm weichen mußte, warum entdeckte man erst jetzt eine Nebenregierung, wo der sozialistenfressende Herr Bronsart sein Amt niederzulegen gezwungen wurde? Nebenregierung setzt übrigens eine wirkliche Regierung voraus. Wir müssen jedoch gestehen, daß eine solche selbst von den schärfst blickenden Männern nicht gefunden werden kann. Was sich uns bei näherem Zuschauen offenbart, ist kein Regieren, sondern ein Experimentieren und Probieren, ein Hin und Her im Bickjakturs, rechts-links, links-rechts, heute hierhin, morgen dorthin.

In die kongreßreiche Ferienzeit fielen einige bemerkenswerte Versammlungen. So veranstaltete in Breslau der Centralverband der deutschen Bäckerinnungen einen Verbandstag, auf welchem mit viel Geschrei gegen die Bundesratsverordnung des 12stündigen Maximalarbeitstages im Bäckereigewerbe protestiert wurde. Die Verordnung, behauptete man, sei für die Praxis unmöglich und werde den Ruin von Hunderten ehrlicher und arbeitsamer Existenzen herbeiführen. Es lohnt sich nicht, noch einmal die phrasenhaften Übertreibungen aufzuzählen, die man regelmäßig von jeder Unternehmerrasse zu hören bekommt, sobald sie zu Gunsten der Arbeiter und der Gesamtheit auf einen kleinen Teil ihrer überreich bemessenen Rechte verzichten soll. Gleich ist vom Ruin des Handwerks die Rede, wenn aus hygienischen Rücksichten die Arbeitszeit im Bäckereigewerbe etwas beschränkt werden soll, und es fruchtet gar nichts, darauf hinzuweisen, daß in anderen Staaten viel strengere Bestimmungen längst bestehen. Natürlich war auch die Sonntagstrübe den in Breslau versammelten Bäckermeistern ein Dorn

im Auge, wohingegen sie den Regierungsentwurf einer Zwangsorganisation des Handwerks trotz des versagten Befähigungsnachweises als bedeutende und sehr nützliche Förderung zur Hebung ihres Gewerbes mit Freuden begrüßten. Auch der in Heidelberg tagende südwestdeutsche Handwerkerkongress, der rheinische Handwerkerkongress in Köln und die allgemeine Handwerkerkonferenz in Berlin erklärten sich mit dem Entwurf einer Zwangsorganisation im Prinzip einverstanden. Soll man lachen oder weinen über diese politische Weisheit würdiger, zopfiger Phittster? Was kümmert es sie, daß während der letzten zehn Jahre die übelsten Erfahrungen mit Zwangsinnung und Befähigungsnachweis in Oesterreich gemacht wurden? Was kümmern die Handwerksmeister überhaupt die sich der Zwangsorganisation entgegenstellenden unüberwindlichen Schwierigkeiten, wie beispielsweise die Abgrenzung zwischen Handwerk, Fabrik und Hausindustrie? Und selbst, wenn diese Schwierigkeiten mit Willkür überwunden werden, — könnte man auch nur einen einzigen Menschen veranlassen, statt billiger Fabrikware in Zukunft teure und keineswegs bessere Handwerkerware zu kaufen? Nur ein Mittel giebt es, die hochgespannten Forderungen der Meister zu erfüllen: Zerrückung aller Maschinen, Zurückschraubung der differenzierenden sozialen Entwicklung um mindestens hundert Jahre. Ob hiermit jene Vorkämpfer des Handwerks, die selber mit Maschinen arbeiten und je zwanzig bis dreißig nicht künstlerisch geschulte Gesellen beschäftigen, zufrieden sein werden, wagen wir zu bezweifeln.

Immerhin sind die Herren Meister nicht so naiv, wie manche ihrer Gegner glauben. Will doch die Innungsnovelle im wesentlichen das moderne, unter den schwersten Kämpfen errungene Arbeiterrecht wieder herunterdrücken auf den Stand der früheren Innungsgerichtsbarkeit! Die bereits den staatlichen Gewerkeinspektoren gefehlt überwiesene Kuffsch über das Kleingewerbe soll den Handwerksmeistern selbst als den geborenen und eingeschworenen Feinden jeglichen Arbeiterschutzes ausgeliefert werden. Die unparteiisch, rasch und berufungslos funktionierenden Gewerbegerichte sollen auf das Handwerk keine Anwendung mehr finden und ersetzt werden durch Innungsschiedsgerichte, die weder in ihrer Zusammensetzung irgend welche Garantien der Unparteilichkeit gewähren, noch einen schnelleren Geschäftsgang ermöglichen, da sie Berufung an die Amtsgerichte offen lassen. Mit den Gewerbegerichten würde auch die Institution des Einigungsamtes für das Kleingewerbe fortfallen. Schließlich will man auch Arbeitsnachweis und Herbergswesen innerhalb des Handwerks so organisieren, daß sie den Sonderinteressen der kleinen Unternehmer dienlich sind. Die Innungsnovelle will also die Arbeiter des Kleingewerbes ihren Brotherrn bedingungslos ausliefern und so einen weiteren Fortschritt in der Richtung der Gleichberechtigung der kämpfenden Klassen herbeiführen.

Auf der Dortmunder Generalversammlung der Katholiken Deutschlands, auf welcher jesuitisch-papstliche Forderungen und tödliche Angriffe auf freie Presse, Kunst und Wissenschaft reichlich herniederregneten, machte sich im übrigen eine allseitige Bereitwilligkeit zur energischen Fortführung der sozialen Reform und besonders die Anerkennung der Notwendigkeit eines weiteren Ausbaues der Arbeiterschutzesgesetzgebung angenehm bemerkbar, ohne daß man sich dadurch abhalten ließ, zu Gunsten der katholischen Handwerksmeister ebenfalls das Postulat der Zwangsorganisation zu erheben. Der zwölfte landwirtschaftliche Genossenschaftstag in Ettlin und der siebenunddreißigste Verbandstag der Schulze-Dellpischen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften in Wiesbaden legten Zeugnis davon ab, wie das moderne Genossenschaftswesen immer weiter und großartiger in Deutschland um sich greift.

„Schiedlich-Friedlich“ lautete auch diesmal die Losung unter den Christlich-Sozialen. Mit dem Ausschneiden Oberwinders und v. Gerlachs aus den Redaktionsstellen des „Volk“ und mit der Entfernung Stöckers aus dem „Evangelisch-sozialen Kongress“ wurde die unnatürliche Ehe zwischen konservativem und proletarischem Prinzip, die schon seit langer Zeit zu unerquicklichen Reibungen geführt hatte, endlich gelöst. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehn“: Herr Stöcker hat es sich jedoch selbst zuzuschreiben, wenn er heute zu den politisch toten Männern gehört. Ihm fehlte der Mut der Einseitigkeit. Er mochte es weder mit den Konservativen, noch mit den sozial gesinnten Kreisen verderben und verlor schließlich das Vertrauen beider. Um recht sicher zu sitzen, wollte er auf zwei Stühlen zugleich Platz nehmen, versah es aber und stürzte kläglich zwischen beiden zu Boden. Ob der gebrechliche „Kirchlich-soziale Kongress“ die geeignete Krücke ist, dem „teuren Gottesmann“ wieder auf die Beine zu helfen, dürften nur Leute von dem beschränkten Gesichtskreise eines Professors von Rathenow für möglich halten.

Aber mit dem Sieg der liberal gesinnten Elemente und mit der Losjagung von Stöcker, dem trotz allem Dank und Anerkennung gebührt, haben die Christlich-Sozialen noch nicht die Aktionsfähigkeit erlangt, deren sie bedürfen, um die verheißungswolle Partei der Zukunft zu werden. Nicht nur das konservative, auch das religiös-konfessionelle Element muß aus ihren Bestrebungen beseitigt werden. Die religiöse Professionsfahne, welche die einen im Namen des orthodoxen Luthertums, die anderen in Begeisterung für Ritschls Freidenkertum enthüllten, muß vertauscht werden mit dem politischen Banner, das Protestanten, Katholiken und Juden zum gemeinsamen Kampf für soziale Reform unter sich vereint. Die Christlich-Sozialen müssen Rational-Soziale werden. Wer den Verhältnissen nicht zu fern steht, weiß, daß in dieser Richtung die Entwicklung der nächsten Jahre sich bewegen wird: Das zeigen die evangelischen Arbeitervereine, in denen das anfangs ganz im Vordergrund stehende konfessionelle Prinzip immer mehr von den ökonomischen Forderungen beiseite geschoben wird, das zeigt aufs deutlichste die von Raumann geplante Gründung einer Tageszeitung für nationalen Sozialismus. Wenn die sozialreformatorischen Bestrebungen, denen dies Schweserjournal der „Hilfe“ huldigen wird, auch nur langsam eine bedeutungsvolle Arbeiterpartei in Stadt und Land für sich gewinnen werden, so ist doch der endliche politische Sieg dieser Bestrebungen zweifellos. Die reaktionären, moralisch und intellektuell verjumpten, kapitalistisch durchseuchten Kartellparteien und das an mittelalterlichem Dogmentum unheilbar krankende, katholisch-römischen Interessen dienstbare Centrum sind nicht mehr imstande, die Massen an sich zu ziehen. Lieber als für seine natürlichen Feinde, die „staatsbehaltenden Ordnungsparteien“, stimmt der aufgetährte Arbeiter von heute für Freisinn und Sozialdemokratie. Wem sollte er sonst seine Stimme geben? Etwa den Antisemiten? Die Partei, nach der er verlangt, fehlt ihm noch: Eine neue soziale Reformpartei, die engherzige religiös-konfessionelle Bestrebungen nicht kennt und als wahre Patriotenpartei zu allen für die Wehrfähigkeit des Vaterlandes notwendigen Opfern bereit ist, eine Zukunftspartei, die, jeder maßlos, unreisen Forderung schuld, der Regierung eine zuverlässige Stütze bietet, die Sozialdemokratie allmählich aufsaugt, den heutigen Rationalliberalen und Konservativen den Todesstoß versetzt und die breiten Massen einer neuen nationalen Demokratie in sich vereint. Als Männer, die einer solchen Partei die Wege zu ebnen bestrebt sind, begrüßen wir Raumann und seine akademischen wie nichtakademischen Anhänger. Vielleicht ist für Deutschland trotz scheinbarer jammervoller Parteierpitterung die Zeit nicht mehr fern, wo sich, abgesehen von ein paar eingesprenkten Gruppen fremdnationaler und konfessioneller Art, nur noch die zwei

großen Parteien der Rechten und Linken geschlossen gegenüberstehen. Das zusammenschweißende Renteninteresse der besitzenden Klassen sorgt heute schon für die Eindung einer solchen Rechten. Wie sehr aber die „Christlich-Sozialen“ neuerer Richtung für das Zustandekommen einer achtungserweckenden Linken in Rechnung zu ziehen sind, erkennen allmählich auch die Kreuzzeitungsmänner, die sich zwar über die „Gemeingefährlichkeit“ der „Jungen“ völlig klar sind, aber eingestandener Maßen „allen Grund haben, die Raumann-Wöhresche Bewegung mit Aufmerksamkeit zu beobachten“. Und selbst die stets siegesgewissen Sozialdemokraten sehen sich genötigt, der evangelisch-sozialen Bewegung in der „Neuen Zeit“ das großmütige Zeugnis auszustellen, „daß hinter ihr etwas steckt, und daß man sie als eine ernsthafte Erscheinung behandeln kann, ohne sich lächerlich zu machen“.

Im sozialdemokratischen Lager scheint der Zwist zwischen der politischen Gruppe und den Gewerkschaften seinem Ausgleich entgegenzugehen. Die Gewerkschaften unter Legien und Luard lehnen sich immer entschiedener gegen die Bevormundung von Seiten der Parteileitung auf und fordern Selbständigkeit für ihre wirtschaftlichen Bestrebungen. Die Parteileitung unter Piebnecht, Webel und Genossen ist klug genug, um bei einseitigen Fortbestehen der Partei willen diese Forderungen nicht zurückzuweisen, und wenn sie auch die sogenannte Gewerkschaftsfrage nominell noch als eine „offene“ behandelt, erklärt sie sich doch mit den sozialreformatorischen Bestrebungen der Gewerkschaften bereits ausdrücklich einverstanden. Freilich will die Parteileitung von der weitest gehenden gewerkschaftlichen Forderung, einer Arbeitsteilung zwischen politisch-sozialdemokratischer und wirtschaftlich-sozialdemokratischer Interessenvertretung auch heute noch nichts wissen. Aber sie wagt, dieses die sozialdemokratische Organisation prinzipiell betreffende Postulat doch nicht schlichthin zu negieren und wird es in kurzer Zeit aus dem Selbsterhaltungstrieb heraus anerkennen müssen, wie es die sozialreformatorischen Bestrebungen der Gewerkschaften bereits anerkannt hat. Die Gewerkschaften sind eben das sozialreformatorische Element innerhalb der sozialdemokratischen Partei und führen diese unaufhaltsam vom revolutionär-negativen zum reformatorisch-positiven Standpunkt hinüber. Ein Zeltchen unverzeihlicher politischer Kurzsichtigkeit wäre es, wenn die Regierung der Sozialdemokratie diese Reformator von innen heraus, dieses allmähliche und friedliche „Hineinwachsen in den Zukunftsstaat“, unnötig erschwerte. Daß die sozialdemokratischen Theorien, welche jahrzehntelang mit bewunderungswürdiger Beharrlichkeit festgehalten und mit außerordentlichem Glanz agitatorisch verwertet wurden, im Hinblick auf jene innere Umwandlung nicht sofort von der Partei fallen gelassen, vielmehr lange Zeit noch gepredigt werden, ist selbstverständlich. Man wirft eben seine erprobten Waffen nicht zum alten Eisen, ehe man zureichende neue dafür eingetauscht hat. Aber die Zeit ist nahe, wo junge, von neuen Ideen beseelte Führer des Proletariats sich statt der ehrwürdigen Rüstung des Marxismus den Waffenrock moderner Wissenschaft anlegen und aus dem von materialistischen Dogmen und liberalistischen Theorien überladenen Brack des Sozialdemokratismus siegreich die ewig sich verjüngenden Ideale des Sozialismus retten werden. Mag bis dahin auch noch viel Wasser die Erde hinunterfließen, jedenfalls bedeutet es auch heute schon einen ungeheuren Fortschritt, daß die Führer der Sozialdemokratie reformatorische Bestrebungen mit ihrem Bekenntnis zu Marx glauben vereinigen zu können.

Während die Tage kürzer werden und das Lampenlicht uns immer noch seine Unentbehrlichkeit fühlen läßt, gehen wir unentwegt dem Petroseum-Weitmonopol entgegen. Die beiden einzigen und unabhängigen westeuropäischen Handelsfirmen, Both in Mannheim und Rassew, Jung & Co. in Bremen, sind nunmehr ebenfalls in das

Riesemeß der Standard-Oil-Companie eingesponnen, und der Moment ist da, wo sich die würdigen Herren Rodeteller, Rothschild und Nobel als bedeutendste Petroleumproduzenten die Hand reichen können zu einer insgeheimen wucherischen Ausbeutung der Konsumenten. Viel Geschrei darüber unter den Kapitalisten, die allmählich zur Einsicht kommen, daß das Großkapital eine Grenze hat, wo es anfängt gemeingefährlich zu werden, und die in bewegten Worten jaunern, „daß das eigentliche freie Erwerbaleben in hohem Maße dem Walten solcher kapitalistischen Riesenunternehmungen verfallen ist.“ Ja unsere Börsen- und Industriefürsorge werden aus lauter Angst sogar „sozialistisch“, indem sie gegen das drohende Petroleummonopol den Staat zu Hilfe rufen, und während sie selbst Tag für Tag ihre Ringe schlüpfen, ihre Kartelle, Trusts, Syndikate und wie alle diese Schröpfmaschinen des lieben Publikums heißen mögen, erklären sie sich als Gegner gerade des Petroleumkartells, weil sie mal an einer eignen Haut erfahren sollen, was es heißt, ausgebeutet zu werden.

Von einer anderen Art Ausbeutung, die schon seit Jahren vor unser aller Augen in vollem Schwunge ist, von der entsehrlichsten Ausbeutung der Arbeiter in der Konfektionsbranche, weiß die bürgerliche Presse natürlich nur wenig oder gar nichts zu berichten. Aber den gewaltigen Streit, der im vergangenen Januar und Februar in der Berliner Herren- und Knaben-Konfektion ausbrach, und der seine Bogen bis in den Sitzungssaal des Reichstags und bis vor die Stühle der Minister warf, ist vor kurzem der Schiedspruch des Berliner Einigungsamtes gefällt worden. Auf's schärfste wird in dem diesbezüglichen amtlichen Bericht das Verhalten der Großkonfektionäre gemißbilligt, die den vom Einigungsamt ausgearbeiteten Minimallohn-tarif wegen der Konkurrenz mit anderen Fabrikationsplätzen als unannehmbar zurückgewiesen, — trotzdem sich dieser Tarif mit dem von den Unternehmern selbst vorgeschlagenen Tarif in allen wesentlichen Punkten deckte, trotzdem die einer scharfen Konkurrenz mit Wschaffenburg ausgesetzten Stettiner Konfektionäre bereits einen Minimaltarif mit ihren Arbeitern vereinbart haben, trotzdem die Berliner Konfektionsfirmen selbst zugestanden haben, „daß es in Berlin Schundpreise gäbe, die ausgemerzt werden müßten.“ Die Schuld an diesem Schundlohn, sowie dem beständigen Lohndruck legt aber das Einigungsamt den Großkonfektionären selber zur Last und wirft ihnen überdies Wortbrüchigkeit vor, da sie den im Februar provisorisch vereinbarten Lohn-tarif nicht beachtet und mit der versprochenen Auskunft über die Verhältnisse ihrer Branche hintangehalten hätten. Weiterhin beklagt sich diese völlig unparteiische Gerichtsstelle darüber, daß sie in ihren Friedensbestrebungen auf jede Weise von den Konfektionären mißkreditiert worden sei und spricht offen aus, daß es in dem Februarvergleich den Unternehmern nur darum zu thun gewesen sei, die durch den Streit hervorgerufene augenblickliche Kalamität möglichst schnell zu überwinden, während ihnen an einer endgültigen Befestigung der schmachvollen Arbeits- und Lohnverhältnisse ihrer Industrie nicht gelegen sei. So ist der erste große Einigungsversuch eines deutschen Gewerbergerichts, für längere Zeit feste und menschenwürdige Lohnsätze zu schaffen, an dem starren Egoismus der Konfektionäre gescheitert. Aber sollen wir darum an der guten Sache verzweifeln? Wollen wir weiter zusehen, wie ein jeglichen Pflichtgefühls bares Unternehmertum Millionen um Millionen zusammenscharrt und seinen Arbeitern kaum den Pfennig für des Lebens notdürftigsten Unterhalt gewährt, wollen wir weiter zusehen, wie die Herren Großkonfektionäre sich kostbare Balkste errichten, ihre tändelnden Gattinnen und Töchter in Samt und Seide kleiden, während die in Lumpen gehüllten Frauen und Mädchen des Volkes zu tausenden in dumpfen Arbeitsstätten Leben und Gesundheit für die Firma Hertog, Gerson, Israel und Wertheim hingeben? Hier gilt

es den Organisationsbestrebungen der Arbeiter zu Hilfe zu kommen und die öffentliche Meinung immer wieder aufs neue zu erregen: Unter ihrem Zwange wird ein Arbeiter-ischpgefeh für Heimwerk und Hausindustrie, insbesondere für die Konfektionsbranche ausgearbeitet werden, unter ihrem unwiderstehlichen Druck werden sich die Konfektionäre den Forderungen der Menschlichkeit fügen müssen. Wenn nicht — nun so ist unser Volk fürper trotz mannigfacher Gebrechen immer noch gesund genug, die Schmaroher-egitäten von sich abzuschütteln.



Kritik.

Romane und Novellen.

Der **Rönch von Ballenstedt**. Erzählung aus dem 12. Jahrhundert von **Erich Richter**. (Dessau und Leipzig. Rich. Kahle's Verlag.)

Der Verfasser hat anscheinend gute kulturgeschichtliche Kenntnisse. Doch hätte er sie wirklich an anderer Stelle abladen können als gerade im „Rönch von Ballenstedt“. Oder wären sie nicht überhaupt besser in den „Quellen“ des Verfassers geblieben? Die Erzählung des „Schelm von Bergen“ liest sich doch weit angenehmer im Gedicht von Heinrich Heine als in dem Prosa-Excerpt **Erich Richters**, ist meiner Meinung nach auch ein historischer Anachronismus. Die Personen dagegen treten zurüd, und man möchte fast glauben, sie seien nur das Gerippe für die Schilderung eines „Dinges“ auf der Wallstatt vor Ascharien“ oder für die Beschreibung der Burg Anhalt und der Toilette ihrer alten Bewohner. Diese einzelnen Züge werden es immer sein, die etwa dem Leser eindrücklich bleiben werden, niemals der **Rönch von Ballenstedt**, wenn es nicht gar die Absicht des anhaltischen Hofpoeten gewesen sein sollte, uns zwei Gestalten aus dem Hause Askanien vorzuführen. Was die Hauptperson und ihre Schicksale anbelangt, so ist es das alte Lied vom **Rönchlein**, dem's die Liebe angethan hat, die ihn aus der engen Klosterzelle hinaus in

die Welt treibt, bis er nach langen Irrfahrten dazu kommt, seiner Sibille sanft die Augen zuzudrücken, um dann nach ruhigem Geständnis Ruhe und Frieden für seine Seele zu finden. Wenn dadurch der Leser gefesselt werden sollte, so rechnete der Verfasser wohl auf die Erinnerung an andere Erzählungen, wo dieses Thema in etwas dramatischerer Weise verwertet ist. Vielleicht hätte er am Krankenbett Sibills manche Veräumnisse wieder gut machen können, wenn er es nicht wieder wie bisher dem Leser überlassen hätte, das meiste zwischen den Zeilen zu lesen; denn anstatt uns so recht in die Seelenkämpfe der Liebenden hinein zu versetzen, stellt er sich nur ein schlecht verhehltes testimonium paupertatis aus. Kennt denn der Verfasser unsere deutschen Dichter so wenig, daß er wagt zu behaupten, wer nicht erlebt habe, wie Tod und Leben um einen lieben Menschen gestritten, dem gehe eine Schilderung dieser Empfindungen nicht an die Seele? Allerdings die Schilderung eines wahren Dichters geht an die Seele, nur nicht die Schilderung eines **Erich Richters**. **Burhard Krüger**.

„Die Volksverderber.“ Erzählung für das Volk von **Conrad von Boman den**. Vierte Auflage. (Münz, Verlag von Franz Kirchheim, 1896.)

Nach der Ansicht des bekannten Verfassers ist der Zweck des Freimaurerordens „die Vernichtung von Altar und Thron,

der Umsturz der ganzen christlichen Gesellschaftsordnung". Diese Weisheit wird dem in strengstem Unerkannt zum Zwecke einer Studienreise sein Land durchreisenden Fürsten von dem mit ihm „zufällig“ zusammen-treffenden „Dr. Freiberg, Professor der Philologie und Philosophie“, beigebracht. Der Name dieses Herrn hat verdammte Ähnlichkeit mit dem Namen einer süd-deutschen Untervorstädterstadt, in der ein großer Streit vor kurzem entbrannt war über die Befestigung des Lehrstuhls für Geschichte mit einem bekannten ultramontanen österreichischen Geschichtsprofessor. Als bestes Mittel zur Abwehr gegen Freimaurerei und Sozialdemokratie, wozu letztere der Herr Verfasser übrigens sehr genau kennt, empfiehlt er die ultramontane Presse und die Jesuiten. Richard Degen.

„Vergiftete Pfeile.“ Roman von E. von Brewitz. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1896.)

Ein Roman, so schön wie sein romantischer Titel; man weiß da gleich, daß es sich um einen Kolportageroman handelt. Mir ging es wenigstens so: denn siehe da, als ich mit der unerfreulichen Lektüre zu Ende gekommen war, hatte ich mich nicht in meinem Vorurteil getäuscht. Alles mögliche — und leider auch unmögliche — mußte ich passieren, um endlich so weit zu kommen: Duellforderungen, anonyme Verböchtigungen à la „Fall Kope“ u. s. w. u. s. w. Gleich zu Beginn des Buches sogar einen Monolog von über Seitenlänge — man denke nur: einen Monolog in einem Roman! —, in dem „die junge Baronin von Stahlberg-Greisenau“ sich allerhand Glossen über die moderne Literatur zu erlauben getraute. „Welch eine trübselige und unnatürliche Richtung hat doch unsere moderne Literatur in der Nachahmung der Franzosen eingeschlagen“ hieß es da, während ich mir dachte, wie vorteilhaft es doch für E. von Brewitz gewesen wäre, wenn er (oder sie) nur ein ganz klein wenig von „diesen Franzosen“ gelernt hätte. Natürlich nicht von dem Großen! Aber selbst

Ohnets Sentimentalitäten stehen noch himmelhoch über solchem Schund, wie man ihn in den „Vergifteten Pfeilen“ finden kann.

—ek.

Paul Kemmer: „Unterm Regenbogen.“ (Berlin, Schuster & Wolff, 1896.)

Das sind Gedichte in Prosa, aus denen ein neckischer Kobold hervorschaut und frisch und fröhlich in die Welt seinen Wahlspruch hinaus-schmettert: „Im Kopse ein neuer, ein freier Mensch sein, im Herzen Kind und gläubig bleiben.“ Diese Worte bilden den Kern des ganzen Bündchens. Alles jauchzt und lacht, und wenn der Regenbogen in Farben schillert, die in das Lachen einen netzigen Tropfen Leides werfen, dann hört man den „Schmerzensschrei“ der verwundeten Welt.

War manche dieser Prosaabichtungen ist reizend. „Glück vom Wege“ und „Dornröschen“ zeugen von der feinen Beobachtungsgabe des Dichters. „Abendstimmungen“ und „Nachtbilder“ haben geradezu einen Turgenjewischen Zug in sich.

Nur eines kann ich Paul Kemmer nicht verzeihen: er philosophiert zu sehr und verunstaltet so manches Gedicht durch triviale philosophische Ausrufe und Fragezeichen!

Adolf Donath.

„Ein Recht auf Liebe.“ Geschichte einer Seele von Erich Pactel. Illustriert von H. Susemihl. (Berlin W. 9. Jul. Kunsts Verlag (G. Neves).)

Der behandelte Gegenstand ist nicht sonderlich neu; der Dichter hat jedoch verstanden, ihn in eine eigenartige Beleuchtung zu rücken. Ein junger Kandidat, eine grüblerisch angelegte Natur, die ohne hingebende, verständnisvolle Liebe anderer ein innerlich trostloses Dasein führt, glaubt im strengen Elternhaus das ihm wie jedem Menschen gebührende „Recht auf Liebe“ verkürzt. Dagegen findet er draußen in der Welt, was er sucht. Drei Frauen gestalten: eine Freundin, seine Braut und seine Geliebte, die nach einander seinen Lebensweg kreuzen, bieten seiner von innen Qualen zermarterten Seele Trost, Liebe

und Verständnis. Aber auch sie, besonders seine Braut und seine Geliebte, machen ihr „Recht auf Liebe“ geltend, und es kommt für den jungen Mann zu einem schweren Konflikt. Er ist vor die Wahl zwischen zwei Frauen gestellt. Er bricht das Verlöbniß gegen seine Braut und giebt ihr Wort der Geliebten, „seinem gelistigen Kameraden“, um auch dieses wieder zu brechen, da er glaubt, ihr allein nicht gehören zu dürfen. Und zuletzt stürmt er, von Seelenkämpfen gefoltert, von Phantasien verfolgt, hinaus in die eisige Winternacht — dem Tod entgegen — in die Freiheit, um es zu suchen, sein „Recht auf Liebe“.

Der Dichter hat in dem kleinen Roman nicht eine bloße psychologische Studie geben wollen, worin er das Innenleben seines Helden bis in die feinsten, womöglich un- oder unterbewußten Regungen zerwickelt; er will vielmehr die Entwicklung desselben innerhalb des Niliens, in dem er lebt, genau schildern und vor allem die Persönlichkeit klar und plastisch hervortreten lassen. Auf dem Beschreibenden, Malenden liegt der Schwerpunkt, wenn man auch überall die psychologische Durchdringung des Gegenstandes verspürt. Mit diesem Seelengemälde verbindet sich eng und echt künstlerisch die behaglich-stimmungsvolle, lebenswahre, mit vielen Zügen sein sinniger Kleinmalerei ausgestattete, dabei aber höchst anschauliche Nilienschilderung. Mancher Abschnitt gäbe Stoff zu einem wunderhübschen Genrebildchen! — Die Charakteristik der episodischen Nebenfiguren ist bei aller verhältnismäßigen Knappheit genau und anschaulich und verleugnet nirgends den warm mitfühlenden Dichter. Gewaltige, elementare, alle Fesseln der Form zer sprengende Ausbrüche der Leidenschaft sucht man allerdings vergebens; wo man dergleichen erwartet, erscheinen sie, fast wie verhaltene Blut unter einer Nischendecke, gedämpft und gemildert zu Gunsten einer in sich ausgeglicheneren, harmonischeren, vornehm gewählten Darstellung. — Die gefühlvollen, zierlichen Mottos und die oft

recht netten, bisweilen jedoch überflüssigen Illustrationen und Verzierungen von H. Susemihl vervollständigen die äußere Ausstattung des Buches, das man besonders solchen empfehlen darf, welche einen modernen Gegenstand — aber in Nollton gehalten — behandeln haben wollen.

P. W.

Lyrik und Epos.

„Aus dem Tagebuch der Abtissin.“ Eine Mär aus Westfalen von Wilh. Tobien. (Leipzig. G. Strübing's Verlag.)

Tobien wandelt auf den Spuren Hebers. Gleiche Begeisterung und Liebe für sein Land, gleiches Verständnis für die alten Sagen der Westphalen beseelt ihn, aber es fehlt ihm die plastische Gestaltung, die dramatische Wucht des Dichters der „Dreizehnlinden“. Und es ist immer ein gewagtes Ding in unsrer Zeit, die so wenig Ruhe und Beschaulichkeit zur Betrachtung der Vergangenheit besitzt, solche Stoffe zu wählen, wenn man sie nicht mit modernem Geiste durchdringen kann, ohne ihrer historischen Treue zu schaden. Das Lied von der Liebe Lust und Leid ist gewiß uralt und doch ewig neu, aber um so schwerer ist es, dem Ding neue Seiten abzugewinnen, da das Alte ermüdet. Der Konflikt eines jungen Priesters zwischen Gehorsam und Liebe, herausgeführt durch das Elibatedikt Gregors VII., kann an und für sich sehr ergreifend dargestellt werden, wie uns Wildenbruchs „neues Gebot“ zeigt, aber Tobien erliegt der Gefahr der breiten Langeweile, die jedem Lyriker droht, und die durch Einstreuung sader lyrischer Gedichte nur vermehrt wird.

Herm. Anders Krüger.

Hugo E. Jüngst: „Seelenacorde.“ Neue Gedichte. (Dresden u. Leipzig. E. Pierfons Verlag, 1896.)

Wir haben Hugo E. Jüngst als einen tapferen und freudigen Kämpfer für eine freie, moderne Kunst schäpen gelernt. In diesen neuen Gedichten steht mancher flotte

Bers, den die Begeisterung und der ehrliche Eifer für die moderne Bewegung in der Litteratur eingegeben hat. „Seelenacorde“ nennt der Dichter ein bißchen jugendlich überschwenglich ein Buch. Und jugendlich-überschwenglich ist denn auch so manches drin. Es ist die Jugend, die sich „an alle großen Worte wagt“, die sich an Tönen so gern berauscht. Die das Strahlende liebt und Bunte, den leichten Schritt und den zierlichen Tanz, helläugigen Mut und vieles Vertrauen. Jüngst besonderes Talent und sein besonderer Fehler zugleich: zu leicht fügt sich Wort zu Wort, zu glatt hin fließt die Sprache. Sie singt zu viel und ländelt nicht selten. Zu viel Gewand und zu wenig Körper. Viel Klang und Glanz, aber nicht innere Tiefe und Leuchtkraft. Die Melodie ist ihm zu viel. Es ist die leichte Weise der Wuppertthaler, die ihm noch zu viel im Blute steckt. Nicht, daß er sie nachahmt. Darum gerade muß er sich von ihr befreien. Er muß die Melodie unterdrücken. Er muß mehr Schwere hineinbringen, mehr Durchdringung und Decadence. Das in ganz besonderem Sinne zu nehmen. Den großen Ton so leichtsin hat nur Liliencron. Das thut dem keiner nach. Die feinste Durchdringung ist Falles besondere Meisterschaft. Und wo denn ein junger talentierter Dichter sein Talent in Sucht nehmen will, würde ich ihm raten, des zweiten Wege zu gehen, so ihm nicht alle Kräfte auf die Bahn des ersteren zwingen. Liliencron und Falke sind überhaupt so zwei Pole in der neueren Dichtung. So viel sie sich berühren, so weit liegen sie auseinander. Und ich meine, von Liliencron mag man zu Falke kommen können, schwerlich aber umgekehrt. Wenn ich einen Vergleich aus der Architektur nehmen darf: bei Liliencron ist die Wirkung des Ganzen, die Gesamtwirkung, die Skizzierung in großen Zügen das Spritzierende, bei Falke die feinste und reichste Detaillierung. Die Kunst des einen scheint Jüngst begeistert zu haben, die des anderen

sollte er mehr üben. Und er könnte es. Und dann käme er auf seinen rechten Weg, er fände sich selbst. Ich schließe das aus so manchem. Aus dem, was sein Eigenes ist. Und daran halte ich mich. Jugend und Begeisterung sprechen aus allen Gedichten schließlich, auch sogar Talent; Individualität, persönliche Auffassung und Erfassung aus einigen. Jüngst hat ein Auge für das, was uns fehlt, einen Sinn für das, was uns not thut. Er will die Zukunft bereiten helfen, die Jugend ansteuern, Begeisterung erwecken für Größe und Schönheit. Er hat ein Ziel. Er haßt die blöde Philisterei, die kleinen Interessen und die schmale Geisteskost der Alltagsleute und ihre saule Behaglichkeit. Er hat einen Schmerz. Doch dieser Schmerz wird ihm schön, schön bis zur Pose:

„Und schöne Schwermut
Schlägt um mich
Den nebelhättigen Mantel.“

Es ist der Schmerz nach dem vergeblichen Kampfe. Der Dichter geht nicht in ihm auf, aus seinem Leid erwacht die Sehnsucht. Das Sehnen der Jugend nach Licht und Thaten. Dieser Optimismus, der nicht umzubringen ist.

Wir ist so wunderlich heut zu Tat,
Wir wollten mir ein großes Glück begegnen,
Wir sollte mich die goldne Sonnenstut
Zu einem großen Dichter legen.

Im Überschwang des Gefühls erwacht dann der Zweifel, in dem „der Geist sich trotzig emporreckt“. „Die letzten Reste des Kinderglaubens“ werden getreten. Er ist auf sich selbst gestellt. Mit anderen, älteren Augen sieht er die Welt an. Er erkennt die große Kluft, die die Menschheit von heute spaltet. Nach Gerechtigkeit und Menschlichkeit ruft er, nur auf der Stirne der Armen sieht er ein „bitteres Wort von des Jahrhunderts Schmach“ geschrieben. — Rüge sich seine Persönlichkeit eigen ausdrücken, in der Reihe der Jüngsten ein Charakterkopf mehr.

Wilhelm Holzamer.

Gedichte von Hugo Hecht. (Oranienburg, Ed. Frenshoff.)

Saturnische Phantasien. Gedichte von Adolph Schafheitlin. (Berlin, Rosenbaum & Hart.)

Sonnenblumen, herausgegeben von Karl Hendell, Nr. 12—17. (Zürich, Karl Hendell & Co.)

Die Gedichte, die Hugo Hecht in einem Buche vereinigt hat, sind sehr verschiedener Art, ihrem Inhalte wie auch ihrem Werte nach. In allen Gattungen der Lyrik hat sich der Dichter versucht, aber zum Glücke bald erkannt, nach welcher Seite ihn seine Begabung liegt. Die reinen Gelegenheitsgedichte sind unbedeutend; die Biebergabe der Augenblicksstimmung will dem Verfasser nicht sonderlich gelingen und selbst meist unter der Schwermüdigkeit des Ausdrucks oder der Alltäglichkeit der Gedanken. Dagegen hat Hecht entschieden Anlage zur Schilderung und zum episch Erzählenden, und im ersten Teile der Sammlung sind die Lieder dieser Art denn auch stark in der Überzahl. Das Meer und die Wüste sind es, die seine rege Phantasie immer wieder anziehen, und die er besonders gern als Hintergrund für seine selbsterlebten oder erfundenen Geschichten verwendet. Hecht ist ein moderner, aber durchaus gesunder Mensch; er hat ein offenes Auge für unsere trassen sozialen Mißstände, aber er hat sich dadurch den Blick nicht trüben lassen für die Segnungen eines großen nationalen Reiches.

Einen feurigen Trank bringt Schafheitlin in seinen neuesten Gedichten seinem geschmähnten Vaterlande dar, aber ich glaube nicht, daß viele der ehrsamten deutschen Köpfe sich daran berauschen werden; er hat zu viel Bitterkeiten mit darein gemischt. Schafheitlin ist einer von denen, die darauf verzichtet haben, ihr Innenleben in Einslang mit der Außenwelt zu bringen. Zu schwach, dem Leben der Gesamtheit den Stempel seines Geistes aufzudrücken, ist er doch nicht schwach genug, seine Persönlichkeit der Masse aufzuopfern.

Sein Vaterland, das ihn nicht versteht, hat er verlassen und sich im Süden am Golf von Neapel niedergelassen, wohin schon so viele vor dem lastenden Drucke der heimischen Enge entflohen sind. Da unten baut er sich ungestört in phantastischen Träumen eine neue Welt, und es ist eine herrliche Welt, wie seine Lieder bezeugen. Nur schade, daß es Phantasien sind und — bleiben werden. Die Sehnsucht nach der harmonischen Ruhe der Antike, wie sie aus den Werken Platens und seines Zerrbildes Melchior Crol zu uns spricht, leuchtet auch aus Schafheitlins Schöpfungen, aber selten ist wohl einer dieser harmonischen vitalen Ruhe fernere gewesen als gerade er. Denn gerade er als Dichter kann am allerwenigsten den Zwiespalt verwinden, der zwischen ihm und den heimischen Verhältnissen, deren Produkt er doch ist, seinem Volke und Vaterlande klafft. Diese Seite schwingt schon beständig leise in den saturnischen Phantasien mit, in vollen Tönen aber erklingt sie in der bitteren politischen Satire der „Götterfarce“. Die saturnischen Phantasien im engeren Sinne nehmen nur die Hälfte des Buches ein; trotz ihres oft schleppenden Vermaßes und ihres breiten Gedankenandrucks sind sie doch zumest von großartiger Tiefe und Schönheit. Aus dem zweiten Teile möchte ich noch außer der schon erwähnten „Götterfarce“ den erotischen Liederzyklus „Dunkle Früchte“ hervorheben; den Seelen mit der „Schäpsemoral“ (indessen rate ich aus reiner Menschlichkeit — nicht für sie, sondern für die schönen Gedichte — ihre schmutzigen Fingerringe davon zu lassen).

Von den „Sonnenblumen“, den schönen Blüten aus dem Garten der deutschen Lyrik, die Karl Hendell auswählt und pflückt, sind weitere sechs erschienen. Zunächst kommt Upland zu Wort. Wie mir scheint, hat Hendell hier doch zu sehr die schwere Gedankenpoesie auf Kosten der leichteren im Volkstone berücksichtigt; zum mindesten vermisse ich das schöne Gedicht:

„So muß ich denn die Welt verlassen“. Das ist aber auch das einzig Tadelnswerte, was ich an all diesen Blättern gefunden habe. An Umland reihen sich die beiden Österreicher Robert Hamerling und Ferdinand von Saar. Prächtig sind hier besonders die Charakteristiken, die Hensell von der dichterischen Persönlichkeit der beiden in poetischer Sprache giebt. Ihnen folgt der Revolutionär Ferdinand Freiligrath, von dessen fünf Gedichten ich das bekannte „Fremdling, laß dein' Stute grasen“ und das schöne gerade in der letzten Zeit viel erörterte Gedicht „Aus dem schiefischen Gebirge“ hervorheben möchte. Die beiden letzten der bisher erschienenen Blätter sind dem Schweizer Dichter Heinrich Leutgold, dem „nachgeborenen Souverän der schönen Form“, und dem Prinzen Emil von Schönau-Carolath gewidmet. Die sechs Blätter stehen auch in ihrer Ausstattung auf der gleichen Höhe wie die früheren und werden dem kunstfertigen Unternehmen zu den alten Freunden sicher manchen neuen hinzugewinnen. K. C.

Eine herzerquickende Lektüre für die studierende Jugend, ein Jungbrunnen für die alten Herren, ein Labfal für alle humanistisch gebildeten Kreise sind die Imitata, eine vortreffliche Nachbildung besamter deutscher Gedichte, die wir dem Pflöger und Meister des neulateinischen Sanges, dem Dichter des „In Duplo“, Regierungsdirektor Adolfs Fernwerth von Bärnstein in München (München, 1896) verdanken. Nach dem Tode Joseph Victor von Scheffels, Dr. Gustav Schwelbels und Dr. Franz Weinkauff's ist unser lateinisch-deutscher Poet fast vereinsamt, aber sein Erbe, zu latinisieren, ist nicht erkalte. Den Stoff zu seinen neuesten Lateinifikationen hat er verschiedenen deutschen Dichtern von Goethe und Schiller bis zu Heine und Schack entnommen. Besonders aber ist Heine berücksichtigt. Man kann dem geschickten Nachahmer nur beipflichten, daß er Gedichte mit regellosem Versbau, wie z. B. Goethes

„Über allen Gipfeln“ mit angemessen abgeändertem Rhythmus wiedergiebt.

Johannes Fastenrath.

Dramen.

„Hagar's Liebe.“ Schauspiel von Franz Lindheimer. Zweite Auflage. (Heidelberg, J. Hörning.)

Drei Einakter von Paul Linsemann. Berliner Theater-Bibliothek. Nr. 6. Berlin, Freund & Zedel.

Vor ungefähr einem halben Jahre lagen mir die Gedichte Franz Lindheimers vor und ich mußte damals freilich nach manchem Bedenken dem Dichter entschieden eine lyrische Begabung zuerkennen. Ebenso ergeht es mir heute mit dem Dramatiker. Der seelische Zwiepalt, der Streit zwischen Willen und Trieb, Berstand und Phantastie, der sich bei dem Lyriker so auffällig offenbarte, ist hier schon ausgeglichen, aber beseitigt ist er noch nicht, und er zeigt sich besonders in der Persönlichkeit Abrahams, die trotz Hagar im Mittelpunkt des Stückes steht. Das Hagarproblem ist bisher litterarisch wenig behandelt worden. Man nahm nur Antheil am tragischen Schicksale der Hagar, die mit ihrem Kinde hinaus in die Wüste getrieben wird; man sah ihre Verstoßung immer als den Ausgangspunkt, statt als den Höhepunkt einer großen Familientragödie. Die Frage, was vorher lag, der Gegensatz zwischen Sarah und Hagar, und das Verhältnis Abrahams zu den beiden Frauen ist ein modernes Problem, dessen Entdeckung man Lindheimer wohl kaum wird streitig machen können, wenn er es auch nicht in völlig befriedigender Weise gelöst hat. Anerkennen möchte ich indessen gleich hier die tiefe Erfassung des Stoffes, die sich auch darin bekundet, daß der Dichter die Verstoßung Hagar's nicht als Endkatastrophe, sondern als Höhepunkt genommen hat. Was die Charaktere anlangt, so sind die der beiden Frauen am besten gelungen, Hagar als sinnliche, Sarah als vergeistigte Liebe, und der Gegensatz der beiden ist sehr gut her-

ausgearbeitet. Weniger gegliedert sind die Männer, am wenigsten Abraham. Hier hat sich Lindheimer nicht frei machen können von dem Banne der biblischen Tradition, und so hat er schließlich aus dem von Gottes Offenbarungen geleiteten Stifter des alten Bundes einerseits und aus dem selbstherrlichen Romadenfürsten Syriens andererseits einen künstlichen Charakter zusammenkonstruiert, der, ein seltsames „Gemisch aus Stärke und aus Schwäche“, ziemlich wirkungslos an uns vorüberzieht und uns nicht recht menschlich zu rühren und mit fortzureißen vermag. Ebenso ist Kemch, der Vertraute Abrahams und sein böser Engel, keine lebenswahre Figur, sondern nur die Personifikation eines noch dazu recht unklaren Begriffes. Prächtig ist der Ismael des letzten Teiles. Mit den „einem Vorbilde Shakespeare abgelauchten“ Mitteln versteht der Verfasser noch nicht recht zu wirtschaften. Kamentlich der Gegensatz zwischen Tragik und Komik ist noch zu gewaltsam, obwohl Lindheimer recht gute Anlagen zu einem befriedigen, Spannung lösenden Humor zeigt. Auch sonst bin ich häufig auf den Einfluß des großen Briten gestoßen. Technisch stellt das in Jamben geschriebene Stück keine großen Anforderungen und eine Aufführung wäre wohl lohnend. Der Dichter hat es in vier Vorgänge geteilt, die teilweise recht weit auseinander liegen, einmal 10, das andere Mal gar 18 Jahre. Man ist das heute nicht mehr gewöhnt, und bei modernen Dramen ist es schon wegen der feinen Charakteristik und der unumgänglichen Veränderung, die in solchen Zeiträumen in den Charakteren vorgehen, einfach unmöglich. Auch Lindheimers Stück leidet darunter, wenn es sich auch bei der 4000 Jahre zurückliegenden Handlung nicht so fühlbar macht. Der Wert des Stückes liegt im ganzen weniger in dem, was es ist, als in dem, was es uns für die Zukunft verspricht.

Die beiden einaktigen Lustspiele Linsemanns, „Über die Ehe“ und „In doppel-

ter Betörung“, verdienen mit ihrer alltäglichen mühsam dahinschleppenden Handlung keine weitere Beachtung, trotz ihrer Aufführung am Residenztheater. Der tragische Vorgang „Die gute Lüge“ giebt ihnen in der Mache nichts nach, und nur seine Tendenz stellt ihn um ein wenig höher. Wie schon der Titel ankündigt, handelt es sich um den Streit zwischen Wahrheit und Lüge und zwar in einem bestimmten Falle, an einem Sterbepett. Der Verfasser entscheidet sich für die Lüge, ohne irgendwie tiefe und neue Gedanken darüber zu Tage zu fördern. K. C.

Wilhelm Schäfer: „Jakob und Esau“, Drama in fünf Akten und einem Vorspiel. (Berlin, Schuster & Löffler, 1896.)

Da werden wieder alle alten Philister und „Empfindler“ zusammenlaufen und ihre runden Speckbäuche und hohlen Rüchse patzen, wenn sie dieses Drama gelesen haben. „Jakob und Esau“ ist eben kein Drama für Philister, sondern ein Drama für Künstler und für ein Publikum, das echte Kunst versteht. Es entspricht allen Anforderungen eines modernen Dramas. Die Handlung ist geschickt angepackt, die Personen künstlerisch gestaltet und psychologisch wahr und echt. Die dramatischen Konflikte sind glänzend durchgeführt, die Grundidee, daß der Fortschritt lebt und leben werde, scharf herausgehört. Den Inhalt des Dramas wiederzugeben, gestattet mir der Raum nicht; wer ihn lernen will, möge selbst nachlesen. Ich konstatiere bloß die Thatsache: Das ist ein gutes modernes Drama!

Adolf Donath.

Sozialpolitische Schriften.

Max Schippel: „Die Währungsfrage und die Sozialdemokratie.“ Eine gemeinverständliche Darstellung der währungspolitischen Zustände und Kämpfe. (Berlin, Verlag der Expedition der Buchhandlung „Vorwärts“, 1896. 64 S. 30 Pf.) — Der ausführliche Untertitel sagt deutlich, was das Schriftchen bezweckt: Auf-

klärung des Laien über Wesen, Bedeutung und Stellungnahme der Parteien innerhalb der Währungsfrage. Der Verfasser hat seine Aufgabe sehr glücklich erfüllt. Die Darstellung ist eingehend, klar und sachlich, vorurteilslos und ohne tendenziöses Hervortreten des Parteienstandpunktes, wenn auch selbstverständlich die Bedeutung, welche die Währung resp. ein Wechsel derselben für den Arbeiterstand hat, hervorragend berücksichtigt wird. Wir können die Broschüre um so mehr empfehlen, als unseres Wissens sonst kaum eine so kurze, sachliche und billige Darstellung der Währungsfrage existiert, und die Bimetallisten es noch immer verstehen, ihre trasse Interessentpolitik mit dem Nimbus wissenschaftlicher Deduktionen zu verklären, deren Haltlosigkeit dank der Verwickeltheit des Problems für den nationalökonomischen Laien nicht leicht zu durchschauen ist.

„Wilhelm II. und die Revolution von oben.“ Der Fall Kope. Des Rätfels Lösung. Zürich, Casar Schmidt, 1896. 40 S. 60 Pf. — Daß die Schrift einen erfreulichen Eindruck auf den Leser macht, kann man nicht gerade behaupten. Ist schon der sensationelle Titel und die in den Schlussworten klipp und klar ausgesprochene Tendenz, Herbert Bismarck als den kommenden Mann zu prophezeien, der allein aller Fehde ein Ende machen könnte, nicht jedem genehm, so berührt der Hauptinhalt: die Charakterisierung der Hof-Amarilla und ihrer Thätigkeit seit dem Tode Wilhelms I., fast widerwärtig. Trotzdem oder vielmehr gerade deswegen ist die Lesüre des Schriftchens in gewisser Hinsicht zu empfehlen. Wer sich noch phantastischen Träumen über den historischen Verus Wilhelmus II. und das soziale Kaiserthum der Hohenzollern hingeeben hat, wird einhermaßen enttäuscht sein, aus der Feder eines offenbar die Hofgesellschaft genau kennenden Anonymus zu lesen, wie das, was in Deutschland regiert, eigentlich nicht Se. Maj. der deutsche Kaiser ist, sondern die verschiedenen Koterien der Hof-

kreise, die — speziell seit dem Tode Wilhelms I. — mit wechselndem Glüd ihren Einfluß geltend machen. Es ist interessant, diesen der Hand des Verfassers kennen zu lernen: die englische und russische Clique, die Claque des Landjunkerthums und der Großkapitalisten, die Claque Stöder, Waldersee, Bismarck, König Stumm, die politischen Gläubiger und Schuldner gewesener oder zukünftiger Minister, nicht zu vergessen die traditionellen Familien-Claque des Hofbeamtentums, — und noch interessanter, mit deren Steigen und Fallen die Wandlungen des „Zickzack-Kurses“ zu vergleichen. Der fundamentale Irrtum des Verfassers liegt nur darin, daß er glaubt, weil die einzelnen Regierungshandlungen von den höfischen Claque gemacht werden, sei auch die Geschichte Deutschlands ihr Werk. Darüber mag er sich beruhigen! Die Geschichte schreibt unbekümmert um anonyme Briefe und Höflings-Intriegen ihren Weg, und darum ist auch die Konsequenz, die er — als Mitglied der Bismarck-Claque zieht — falsch; die Zukunft kommt ohne und mit den Bismarcks, besser gesagt: trotz den Bismarcks und trotz allen Machenschaften ehrwürdiger egoistischer Höflingsclaque, so, wie sie kommen muß.

H. R. Schäfer: „Anti-Stumm.“ Zweite unveränderte Auflage. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1895. 24 S. 60 Pf. — Wieder einmal eine geharnischte Abfrage an das System Stumm, und wieder aus der Feder eines Geistlichen. Die jüngere Generation unserer evangelischen Theologen hat neuerdings eine Reihe mutiger und hochherziger Individualitäten hervorgebracht, welche dem göttlichen Stande einen großen Teil der im letzten Drittel des Jahrhunderts ziemlich verlorenen Sympathie in den wahrhaft gebildeten Kreisen wieder gewonnen haben. Die christlich-soziale Partei, deren intellektuelle Urheberchaft übrigens Herr v. Stumm ziemlich ausschließlich auf dem Gewissen hat, hat in den letzten Jahren rapide einen

Einfluß und eine Bedeutung gewonnen, die ihr, obgleich sie offenbar noch nicht am Ende ihrer Ausfertigungen und Krystallisationen angelangt ist und speziell in der Gegenwart sich in einem Stadium starker Gährung befindet, eine überaus günstige Stellung im Parteilieben der nächstliegenden Jahre zu sichern scheint. Dann muß es sich aber auch entscheiden, was vorläufig noch zweifelhaft erscheint, ob sie imstande ist, ein eigenartiges, geschlossenes Programm eines christlich-national-monarchischen Sozialismus aufzustellen, oder ob sie tatsächlich nur eine Partei der Unterwegöler ist, deren Schritte zum radikalen Sozialismus führen, und die sich nur nicht oder noch nicht von ihren ererbten religiösen und verfassungspolitischen Idealen trennen können. Qui vivra, verra.

Frau Vippmann: „Die Frau im Kommunaldienst.“ Vortrag, auf dem siebenten evangelisch-sozialen Kongreß in Stuttgart am 29. Mai 1896 gehalten. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1896. 30 S. 60 Pf. — Die Verfasserin tritt für Verwendung der brach liegenden weiblichen Kräfte der oberen Stände im Dienste der kommunalen Anstalten ein, also in Armen- und Kranken-, Irren- und Sittenpflege, in den Schulkommissionen, der Sittlichkeits-, Gefängnis-Verwaltung usw., zumal notorischer Weise die männlichen Kräfte dieser Kreise kaum imhände sind, diesen zeit- und kraustraubenden Ehrenämtern in ausreichender Weise Genüge zu leisten. Ein Eingehen der Kommunen auf die Forderungen der Autorin wäre schon aus dem Grunde wünschenswert, weil Frauen sich zu vielen der in Frage kommenden Obliegenheiten unstreitig besser eignen, als Männer, auch würde der Zuzug ungeeigneter weiblicher Kräfte zum akademischen Studium vielleicht hierdurch in nützlichere Bahnen gelenkt.

Henry Bright: „Soziale Briefe an Schulze und Genossen.“ Aus dem Englischen des Robert Blatchford übersetzt und für deutsche Verhältnisse bearbeitet.

4.—6. Tausend. Leipzig, R. Werther, 1896. 227 S. 1 Mk. — Die 27 Briefe sind gerichtet an „Schulze und Genossen“, d. h. an den deutschen Michel, den Spießbürger und Bildungsphilister, um diese Kreise, denen bei ihrer Neuerungsfurcht und Traditionsklaverei, bei ihrer kläglichen Zufriedenheit und interesselosen Geistessträgheit mit den abstrakten Deduktionen des „Kapital“ ebensowenig anzukommen ist, wie mit der aufstrebenden Agitation des Parteiliebens, in anregender und populär gehaltener Darstellung über das Wesen des Sozialismus aufzuklären und durch Appell an ihren gefunden Menschenverstand, an die elementarsten Regungen des Mitleids und der Gerechtigkeit für seine Ziele zu gewinnen. — Zur Propaganda in bürgerlichen Kreisen ist das geschickt geschriebene und äußerst billige Buch angelegentlich zu empfehlen. Feinz.

Herrenmoral und Frauenhalbheit. Von Dr. Käthe Schirmacher. (Aus: Der Eristenzkampf der Frau im modernen Leben. — Seine Ziele und Ausichten. Herausgegeben von Gustav Dahms. Heft 10. Schlussheft.) Berlin, 1896. Verlag von Richard Taendler.

Dr. Adalbert v. Hanstein, Frauenmoral und Herrenhalbheit. Offenes Schreiben an Dr. Käthe Schirmacher. (Aus: Fragen des öffentlichen Lebens. Herausgegeben von Karl Schmidt und Dr. iur. Richard Brede. Heft 6.) Berlin, 1896. Kritik-Verlag.

Rede und Gegenrede bringen die beiden Schriften. Leidenschaftlich und kräftig die erstere, kritisch und bissig die letztere. Es ist ja so leicht, einem erregten Menschen, dem nackte, klare Wahrheiten zu wenig sind, um das auszudrücken, was ihn bewegt und was er fordert, Verfehrtheiten, schiefe Ausdrücke oder bizarre Übertreibungen vom Runde zu nehmen und in behaglicher Philisterei und selbstbewußter Überlegenheit zu widerlegen. Für einen auch nur mäßig begabten Kopf sehr einfach und bequem; ob damit aber die Frauens-

emancipationshache, deren Entwicklung K. von Hanstein mit freundlichen Augen zusieht, gefördert wird? Ich glaube nicht: Dazu wirkt die vielleicht bewußte leidenschaftliche Intorrektheit eines Kämpfers mehr als die korrekt-logische Deduktionsweise eines Denkers.

Es fällt besonders auf, daß in Hansteins „Offenem Schreiben“, welches seinen Titel ganz analog der Broschüre Käthe Schirmachers wählte, nur der eine Brief derselben, welcher mit „Herrenmoral“ überschrieben ist, einer Rezension unterzogen ist, während der andere zweifellos wertvollere mit „Frauenhalbheit“ betitelt unberücksichtigt geblieben ist. Die Verfasserin tritt in diesem Abschnitte ein begrenztes Gebiet: „Bürgerliche Frauenorganisation, ohne sich abhalten zu lassen, beiläufig abseits gelegene Punkte zu berühren.

Die bürgerlichen Frauenvereine sind für die Damen der Gesellschaft weiter nichts als ein Sport, an dem sie in dem gleichen Sinne teilnehmen, wie an einem Bazar oder einer Wohlthätigkeitsausführung. Was sie leisten: Kochanstalten, Kurse verschiedener Art u. dergl., entspricht dieser Natur; sie gedeihen zwar, aber sie haben doch nur für einen ganz beschränkten Kreis Zweck oder Nutzen. An die eigentliche Frauenfrage und an das, was mit ihr notwendig verbunden ist, Sozialpolitik, Sittlichkeitsfrage, allgemeine Politik u. a. heranzutreten, haben sie eine heilige Scheu, weil die Vereinsdamen, d. h. die vorführenden Beamten- und Bourgeoisfrauen an sich selbst nichts spüren von alledem, was die Frauenbewegung treibt, und auch nicht den Willen und die Schulpung besitzen, um sich darüber zu informieren. Diejenigen Elemente, welche vermöge ihrer Lage über die Bedürfnisse der Frauen unterrichtet sind, als Lehrerinnen, Arbeiterinnen, überhaupt alle den Unterhalt sich selbst erwerbenden Frauen, werden in den „zweiten Rang“ gedrängt oder noch lieber ganz ferngehalten.

Wenn etwas erreicht werden soll, sagt die Verfasserin, ist ein ganz anderes Vorgehen notwendig. Über ganz Deutschland mußte ein Klub gegründet werden, „der Frauen aller Stände aufnimmt, Berufssektionen bildet, Postil treibt, gemischte und ungemischte Geselligkeit, endlich Sport im großen auf seine Fahne schreibt, der womöglich ein hübsches, praktisches Kostüm erfindet, auf alle Fälle aber ein sichtbares, wenn auch schlechtes Abzeichen wählt und so seine Mitglieder einander, wie dem Publikum kenntlich macht; der endlich wie der Beamten- und Offiziersverein für seine Glieder Vergünstigungen gewinnt. — Wir bekommen dadurch ein Stück straffer Organisation.“

Käthe Schirmacher hat damit in der That für die bürgerliche Frauenbewegung ein Programm aufgestellt, durch welches allein die Bewegung inneren Halt und Kraft nach außen gewinnen kann. Es durchzuführen ist aber nicht Sache wohlwollender Dilettanten; energische, praktisch und theoretisch geschulte Kräfte müssen die Angelegenheit aufnehmen und in Wort und Schrift sie immer wieder der apathischen Masse vorhalten. Die Schwierigkeiten, welche einer weit greifenden Organisation der Frauen im Wege stehen, sind besonders groß. Aufklärung über das Faulc und Besserswerte ist die erste Notwendigkeit. Die vorliegende Schrift von Dr. Käthe Schirmacher, welche flott und von Begeisterung erfüllt geschrieben ist, eignet sich sehr dazu und kann auch sonst warm empfohlen werden. A. E. G.

Grundriß der Nationalökonomie von Paul Leroy-Beaulieu, bearbeitet von Edwin Ramsperger. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländers Verlag. 1896. 8°. 255 S.

Zu fünf Abschnitten handelt Leroy-Beaulieu von der Erzeugung, der Verteilung, der Circulation der Güter, dem Gebrauche der Reichthümer und vom Staate und den öffentlichen Finanzen. Er umfaßt darü nach der in der deutschen Wissen-

schaft gebräuchlichen Einteilung die ganze theoretische Nationalökonomie und Stütze aus der praktischen Nationalökonomie und Finanzwissenschaft.

In formaler Hinsicht sticht das Buch von den meisten deutschen Professorenangaben durch den leichten, gefälligen und geistreichen Stil, der allerdings in der deutschen Bearbeitung vielfach an Klarheit eingebüßt hat, vorteilhaft ab. Über den Inhalt kann man aber nicht gleich günstig urteilen. Zunächst steht Leroy-Beaulieu methodisch noch auf dem Boden des Smith'schen Nationalismus, soweit es sich um Fragen handelt, die wir heute auf induktivem Wege durch die Wirtschaftsgeschichte und Ethnographie beantworten lassen. Dadurch kommt es, daß er z. B. den Tausch als eine „große instinktive Thatfache“ der Sprache an die Seite setzt (S. 129), obwohl schon längst nachgewiesen ist (von Prof. Bücher), daß der primitive Mensch eine angeborene Abneigung gegen den Tausch besitzt. Wenn er ferner kategorisch erklärt: „Das Eigentum ist eine durch die Natur gegebene Thatfache“ (S. 73), so steht das in striktem Widerspruch mit den neueren Resultaten*) der Wirtschaftsgeschichte und Ethnographie. Namentlich das Eigentum an Grund und Boden ist durchaus keine absolute, sondern eine historische Kategorie. Daß er schließlich den Wilden, der einen Bogen besitzt, um seine Nahrung zu erlegen, den Genossen eines Fischervolkes, sofern er ein Netz sein eigen nennt, als Kapitalisten hinstellt (S. 8 und 19 ff.), ist auch eine Folge seiner rationalistischen Konstruktionsweise, über die wir in Deutschland glücklicherweise hinaus sind.

Wissenschaftliche Tiefe darf man in dem Buche nicht erwarten. Einen Satz wie: „Der Lohn geht aus der Natur der Dinge hervor“ (S. 107) gesperrt drucken zu lassen, das ist doch — kein gutes Zeichen.

Seiner Auffassung nach steht der Ver-

fasser noch tief in den heiligen Glaubenssätzen der Manchesterreligion. Verantwortlichkeit, Freiheit und Eigentum sind ihm die großen wissenschaftlichen Wahrheiten („Glaubensartikel“ hätte er gern gesagt), welche die Nationalökonomie proklamiert hat (S. 5). An anderer Stelle (S. 15) sagt er dann zwar, „der erwachsene Mensch ist das Produkt einer Menge verschiedener Faktoren“ und S. 46 kommt er auch erbliche Übertragungen von Fähigkeiten und Einfluß von Erziehung und Umgebung; so illustriert er selbst seine Verantwortlichkeit und Freiheit. Von der Gotthastigkeit des Eigentums ist er allerdings so erfüllt, daß ein Widerspruch in diesem Punkte bei ihm nicht zu finden ist; dafür widersprechen andere desto wirksamer.

Hymnenhaft klingen des Verfassers Worte, wenn er vom Unternehmer spricht. Thränen der Rührung und Dankbarkeit müssen dem geschmähten und verkannten Unternehmer in die Augen treten, wenn er diese Rettung liest. Er wird wahrscheinlich selbst erstaunen, wenn er erfährt, welche Häufung von genialen und seltenen Eigenschaften sein Kopf und sein Herz beherbergen. Man höre: „Ein Mann von Initiative, der sich eine besondere Aufgabe stellt und die zur Lösung nötigen Elemente vereinigt“, der „Kombinations- und Organisationsstalent“, „kaufmännische Geschicklichkeit, Erfahrungen, Kenntnisse“, „Scharfblick, hervorragende geistige und moralische Fähigkeiten, Willenskraft, Entschlossenheit“, kurz „ungenöthliche Eigenschaften“ ebenso wie ein „guter General“ besitzt, das ist der Unternehmer (S. 40).

Die Thätigkeit des Staates will der Verfasser nicht auf das Nachwächertum beschränkt wissen, immerhin soll der Staat „bescheiden und zurückhaltend“ sein; „er soll sich namentlich enthalten Staatssozialismus zu treiben, d. h. durch übermäßige Einmischung der öffentlichen Gewalt zu Gunsten der häufig irrtümlichen herrschenden Ideen Handel und Industrie zu beeinflussen“ (S. 229).

Im allgemeinen hält sich der Verfasser

*) Siehe die Arbeiten von Maurer, Morgan, W. Ramm, Lohsche, Bücher.

von Polemik fern, nur „gewisse“ Sozialisten erhalten hin und wieder einen Klaps mit der beglaubigten Autorität des „Membro del l'Institut de Franco.“ Viel wird's ihnen wohl kaum schaden.

Weshalb dieser Manchesterkatechismus nur ins Deutsche überetzt ist? Die deutsche Wissenschaft ist ja schon längst über den in Leroy-Beaulieu's Buche vertretenen Standpunkt hinaus. In Frankreich selbst ist eine ganze Schule von jungen Gelehrten dabei, die deutsche Rationalökonomie dort einzubürgern. Wir haben es also in der That nicht nötig, die rückständigen französischen Geistesprodukte zu unserer Belehrung heranzuziehen. In diesem Zwecke bietet die deutsche Litteratur Gediegeneres.

A. E. G.

Vermischte Schriften.

„Der Evangelische Diakonieverein. Seine Aufgaben und seine Arbeit.“ Von Friedrich Zimmer, Professor der Theologie. Dritte, durchgesehene Auflage. (Herborn, 1896. Verlag des Ev. Diakonievereins.)

Eine für den Fachmann interessante Arbeit über Wesen, Zweck und Ziele des evangelischen Diakonievereins, welcher „das Gemeindepriuzip repräsentiert, übertragen auf die Diakonie.“ Richard Degen.

„Sind „politische Pastoren“ ein Umding? Ein ungehaltener Vortrag über die Frage: Wie hat sich die christliche Kirche zu den öffentlichen Angelegenheiten zu stellen?“ (Pforzheim, Verlag von Ernst Haug [Otto Rieders Buchhandlung], 1896.)

Der Verfasser erörtert die christlich-sozialen Streitigkeiten und kommt zu dem Schlusse, daß von gewissen Gesichtspunkten aus politische Pastoren eben kein Umding sind. Alle Pastoren weist er hin auf einen Ausspruch ihres Amtsgenossen Stahlmann: „Das Wort Gottes an sich hat seine Kraft nicht verloren, aber wir Prediger sind nicht treu, nicht erfindertich genug in der Verkündigung desselben. . . . Alles schablonenhafte und unbedenkliche Wesen im Gottes-

dienst ist zu vermeiden. Die Predigt muß heute, um Eindruck zu machen, frei sein von langweiligen Gemeinplätzen und Wiederholungen wenn auch biblisch-klingender Redensarten.“ Richard Degen.

„Des Mädchens Wahl. Wahlverwandtschaft und Bestimmungswahl des Weibes. Praktische Anleitung für Mädchen und Frauen aller Stände.“ Von Kasael. (Leipzig, Walter Rösche.)

Dieses „hochmoderne psychologisch-populäre Werk für Damen“, wie die Verlagsbuchhandlung das Buch in ihrem Begleitschreiben nennt, kann ich auch jungen Männern unter 25 Jahren bestens empfehlen; denn „bis zum Alter von 25 Jahren sind die Männer in der Regel noch kindisch und unselbständig im Denken und Thun, vielerlei Dinge treiben sie, die äußerst lächerlich oder verabscheuenswürdig sind. Sie trinken viel berauschende Getränke, obgleich sie wissen, daß es ihnen schlecht bekommt, sie rauchen Tag und Nacht Tabak, wenn es ihnen auch kein Genuß ist. . . .“ „Hat aber der Jüngling das 25. Lebensjahr überschritten, so dürfen wir ihn schon für voll nehmen.“ Wert's Euch! Richard Degen.

Sappho und Sokrates oder Wie erklärt sich die Liebe der Männer und Frauen zu Personen des eignen Geschlechts? Von Dr. med. Th. Ramien, Arzt in Berlin. Leipzig, Verlag von Max Spohr.

Eine rein biologische nicht pathologische (krankhafte) Auffassung der konträren Sexualempfindung ist hier in einem festen Schema durchgeführt worden. Dr. Ramien behauptet, daß wir es bei Abweichungen vom normalen Triebe nicht mit einer Krankheit im gewöhnlichen Sinne, sondern mit einer angeborenen Mißbildung gewisser Nervenfasern zu thun hätten. Den Schlüssel gäbe die menschliche Entwicklungsgeschichte. Die menschliche Frucht ist bis zum Ende des dritten Monats vollkommen ungeschlechtlich, eigentlich zweigeschlechtlich, edensowies auch das geistige Centrum der Geschlechtsempfindung ursprünglich einheitlich

nach dem entwicklungsgeschichtlichen Grundgesetz, daß mit jedem Organ eine entsprechende Funktion und Idee in wechselseitiger Abhängigkeit verknüpft ist. In der Uranlage sind alle Menschen körperlich und seelisch Zwitter. Nachdem sich die Natur zu Gunsten eines Geschlechts entschieden hat, erstarrt mit der eingeschlechtlichen Entwicklung der Auhentelle das Triebezentrum zum andern Geschlecht. Wie sich aber Reste ursprünglicher Zwitteranlage bis in das späteste Alter nachweisen lassen (Atrius masculinus bei dem Mann), so ist auch anzunehmen, daß häufig Residuen des zum Untergang bestimmten Triebes zurückbleiben, z. B. bei dem männlichen Organismus die nach dem Manne hinstrebenden seelischen Triebe der ursprünglichen Zwitteranlage. Durch keinerlei greifbare Abnormitäten sich bei der Geburt verratend, treten sie erst im späteren Leben als Änderungen der Funktion hervor. Einen Beweis zu führen, wenn die Voraussetzungen noch dunkel sind, ist sehr schwierig. Dennoch ist die geistvolle, konsequente Beweisführung des Dr. Ramien anzuerkennen. Interessant sind ferner seine Ausführungen über die Ritten, welche das konträre Sexualempfinden befördern, vermindern und beseitigen, über das Gemütsleben, die soziale Stellung des Mannes, über das konträre Sexualempfinden bedeutender Männer, Künstler und Staatsmänner. Der Fall Wilde und die moderne Frauenemanzipation werden in eigenartiger Weise beleuchtet. Schließlich kommt Dr. Ramien auch auf den § 175 des St.-G.-B. zu sprechen. Es genüge auch hier § 183 und die analoge Anwendung der §§ 174 und 176. Zu loben ist noch die klare knappe Diktion und die übersichtliche Disposition. Die Schrift kann viel zur allgemeinen Aufklärung beitragen. Darin liegt der Hauptwert. Hans Benzmann.

Dr. Georg Cramer: „Kopernikus und das Christentum.“ (Selbstverlag.)

Der Herr Verfasser ist Prediger der Frei-Religiösen Gemeinde zu Ragdeburg.

Die Wissenschaft entartei immer mehr zu einem „exakten“, d. h. also unwissenschaftlichen Spezialistentum der Waage und Reorte. Breite Massen fordern Bekanntschaft mit den letzten Resultaten der Laboratorien und Hörsäle. So entstehen Hunderte von Freidenkergemeinden in Engiand, Frankreich, Deutschland, Amerika, als Mittler zwischen Wissenschaft und Volk. Ihre Vertreter haben das Gute, daß sie alter Superstition und Vorurteil zu Weide rücken, das Üble, daß sie für gemüthvollen Bahn nur nivellierenden Syntretismus zu bieten haben; meist zeigen sie verzweifelte Unfähigkeit zur Spekulation.

Der Herr Verfasser zeigt klar, knapp und überzeugend, wie Kopernikus und Bibel einander widersprechen, daß die jüdische Schöpfungsmythe (mit der noch der allerdings seiten geistesarme Luther den Kopernikus zu schlagen glaubte) voll Widersinn ist, und wie der Religionsunterricht das Gehirn eines Kindes verwirren muß.

Wann einer aber wird mit der Begriffsformel „Christentum“ andere Associationen verbinden, als der Verfasser mit seiner Willkürvogetscheuche „Christentum“ verknüpft. Freilich, es ist schwer, Kern und Kapfel zu trennen. 1822 erlaubte die katholische Kirche zuerst Bücher, in denen die Bewegung der Erde gebilligt wurde; noch 1852 gab ein katholischer Gelehrter ein vierdändiges Werk „Fasti temp. catholici“ heraus, in dem der Stillstand der Sonne über Gibeon wissenschaftlich bewiesen wurde. — Das ist auch „Christentum“.

Theodor Lessing.

Musik.

Neue Lieder von Richard Strauß (op. 26, 27, 29). (München, Josef Ritts Verlag.)

Die letzten Decennien gehörten einer großen dekorativen musikalischen Kunst. Die klassischen Formen waren zerschlagen, und eine unendliche Fülle neuer und seltener Gestaltungen ausgeleimt. Man schweigte in neuen Formeln, bunten Farben,

phantastischen Entwürfen, und es lockte, aus poetischen und malerischen Samen musikalische Ernten pflücken zu lassen. Kühnheit des Tonbaues und Glanz der Klänge reizten vor allem. Es war ein Schwelgen und Trunkensein von bunten Tönen und Farben. Und abseits stand einsam die Brahmsische Kunst mit ihrer strengen herben Form, stolz scheues und dämmerndes Empfinden bergend. Jetzt aber geht leise eine Wandlung von jener prunkenden dekorativen Musik, die alle neuen Errungenschaften der Technik mit kühnster Freiheit brauchen lehrte, nach Tönen von tiefer und innerlicher Gewalt, welche für den Sturm der aufgeregten Empfindungen, den Taumel der Leidenschaft, das Schreien und Ächzen der gepeinigten Gefühle und wieder all das zitternde Bangen, das stille Weh und das scheue Atmen der Seele die eigene Sprache fände, die ihre Töne aus den letzten Schlafswinkeln und dem tiefsten Dämmer des Herzens aufscheudete, all die seltenen und stillen Geheimnisse der Seele lügend. Nach einer herrlich strahlenden, in bunten Farben gleißenden Fresko-Kunst eine die geheimste Mystik des Innern enthüllende Musik

Richard Strauß ist heute der kühnste derer, welche mit trotziger Kühnheit und waghalsigem Mute alte Formen zerbrechen und nach neuen Gestaltungen suchen. Man kennt seine drei größten symphonischen Werke. Ich meine den „Don Juan“, „Tod und Verklärung“ und den „Zill Eulenspiegel“. Alle gleich in einer neuen, unerhörten Macht über die Töne, in dem Herzsprengen und Auseinanderreißen des Tongefüges, in einer wunderbaren impressionistischen Farbengebung, organisch wild in hellen, bunten, leuchtenden Tönen jubelnd.

Und nun liegen drei neue Liederhefte da. Neun Lieder enthaltend. Und in allen ist ein emsiges Suchen und Mühen, den letzten Schimmer des flüchtigen Empfindens aufzufangen und die geheimsten Schwelungen der Gefühle in Tönen er-

gittern zu lassen. So ins Tiefe und Unergründliche strebend, tasten sie alle verschiedene Wege. Keines gleicht dem anderen, jeder sucht nach neuen Ausdrucksmitteln, Formen, Lauten. Da ist eins („Nähe meine Seele“ von Hendell) auf gedehnten Akkorden, über die es nur hier und da wie Sonnenstrahlen durch Laubdecken huscht, in recitativischen, wie vom Wind verwehten Phrasen vor sich hingezungen, ein anderes („Morgen“ von Mackey) über einer seligen, wie in Düften verschwimmenden Melodie in scheuen, irtenden Tönen erklingend. Dann wieder wie („Cécilie“ von Hart) ganz tondramatisch über eine stürmische Begleitung hinhauptasiert und dort („Schlagende Herzen“ von Bierbaum) lustig und fidel wie im Volksliedton vor sich gepiffen, von lieblichen Tonmalereien umrankt. Und neu und überraschend („Heimliche Aufforderung“ von Mackey) von einer so herrlichen Freude am Gesange und an breiten, wie Wälder in Frühlingsslust flatternden Melodien, unwiderstehlich aufjubelnd und wie ein Liebeslied hinstürmend. Und schließlich das Einzige („Traum der Dämmerung“ von Bierbaum) vollgefügt von tiefen, verborgenen Gefühlen, wie eine reife Traube von Wein. So heimlich und weltvergessen mit seinen leisen Akkordrückungen, die mählich und sacht „durch Dämmergrau in das liebe Land in ein mildes blaues Licht“ leiten. Und es ist, als ob sich die dunklen Schleier der Seele leise rührten, da von fern der Ruf einer hellen lieben goldigen Stimme ertönt. Man müßte ganz tiefe und volle Worte haben, um die Wirkung dieses Liedes beschreiben zu können. Etwa das Nietzsche'sche: man hört alle geheimen Brunnen der Seele rieseln, oder ähnliche schöne und reiche Worte. Alles andere klinge stammelnd vor der tiefen Ewigkeitsempfindung, die jenes Lied erfüllt. Denn das ist kein großes Geheimnis: andere Lieder geben in einer einfachen Linie klares und sicheres Empfinden wieder: es ist eine Stimmung,

die sie plastisch gestalten. Da ist nichts Ungeformtes, kein Rest, hier aber werden alle geheimen und irrrenden Gefühle wach, wenn nur eines geweckt wird. Alle die vagen, durcheinander flutenden Geheimnisse der Seele, das Echo von tausend verwandten Stimmen, die scheuen Launen des Innern, alles das redet laut, und halbwach Empfundenes, das nur leise Atem zieht, tönt in breitschwingenden Tönen mit . . . Ich habe nichts mehr hinzuzufügen. Man wird die Lieder bald in allen Konzerten hören. Eugen Gura hat mit dem Vortrage einzelner bereits den Anfang gemacht. Kleinere folgen. Die tiefen Geheimnisse und Rätsel dieser Lieder werden im Konzertsaale kaum erklingen, wenn auch ihre Größe und Schönheit jeden berühren wird. Solche Werke wollen einsam genossen sein: etwa zur Zeit der Dämmerung, wenn Gestalten und Sichter im sanften Grau schwinden und der Strom des Lebens matter und müder vor dem Fenster vorbei zieht, dunkle Gefühle, Erinnerungsbilder, sehnedes Empfinden wach wird und die Thore der Seele sich weit öffnen, um unbekannte neue Welten zu empfangen. Dann möge man sich sie singen lassen. Von einer vollen, weichen Stimme, die in den Dämmer des Abends und der Gefühle wie ein leuchtendes Band einzieht. Da werden wohl die Geheimnisse wach werden und eine Ahnung neuer musikalischer Reiche aufsteigen. Max Graf.

Der Pan.

Das Berliner Heft des „Pan“ ist erschienen und giebt einen trefflichen Überblick über die Produktion unserer ostelbischen Kunst. Der bildnerische Teil hinterläßt einen prächtigen, der literarische wenigstens einen ganz erfreulichen Gesamteindruck. Wenn beide nicht auf derselben Höhe stehen, so liegt das wohl daran, daß einzelne Herren aus dem „Rats-Kollegium“ noch nicht den rechten Gesichtswinkel für die deutsche Dichtung gefunden haben und

das Urtheil ihrer sachkundigen Kollegen unnütz beeinflussen. Da wird — wahrscheinlich mit Rücksicht auf die wohlgezogene Nachkommenschaft — sorgsam alles vermieden, was politisch oder sexuell Anstoß erregen könnte, aber man vermißt auch die lebendige Persönlichkeit eines Autokraten, die einer Zeitschrift erst die rechte suggestive Weihe giebt. Nur ganz nebelhaft erkennt man noch im Hintergrunde der Geschmäder Gisar Flaischlen; von dem sonst so deutlichen Otto Erich vermißt man vollends keinen Hauch. Im einzelnen ist ja alles recht wohl gelungen; nur scheint es, als ob unsre Berliner Dichter aus allerhand Vor- und Rücksichten diesmal nicht gerade ihr Bestes gegeben hätten.

An der Spitze wieder einmal Theodor Fontane mit zwei Gedichten, deren Humor doch schon recht eingefroren ist; dann Johannes Schlaf mit drei lyrischen Stücken in Prosa, diskreten, tief empfundenen Bildern, die verklingen wie Sauszer; Holz und Ehr. Morgenstern mit hübschen Stimmungen; Flaischlen, ernst und treuherzig wie immer, glatt in der Form; endlich Dehmel, anziehender und abstoßender denn je.

Das erste seiner beiden Gedichte, mächtig und klar, schließt mit dem Rufe: „ . . . gieb mir die Kraft, einsam zu bleiben, Welt!“ — Wenn Dehmel aber diesen Wunsch soweit modifiziert, daß er der Welt seine abgründigen Empfindungen durch die deutsche Sprache mitteilen möchte, so kann die Welt auch verlangen, daß er sich verständlich ausdrückt oder doch wenigstens so viel Gestaltungskraft zeigt, irgend jemandem irgend etwas zu suggerieren. Aber wen ich auch von seinen Freunden und Verehrern sprach, auf keinen hatten die Strophen „Eines Tags“ auch nur anregend gewirkt. Wozu sie also publizieren?

Urdeutsch — das Urdeutsche wird im „Pan“ bevorzugt — giebt sich Heinrich Hart's Novelle „Ein Ringkampf“. Der Kernmensch Anton Obendahl schafft Ordnung in einem vergräbelten, zwischen Nießche und der Nyttel umhertaumelnden

Schullehrer und weist ihn auf den Weg gesunder Arbeit. Die Geschichte ist etwas ungelent aufgebaut, aber mit einer herzzerreißenden naiven Kraft empfunden, psychologisch korrekt und sicher motiviert, reich an Herzsgüte wie an strengen Gedanken.

Das beste im „Pan“ waren von jeher die kritischen Aufsätze, so auch dies Mal wieder: „Julius Harts Entwicklung der neueren Lyrik in Deutschland“ und W. v. Wedderkops Essay über Paul Verlaine und die französischen Dekadents. Drei Gedichte Verlaines, von Fleischlen ganz vollendet übertragen, beschließen das Fest.

Die bildenden Künstler von Wert sind fast vollständig vertreten und zwar durchweg mit bedeutenden und charakteristischen Arbeiten.

Mengel, Liebermann und Starbina sind fertige Größen und zu bekannt, als daß viel neues über sie sich sagen ließe; dagegen war es interessant, L. von Hofmann in seinen Kopf- und Schlußleisten zu beobachten; an seinen Blättern „Paradies“ und „Waldweiser“ hat leider der unvollkommene Farben-Lichtdruck viel verdorben. Mit jedem Striche schelten seine Träume reicher, seine Stimmungen zarter und duftiger zu werden. Wenn irgend einen der Jüngeren, so darf man ihn an Genialität der Auffassung Max Klinger an die Seite stellen.

Leistikow, Eikmann und Sattler sind als liebe Bekannte auch diesmal wieder im „Pan“ zu finden. Neu vorgestellt wird Tuallson mit seiner „Amazone“ und Cornelia Parzla mit einem etwas akademischen aber immerhin original behandelten Studienkopf.

Für die Güte der kunst-kritischen Aufsätze sprechen schon die Namen Hobe, v. Tschudi, Lichtwardt und Graul. Besonders der letztere, zu dessen Berufung sich die Leipziger gratulieren können, giebt in seinem vornehm-sachlichen Enthusiasmus eine vorzügliche Studie über die Sezession der Berliner XI.

Französische Literatur.

Jules Claretie, „Brichanteau Comédien“ (Paris, Charpentier). Daß der langjährige Leiter der „Comédie française“ auf den Brettern, die die Welt bedeuten, Bescheid weiß wie nur einer, ist jedem bekannt, der die Hauptwerke des beliebten Erzählers gelesen hat; der vorliegende Roman, der uns mit souveränem Humor die merkwürdigen Fahrten und Abenteuer eines echten und rechten Don Quixotes der Bühne erzählt, beweist aufs neue, wie gut der Autor die Klümmen, denen die Nachwelt keine Kränze schiebt, kennt, und wie fein und lebendig er zu schildern versteht. Während indessen Clareties frühere belletristische Arbeiten in technischer und sprachlicher Hinsicht so viel wie alles zu wünschen übrig ließen, zeichnet sich sein jüngstes Werk in Bezug auf Sorgfalt der künstlerischen Ausführung vorteilhaft vor seinen Vorgängern aus und erhebt sich ganz gewaltig über das landläufige Durchschnittsniveau der Unterhaltungsbücher, über das Clareties Romane nicht sonderlich herausgekommen sind. Denn mit all ihren großen Vorzügen und bestechenden äußeren Eigenschaften sind die Bücher des geschickten Erzählfählers nicht viel mehr als blendende Improvisationen eines reich begabten Schriftstellers, der sich im Vertrauen auf sein Talent die Sache herzlich leicht zu machen pflegt, und man ist deshalb um so angenehmer überrascht, hier ein Buch in die Hand zu bekommen, das nicht nur den Leser gut unterhält, sondern das auch vor der strengen Kritik mit Ehren bestehen kann. Dieser Brichanteau ist mehr als der liebenswürdige Schwerenöter, der so prächtig aus der Schule plaudert, er ist mehr als der lustige Schalksnarr, der die Misere des Komödiantenlebens zum Gaudium eines lachlustigen Publikums von der Höhe seiner lachenden Philosophie herab betrachtet, er ist der lebensechte, in seiner ganzen Wesensart erfahnte Vertreter der

konserватiven Kunstüberlieferung, der, als Überbleibsel einer längst verschwundenen Zeit, inmitten der modernen Geistesbewegung die tragikomische Rolle des unverwandenen Kunstmärtyrers spielt. Und der frische, urwüchsigte Humor, der so prächtig zwischen Thränen zu lächeln versteht, trägt kein Teil dazu bei, die Lektüre dieses „Brihanteau“ zu einer genußreichen zu machen.

Maurice Montégut führt uns dagegen in seinem Sittenroman „Le Geste“ (Paris, Ollendorff) mitten hinein in den Kampf der jungen Generation. Gabriel Morjalines, der Held des Romans, ist der geistige Mittelpunkt eines Freundeskreises von Künstlern und Gelehrten, in dem die mannigfachen Bestrebungen und Strömungen des modernen Geisteslebens scharf charakterisierte Vertretung finden. In Morjalines ist der sensuelle, im Banne des Feminismus schmachthende moderne Mann, der seinem schrankenlosen Egoismus willenlos nachgiebt, wenn es sich darum handelt, sein stets reges sinnliches Gelißt zu befriedigen, trefflich gefennzeichnet. Der größte und weitaus bedeutendste Teil des Buches ist der Analyse des differenzierten Seelenlebens Morjalines und der beiden Frauen gewidmet, die seiner Selbstsucht zum Opfer fallen. Montégut bewährt sich hier wieder als der scharfsäugige Herzenskündiger und der Menschenkenner, der uns bereits in seinem „Bouillon de paille“ eine achtbare Probe seines Könnens gegeben hat.

Louis de Robert behandelt in seinem bei Charpentier erschienenen Roman „Papa“ so ziemlich das gleiche Thema wie Montégut, ohne den Dingen indessen eine tiefere Bedeutung abzugewinnen. Dem Verfasser fehlten wohl Kraft und Wille, die Fragen, die er aufwirft, auch folgerichtig und endgültig zu lösen, und so zog er es vor, statt einer durchgeführten Seelenstudie einen entsprechend erzählten Roman zu bieten, der im übrigen alle Eigenschaften hat, um auch ein anspruchsvolleres Lesepublikum zu fesseln.

Von dem herben Pessimismus, der die

Werke der Jungen erfüllt, ist in „Mado-moiselle Clémence“ von Emile Pouvillon nichts zu verspüren. Der geschätzte Schilderer des Lebens der Kleinstadt und des Dorfes ist auch hier dem heimlichen Süden treu gediegen. Er zeichnet uns in einer Reihe von Spießbürgern beiderlei Geschlechts prächtige Typen aus den Mittelstandskreisen einer kleinen südfranzösischen Stadt. Die Geschichte an sich ist von schlichtester Einfachheit und zeigt den schwermütigen, ein klein wenig sentimentalsten Zug, der ein hervorragendes Merkmal Pouvillonscher Eigenart ist; aber auch hier betätigt sich überall die feinsüßliche Künstlerhand und die poesieverklärte Anschauungsweise eines Dichters, der auch dem unscheinbarsten Dinge Farbe und Duft zu geben weiß. Der elegante, von Zeanniot hübsch illustrierte Band ist in der vornehm ausgestatteten „Collection Ollendorff illustrée“ erschienen.

Unter dem Titel „Borthillo d'Hae-goloore“ veröffentlichte Sandor Pierson in der Verlage der jungbelgischen Brüsseler Monatschrift „Coq rouge“ ein breit, fast allzu breit angelegtes Gemälde bretonischen Volkslebens, das sich besonders durch sein fein und sorgsam ausgeführtes Detailwerk auszeichnet. Es steckt eine tüchtige Summe von Poesie, echter Naturempfindung und sicherer Beobachtungskunst in dem umfangreichen Werke, allein es fehlt leider der einseitliche Grundgedanke und der feste Mittelpunkt, und so kommt es, daß die schwere Masse des Beiwerks das Ganze zusammendrückt und in die Breite auseinandergerät.

„La grande famille“, ein bei Stock erschienenen Soldatenroman des durch seine anarchisüßigen Schriften bekannten Jean Gravo hat mit den litterarisch bedeutenden Werken der militärischen Anlagelitteratur von Descaes, Paron u. a. nur den Stoff und mit dem Roman an sich nur den Namen gemein. Es ist in Wahrheit nicht mehr als ein maßlos heftiges Pamphlet, das in Schwarzseherei und Schwarzmalerei das Mögliche leistet.

Ernest Dandet's neuer Roman „Les Fiançailles tragiques“ (Paris, Plon) bringt eine lebendig entwickelte und geschickt erzählte Handlung, die an spannendem Interesse und fesselndem Reiz nichts zu wünschen übrig läßt. Ein echter und rechter Unterhaltungsroman, wie der im gleichen Verlage erschienene „Mon cousin Guy“ von Henri Ardel, der sich als geschickter Fabulierkünstler bereits vortrefflich bekannt gemacht hat.

Zum Genre der Sommerromane, die dem lesehungrigen Publikum in Bädern und Sommerfrischen die Zeit kürzen helfen, gehört auch die humoristische Erzählung, die A. Robida unter dem Titel „Une Vie de Poljehinello“ im Verlage der „Librairie illustrée“ erscheinen ließ. Auf künstlerische Wertung macht das Buch natürlich so wenig Anspruch wie die beiden vorgenannten.

Bijou ist der Kosenamen der kleinen, von aller Welt vergötterten Denysse de Courtaix, die Gyp in den Mittelpunkt ihrer neuesten Romanplauderei gestellt hat. („Bijou“, Paris, Lévy.) Die Heldin ist gerade so unbedeutend wie das Missou, in dem sie steht, und die Dinge, die sie erlebt, sind auch nicht sonderlich bemerkenswert: es gehört eben die geistprühende Laune und die hinreichende Berve einer Gyp dazu, um die tausend nichtigen Kleinigkeiten dieser monde, die im Leben so überaus banal und fade erscheinen, so zu schildern, daß es dem Leser gar nicht zum Bewußtsein kommt, daß es im Grunde immer und ewig dieselben Menschen sind, über deren Thun und Treiben er sich stets aufs neue wieder so köstlich amüsiert.

Pierre Valdango, „Variations sur le même air“ (Paris, Ollendorff). Die reizende Umschlagszeichnung von Lucien Néivet, der den elegant ausgestatteten Band mit einer Reihe von hübschen, schwarz und farbig ausgeführten Bildern geschmückt hat, läßt über die Natur des Themas und der Variationen, die sich auf diesem Thema aufbauen, nicht den geringsten Zweifel.

Baldange bietet uns hier einen Roman, der alle diejenigen entzücken wird, die gefällige Ironie, zu paradoxer Verflügelung geneigten Übermut und echt französischen Esprit und Grazie zu schätzen wissen. Er erzählt uns die verhänglichen Liebesabenteuer einer schönen Frau, deren Vergehen unverzeihlich erscheinen würde, wenn die Sünderin selbst sie nicht so geistvoll zu entschuldigen verstünde. Wäre das Missou und die Charaktere nicht so verteuert modern, man könnte glauben, eines der galantesten Bücher des galanten Jahrhunderts der Aufklärung in der Hand zu haben. Und das ist wohl das höchste Lob, das man einem Buche vom Schlage dieser „Variations“ zollen kann.

Im gleichen Verlage und in gleicher Ausstattung wie der ebengenannte Band erschien auch das von Néivet illustrierte Novellenbuch, das Catulle Mendès unter dem Titel „L'Homme Orchestre“ veröffentlichte. Die Sammlung enthält eine reiche Fülle dieser wurmfressigen, dem Boden angekränkelter Sinnlichkeit entsprossener Geschichten, der die glühende Phantasie einer echten und rechten Poetennatur leuchtende Schönheit verleiht. Sowohl die Allegorie, die dem Bande den Namen gegeben hat, wie die folgenden Märchen und pikanten Kleinigkeiten tragen das untrügliche Gepräge Mendès'scher Eigenart: der Dichter, unter dessen Händen sich auch der sprödeste Stoff zum vollendeten Kunstwerk formt, und der feinsinnige Künstler, der das Instrument der Sprache mit souveräner Meisterschaft handhabt, feiert hier aufs neue glänzende Triumphe.

Armand Silvestre ist ein naher Geistesverwandter Catulle Mendès'; nur läßt er sich von seiner Phantasie nicht in das Märchenland verschleppen, sondern bleibt immer hübsch auf dem sicheren Boden der realen Wirklichkeit. In den Spuren des Altmeisters Nabeiais wandelnd, dessen Geist auch in ihm lebendig ist, beherrscht er seinen zahlreichen Verehrern von Zeit zu Zeit eine Sammlung von bedenklichen

Schnurten und verfänglichen Gauloiserien, die er mit der unschuldigsten Miene von der Welt zu erzählen versteht. Seine neueste Gabe, die von der Pariser „Librairie illustrée“ herausgegebenen „Contes au Gros Sel“, reiht sich den zahlreichen früher erschienenen Sammlungen würdig an.

Unter den Jungen, die sich die Pflege dieser gallischen Sonderart angelegen sein lassen, ist Maurice Montégut an erster Stelle zu nennen. Die losen Geschichten, die er uns in seinen „Contes de la Chaudière“ (Paris, Dentu) mit prächtigem Humor erzählt, stellen dem fecken, nie verlegenen Wagemut, der sprühenden Laune und der unversiegbaren Erfindungskraft des Autors das beste Zeugnis aus. Der Inhalt des von Grobert ansprechend illustrierten Buches läßt allerdings nicht erkennen, daß sein Verfasser identisch ist mit dem Romancier, dessen neuestes Werk ich oben angezeigt habe.

Auch Lucien Descaves, der Verfasser der „Sous-Offs“ und der „Emmurés“, hat in seiner Novellenammlung, die er nach der ersten Geschichte „En Villégiature“ genannt hat (Paris, Ollendorff), das schwere Rüstzeug des sozialpsychologischen Analytikers abgelegt und versucht sich mit Erfolg auf dem Gebiete der short story und der leichteren pikanten Plauderei. Freilich tritt aber auch hier der heilägige Wahrheitsjücker und der scharfsinnige Psychologe mehr in den Vordergrund als der übermütige Causeur. Das gilt vor allem für die den Band eröffnende Romanstudie „En Villégiature“, die an tiefgründiger Beobachtungskunst und plastischer Anschaulichkeit der Darstellung ein kleines Meisterwerk ist. Und wie hier so offenbart sich auch in den anderen Geschichten, unter denen ich besonders „Autro guitare“, „Le Bienfaitour“ und „Permutantes“ nenne, der untrügliche Scharfblick eines Künstlers, der Menschen und Dinge im tiefsten Grunde ihres Seins erfasst und mit verblickender Lebenswahrheit schildert.

Masson-Forestier, „Remords d'Avocat“ (Paris, Colin & Cie.). Die begeistertsten Worte, mit denen Sarcey vor drei Jahren das Erscheinen des literarischen Erstlings des Autors begrüßte, hat die Zukunft glänzend gerechtfertigt. Masson-Forestier war kein Jüngling mehr, als er in die Literatur eintrat, aber gleich das erste Novellenbuch, das er veröffentlichte, zeigte den fertigen Mann, der ohne Schwanken und Besinnen sein Kunstideal auf neuen Bahnen zu erreichen sucht, mit einem weiteren Bande stellte er sich bereits in die vorderste Reihe der zeitgenössischen Novellisten, und das vorliegende dritte bedeutet einen weiteren Schritt auf dem Wege einer gesunden Entwicklung. Das Hauptstück der Sammlung, die „Remords d'Avocat“ betitelt Seelenstudie, behandelt einen interessanten eigenartigen Wissenskonflikt, einer jener der Wirklichkeit nachherzählten „Fälle“, wie sie Masson-Forestier mit Vorliebe zum Gegenstande seiner eingehenden psychologischen Analysen macht. Der Advokat Desmaures fühlt sich in seinem Gewissen bedrückt, weil er einen Muttermörder, an dessen Schuld niemand zweifeln kann, so glänzend verteidigt hat, daß die Geschworenen das Scheusal freigesprochen haben. Trotz der Zusprache seiner Kollegen kommt Desmaures über seine Bedenken nicht hinweg und entschließt sich endlich, einen Beruf aufzugeben, der ihm ein mit seinem Ehrbegriff unverträgliches Opfer auserlegt. Das ungeheure Aufsehen, das die Studie in den beteiligten Kreisen erregt hat, läßt erkennen, daß der Verfasser eine empfindliche Stelle an unserem Gesellschaftsorganismus berührt hat. Die sechs Novellen und Skizzen, die den „Remords“ folgen, geben von der Vielseitigkeit des Talents Masson-Forestiers erfreuliches Zeugnis, es ist auch nicht eine darunter, die in ihrer Art nicht hochbedeutend und wertvoll wäre.

J. H. Rosny, „Les Profondeurs de Kyamoo“ (Paris, Plon). Wie in jeder Schöpfung der Brüder Rosny finden sich

auch in ihrem neuen Romanbuche die charakteristischen Merkmale eines selbständigen Kunstschaffens, das den Werken der beiden sein untrügliches Gepräge ausdrückt. Man weiß im Vorhinein, daß die Romanne nicht Alltägliches bieten, und diese Erwartung straft der vorliegende Band am allerwenigsten Lügen. So eigenartig und eindrucksvoll wie die sonderbaren Phantastiefücke „Les profondeurs de Kyamo“ und „La Contée prodigieuse des cavernes“, so reizvoll und menschlich rührend wie „La Tentation“ und „Lydia“, so aufregend und erschütternd wirken „Le Combat“ und „L'Exécution“. Die Geschichten, die den Inhalt des Bandes bilden, durchtauchen die ganze Stufenleiter menschlicher Gefühle, von dem schüchternen Stimmeln jugendlicher Liebessehnsucht an bis zu dem donnernden Pathos flammenlobernder Leidenschaft.

Eine unterhaltende und abwechslungsreiche Lektüre bieten auch die Romane, die Ch. de Bordeu unter dem Titel „Pages de la vie“ bei Plon erscheinen ließ. Außer einer Reihe trefflicher realistischer Skizzen finden sich in dem Bande auch einige poetische Stimmungsbilder, die ein höchstwertvolles künstlerisches Ausdruckvermögen erkennen lassen. Ch. de Bordeu hat sich bereits durch mehrere Romane vorteilhaft bekannt gemacht, seine „Pages de la vie“ können nur dazu beitragen, ihm neue Freunde zu werben.

Das im Verlage des Pariser „Mercure de France“ erschienene „Magasin d'Anecdotes“ von Hugues Reboll enthält drei flott und schneidig geschriebene satirische Feuilletons, die ihre scharfe Spitze gegen allerlei Mißbräuche und Verfehrheiten unseres sozialen Lebens richten. Der Verfasser, der sich schon durch die Wahl seines Pseudonyms als Umstürzler zu erkennen giebt, zieht hier mit der scharf geschliffenen Waffe des Humors und der Ironie gegen die gestunungsstüchtigen Vorkämpfer für Sitte und Ordnung und ihre Gefolgschaft von Heuchlern und bornierten Philistern zu Felde.

Maurice Talmeyr, „Sur le Banc“ (Paris, Plon). Der mit einer prächtigen Umschlagszeichnung von Zorain geschmückte Band ist der dritte der Sammlung kriminalpsychologischer Studien, in denen Talmeyr die bemerkenswertesten Kriminalfälle der jüngsten Zeit einer eingehenden sozialkritischen Betrachtung unterzieht.

Berühmte Beiträge zur sozialen Krankheitsgeschichte unserer Zeit bilden auch die „Causos criminelles et mondaines“, die Albert Bataille alljährlich bei Dentu in Paris herausgibt. Der vorliegende neueste Band der Sammlung enthält die ausführlichen Berichte über die Prozesse, die die öffentliche Aufmerksamkeit im vorigen Jahre beschäftigt haben.

Der zweite Band der „Memoires de M. d'Artagnan“ (Paris, Librairie illustrée) bietet eine nicht minder unterhaltreiche Lektüre als der bereits an dieser Stelle erwähnte erste. Er enthält die Schilderung der Kriegs- und Liebesabenteuer, die der tolle Rusketier zur Zeit der Fronde zu bestehen hatte. — Im gleichen Verlage gelangte gleichzeitig der zweite Band der „Memoires des autres“ der Gräfin Dash zur Ausgabe. Die hier mitgeteilten „Sonvenirs anecdotiques sur la Restauration“ frißen das Gedächtnis an die tonangebenden Helden und Heldinnen, an die berühmten Schauspieler und Schauspielerinnen wieder auf, die uns heute kaum noch dem Namen nach bekannt sind.

Von Henri Rochefort's interessanten „Aventures de ma vie“ (Paris, Dupont), deren ersten Band ich bereits eingehend besprochen habe, liegen zur Zeit Band zwei bis vier vor. Nach Erscheinen des fünften und sechsten Bandes werde ich auf das bedeutungsvolle Remoitenwerk ausführlich zurückkommen.

Seltzam und absonderlich wie sein Titel ist das fünfaktige Puppenspiel „Ubu Roi“, das Alfred Jarry im Verlage des „Mercure de France“ veröffentlichte. Man merkt ohne weiteres, daß das Ganze

als Satire gedacht ist, nur zerbricht man sich vergeblich den Kopf darüber, ob diese auf eine Verhöhnung der Shalepeareschen Tragödie oder des Dramas überhaupt hinausläuft. In jedem Falle aber hat man es in dem Marcel Schwob gewidmeten Büchlein mit einem originellen Geisteswerk zu thun, das der Beachtung wert ist.

Nichts langweiligeres dagegen als die fünf ausgewachsenen Akte des im gleichen Verlage erschienenen „Rombrandt“ von Joss und Dumur! Wie in aller Welt sind die beiden Autoren auf den unglückseligen Gedanken gekommen, die Resultate ihrer fleißigen Rembrandt-Forschung zu einem Schuldrama zu verarbeiten, das so wenig aufgeführt wie gelesen werden dürfte?

Das zehn Lieferungen umfassende „Musée galant du XVIII^e Siècle“ (Paris, Charpentier & Fasquelle) liegt nun abgeschlossen vor. Die Sammlung enthält in neun Heften die Meisterwerke der galanten Malerei des vorigen Jahrhunderts, während das zehnte die wertvollsten Schöpfungen der Karikaturisten des 18. Jahrhunderts reproduziert. Die rührige Verlags-handlung hat sich alle Kunstfreunde zu aufrichtigem Danke verpflichtet, indem sie ihnen für den beschriebenen Preis von 6 Frs. eine Auswahl der besten Blätter von Vaudouin, Vouche, Debucourt, Fragonard, Greuze, Moreau, St. Aubin, Watteau u. a. in tadelloser Ausführung in die Hand gibt, deren Besitz bisher das ausschließliche Privilegium der Millionäre war. A. G.—tzo.

Spanische Litteratur.

Spanien hat in dem zu Palma im Juli dieses Jahres im Alter von 77 Jahren nach einem halben Jahrhundert ruhmreichen literarischen Lebens verstorbenen José Maria Quadrado den Restor seiner Archive verloren. Er war ein genialer Denker, ein Philosoph und Polemiker über religiöse Fragen, ein von falschem Patriotismus und von jedem

Vorurteil freier Geschichtsschreiber, ein hervorragender Archäolog und Kunstkritiker, Dichter und Schriftsteller. Ein Werk, um das die anderen Nationen Spanien beneiden können, sind die *Recuerdos y Bellezas de España*. Von Patzerisa und Biserrer ging die Idee zu demselben aus, aber der größte und anerkannteste Teil ist Quadrado zu danken, der 17 Provinzen Spaniens durchforschte und beschrieb. Seit den Tagen des Doktor Ramón Luñ, des berühmten Verfassers der *Ars magna*, des Wiedererweckers der aristotelischen Schule im 13. Jahrhundert, der ein Dichter war wie San Francisco von Assisi in seinem Lied an die Schöpfung, ein Dichter wie Dante, ein Kämpfer für die Wahrheit und ein Märtyrer des Glaubens, haben die Balcanen keinen so ausgezeichneten Mann hervorgebracht wie José Maria Quadrado, den Verfasser der *Historia del Reino de Mallorca*.

Noch einen anderen Verlust hat Spanien zu beklagen: der Madrider Zeitschrift *Pro Patria* ward durch den Tod ihr Leiter José Marco entziffen, dessen Ruhm hauptsächlich auf den Lustspielen *El Sol de invierno* und *La feria de las mujeres* ruht. Gleich einer Wintersonne, entsprechend dem Titel des ersigennannten Lustspiels, waren auch seine dramatischen Werke: nicht glühend und nicht blendend, sondern mild und angenehm. Er war in die Fußstapfen des gefeierten Don Manuel Bretón de los Horros getreten, dessen hundertsten Geburtstag am 19. Dezember dieses Jahres die spanischen Theater begehen werden, und gehörte der Gesellschaft des *casó del Brillante*, jener *Bohemia literaria* an, die in Madrid von 1848 bis 1868 entstand und Alarcón, Fernández y González, Bóquer, Selgas, Serra und Correa zu ihren vornehmsten Mitgliedern zählte. Die ersten Dichter Spaniens, Echegaray, Balaguer u. a., haben dem Andenken José Marcos Siemprevivas y laureles geweiht.

Mit besonderer Anerkennung wird

Marco auch vom Verfasser der *Literatura española en el siglo XIX*, dem Augustiner und Professor am Real Colegio de Estudios superiores des Escorial, P. Francisco Blanca Garcia, erwähnt. Diese Litteraturgeschichte ist mit dem sechsen erschienenen 3. Bande beendet, der sich mit der regionalen Litteratur Spaniens, nämlich mit der katalanischen, galicischen und asturischen befaßt und sich auch kurz mit der spanisch-amerikanischen beschäftigt. Der Vater, der alle litterarischen Erscheinungen durch die Brille des Geistlichen betrachtet, würde gewiß einer neuen und seltsam anmutenden Madrider religiösen, wissenschaftlichen Zeitschrift *La Gruta de Lourdos*, die sich unter dem Schutz der Himmelskönigin selber stellt und sich auch der Gunst des Erzbischofs und Bischofs von Madrid-Alcalá erfreut, seinen Beifall nicht verweigern. Die genannte Revista ist zuerst im Marienmonat dieses Jahres unter den Auspicien der begabten Dichterin Carolina Valencia de Ruñez und des Alvaro L. Ruñez erschienen.

Das Madrider Ateneo hat indes, liebenswürdiger als die Academia Española, die noch keine Schriftstellerinnen in ihrem Kreise zuläßt, einen seiner Lehrstühle der berühmten Novellistin und streitbaren Kritikerin Emilia Pardo Bazán überlassen. Sie wird noch in diesem Winter über die Litteratur der Gegenwart, aber nicht bloß über die spanische, sprechen.

Neue Dramen sind von Echegaray, neue Romane von Juan Valera und vom Jesuitenpater Luis Coloma zu erwarten. Durch jugendliche Frische zeichnet nach immer Victor Balaguer sich aus der in diesen Tagen als Vorispende bei den Blumenpielen von Calatayud eine zündende Rede über Regionalismus und Vaterland sprach. Gerade in diesem Augenblick, wo der Aufstand auf den Philippinen entbrannt ist, hat Balaguer's Studie *Las Filipinas* ein aktuelles Interesse.

Aus echt spanischen coplas hat R.

Serrano de Sturriaga in seinen prächtigen *Cantares, segunda serie* (Madrid 1896) einen neuen Strauß gewunden. Hier einige dieser Sprüche:

Dame, welche mit Besuchen
Bringet hin ihr ganzes Leben,
Ist sie Frau im eignen Hause
Ober Erdensfried im fremden?

*

Meine Eltern nahm der Himmel,
Aber nicht sind wir geschieden,
Denn als Rand, das uns vereinet,
Bleibt Erinnerung mir hienieden.

*

Die Darmherzigkeit entschwand
Und der Weiz wird immer krasser;
Denn Gott selber seinen sand,
Der ihm gab 'nen Tropfen Wasser.

Ein schönes Lied von der Rutter-
liebe singt Norberto Tareal in seinen
Armanias del cropúsculo:

Das Meer erbraute grimmig,
Der Sturmwind brüllte laut, Vernichtung drohend,
Und bei der Wut des wilden Ungewitters,
Ein Spielzeug nur des Windes und der Wogen,
Versucht umsonst das Ufer zu erreichen
Die schwache Barke, die jetzt ruhelose
Ringum war Dunkelheit. Das Licht des Sunde-
tarms.

Der dort auf hohem Felsen sich erhoben,
Der Schatten dichten Schleiern zu zerreißen
Mit seinem warmen Schimmer nicht vermochte.
Da plötzlich zeigt sich an dem eben Rande
Röthliche Klarheit: eine Hüfte lobet,
Und bei dem hellen Glanz der Feuerflammen
Kamte das Fischerboot jetzt
Gelingen zu dem Hafen, dem ersehnten,
Und war nach so viel Mühsal drin geborgen.
Am andern Tag beleuchtet
Das Dämmerlicht des ersten Morgenrotes
Mit seinem blauen Schein am schönen Ufer,
Nch, einen Haufen Fische, die noch lobet,
Und den verdrämmten Herd betrachtend, sprach mit
Der Liebe Mut ein armes Weib zum Sohne:
„Ich habe Dich, mein Kind, Du bist gerettet!
Was liegt daran, daß wir den Herd verloren?“

Ein lustiges Büchlein sind dagegen die
Cuentos y chascarrillos andalucoos, publi-
cados por Fulano, Zutano, Mengano y
Perengano, die schon durch ihren komischen
Titel auffallen. Von diesen von R. N.
herausgegebenen Schnurren seien einige
Proben mitgeteilt.

Der Zigeuner Gewatter Tabique war ein Erzschelm. Als er fühlte, daß seine letzte Stunde nahte, bat er sein Weib Maria Antonia inständig, sie möge doch den Bürgermeister und den Notar an sein Sterbebett bringen. Der armen Zigeunerin gelang es endlich, diese beiden Respektspersonen zu bewegen, denen der Gewatter Tabique so oft zu schaffen gemacht hatte. Aber wer kann einem Sterbenden die letzte Bitte abschlagen? Als sie in Begleitung Maria Antonias in das niedere Dach gekommen, öffnete der Zigeuner halb seine tränenenden Augen und sprach: „O haben Sie doch die Güte, an mein Bett zu kommen, jeder an eine Seite, der Herr wird Ihnen das gute Werk lohnen!“ Die beiden Besucher erfüllten den Wunsch des Zigeuners, ohne sich den Grund dieser Banne erklären zu können. Der Zigeuner aber schloß: „Die heilige Jungfrau gebe Ihnen Freude und Goldungen, weil ich, Sie beide anschauend, jeben an einer Seite, so sterbe wie ihr gebenedelter Sohn, . . . zwischen zwei Spießbuden.“

Die extravagante Art der Portugiesen und Andalusier wird in folgendem Geschichtchen geschildert:

Ein Portugiese erzählt einem Andalusier, wie schmerzlich der König von Portugal den Tod seiner Tochter, der schönen Infantin, empfunden. Er berichtete außerordentliche Dinge, aber sein Zuhörer, statt sich zu verwundern, gab jedesmal zur Antwort: „Nun, und was that der König weiter?“ Da ward es dem Portugiesen zu arg, und er sagte endlich: „Er that noch mehr: er befahl dem ganzen Königreich, daß keiner drei Jahre lang an Gott glauben solle, damit Gott in Zukunft wisse, wie er sich einem König von Portugal gegenüber zu benehmen habe.“

Die in Valencia 1896 erschienene Dichtung *Idealismo* des D. Vicente Greus, Staatsanwalt in Tarragona, zeigt, daß unter der schwarzen Toga des Gerichtsbeamten ein Herz schlägt, das für das romantische Ideal erglüht. Er ist

ein würdiger Nachfolger des Meléndez Valdés, der durch seine forensische Beredsamkeit zwei Verbrecher an den Galgen brachte, während er den Filis und Ciparis zärtliche und anaktontische Lieder widmete und Madrigale dichtete. Das Ideal des Greus ist augenscheinlich das der spanischen Romantiker vom Jahre 1837.

Auch im spanischen Amerika wird die Litteratur ganz besonders von Rechtsgelehrten gepflegt. Der am 19. Dezember 1849 in Lima geborene Advokat und Schriftsteller R. Remesio Vargas setzt seine nicht genug zu lobende Propaganda für unsern Lesing fort. Der Übertragung des Laoloon ist jetzt eine ungemessen stehende Überfegung der Emilia Gaioiti gefolgt. Der Grundsatz, den der Überfeger beethätigt, ist vor allem dem Geist treu zu sein, dagegen sich nicht streng an den Buchstaben zu halten. Die deutsche Litteratur kann sich im Ausland keinen wärmeren Freund, keinen besseren Anwalt, keinen kundigeren Interpreten wünschen als R. Remesio Vargas. Man höre nur, was er selbst in der Widmung sagt: „Ich möchte eine Huldbigung dem kriegerischen und hochgebildeten Volke darbringen, das, wenn es im Frieden die Welt mit dem Strahle der Wissenschaft und der Fackel der Philosophie erleuchtet, Europa erzittern macht, wenn es finster blickend die Hand ans Schwert legt oder seine Wacht am Rhein erdröhnen läßt.“ Nur ein paar Fehler möchten zu rügen sein. In der 2. Scene des 1. Actes heißt es: „Die Kunst geht nach Brot.“ Vargas überseht dies mit „Aponas da para comer“ (Sie gibt kaum den nötigen Unterhalt), während er in der 4. Scene den Prinzen ganz richtig sagen läßt: „En mi dominio no trabajará el arto solo para ganar el pan.“ Im 6. Austritt des ersten Actes sagt Marinelli: „Schwur gegen Schwur.“ Da überseht Vargas falsch: „Juro y vuelo á jurar.“

Die Kunst, die Vargas Lesing erwiesen, will er jetzt auch auf Shakespeare

ausdehnen, und zwar zunächst auf den Hamlet, wobei ihm nicht bloß die meisterhafte Schlegelsche Überetzung, sondern auch deutsche Hilfsmittel wie Kuno Fischers Abhandlung über Hamlet dienen werden.

Als eine vorzügliche peruanische Zeitschrift für Litteratur sei die von dem energischen und echt modernen Dichter José Santos Chocano, dem Verfasser der Gedichtsammlungen *Irassantas* und *En la aldea*, in diesem Jahre zuerst herausgegebene *Noblinka* bestens empfohlen. Eine der letzten Nummern bringt das Bild des Giganten unter den argentinischen Sängern, des auch in den *Cartas americanas* von Juan Valera noch nicht hinreichend gewürdigten Olegario Víctor Andrade.

In dem soeben in Bogotá veröffentlichten 4. Bande der *Litteratura de El Horaldo* kommt die Litteratur Colombias zur Geltung. Aber selbst in diesem Album spanischer und spanisch-amerikanischer Poesie ist auch Seine zu finden.

Advokat ist auch der colombianische Schriftsteller Eduardo Posada, ein angesehener Mitarbeiter der *Revista Gris*. Er hat kürzlich in Bogotá höchst interessante *Viajes y cuantos* erscheinen lassen. Es ist gewiß verdienstvoll, dem von der Sonne in Licht getauchten Colombia die Kunde von dort fast unbekanntem nordischen Völkern zu dringen, wie Posada es thut, wenn er mit der Sachkenntnis eines Völkeder und der Begeisterung eines Dichters von Dänemark und seinen den Eyskaden zu vergleichenden Inseln, von Kopenhagen, dem Athen des Nordens, von seinen Künstlern und Dichtern und seinen reichen Museen spricht. Für die Europäer aber ist seine Schilderung des Dorado, der Sitten, Gebräuche und Mythologie der chibchas von hohem Interesse. In Posadas Erzählung *El Dorado*, die mehr ein Stück Geschichte aus der an wunderbaren Epifoden reichen Zeit der conquista als eine Novelle ist, spielen auch die Deutschen eine Rolle, die den Indianern so großen Respekt er-

höhten, da ihre goldenen Haare ihnen wie Strahlen der Sonne erschienen. Soll Poesie ist auch keine phantastische Erzählung von Raphaels berühmtem Bilde *El Pasmado de Sicilia* im Museo del Prado in Madrid. Die Zaudermacht des Bildes bringt eine Läuterung im Verbrecher hervor, der sich hatte einschließen lassen, um es zu rauben.

Aus Centralamerika sind uns die in San Salvador gedruckten tiefempfundenen *Lugareñas* des Carlos A. Zmenda zugekommen. Er ist ein Sohn der Stadt der Kotospalmen, Sonsonate, und seine in ihrer Natürlichkeit und ihrem Rhythmus an Campoamor erinnernden Verse ahmen das Geräusch der Palmen nach, wenn unter jenem heißen Himmelsstrich der glühende Wind sie bewegt. Der Dichter singt, was der Kenner fühlt.

Er dietet uns Klänge des Vaterlandes und des häuslichen Herdes und gelungene Epigramme.

Zu dem bedeutungsvollsten aber was in spanischer Sprache in unseren Tagen hervorgebracht, ist das Werk *Capitulos que se olvidaron á Cervantes* (Kapitel, die Cervantes vergessen) des kürzlich verstorbenen Schriftstellers Juan Roncalvo zu zählen, der so zu schreiben verstand, als ob er im 16. Jahrhundert gelebt hätte. Johannes Fastenrath.

Bibliographie.

Vom 15. August bis zum 15. September sind folgende Schriften bei der Redaktion eingelaufen:

Armands Ausgewählte Romane: Der Krösus von Philadelphia. — Lieferung 29 u. 30. — Weimar, Verlag der Schriftwertriedeanstalt. — Preis pro Lieferung 40 Pf.

R. V. Arnoldson, vorm. Mitglied des schwed. Reichstages: *Pax Mundi*. Eine historische Darstellung der Bestrebungen für Gesetz und Recht zwischen den Völkern. Autorisierte Überetzung von Dr. J. Müller. — Mit einer Einleitung und Chronik der Friedensbewegung 1892, 1896 von Bertha von Suttner. — Stuttgart,

Verlag von Strecker & Moser, 1896. — Preis M. 2.—

Wilhelm Bugler, Militär-Oberpfarrer des 16. Armee-corps: Preussische Feldherren und Helden. — Kurzgefaßte Lebensbilder sämtlicher Heerführer, deren Namen preussische Regimenter tragen. — Als Beitrag zur vaterländischen Geschichte. — 4. Band. Gotha, Gustav Schloßmann, 1896. — Preis M. 3.—

Otto Ernst (Schmidt): Buch der Hoffnung. Neue Folge der gesammelten Essays aus Litteratur, Pädagogik und öffentlichem Leben. — In zwei Bänden. — Erster Band: Litteratur. — Hamburg, 1896, Verlag von Conrad Klop. — Preis M. 3.—

Arnold Fischer: Brennende Tagesfragen. II. Christlich-sozial als Zeitproblem. — Rostock, C. J. E. Boldmann, 1897. — Preis 60 Pfg.

Wilhelm Foerster: Wissenschaftliche Erkenntnis und sittliche Freiheit. Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen. — Vierte Folge. — Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, 1896. — Preis M. 4.—

Ist der Handelsstand produktiv? Von einem Hamburger Kaufmann. — Erstes Tausend. — Leipzig, Verlag von Gg. Freund, 1896. — Preis 60 Pfg.

Dr. med. Franz Hartmann: Unter den Snomen in Antersberg. — Eine sonderbare Geschichte. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis M. 5.50.

Dr. jur. Nicolaus Sapipetrov: Begriffs der unächtigen Schrift und ihrer Verbreitung. (Str.-G.-B. § 181). — Berlin W. 8, Mohrenstraße 6, Hermann Bahrs Buchhandlung (R. Hoffmann), 1896. — Preis M. 1.20.

Prof. Dr. Hilty: Einige Gedanken über die Gründung christlich-sozialer Vereine. — Bern, Verlag von A. Siebert, 1896.

Adele Hindermann: Frau contra Frau. — Frauenfrage und Damenfrage. — Kangel an Achtung vor der Arbeit. — Leipzig, Verlag von Gg. Freund, 1896. — Preis 50 Pfg.

Harald Höfding, Professor an der Universität in Kopenhagen: Ethische Prinzipienlehre. Bd. 1. — Ethisch-sozialwissenschaftliche Vortragskurse, veranfaßt von den Gefesigsten für ethische Kultur in Deutschland, Österreich und der Schweiz, herausgegeben von der Schweizerischen Ethischen Gesellschaft (Zürcher Medien). — Bern, Verlag von A. Siebert, 1896.

Ferdinand August Louvier: Chiffre

und Kabbala in Goethes Faust. — Dresden, 1897. Hellmuth Henckers Verlag (Johannes Henckers & Schirmermeister).

Dr. phil. Otto Märker: Die Evangelisation. Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von E. Frhr. v. Ungern-Sternberg in Vertin und Bfarrer G. Tux in Bischofsheim. — Stuttgart, Druck und Verlag der Ehr. Besserschen Verlagshandlung, 1896. — Preis 80 Pfg.

Die Natur der Frau. Eine zeitgemäße Studie. — Berlin, 1896, Verlag der Akademischen Buchhandlung (E. Grob), Friedrichstr. 14.

Berthold Otto: Der Umsturz. Briefe und Gespräche. — Leipzig, Verlag von Albert Barnack, 1896.

J. E. Porisky: Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen. Eine psychologische Studie. — Berlin NW. 6, Verlag von Carl Dunder, 1896. — Preis M. 1.50.

Dr. Gb. Rappoport: Zur Charakteristik der Methode und Hauptrichtungen der Philosophie der Geschichte. Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Band III. — Bern, Verlag von A. Siebert, 1896.

Willy Rath: Prinzessin Sida. Märchenomdie in einem Aufzuge. — Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn, 1896. — Preis M. 1.—

Alfons vom Rhein: Wahrheit und Dichtung. Sechs Erzählungen aus dem Leben. — Schwab. Gmünd, Verlag der Jos. Roth'schen Buchhandlung (Hermann Odenwald), 1896. — Preis M. 2.—

Adolf Schaschettlin: Die Titanen. Eine Phantasie (Nachtrag zu den „Satur-nischen Phantasien“). — Berlin, 1896, Druck und Verlag von Rosenbaum & Hart. — Preis M. 1.—

Notiz Schnizer: Die Sonnenwärme-Theorie. Ein Beitrag zur Erklärung der Entstehung und Entwicklung der Erde, Pflanzen, Tiere und Menschen, sowie die Begründung der Naturwissenschaft und des Vegetarismus durch die Gesetze der Natur. — Reichenberg, Verlag der „Wohlfahrt“ (J. Beranek). — Preis 20 Pfg.

Prof. N. v. Schubert-Soldern: Über den Begriff der allgemeinen Bildung. Antritts-Vorlesung, gehalten an der Universität Leipzig. — Leipzig, 1896, Hermann Haack, Verlagsbuchhandlung (früher Fr. Maukes Verlag).

Oskar Schubin: Maximum. Roman aus Monte-Carlo. — Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien, 1896. — Preis M. 6.—

Carl Theodor Schulz: Dresden: Kleine und große Kinder. Lebens- und Stimmungsbilder für die deutschen Frauen. — Schuster & Loeffler, Berlin, 1896.

Bernhardine Schulze-Smidt: Pave, der Sünder. — Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1896. Preis M. 5.—

Dr. Victor Schweizer: Ludolf Wienbarg als jung-deutscher Ästhetiker und Kunstkritiker. — Leipzig, 1896. Constantia Wids Verlag.

Marie Stahl: Frauenehre. Roman. Zwei Teile in einem Bande. — Berlin, 1896, Verlag von Otto Jantke. — Preis M. 5.—

Fritz Stoffel: Wie gefreut wird. Lustspiel aus dem Leben der Hundsrücker Bauern (Rheinland) in einem Akt. — Druck und Verlag von F. Böhmers Verlagsbuchhandlung Stimmern (Hundsrück).

August Streicher: Die Perle des Kurorts. Roman. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis M. 2.—

Freiherr von Stumm-Halberg und die evangelischen Geistlichen im Saargebiet. — Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1896. — Preis 60 Pf.

E. Thesing: Duell — Ehre — „Ernst!“ — Warburg, 1896, Verlag von Oscar Ehrhardt, Universitäts-Buchhandlung. — Preis 50 Pf.

Graf Leo Tolstoy: Nikolaj Bailin. — 1895, Verlag der Russischen Zustände. Zürich. — Preis 10 Centimes.

Carl Baron Torrefani: Oberlicht. Wiener Künstler-Roman. Zweite Auflage. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag, 1896. — Preis M. 5.—

Irma von Troll-Borosthanyi: Die Verbrechen der Liebe. Eine sozial-pathologische Studie. Leipzig, Verlag von Max Spohr, 1896. — Preis M. 1.50.

Dr. Johannes Unold: Grundlegung für eine Moderne Praktisch-Ethische Lebens-

anschauung. — Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1896. — Preis M. 5.—

Leon Banderjee: Für Dich. Ein Lieberbuch. — Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag, 1894.

Carl Gustav Bollweller: Die Sturm- und Drangperiode und der moderne Realismus. — Berlin, 1897. Verlag von Hermann Walther (Friedrich Beckh).

Ernst Bachler: Liberlus auf Capri. Tragödie in fünf Aufzügen. — Berlin, Verlag von Hans Lüstenöber, 1896. — Preis M. 1.50.

Pastor E. Wagner in Pripperbe (Nack): Die Sittlichkeit auf dem Lande. — Leipzig, Verlag von Reinhold Berther, 1896. — Preis M. 2.—

W. B.: Die administrative Ver- scheidung in Rußland. — 1896, Verlag der Russischen Zustände, Zürich. — Preis 15 Pf.

Warum sind wir arm? Nach dem Holländischen des Kienl. — Wien, Verlag der Ersten Wiener Volksbuchhandlung. — Preis 10 Pf.

Ludwig Weber: Rain. Ein Drama in fünf Akten und einem Vorspiel. — 1896, Karl Köhler, Charlottenburg, Kantstraße 164.

Dr. Albert Wiefinger: Das Duell vor dem Richterstuhle der Religion, der Moral, des Rechtes und der Geschichte. — Graz, Verlags-Buchhandlung „Styria“, 1895. — Preis M. 2.—

Henry Bright: Soziale Briefe an Schulze und Genossen. Aus dem Englischen des Robert Blatchford. — Leipzig, Verlag von Reinhold Berther, 1896. — Preis M. 1.—

Professor Dr. Richard Wülker: Geschichte der englischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. — Heft 11—14. — Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts, 1896. — Preis per Heft M. 1.—

Wir bitten, sämtliche Manuskripte, Bücher u. Sendungen ausschließlich an

Hans Merian, Verlag der „Gesellschaft“,
in Leipzig

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.



Anton Bruckner.

November 1896.

Die proletarische Bewegung und der Marxismus.

Versuch einer kritischen Analyse der Sozialdemokratie.

Von Heinz Starkeburg.

(Grazlau.)

Es ist äußerst interessant, im Alltagsleben Vergleiche darüber anzustellen, wie die verschiedenen Nichtsozialdemokraten sich in ihrem Urteil und Gefühl zur Sozialdemokratie stellen. Sehen wir von der Schar der Regierungstreuen, die sich nicht den Luxus einer Privatmeinung gönnen, und den wenigen Gewaltpolitikern à la Stumm ab, so wird im Prinzip kaum noch jemand dem Arbeiter das Recht verkümmern wollen, gleich anderen Berufsständen sich aktiv an der Politik zu beteiligen und mit Hilfe seiner verfassungsmäßigen Rechte nach besseren Lebensbedingungen zu streben; nur die spezielle Art, in der er in den modernen Kulturstaaten dies thut, nämlich durch Beteiligung an der sozialdemokratischen Partei, nur die in dieser ausgesprochenen Verquickung der proletarischen Bewegung mit dem Geiste des Marxismus verübelt man ihm, — sei es, daß man ihre praktischen Forderungen zu Gunsten des Proletariats gutheißt, aber ihre grundlegenden Theorien als doktrinären Utopismus verwirft, wie die Sozialreformer aller Schattierungen, sei es, daß man auch den theoretischen Sozialismus noch in Kauf nimmt und nur eine Anzahl besonders anstößiger und anscheinend nebensächlicher Begleiterscheinungen ausgemerzt sehen möchte, wie etwa die Christlich-Sozialen. Jene erwarten und hoffen, die Sozialdemokratie mit der Zeit zu einer „radikalen Reformpartei“ werden zu sehen, diese wollen ihr nationalen, christlichen, monarchischen Geist einflößen. Keine der beiden Gruppen aber hat sich wohl schon die Frage vorgelegt, ob diese ihre Ziele und Pläne überhaupt erreichbar sind, oder ob sie nicht

etwas Widersinniges erstreben. Beide halten die Sozialdemokratie in ihrer heutigen Gestalt für ein mehr oder weniger zufälliges, historisches Produkt des Parteilebens, das auch anders hätte ausfallen können und, wenn man die nötige Mühe und die richtigen Mittel anwendet, auch jetzt noch ein anderes Wesen annehmen könne. Demgegenüber erscheint es als wünschenswert, die Sozialdemokratie einmal auf ihre Essentialien hin zu untersuchen und zu fragen: Was ist an ihr wesentlich und notwendig, und was nur zufälliges Beiwerk, warum ist jenes wesentlich und untrennbar von ihr, inwieweit ist dies logisch diskutierbar und inwieweit unbeweisbar axiomatischer Natur?

Der Beantwortung dieser Fragen sollen die nachfolgenden Zeilen dienen.

I.

Eines der größten Hindernisse für jede ruhige und sachliche Diskussion der sozialistischen Lehren und Forderungen überhaupt bildet das unglückselige Mißverständnis, daß man — vor allem im gegnerischen, nicht selten aber auch in sozialistischen Kreisen — zwei Weltanschauungen mit einander vermengt, die fast nichts als den Namen gemeinsam haben, nämlich den älteren französischen und den neueren deutschen Sozialismus. Dasjenige Moment, worin jener mit dem modernen Marxismus übereinstimmt — so weit er dies überhaupt thut*), — die „Verstaatlichung der Produktionsmittel“ als Basis der besseren künftigen Gesellschaftsordnung, ist heutzutage auch unter den Antisozialisten ein ziemlich geklärter Begriff, und die Zeiten, wo man alles Ernstes in weiten Kreisen der Ansicht war, die Sozialisten wollten „teilen“, dürfen wohl als überwunden betrachtet werden. Die Unterscheidungspunkte beider verschwimmen aber den Meisten in Nebel, nicht ganz ohne Schuld der Sozialdemokratie selbst, die in Presse und Agitation des öfteren noch in angeblich überwundene, durchaus unmarxistische Vorstellungen zurückverfällt; (ich erinnere nur an das wohl meistgelesene sozialistische Buch von Bebel „Die Frau und der Sozialismus“, durch dessen Zeilen man noch überall den alten Fourier reden hört). Diese Unterscheidungspunkte sind aber von grundlegender Bedeutung und wurzeln im wesentlichen in der Begründung jener oben erwähnten Forderung und der Form, wie man ihre Realisierung erwartet.

Schon der theoretische Ausgangspunkt ist ein durchaus verschiedener. Der ältere französische Sozialismus geht aus von dem herrschenden Glend der Massen und dem Luxus der Wohlhabenden, von der Unerträglichkeit

*) Viele der sogenannten Sozialisten älterer Richtung denken nicht im entferntesten an Aufhebung des Privateigentums, z. B. Louis Blanc, Proudhon.

und Ungerechtigkeit einer Produktionsweise, die Luxus- und Mode-Artikel produziert, während es den Massen an Brot und Fleisch mangelt, die schlechte Ernten wünscht und Güterladungen vernichtet, um hohe Preise zu erzielen, bei der Magazine voll Kleider und Schuhe unverkäuflich liegen, während große Schichten des Volkes barfuß laufen und frieren.

Er ist also hinsichtlich seiner kritischen Thätigkeit ethischen und philanthropischen Charakters. Dadurch wird auch die Art seiner positiven Thätigkeit bedingt, denn naturgemäß kam man von jener Kritik der sittlich verwerflichen und schädlichen Seiten der herrschenden Wirtschaftsordnung dahin, nunmehr spekulativ eine andere Wirtschaftsordnung zu konstruieren, deren Funktionen vor dem Forum der Gerechtigkeit und Menschenliebe stand zu halten vermochten. Hierin, im aufbauenden, nicht im zerlegenden Teil, sah also der ältere Sozialismus seine wichtigste Aufgabe; und diese Konstruktion eines vernunftgemäßen und humanen Zukunftsstaates bildet demgemäß die Hauptthätigkeit der Fourier, Cabet und wie sie heißen, und überwiegt oft ihre Grundlage: die Verurteilung des herrschenden Wirtschaftssystems aus sittlichen Gründen. Von diesem Gesichtspunkt aus kann man den französischen Sozialismus als rationalistisch, spekulativ, utopistisch bezeichnen.

Aus diesen beiden Eigenschaften ergibt sich endlich die dritte, die Art und Weise, wie er sich die Realisierung seines Ideals denkt. Ganz consequent wendet er sich nämlich mit seinen Forderungen an die herrschenden Klassen; er appelliert an das Mitleid, das Gerechtigkeitsgefühl, die Einsicht und Humanität der bürgerlichen Kreise, die die wirtschaftliche und politische Gewalt in Händen haben. Den scharfen sozialen Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat kennt er entweder überhaupt nicht, wie Fourier, oder sieht nur unzuträgliche, unmoralische Extreme schwelgenden Reichthums und darbenender Armut in ihnen, wie Saint-Simon. Sein praktischer Kern und Grundgedanke ist daher: Hebung der notleidenden Schichten der Bevölkerung durch zweckmäßige Maßnahmen der Wohlhabenden zum Wohle der Gesamtheit. Seine Propaganda besteht demgemäß im Aufrütteln des Bürgertums zu freiwilliger Reform im Namen der Gerechtigkeit. Er zeigt somit in jeder Hinsicht eine auffallende Verwandtschaft mit dem neuesten christlichen Sozialismus, wie er von der Gefolgschaft des „Volk“ und der „Hilfe“ vertreten wird; der einzige wesentliche Unterschied besteht darin, daß diese letztere Richtung bereits auch Organisation des Proletariates zu Kampfgenossenschaften vertritt, die jener noch nicht kennt. —

Fundamental von diesem älteren französischen Sozialismus verschieden ist derjenige, der heute die theoretische Grundlage der sozialdemokratischen

Partei in allen Ländern bildet, also mit einem Worte: der Marxismus. Auch er beginnt mit einer Kritik der herrschenden, von Marx so getauften „kapitalistischen“ Wirtschaftsordnung; aber er mißt dieselbe nicht am Maßstabe des sittlichen Ideals, sondern am Maßstabe ihrer historischen Bedingtheit. Er fragt nicht: Was ist und was sollte sein?, sondern: Wie ist es geworden und was wird weiter daraus werden? Seine Kritik des Kapitalismus ist somit keine ethische, sondern eine analytisch=genetische. Er deckt nicht die Schlechtigkeiten des herrschenden Wirtschaftssystems auf, sondern seine integrierenden Prinzipien und seine charakteristischen Kriterien im Vergleich mit anderen Wirtschaftssystemen niedrigerer Kulturstufen.

Daraus ergibt sich mit logischer Notwendigkeit seine Stellungnahme gegenüber der Zukunft. Ferne davon, ein ideales Wirtschaftssystem deduktiv zu konstruieren, sucht er vielmehr empirisch nach den treibenden Kräften und Entwicklungstendenzen, die im Wirtschaftsleben walten, und folgert aus ihnen die Richtung, welche die Entwicklung einschlägt, und die maßlichen Grundzüge des nächstfolgenden Wirtschaftssystems. Auch er gelangt zu einem kollektivistischen Zukunftsstaat, aber es ist nicht Mitleid und Gerechtigkeit, was ihn jenen als Ideal fordern läßt, sondern die Konzentrationstendenz des Kapitals, die ihn jenen als Präsumtion erwarten läßt. Sein Sozialismus ist nicht utopisch, sondern evolutionistisch begründet.

Eng damit zusammen hängt endlich die Art der Propaganda für diesen Sozialismus. Ergiebt sich zunächst schon aus dem ganzen Charakter seiner Lehre als logische Konsequenz, daß es sich für ihn nicht darum handeln kann, zur Gründung des präsumierten sozialistischen Staates aufzumuntern, sondern nur darum, die kritische Übergangszeit abzukürzen, ihre Unzuträglichkeiten zu mildern und die Hindernisse der natürlichen Entwicklung nach Möglichkeit aus dem Wege zu räumen, so folgt speziell aus der Konzentration des Kapitals, daß die Klasse, die er für seine Theorien zu gewinnen und zur Unterstützung der Entwicklung mobil zu machen suchen muß, keine andere sein kann, als die des Proletariats, und zwar des Proletariats als der im essentiellen Interessengegensatz zum kapitalistischen Unternehmertum stehenden Klasse, die an der baldigen Herbeiführung der sozialistischen Wirtschaftsordnung ebenso interessiert ist, wie jenes an der Aufrechterhaltung der kapitalistischen. Im Gegensatz zur Harmonielehre und dem Paradies der Gesamtheit, womit der ältere Sozialismus das Bürgertum für seine Ideen zu fördern sucht, predigt der Marxismus den Klassenkampf, er reizt das Proletariat auf zur Bildung von wirtschaftlichen und politischen Kampforganisationen, und agitiert für unausgesetzten, hartnäckigen Guerilla-Krieg mit Stimmzetteln, Streik und Boykott.

Der Marxist gleicht also einem Menschen, der auf einem reisenden Strom in kleinem Rahne dahintreibt; er müht sich weder ab, gegen den Strom zu rudern, um zu früheren Gegenden zurückzukehren, noch sucht er aus der Strömung herauszukommen und das Ufer zu gewinnen; denn beides hält er für unerreichbar und gefährlich zugleich. Sein ganzes Streben konzentriert sich darauf, stromabwärts zu blicken, wohin er gerissen wird, und durch geschicktes Lavieren gefährliche Strudel und Carambolagen zu vermeiden. Es ist dies ein Gebahren, das — rein methodologisch genommen — von dem Verhalten der meisten übrigen politischen Parteien zweifellos günstig absteht. Lassen wir diese Revue passieren, so finden wir, daß sie mehr oder weniger alle zwar ein deutliches Ideal vor sich haben, nach dem sie das Gemeinwesen eingerichtet sehen möchten, sei dies nun der vormärzliche preussische Staat der Konservativen, die judenlose, ständisch-gegliederte groß-deutsche Monarchie der Antifemiten, das mittelalterliche, christlich-katholische Kaiserreich des Centrums, oder sonst eine Utopie. Keine aber giebt sich irgend welchen Zweifeln, geschweige denn Untersuchungen darüber hin, ob dieses ihr Ideal praktisch erreichbar oder existenzmöglich sei, ob und warum es erstrebenswerter als der von dem natürlichen Gang der Entwicklung vorausichtlich herbeigeführte Zustand sei, und ob oder inwieweit dieser überhaupt zu inhibieren oder abzulenken ist.

Aus alledem ergibt sich, daß der eigentliche Schwerpunkt des Marxismus und der Sozialdemokratie, der Punkt, wo der Hebel jeder Kritik eingesetzt werden muß, durchaus nicht der „Sozialismus“ ist, d. h. die Vermutungen, welche sie über die Gestaltung der sozialen Verhältnisse in der Zukunft hegt, sondern die „Materialistische Geschichtsauffassung“, d. h. die Ansicht, welche sie von dem Begriff der wirtschaftlichen Entwicklung und von ihrer Bedeutung für das gesamte kulturelle Leben hat.

II.

Ist schon das Wesen des Kollektivismus und Kommunismus starken Mißverständnissen ausgesetzt, so besteht über den Begriff der materialistischen Geschichtsauffassung selbst in sozialwissenschaftlich gebildeten Kreisen eine gradezu erstaunliche Unklarheit. Auch hier ist die Sozialdemokratie nicht ganz schuldlos, indem sie die — von Marx und Engels allerdings nicht mit der erwünschten Klarheit und Präcision aufgestellte — Methode zuweilen in einseitigster und kritikloferster Weise anwendet. Dennoch ist es fast unbegreiflich, wie man z. B. zu der Ansicht gelangen kann, der Marxismus führe alle menschlichen Handlungen auf materiellen Egoismus zurück, oder erkläre alle geschichtlichen Vorgänge und Bewegungen für Bemühungen, mehr

Nahrungsmittel zu erhalten, oder er leugne jeden Einfluß geistiger Ideen und Ideale im Völkerverleben und predige fatalistische Ergebung in die Entwicklung. Demgegenüber müssen wir diese zweite theoretische Grundlage des Marxismus noch kurz skizzieren.

Die letzten Wurzeln der materialistischen Geschichtsauffassung gehen hinab bis in die Aufklärungsperiode, sie heißen Atheismus und Evolutionismus. Bis etwa in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte man sich um die treibenden Kräfte der Geschichte nicht allzuviel bekümmert. Man forschte nach den Gesetzen des „Seins“, nach dem *ordres naturel* auf allen Gebieten der Wissenschaft, das „Werden“ überließ man dem lieben Gott und dem Zufall. Bossuets Vorträge über Universalgeschichte sind im wesentlichen noch nach demselben Prinzip geschrieben, wie die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments: ein buntes, der Willkür der Einzelnen und dem Zufall preisgegebenes Gewimmel von guten und bösen Menschen, in das, wenn's not thut, der Finger Gottes hineingreift und die in Unordnung geratene Maschinerie wieder in richtigen Gang bringt.

Da kamen die Schriften der Encyclopädisten und die französische Revolution, an Stelle des kritiklosen transcendentalen Christentums ward der atheistische Materialismus resp. der Deismus die Religion der Gebildeten, und gleichzeitig wurden die politischen und sozialen Verhältnisse in fast ganz Europa auf den Kopf gestellt; vor den Augen einer einzigen Generation starb eine Jahrhunderte alte Gesellschaftsordnung ab und entstand eine neue total anderen Charakters. Was war die Folge für die Geschichtsphilosophie?

Auf den anderen Gebieten der Wissenschaft hatte der (in der zünftigen Wissenschaft ja schon früher eingetretene) Zusammenbruch des Glaubens an eine dauernd persönlich in die menschlichen Verhältnisse eingreifende allmächtige Gottheit lediglich die Folge, daß man sich an Stelle des göttlichen Willens und der göttlichen Offenbarung nach einer anderen Grundlage für die Gesetzmäßigkeit des Seienden umsah, und diese fand man in der menschlichen Vernunft. Es ist die Zeit des Nationalismus auf allen Gebieten: des Naturrechts, der Vernunftreligion, der allgemein menschlichen Moral, der apriorischen Ästhetik, der systematisierenden Naturwissenschaft, der manchesterlichen Nationalökonomie. Auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft war dies nicht möglich. Hatte noch Voltaire in seiner Geschichte Karls XII. von Schweden — dem ersten Geschichtswerk, in dem nur irdisch-menschliche Triebkräfte walten — die geschichtlichen Vorgänge lediglich auf die Beschaffenheit und den freien Willen der handelnden Persönlichkeiten, der „großen Männer“ zurückgeführt, gegenüber den offenbaren Massenbewegungen der französischen Revolutionszeit und den unpersönlichen, überall wesentlich gleichartigen, gewaltigen sozialen Umgestaltungen dieser

Periode war eine derartige Erklärung als einziger zureichender Grund geschichtlicher Veränderungen nicht befriedigend. Es entsteht in der (eigentlich ja jetzt erst beginnenden) Geschichtsphilosophie ein neuer philosophischer Grundbegriff: der der Evolution, als einer naturgemäßen stetigen Entwicklung und Entfaltung niederer, geringwertiger Formen zu höheren und vollkommeneren. Die Entwicklungsidee spukt überall in den Köpfen der damaligen Geistesheroen, bei Hamann und Herder, bei Lessing, bei Goethe und Schiller, Humboldt u. a. finden wir sie mehr oder weniger ausgesprochen, bis endlich Hegel den entscheidenden letzten Schritt that und sie in den Mittelpunkt seiner gesamten Philosophie stellte und aus der unklaren Hypothese eine neue Methode der wissenschaftlichen Weltbetrachtung schuf, die sich bald auch auf allen anderen Gebieten des Geisteslebens Bahn brach und dem Rationalismus den Todesstoß versetzte.

Je mehr sich aber diese „historische Methode“ Hegels auch in anderen Disciplinen, wie der Rechtswissenschaft, der Rationalökonomie zc., als fruchtbar erwies und Verwendung fand, desto klarer wurde es, daß dieser philosophische Historismus nichts logisch lehtes sein konnte. Der metaphysische Geist, den Hegel und die ihm verwandte deutsche Entwicklungsphilosophie (Fichte, Schelling, Krause, Hartmann) ihrer Weltanschauung zu Grunde legte, erwies sich als ein nur schlecht verschleiertes Surrogat des kaum überwundenen Transzendentalismus und war für die empirische Wissenschaft unbrauchbar. Man verlangte jetzt an Stelle des teleologischen ein lausales Entwicklungsprinzip. Für die anorganische Natur hatte die Kant-Laplace'sche Theorie, für die organische Darwin und Wallace das treibende Element der Entwicklung gefunden. Wo war ein solches für die Geschichte der Menschheit zu suchen?

Bei der ersten Übertragung der evolutionistischen Methode auf die bisher rationalistisch behandelten Disciplinen hatte man fast allgemein den Fehler begangen, daß man dieselben als selbständige, unabhängige und nur in geringfügiger Wechselwirkung aufeinander stehende Lebensgebiete angesehen hatte. So mußte man jedem von ihnen — dem Recht, der Wirtschaft zc. — seine besondere nationale Entwicklung zugestehen, deren Eigenart man dann wohl in mystischer Weise auf eine spezielle „Volksseele“, deren Lebensäußerungen sie seien, zurückführte. Aber je mehr die Ausbreitung des Weltverkehrs, die Fortschritte der ethnologischen und historischen Kenntnisse ersehen ließen, daß die Gleichheiten und Analogien in der Geschichte der Einzelvölker weit größer und bedeutsamer seien, als die Unterschiedlichkeiten, und daß es nicht angehe, den undefinierbaren Begriff des Volks als kulturhistorisch abgeschlossenes Einzelwesen aufzufassen, sondern daß die Kultur der verschiedenen nach- und nebeneinander in der Geschichte

auftretenden Nationen eine Kette bilde, deren einzelne Fäden sich oft unentwickelt ineinander schlängeln, desto mehr brach sich die Anschauung Bahn, daß die Geschichte des Menschengeschlechts eine einheitliche, gesetzmäßige Entwicklung bilde, repräsentiert durch die anpassungs- und entwicklungsfähigsten Rassen, und immer aufdringlicher und unabweisbarer wurde die Frage: Worin besteht die Gesetzmäßigkeit, wo steckt das treibende Element dieser „Entwicklung“? Gibt es überhaupt ein Gebiet des sozialen Lebens, dem wir eine, seiner Natur anhaftende immanente Triebkraft zuerkennen können, ohne den Einfluß anderer Gebiete für diese Entfaltung und Fortentwicklung zu Hilfe zu rufen? Wenn ja, welche Sphäre des Menschenlebens ist dies?

Auf diese Frage waren zwei Antworten möglich, eine idealistische und eine materialistische. Und in der That sind beide gegeben worden, letztere von Karl Marx, erstere von Thomas Henry Buckle.

In seinen nachgelassenen Werken: „Geschichte der Civilisation in England“ sucht der englische Historiker den Nachweis zu bringen, daß der Kulturfortschritt in letzter Linie lediglich auf der Zunahme des menschlichen Wissens basiere, und beleuchtet von diesem Standpunkt aus die Geschichte Englands, Schottlands, Frankreichs und Spaniens in eigenartiger und geistvoller Weise. Die empirische Grundlage seiner Geschichtsphilosophie ist der seiner Ansicht nach fundamentale Unterschied der europäischen und asiatischen Kultur, den er darauf zurückführt, daß außerhalb Europas die elementare Übermacht der Naturgewalten den Menschen den Einflüssen der Außenwelt vollkommen untergeordnet habe, während in Europa die verhältnismäßige Schwäche und maßvolle Milde in den Ausfahrungen der Naturkräfte es dem Menschen ermöglicht habe, sich ihnen anzupassen, ihren Gefahren zu begegnen und schließlich sie in seine Dienste zu zwingen. Weil nun die Geschichte der Menschheit wesentlich die Geschichte der europäischen Civilisation ist, diese aber identisch mit dem zunehmenden Triumph des menschlichen Geistes über den stetig abnehmenden Einfluß der Naturgewalten auf den Menschen, so ist ihm „das Problem . . . vereinfacht und die Entdeckung der Gesetze einer europäischen Geschichte zum ersten Male in eine Entdeckung der Gesetze des menschlichen Geistes aufgelöst“. Die geistige Sphäre zerfällt nach ihm nun in zwei Elemente, das moralische und das intellektuelle. Ersteres sei keinen Veränderungen unterworfen: „In Bezug auf unsere sittliche Führung giebt es kein einziges bei den gebildeten Europäern jetzt bekanntes Prinzip, das nicht schon den Alten ebenso bekannt gewesen wäre.“ Auf intellektuellem Gebiete dagegen sei es offenbar, daß ein stetiger und starker Fortschritt in allen wissenschaftlichen Disziplinen stattfindet. „Auf diese Weise hängen unter einem umfassenderen

Gesichtspunkt die Veränderungen bei jedem Kulturvolf im Ganzen nur von drei Dingen ab, erstlich von dem Umfang des Wissens seiner tüchtigsten Männer, zweitens von der Richtung dieses Wissens, d. h. von den Gegenständen, auf welche es sich bezieht, und drittens besonders von der Ausdehnung, in welcher dieses Wissen verbreitet ist, und von der Freiheit, mit der es alle Klassen der Gesellschaft durchdringt.“

Die andere Antwort gaben Marx und Engels in der oben erwähnten „Materialistischen Geschichtsauffassung“. Sie zerfällt in zwei wesentlich von einander zu scheidende Teile: Die Theorie vom „ökonomischen Unterbau“ und „ideologischen Überbau“ und die Theorie vom „Klassenkampf“, — die soziale Statik und soziale Dynamik, wie man sie wohl genannt hat. Die erstere ist am konkretesten zusammengefaßt von Engels im Anti-Dühring:

„Die materialistische Auffassung der Geschichte geht von dem Satze aus, daß die Produktion, und nächst der Produktion der Austausch ihrer Produkte, die Grundlage aller Gesellschaftsordnung ist; daß in jeder geschichtlich auftretenden Gesellschaft die Verteilung der Produkte, und mit ihr die soziale Gliederung in Klassen oder Stände, sich danach richtet, was und wie produziert und wie das Produzierte ausgetauscht wird. Hiernach sind die letzten Ursachen aller gesellschaftlichen Veränderungen und politischen Umwälzungen zu suchen nicht in den Köpfen der Menschen, in ihrer zunehmenden Einsicht in die ewige Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern in Veränderungen der Produktions- und Austauschweise; sie sind zu suchen nicht in der Philosophie, sondern in der Ökonomie der betreffenden Epoche. Die erwachende Einsicht, daß die bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen unvernünftig und ungerecht sind, daß Vernunft Unsinn, Wohlthat Plage geworden, ist nur ein Anzeichen davon, daß in den Produktionsmethoden und Austauschformen in aller Stille Veränderungen vor sich gegangen sind, zu denen die auf frühere ökonomische Bedingungen zugeschnittene gesellschaftliche Ordnung nicht mehr stimmt. Damit ist zugleich gesagt, daß die Mittel zur Beseitigung der entdeckten Mißstände ebenfalls in den veränderten Produktionsverhältnissen selbst — mehr oder minder entwickelt — vorhanden sein müssen. Diese Mittel sind nicht etwa aus dem Kopfe zu erfinden, sondern vermittelt des Kopfes in den vorliegenden materiellen Thatsachen der Produktion zu entdecken.“

Die zweite Theorie ist am klarsten ausgesprochen von Marx im „kommunistischen Manifest“:

„Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen. Freier und Sklave, Patrizier und Plebejer, Baron und

Leibeigener, Zunftbürger und Gesell, kurz, Unterdrücker und Unterdrückte standen in stetem Gegensatz zu einander, führten einen ununterbrochenen bald versteckten, bald offenen Kampf, einen Kampf, der jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endete oder mit dem gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen.

„In den früheren Epochen finden wir fast überall eine vollständige Gliederung der Gesellschaft in verschiedene Stände, eine mannigfaltige Abstufung der gesellschaftlichen Stellungen.“

„Unsere Epoche, die Epoche der Bourgeoisie, zeichnet sich jedoch dadurch aus, daß sie die Klassengegensätze vereinfacht hat. Die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr in zwei große feindliche Lager, in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat.“ Daraus folgert Marx, daß der Sieg des Proletariats zum erstenmale in der Geschichte nicht eine neue Klassenherrschaft an Stelle der alten setzen könne, sondern den Klassengegensatz (d. h. den Widerstreit der Lebensprinzipien verschiedener wirtschaftlicher Interessengruppen) überhaupt aufheben müsse. (Vergl. „Ueud der Philosophie“, pag. 163 f.)

III

Wir haben im vorhergehenden die knappen Grundzüge der beiden großen geschichtsphilosophischen Systeme gegeben, die heute die historische Wissenschaft in zwei Lager spalten. Soviel dürfte wohl ersichtlich geworden sein: Nimmt man die logischen Voraussetzungen der modernen Geschichtsphilosophie, die Entwicklungsidee und die Abstraktion von einem die Geschichte der Menschen persönlich lenkenden Gott an — und das thut heute wohl der überwiegende Teil des gebildeten Bürgertums wie des Proletariats —, dann erscheint für jeden, dessen Kaufalbedürfnis nicht mangelhaft entwickelt ist, die Alternative unerlässlich: Buckle oder Marx; tertium non datur. Wieder einmal stehen also Idealismus und Materialismus kampfbereit einander gegenüber. Ist die Entscheidung hier lediglich Sache des Geschmacks oder des Instinkts? Bietet sich uns kein rein logischer Ausweg aus diesem Dilemma? Wir meinen, ja. —

Eins wird bei kritischer Betrachtung der beiden Systeme schnell offenbar, daß sie beide erkenntnistheoretisch durchaus ungenügend fundiert sind. Das logische Raisonnement, mittelst dessen Buckle zu seiner Theorie gelangt, ist mehr als angreifbar, und Marx schenkt sich eine Begründung seines Standpunkts völlig und begnügt sich damit, ihn seinen Gläubigen einfach zu dekretieren. Zugleich ergibt sich aber, daß auch diese beiden „letzten Prinzipien“ der Entwicklung keineswegs letzte Prinzipien sind; denn, angenommen, diese oder jene Hypothese sei richtig, so muß man doch billiger-

weise weiter fragen: Woher stammt jene primäre Entwicklung des menschlichen Geistes oder der Produktionsverhältnisse; das eine müßte psychologisch, das andere soziologisch analysiert und erklärt werden. Und wenn wir dies zu thun versuchen, so finden wir, daß hinter dieser letzten Entwicklungsreihe, die die der übrigen sozialen Sphären bedingen und bestimmen soll, noch die Hauptsache fehlt: die immanente Triebkraft, die jene erst hervorruft und ihrerseits dem menschlichen Wesen an sich zu eigen ist. Der historische Materialist könnte zum Idealisten sagen: Deine Deduktionen sind ja sehr schön, aber erkläre mir gefälligst, was bedingt und bestimmt denn nun jene „Richtung des Wissens“, jene „Ausdehnung“ seiner Verbreitung und jene „Freiheit“, mit der es alle Klassen durchdringt? Wirßt Du nicht diese Elemente, die meinetwegen bestimmenden Einfluß auf die Kultur haben sollen, ihrerseits zurückführen müssen auf die ökonomischen Bedürfnisse der Technik, auf die Herrschaftsverhältnisse u. ? — Und der historische Idealist könnte antworten: Dein Einwand klingt ja sehr plausibel, und Deine Anschauungen vom Einfluß der ökonomischen Struktur auf die geistige Kultur mögen viel Wahres enthalten, aber willst Du mir vielleicht sagen, woher jene „Veränderungen der Produktions- und Austauschweise“ kommen, durch welche die gesamte Entwicklung angeblich veranlaßt wird, wenn nicht durch den immer größer werdenden Triumph des menschlichen Geistes über die Naturkräfte?

Der historische Idealismus könnte vielleicht noch zu einem allgemeinen menschlichen „Forschungstrieb“ seine Zuflucht nehmen, aber, wie uns scheint, mit geringem Erfolge, denn ein solcher rein durch die Freude am Wissen genährter Trieb zur Naturerkenntnis findet sich selbst auf den höchsten Stufen der Kultur nur bei relativ sehr seltenen Exemplaren des homo sapiens vertreten; gerade bei Völkern niederer Civilisation, bei denen es noch keinen besonderen Beruf der Wissenschaft giebt, und das ganze geistige Leben in den Händen des — notwendiger Weise stets konservativen und der Naturwissenschaft abgeneigten — Priestertums liegt, wird es deutlich, wie wirtschaftliche, materielle Bedürfnisse und Mißstände es sind, welche dem erwachenden menschlichen Denken die ersten Probleme stellen und so die ersten Anfänge der Naturerkenntnis ins Leben rufen. Es bleibt also auch hier die Lücke offen und die Frage unbeantwortet: Wo ist das treibende Element aller sozialen Entwicklung?

Notwendig ist es hier zunächst, die eine Thatsache festzustellen, daß das soziale Gemeinshaftleben an sich keine Eigentümlichkeit des Menschen ist, sondern sich bereits auf höheren Stufen des Tierreichs ausgebildet findet. Und zwar entsteht ein Familienleben überall dort, wo die Jungen noch längere Zeit nach der Geburt hilflosbedürftig und unfähig sind, sofort indi-

viduell selbst ihre Lebensbedürfnisse zu befriedigen, ein Gesellschaftsleben überall dort, wo das vereinzelt, wenn auch ausgewachsene Individuum, nicht oder nicht so leicht und sicher, wie in der Herde, instande ist, sich im Kampf ums Dasein zu behaupten. Die Ursachen für die Entstehung sozialer Gebilde sind also nicht soziologischer, sondern biologischer Natur, sie wurzeln in der physiologischen Konstruktion der betreffenden Art von Organismen. Betrachten wir nun den Menschen nach diesen seinen elementaren animalischen Eigenschaften, auf der niedrigsten Stufe seiner Entwicklung, und zwar unter Ausscheidung anormaler Verhältnisse, also namentlich bestimmender Einflüsse von außen, seitens anderer, höher kultivierter Völker, konstruieren wir also, frei nach Thünen, einen „Isolierten Staat“ für die soziologische Forschung und suchen wir nun den ersten Anstoß kultureller Fortentwicklung zu ergründen, so erscheint es ziemlich plausibel, daß hier nur ein einziges Element auftreten kann, welches die konservative Gewalt der Tradition aufhebt und zu Neuerungen Anlaß giebt, daß dieses sich aber in absehbarer Zeit auch notwendig geltend machen muß: nämlich die unter normalen Verhältnissen unvermeidliche Vermehrung der Bevölkerung, — oder besser gesagt „Zunahme der Volksdichtigkeit“; denn soziale Bedeutung erlangt jene natürliche Vermehrung erst, wenn die territoriale Ausdehnung bei sonst gleichbleibender Lebensweise an anderen fremden Siedelungen oder an oreographischen Hindernissen eine Schranke findet und nunmehr eine zunehmende Menschenmenge auf gleich groß bleibendem Territorium ihre Existenzbedürfnisse befriedigen muß. Dann ist zum ersten Male ein soziales Problem vorhanden, das Problem, welches am Ende aller großen sozialen Epochen wiederkehrt und stets die nämliche Sphinxfrage stellt: Die Übervölkerung, „das Drängen einer Gesellschaft gegen die Schranken des bisherigen Wirtschaftszustandes“, wie Dühring es einmal treffend definiert. —

Dieses Problem kann zwei Lösungen finden: Entweder man erhält systematisch die Bevölkerung auf dem status quo, sei es durch Krieg oder Kindesmord, durch sexuelle Abstinenz oder Verhinderung der Conception. Diese Lösung finden wir bei allen Naturvölkern, die — vielleicht ihrer Rasse nach — unfähig zu kulturellem Fortschritt sind. Deshalb haben alle sogenannten Naturvölker wohl eine „Vergangenheit“, aber keine „Geschichte“. Wir finden diese Lösung aber auch bei Kulturvölkern, welche aus irgend welchen Gründen zu weiterer Entwicklung nicht fähig sind. *)

*) Deshalb muß den Soziologen das auffallende Umsichgreifen des Neumalthusianismus in der Gegenwart mit so ernster Besorgnis erfüllen.

Theologie und Moral, Politik und wirtschaftlicher Egoismus müssen diesem Zwecke ihre Dienste leisten. Oder aber die Übervölkerung führt zu einer Änderung der Wirtschaftsordnung, d. h. zu einer intensiveren Ausbeutung der natürlichen Güterquellen durch Steigerung der wirtschaftlichen Technik.

Alles dies sind Erwägungen, die streng genommen mit der „Materiellen Geschichtsauffassung“ noch nichts zu thun haben; wohl aber schließt sich diese nun zwanglos und folgerichtig an. Wir haben nämlich jetzt als Ausgangspunkt zwei gegebene Größen, mit denen wir rechnen können: eine Menschenhorde von bestimmter Größe und Rasse, und ein von ihr bewohntes Territorium von bestimmter orographischer, klimatischer u. Beschaffenheit. Aus diesen ergibt sich zunächst die Quantität und Qualität der Bedürfnisbefriedigungsmittel, die von den vorhandenen Arbeitskräften erzeugt werden müssen, diese aber indiziert wiederum die Art der Produktionstechnik. Mit der Anwendung ökonomischer Technik tritt zum ersten Male der Mensch über das Tier. Wo jenes der Natur passiv wehrlos gegenüber steht, wenn seine körperliche Anpassung erschöpft ist, beginnt beim Menschen die intellektuelle Anpassung: Er trozt der Natur durch aktives Eingreifen eine größere Menge von Gütern ab, als sie ihm freiwillig bietet, sei es durch Unterstützung ihrer Schöpfungskräfte (Ackerbau, Viehzucht), sei es durch raffiniertere Ausbeutung ihrer Produktion mittelst erfundener Werkzeuge. Jede derartige technisch gesteigerte Ausnutzung der vorhandenen Güterquellen erfordert resp. schafft aber durch Zusammenfassung gleichartiger Elemente für gleiche wirtschaftliche Thätigkeit (z. B. der Männer für die Jagd, der Frauen für die Zubereitung der Beute) eine bestimmte soziale Gliederung der Gesamtheit, d. h. eine Wirtschaftsordnung. Diejenige Gruppe, welche für die betreffende Wirtschaftsordnung die ausschlaggebendste und ökonomisch bedeutsamste ist, beeinflusst nacheliegend genug auch den Verteilungsmodus der produzierten Güter zu ihren Gunsten durch entsprechende Gestaltung der rechtlichen Verhältnisse, d. h. sie schafft eine ihrer Stellung adäquate politische Herrschaftsorganisation, mit Staats- und Familienrecht, mit Standes- und Klassen-gegenätzen. Den gesamten Komplex dieser mehr materiellen Verhältnisse faßt Marx zusammen als die „ökonomische Struktur“, den „materiellen Unterbau“. Auf ihm erhebt sich der „ideologische Überbau“, d. h. jener gibt den Inhalt ab für die menschliche Geistesthätigkeit und wird dadurch bestimmend für deren jeweiligen Charakter. Das geistige — oder, wie Marx sagt, „ideologische“ — Leben besteht in einem Reagieren des Geistes und Verstandes auf die Reize der Außenwelt, das „milieu“. Daß der Einzelne seine Umgebung ästhetisch, moralisch, metaphysisch u. a. betrachtet, daß er überhaupt wertet und urteilt, ist eine rein psycho-

logische Erscheinung. Was er aber zu betrachten hat und wie er es wertet, hängt ab von der Beschaffenheit des Objekts und Subjekts. Soweit diese an sich individuellen Urteile also für große Menschengruppen, für alle Angehörigen bestimmter Klassen, Nationen, Zeitepochen wesentlich gleich sind, werden sie zu sozialen Erscheinungen und gehören der Soziologie und Geschichtswissenschaft an. Wir sprechen dann nicht mehr von ästhetischen oder ethischen Urteilen, sondern von Kunststilen, Moralsystemen zc. Innerhalb dieser ökonomisch bedingten Charaktere bleibt selbstverständlich freier Spielraum für die Bethätigung der Individualität. Wie sehr aber trotz aller individuellen Verschiedenheit die sozialen Gleichheiten sich durchsetzen, davon kann man sich bei jeder Gelegenheit überzeugen. Ein geübter Kunsthistoriker z. B. kann mit Leichtigkeit angeben, welchem Lande, welcher Zeit oder Schule ein ihm unbekanntes Bild entstammt, obwohl doch auf kaum einem Gebiete die Individualität eine so große Rolle spielt, wie in der Kunst. Und eine lächerliche Übertreibung ist es, wenn man gar in dem schöpferischen Walten einzelner hervorragend begabter Individuen die Wurzeln aller geschichtlichen Entwicklung finden wollte. Einmal fragt auch hier wieder das Kausalitätsbedürfnis: Wo kommen diese Entdeckungen, Erfindungen, Pläne und Ideen her, wenn nicht außerhalb ihres Schöpfers die Lösung heischenden Probleme vorlagen, die seinem Denken erst die fragliche Richtung verliehen und sein Forschen und Suchen auspornten? „Wie groß auch die eigentümliche Bedeutung mächtiger Individuen erscheinen mag, sie wurzeln doch in dem Boden, auf welchem sie stehen, . . . und haben vor sich die Probleme der Gegenwart; die Punkte, auf welche sie ihre besondere Aufmerksamkeit wenden, stehen in einem allgemeinen Zusammenhang mit dem Gesamtleben.“*) Ferner aber ist wohl zu beachten, daß das, was die Schöpfungen großer Geister erst als schöpferisch, umwälzend, wirkungsmächtig erscheinen läßt, nicht die abstrakte Idee an sich ist, sondern der Widerhall, den sie in den Herzen der Massen findet, und die praktische Anwendung ihrer Konsequenzen auf die Umgestaltung der sozialen Lebensverhältnisse. Das beweisen die zahlreichen unverstandenen, verlachten, verachteten Vorläufer großer Nachfolger, deren Hauptfehler war, daß sie in einer Zeit lebten, deren Verhältnisse für ihre Ideen oder deren praktische Verwertung noch nicht reif waren. — Die gewaltigen Verschiedenheiten und der dauernde Wechsel jener oben erwähnten Stile und Richtungen muß aber doch seine zureichenden Gründe haben, und da erstere, wie bemerkt, sozialer, allgemeiner Natur sind, so müssen auch die letzteren sozialer

*) Kries: „Die politische Ökonomie vom Standpunkt der geschichtlichen Methode“, 1853, pag. 168.

Natur sein. Es muß sich also entweder das Objekt, auf welches sich die Urteilsthätigkeit bezieht, nämlich die Umgebung, oder das Subjekt, die urteilende Menschengruppe, in seinem Wesen geändert haben. Beides aber geschieht notwendig durch die rein wirtschaftliche Entwicklung, welche einerseits das Aussehen der Außenwelt in jeder Hinsicht dauernd verändert, andererseits eine stetige Umwälzung in den Standes- und Klassen-Gegensätzen hervorruft.

Nur in diesem Sinne darf die Theorie verstanden werden, daß die ideologischen Sphären des Lebens bedingt und bestimmt seien von den materiellen. Vor allem haben Marx und Engels stets anerkannt, daß Ideen, wenn sie erst einmal festen Fuß gefaßt haben, auch sozusagen ein selbständiges Leben bekommen und durch den Einfluß der Tradition, sowie durch Propaganda auch in Verhältnissen weiter wirken können, wo ihre wirtschaftlichen Entstehungsbedingungen nicht mehr oder noch nicht vorhanden sind, ihre originäre Entstehung also ausgeschlossen erscheint. Soweit die „Materialistische Geschichtsauffassung“ nicht zu einer einseitig abfurden Geschichtskonstruktion wird, sondern sich bewußt bleibt, daß sie nur eine soziologische Methode der Geschichtsbetrachtung sein soll, muß man ihr soviel zugestehen, daß sie aus ihrer Grundlage, der atheistisch-evolutionistischen Weltanschauung, logisch folgerichtig abgeleitet ist, eine letzte Konsequenz des „Zeitalters der Naturwissenschaften“.

Mit Hilfe dieser Methode sucht nun der Marxist die Zukunft der europäischen Zivilisation, in großen Zügen wenigstens, vorherzubestimmen, um darnach sein Verhalten gegenüber den sozialen Erscheinungen der Gegenwart einzurichten. Die Zukunft zu enträtseln ist er nur imstande, wenn es ihm gelungen ist, „das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu enthüllen“. Diesem Zwecke, Weg und Richtung der gegenwärtigen ökonomischen Entwicklung zu finden, ist das System des Marxismus: „Das Kapital“, gewidmet.

Als Kernpunkt der wirtschaftlichen Entwicklung in der Epoche des Kapitalismus erscheint ihm die „Konzentration des Kapitals“: Die bei wachsender Bevölkerungsdichtigkeit steigende Nachfrage erzeugt eine immer raffiniertere Technik, diese involviert immer stärkeres Überwiegen des Großbetriebes und des kapitalistischen Arbeitsverhältnisses, — (ein Unternehmer als Leiter der Produktion und Besitzer der Produktionsmittel, zahllose unselbständige, abhängige, besitzlose Lohnarbeiter ohne Einfluß auf den Gang der Produktion) —; die Konkurrenz der relativ wenigen „Kapitalisten“ auf dem Weltmarkt erzeugt provisorische internationale Regelung der Produktion durch Unternehmerverbände, ebenso die Konkurrenz der Proletariermassen auf dem Arbeitsmarkt Arbeiterverbände. Erstere ermöglichen den Fortschritt zu trusts, wobei auch die Leitung der Produktion aus den Händen der

Produktionsmittelbesitzer genommen und in die Hände kapitalistisch entlohnter Angestellter (Betriebsdirektoren zc.) gelegt wird, während die Besitzer als „Aktionäre“ nur noch ihren periodischen Tribut einziehen; letztere gewinnen stets steigenden wirtschaftlichen und politischen Einfluß, jenen durch Streit und Boykott, diesen im Parlament und in den Kommunalbehörden. Ist die Entwicklung bis zu einem bestimmten Punkte gediehen, so bleibt dem Proletariat, das sich nunmehr nicht mehr als eine unterdrückte Klasse, sondern als die Gesamtheit der Kulturvölker fühlt, nur die Aufgabe übrig, jene tribut-einziehenden Parasiten nebst deren, ihre Machtstellung schützenden und deshalb ihre Privilegien teilenden Klienten (Offiziere, Bureaukraten, Diplomaten zc.) durch Verenthaltung der Dividenden oder Zwangsabfindung zu enteignen, falls nicht der Zinsfuß bis dahin schon ohnedies auf Null gesunken ist, und an ihre Stelle statistische Behörden für die Güter-Verteilung zu setzen. Die Expropriateurs sind expropriert, der Sozialismus anerkannt, tatsächliche und rechtliche Form der Produktion wieder miteinander in Einklang gesetzt.

IV.

Dies ist in kurzen Worten die theoretische Grundlage der Sozialdemokratie, wie sie als deren letztes Ziel im ersten Teil des Erfurter Programms ausgesprochen ist. Wesentlich davon verschieden und auf ganz anderen Erwägungen beruhend ist der zweite, sogenannte praktische Teil, der ihre sofortigen Forderungen im Rahmen der heutigen Gesellschaftsordnung enthüllt. Woher stammen diese Forderungen? Verdanken sie ihre Existenz im sozialdemokratischen Programm lediglich der persönlichen Richtung einiger „Führer“ oder zufälligen allgemeineren Stimmungen der Zeit? Ist es richtig, zu sagen, daß allgemeine bürgerliche Ideale, wie die Friedensbewegung, die Frauenemancipation zc., die Sozialdemokratie „angefleckt“ hätten, daß traditionelle Schlagworte früherer Oppositionsparteien von Gleichheit und Freiheit in ihr fortspukten? Oder folgen auch diese konkreten Forderungen konsequent aus dem Gesamtcharakter des Sozialismus.

Platonische Freunde desselben, die mehr oder weniger dem Geiste des Marxismus huldigen, mit seiner politischen Partei-Internation aber nichts gemein haben wollen, sondern sich einen konservativen und ethischen Anstrich geben, führen mit Vorliebe jene Entschuldigungen an und betonen die vorgeblich offenbare Heterogenität zwischen dem ersten und zweiten Teil des Programms. Uns scheint, mit Unrecht. Aus dem Zukunftsbild des marxistischen Kollektivismus allerdings folgen jene Forderungen nicht, wohl aber aus dem Charakter der diesen erstrebenden Bewegung und der Klasse, die Träger dieses Ideals ist. Dies ist nach der Lehre des Marxismus das Proletariat, d. h. die im Laufe der Entwicklung

immer größere Massen der Bevölkerung auffaugende Schicht der im Dienste der Produktionsmittelbesitzer thätigen, lediglich von der Arbeit ihrer Hände oder ihres Hirns lebenden, periodisch oder stückweise bezahlten Erwerbsthätigen. Welches sind die gemeinsamen wesentlichen Eigenschaften dieser Schicht, und welche Bestrebungen ergeben sich aus ihnen?

1. Das Proletariat bildet einmal die große Masse der Bevölkerung gegenüber einer relativ geringen Anzahl politisch und rechtlich Privilegierter. Daraus folgt, daß sein Streben dahin gehen muß, die politische Macht möglichst uneingeschränkt in seine Hände zu bekommen, daß der politische Charakter der sozialistischen Partei ein extrem freiheitlicher sein muß. Eine Bewegung, die darauf ausgeht, die breite Masse der unteren Stände frei zu machen von wirtschaftlicher Unselbstständigkeit, von sozialer Unterdrückung, von religiösem „Aberglauben“, sie zu eigenem Denken und Urteilen auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet zu erziehen, mit einem Wort sie auf das Kulturniveau der herrschenden Klassen zu erheben, und alles das in beständigem politischen Kampfe mit eben dieser ihre Privilegien wahrenden Klasse, muß notwendig als erste Forderung weitgehendste politische Gleichheit aller Staatsbürger und weitgehendsten Einfluß auf die Gesetzgebung und Verwaltung fordern und jede verfassungspolitische Institution aufs ärgste bekämpfen, in der auch nur die Möglichkeit politischer Bevormundung liegt.

2. Das Proletariat verkörpert zweitens die Armut gegenüber dem Reichtum. Daraus folgt, daß seine Bestrebungen — unabhängig von dem kollektivistischen Zukunftsideal des Marxismus — heute bereits auf eine möglichst kommunistische Gestaltung der herrschenden Gesellschaftsordnung gehen müssen: Unentgeltlichkeit der wichtigsten Kulturgüter (Bildung, Rechtspflege, Versicherungswesen, Bekleidung, Gesundheitspflege etc.) und Deckung der Kosten von Staatswegen mit möglichster Heranziehung der großen Vermögen und Schonung des niedrigen Einkommens.

3. Das Proletariat ist ferner, als integrierender Bestandteil der kapitalistischen Verkehrswirtschaft, eine durchaus internationale Erscheinung; es hat mit dem Proletariat aller andern Kulturländer dieselben Lebensinteressen gemeinsam und dieselben Klassegegensätze und Klassenkämpfe gegen die internationale Macht des Kapitals; es ist vom Weltmarkt abhängig und ein gewonnener oder verloreener Lohnkampf hat ihm die gleiche Bedeutung, ob er in Deutschland oder Frankreich ausgefochten ist. Es kommt dazu, daß der Proletarier losgelöst ist vom heimatischen Boden, daß der heimatische Staat ihm meist politischer Gegner ist, endlich als wichtigstes Moment, daß die eigentlich nationalen Fragen für ihn, in seiner Eigenschaft als Proletarier wenigstens, kein Interesse haben, alle Maßnahmen zu seinen

Gunsten aber — vom Arbeiterschutz bis zur „Vergesellschaftung des Kapitals“ — fast nur auf internationaler Basis geschehen können, daß zum Überflus eine Reihe von ihm nachteiligen Maßregeln gerade unter nationaler Flagge segeln. Die notwendige Konsequenz ist die internationale Solidarität des Proletariats, die sich äußert in möglichster Förderung friedlichen Zusammengehens der Nationen und möglichster Ausmerzung aller trennenden Momente.

4. Der Kampf, den die Sozialdemokratie führt, ist weiterhin ein Kampf um irdische, materielle Güter, um „Schätze dieser Welt“, geführt gegen „die Obrigkeit, die Gewalt über uns hat“; mehr noch, auch die geistigen Mittel, mit denen er gekämpft wird, die materialistische Geschichtsauffassung, steht und fällt mit der atheïstischen Weltanschauung. Es ist somit schlechterdings undenkbar, daß dieser Kampf durchgekämpft wird von einem Proletariat, das, im frommen Christenglauben befangen, dieses Leben nur ansieht als einen dornbestreuten Leidensweg, dessen ergebungsvolle Zurücklegung zum Paradiese führt, das die Übel dieser Welt gern zu dulden gewillt ist nach der Moral der Askese und der Demut, welcher Keuschheit, Armut und Gehorsam als Kardinaltugenden des Erdenlebens erscheinen. Damit ist keineswegs gesagt, daß der „Zustandsstaat“ notwendig offiziell atheïstisch sein müßte, noch weniger, daß die „Erklärung der Religion als Privatsache“ eine Heuchelei darstelle (denn dieser Punkt des Programms bezieht sich lediglich auf die verfassungspolitische Stellung religiöser Gemeinschaften überhaupt im Staate), sondern nur, daß der Kampf um diesen „Zustandsstaat“ nur mit atheïstisch und sensualistisch geschulten Truppen gefochten werden kann. Insofern hat unseres Erachtens Herr von Stumm recht, wenn er in der christlich-sozialen Bewegung keine Ablenkung, sondern nur eine Vorbereitung der Sozialdemokratie sieht; wahres Christentum ist wohl mit einem sozialistischen Staat vereinbar, weil überhaupt an keine Staatsform gebunden, aber niemals mit einem sozialistischen Klassenkampf.

5. Das letzte eigenartige Charakteristikum ist die Stellung des Weibes im Proletariat. Fast nirgends zeigt sich der moderne Klassengegensatz so ausgeprägt, wie auf diesem Gebiete. Die Maschine, die den Beruf der Hausfrau zertrümmerte und zu einem inhaltslosen Wort herabsinken ließ, hat die Gattin für das Bürgertum zu einem Luxusgegenstand, für das Proletariat zu einem Arbeitskameraden gemacht. Das Weib ist aus einer Arbeiterin im eigenen Einzelhaushalt dort zu einer arbeitslosen Drohne, hier zu einer dem Manne wirtschaftlich gleichstehenden Lohnarbeiterin im fremden Großbetrieb geworden. Aus dieser tatsächlichen Gleichheit der Berufstätigkeit, der sozialen Lage und den damit verbundenen Interessen

folgt, daß das Proletariat auch auf politischen, rechtlichen und verwandten Gebieten prinzipielle Gleichstellung der Geschlechter fordern muß. Es folgen aber daraus auch noch weitere, schwerwiegende Konsequenzen für die Gestaltung des Sexuallebens. Wird das Weib auf wirtschaftlichem Gebiete dem Manne gleichgestellt, während das Ehe- und Familienrecht das alte bleibt, so widersährt ihm keine Gerechtigkeit, sondern die stärkste Ungerechtigkeit. Der Mann wird dadurch freier, das Weib unfrei, denn es ist nicht nur Arbeiterin, sondern auch Mutter. Und die Last der Kinder ruht jetzt doppelt schwer auf ihr, denn jetzt rauben sie ihr nicht nur Jugend und Schönheit, sondern auch die Arbeitskraft, machen ihr nicht nur Sorge und Mühe, sondern hindern sie auch in ihrer Berufs- und Erwerbstätigkeit, sind nicht mehr der Entgelt, den sie dem Erhalter der Familie zahlt, sondern bedeuten Einschränkung und Mehrarbeit für sie selber. Es kommt dazu, daß gleichzeitig mit dem Heraustrreten auf den Arbeitsmarkt das Weib auch aus seiner Unbildung, seiner Gehoramsstellung und seiner Frömmigkeit und Unkenntnis in der sexuellen Sphäre heraustritt.^{*)} Die notwendige Folge, die wir in Nordamerika bereits eintreten sehen, ist, daß es viele Kinder nicht mehr als Segen, sondern als Fluch empfindet, und Abtreibung und künstliche Sterilität Massenerscheinungen werden. Die wirtschaftliche „Befreiung“ der Frau muß unausbleiblich schnellen Rückgang der Bevölkerung und damit Untergang der europäischen Kultur zur Folge haben, wenn nicht ein starkes Gegenmittel angewendet wird. Und dieses will die Sozialdemokratie anwenden, ein doppeltes: Übernahme aller Zeit, Geld und Kraft raubenden Lasten der Kinderaufzucht durch die Gesamtheit, die als solche ja ein Interesse an der Volksvermehrung hat, und Befreiung des geschlechtlichen Verkehrs von allen Fesseln und Hemmnissen, die Ehe- und Familienrecht ihm anlegen. Die „freie Liebe“ zerstört zwar das uns sympathische Bild der vaterrechtlichen Familie, ist aber die ultima ratio einer Entwicklung, die vom Standpunkte des Marxismus als unaufhaltbar erscheint.

Resumieren wir kurz noch einmal: Demokratismus, Kommunismus, Internationalität, Atheismus und Emancipation des Weibes fanden wir als Essentialien einer auf dem Boden des Marxismus stehenden sozialen Bewegung. Wir suchten den Nachweis zu führen, daß die Sozialdemokratie in ihrer heutigen Gestalt kein Zufall, sondern ein in sich logisch geschlossener Gedankenkomplex ist, von dem man nicht beliebig einzelne Teile abtrennen oder zufügen kann; daß sie notwendig so ist, wie

^{*)} Man muß sich bei alledem stets gegenwärtig halten, daß nach Marxistischer Lehre die gegenwärtigen Verhältnisse des Proletariats *mutatis mutandis* vorbildlich sind für die zukünftigen Verhältnisse der Gesamtheit.

sie ist; und daß es eine Sisyphusarbeit bedeutet, der modernen Arbeiterbewegung als solcher nationalen, monarchischen oder christlichen Geist einflößen zu wollen. Hat doch bereits jetzt schon ein nicht ganz unbeträchtlicher Teil der Arbeiterschaft sich von der „Partei“ losgesagt, weil deren offizielle Vertretung in Presse und Parlament ihm den eigentümlich „proletarischen“ und „revolutionären“ Charakter des Sozialismus nicht genügend zu wahren schien; und wir fürchten der Sachlage nach, es gelingt eher, das Proletariat von seinen Führern zu trennen, als es für das Ideal einer zwar radikalen, aber staatserkhaltenden Volkspartei zu gewinnen.

Soll das nun heißen, daß das sozialdemokratische Gebäude unangreifbar ist? Nichts weniger; giebt es doch schließlich nichts auf der Welt, was logisch unangreifbar wäre; das aber sollte es zeigen, daß es nicht beliebig angreifbar ist, sondern nur an einigen Stellen, und daß diejenigen, die sich berufen fühlen, es anzugreifen, dort den Sturm unternehmen müssen, wenn sie nicht mit blutigen Köpfen abziehen wollen. Diese Punkte — drei sind es an der Zahl — liegen offen genug vor Augen.

1. Den ersten bildet die materialistische Weltanschauung. Wir brauchen nach obigem nicht näher darauf einzugehen. Wenn auch die Verwendung des Christentums für den Klassenkampf verlorene Liebesmühe ist und vielleicht bedeutet, den Teufel auszutreiben durch Beelzebub, so ist doch so viel klar, daß, wenn es gelingt, das Proletariat für das Christentum zurückzugewinnen, damit bereits der Klassenkampf in sich selbst aufgehoben und der Boden für eine soziale Reform geschaffen ist.

2. Der zweite Angriffspunkt ist die Lehre von der Konzentration des Kapitals, deren Widerlegung allerdings dem Fach-Nationalökonom oder — dem Leben überlassen werden muß. Ergiebt es sich, daß der Kleinbetrieb über den Großbetrieb siegt oder ihm wenigstens die Stange hält, und daß die internationale Centralisation des Kapitals unübersteigbare Schranken findet, dann ist den weiteren Konsequenzen des Marxismus der Faden abgeschnitten.

3. Die letzte Säule des Gebäudes endlich ist die Entwicklungsidee. Sie ist uns zwar heute fast in Fleisch und Blut übergegangen; dennoch ist sie keineswegs als unerfüllbares Axiom zu betrachten. Mit großem Geschick verfißt von den Neueren namentlich der Grazer Professor Ludwig Gumplowicz die Theorie, daß die Entwicklung von einer einheitlichen menschlichen Entwicklung zu immer höheren Daseinsformen eine durch nichts gestützte Hypothese sei, und das Leben der Völker einem sturmbewegten Meere gleiche, in dem sich ohne Regel und Gesetzmäßigkeit bald hier, bald dort die Wellen erheben und versänken. —

Dies sind die drei großen philosophischen Grundpfeiler der sozial-

demokratischen Weltanschauung, Grundideen, die in letzter Linie mehr Sache des Glaubens und des Gefühls, als des logisch abwägenden Verstandes sind (wie man ja bei allen Theorien schließlich zu indisputablen Axiomen gelangt). Hat man sie aber einmal als Basis der eigenen Weltanschauung angenommen, dann scheint uns die Sozialdemokratie nur die bis in ihre letzten Konsequenzen geführte Gedankenreihe zu sein, innerhalb deren man nicht an einem bestimmten Punkte Halt machen kann, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu geraten.



Anton Bruckner.*)

Von Max Graf.

(Wien.)

I

Es wird bald nothun, die einfache Wahrheit wieder einmal durch die Gassen zu rufen: das eigentlichsste Wesen der Musik, ihre tiefste Kraft ist der Ton. Der Ton, wie das Tiefste der Dichtkunst die unergründliche Symbolik des Wortes ist, nicht Begebenheiten, Philosopheme, seltene Seelen, das Wirkende der Malerei nicht gemalte Geschichten, Köpfe, Allegorien sind, sondern die Farbe, bunte, leuchtende Kler. Töne, Worte, Farben sind konventionelle Zeichen, leer und stumm. Jeder mag sie nach seinem Willen und zu seinen Zwecken brauchen. Aber es ist mit ihnen wie mit kostbaren Edelsteinen in der Fabel. Sie gehen durch hundert Hände, bis endlich in der Hand Eines — es ist gewöhnlich ein Träumer, ein Fischer, ein Bettler oder ein Kind — ihre geheimsten Kräfte ausblitzen, und Wunder aus dem Steine leuchten. Dieselben Worte werden laut, dieselben Farben strahlen, dieselben Töne singen. Und dort rebet, blizt, klingt es gemein und alltäglich, hier spricht, leuchtet, tönt es in nie vernommenen Zungen, in tiefsten Rätseln, in heiligen Mysterien. Das sind die Töne, Farben, Worte der großen Künstler, der Schöpfer.

Man hat lange in der Musik nicht auf die Töne gehört. Was man hörte, waren Gedichte — bei den Romantikern: zärtliche Liebeslyrik, schwermütige Stimmungsbilder, klingende Poeme der Seelen, kostbare Gedichte voll reicher seltener Stimmungen, die auf innigen, dunklen Tönen ins Ohr flossen. Dann wieder bei den Jungdeutschen klingende Bilder:

*) Dieser Aufsatz befand sich bereits im Satz, als die Nachricht eintraf, daß Anton Bruckner am 10. Oktober in Wien gestorben ist.

wilde Ritte, Schlachten, das tausendfache Sauszen der Hölle, das Meeresleuchten, der Wald. Da bligten die Töne wie Raketen auf; jonglierten, seiltanzten die verwegensien Sachen. Was aus all den Werken dieser interessanten Jahre sprach, waren seltsame, oft tiefe Gedichte oder prachtvolle Gemälde. Auf diese horchte man. Was schwieg, war die myslische Kraft des nackten Tones. Außermusikalische Kräfte zeugten, und wie ein edles Metall, das durch viele Hände geht, blind wird, und nur im Inneren unerkant eine Welt von geheimen Strahlen schläft, so verstummte in jener Zeit das wechselnde Geheimnis, die Rätsel und das ewig neue Werden des Tones.

Denn, was Musiker und Hörer anzog, war nicht die verborgene Kraft der Töne. Die Musiker jener Zeit waren schwärmerische Seelen, Poetengemüter, phantastische Köpfe. Ihnen war der Ton wie der bunte Stein, der zu Mosaiken zusammengesügt wird, ein Instrument, etwas Festes, Starres, das man von außen anpackte und mit anderen Tönen paarte. Sie reizte die Farbe des Tones, der Reiz der Stimmung, das Äußere, die tönende Oberfläche. Bedeutung erhielt der Ton nicht aus sich. Die sog er aus der Lust, in der er Atem sog, der poetischen oder malerischen Stimmung. Er war Mittel, nicht Zweck. Das Publikum hörte erstaunt zu. Denselben, welche der Welt der Klassiker mit taubem Ohre horchten, bedeutete die romantische und jungdeutsche Welt etwas. Sie sprach laut, fesselte, reizte. Man lies von allen Seiten herzu und lauschte und schrie Beifall. Es war bequem, diese Musik zu hören. Auf der Flut so vieler außermusikalischer Elemente wurden die Töne leicht ins Ohr geschleimt, daß alles plötzlich Musik zu verstehen glaubte. Was wirkte, war auch hier der Klangzauber, die tönende Oberfläche. Es war eine Musik für feinsinnige Dilettanten, welche allen Künsten mit gleicher Wärme huldigen und denen das Ineinanderfließen derselben vielen Reiz gewährt.

In einer solchen Welt schafft ein Künstler seltsam große Werke — Symphonieen, Messen und kürzere Sachen, die alle ins Riesige aufwachsen, — in welchen nichts Bedeutung hat, als die Töne, die in gespenstischer Nacktheit an das Ohr schlagen. Klingende Welten, in welchen die Töne nicht ein Instrument, ein Festes, Gegebenes wirken, sondern als stets wandelndes und wechselndes Urelement, das ewig neu gewertet wird. Werke, in welchen nicht das Leuchten der Oberfläche, sondern die myslische Sprache der Tiefe erklingt: Anton Brudner.

II.

Es war im Wien des Vormärz. Einer lässig ruhenden, in sinnlichen Träumen sich wiegenden Zeit, die, launischen Geußien der Gegenwart hingegeben, der drohenden Zukunft nicht dachte. Die matte Erschlaffung der

Geister koste die Musik. Italienscher Opernprunk schmeichelte den Sinnen, Virtuosenkonzerte fesselten durch leichtverwehte Künste, und von ferne lockten weich und irnig die Töne des Walzers zu behaglichem Genießen. Man wußte nichts von der bunten Tonwelt, welche draußen in Deutschland und Frankreich die Geister erregte. Von der nachklassischen Kunst, die alle Formen kühn gesprengt und die Töne in freiem Spiele zu neuen seltsamen Gestaltungen gesellt. Von der subjektiven Freiheit, mit welcher man Stimmungen und Launen in Töne setzte, von der Verwegenheit der musikalischen Tonmalereien. Als plötzlich der kühnste dieser Jungen, Verloz, wie ein Meteor in jenes süße Klangmeer, das 48er Jahr hereinbrach — gleichsam ein Vorbote der künftigen musikalischen Revolution —, da war er in seinen ungestümen Poesieen wie ein schwüles Leuchten von fernem Gemitter, das drohte und erschreckte. Kühnere Geister sehnten es wohl herbei, das mit Sturm und Wetter die wollüstig hitzige Luft reinigen sollte. Man träumte in wirren und phantastischen Träumen von einer neuen großen Kunst, die eine Erfüllung des äußersten Wünschens sein sollte.

Täglich wahr sagte man in den Journalen einen ungeheuren Aufschwung der Kunst, und in den Salons predigte Wagner die Revolution, welche das gesamte deutsche Musikleben umkehren müßte. Und endlich brach der Sturm herein, reinigend und befreiend, und mit ihm die neue musikalische Kunst, der man so lange entgegengeharrt. Wie Arminidens Zaubergarten schwand jener sinnlich lockende Tonzauber zurück und wich einem tieferen Genießen. Der letzte Beethoven fand ernste Pflege, Schumann nahm mit der reichen Phantastik seiner Töne den Sinn gefangen, zögernd Werk um Werk. Später bereiteten einzelne blendende Stücke von Wagner auf die Aufführung des „Lannhäuser“ vor, und Liszts farbige Musikdichtungen reizten zu heftigem Streite. Der Reichtum von Werken junger stürmender Geister, welche die klassische Form in Stücke geschlagen und mit frischem Mute neue seltene Formen erfannen, die neuen musikalischen Welten zu steuerten mit mutigem Troze und auf den Trümmern der klassischen Gestaltungen ihre Fahnen im Winde flattern ließen, in deren Kunst es von frischem Leben schäumte und in hellen Farben leuchtete. Und diese Werke erschienen als Erfüllung der Träume einer neuen jungen Kunst, in einem Kreise wildbewegter schwärmerischer Geister, welche den gährenden Wein in einem langen Trunke einsogen.

In diesen Tagen kam Bruckner nach Wien.

Der Gang seiner bisherigen Entwicklung ist einfach und klar genug. Ein Landschulmeister und Organist. Arm an äußerem Geschick und großen Gefehnissen. Ohne Leidenschaften, vom Leben und Schicksal nicht aufgerüttelt. In sich gewendet, konnte er den musikalischen Phantasieen seines

Innern lauschen, durch Klostermauern vom Treiben des Tages geschieden. An der Orgel hat sich ihm die Welt der Musik erschlossen. An jenem Instrumente, aus welchem die Töne voll und groß in breitem Strome sich ergießen; in breiterschwebenden Akkorden der tiefste Sinn musikalischer Verbindungen offenbar wird und mächtig, wie in einem großen Tonkaleidoskope Figuren und Spiele der Töne erscheinen, alles wie für die Ewigkeit in tönender Keilschrift festgestaltet. Hier konnte er, ein phantastischer Geist, in Tönen schwelgen, frei und ungebärdig, dennoch aber Regel und Gesetz tief fühlend, die hier lauter und drohender ihre Stimme ertönen lassen als sonstwo. Vielleicht gerade im Zwang alter Schulformeln, schweift hier der Geist in neue Weiten und eine Fülle neuen Gestaltens erblüht aus altem dogmatischen Gemäuer. Und wie die Mystiker in alten logischen Formeln und Gesetzen die weitesten Gedankenflüge thaten, die Künstler der gotischen Dome aus immerwiederkehrenden Formeln von Grundkreuz, Strebern, Pfeilern und Rosetten die wunderbarsten Steinphantasieen erdachten, so enthüllen sich gerade an der Orgel — dem Instrumente des Mittelalters, der Zeit der Mystiker und gotischen Dome — die tiefsten musikalischen Gedanken in Jahrhunderte alten Tonformeln. Die musikalischen Urkräfte werden hier wach, die geheimsten lodenden Stimmen ertönen laut. Die Rätselbeziehungen der Töne, die Verwandlungen der Form, die Kabbalistik der Töne, deren geheimnisvolle Thore weit aufspringen. Nie blickt man tiefer in das Auge der Musik als hier. Alle Elemente der Brucknerischen Kunst sind hier gegeben. Die ungeheuer starre Größe seiner Tongebilde, die ausschweifende Phantastik, die Vertrautheit mit den Tiefen der Töne, die Freude an Zierrat und Geschlecht, an der hundertfachen Verwandlung der Form; dann wieder die Freude an alten harmonischen und kontrapunktischen Formeln, die Liebe zur musikalischen Dogmatik. An der reichen Romantik im scholastischen Gewande, der tönenden Mystik, den musizierten gotischen Domen So stand er mit der Fülle seiner musikalischen Welken in einer Landstadt, gesättigt mit großen und ungebärdigen Entwürfen, voll von tönendem Chaos. Es war wohl in seinem Inneren wie in jenem Märchen, da eine verzauberte Welt mit hundert Stimmen nach Erlösung verlangt. Es ist die Lebenswende der großen Künstler, wo ihre geheimsten Triebe nach Entzauberung und einem Lösungsworte verlangen. Nach etwas Großem, Entscheidendem, Erlösendem, dem Unbekannten. Dem ist's ein Weichen in die Einsamkeit, jenem ein Fliehen in die Ferne, anderen ein Rausch der Leidenschaft, ein sährender Meister, eine Krankheit, das Weib. Andere haben die Erlösung umsonst ersehnt und sind still gestorben, oder sind von den wirren Trieben ihres Inneren zerfleischt worden.

Diese Entscheidung war für Bruckner die Reise nach Wien. Nun kam

er, an ungebärdigen und wilden Entwürfen reich, in das von der Revolution durchfegte Wien. Da die neue musikalische Kunst hereinströmte mit hundert Werken, kühn und seltsam gestaltet. Von unendlicher Freiheit der Form und siegendem Glanz der Erscheinung. Begrüßt von einer Schar schwärmerischer Geister, die jener Kunst entgegenharrten wie das Feld dem Frühlingregen. Auch vom jungen Brudner, der in dem Wehen der neuen Kunst tiefen Atem zog, erfüllt von der gesteigerten Intensität der neuen Zeit, taumelnd in der Überfülle des neuen Lebens und der neuen Kunst. Hier waren hundert ungebundene Formen, ein Drängen nach allen Seiten, ohne sichtbares Ziel, ein Fühlen echter Kunst. Und das ganze Treiben in einer aufgeregten und durchtobten Großstadt, die den jungen Sinn mit den größten Eindrücken füllte. Ein anderer wäre wohl in jenem Strudel seines Inneren ertrunken wie Lenz, oder ein wüßtes lichtloses Genie geworden wie Grabbe. Brudner aber besaß die tiefste Empfindung für die klassische Form, die Kunst kontrapunktischen Zwanges, das Geheimnis von Form und Regel. Anders als die jungen Geister dieser Zeit. Anders als Wagner und Berlioz, die, musikalische Anarchisten, am Anfange ihres Schaffens ohne harmonisches und kontrapunktisches Können die phantastischsten und ausschweifendsten Entwürfe schufen. Während jene die klassische Form, die ihnen nichts sagte, zerschellten, war sie ihm etwas Ewiges, Eigenes, Tiefempfundenes, an das ihn tausendfache Beziehung band. Sie ist ihm kein äußeres Band, und gerade jetzt mußte er tief und innig das Wesen der großen Formen fühlen. Er ahmte sie ja nicht epigonenhaft nach mit klassifizierendem Gehalte. Es war neues Leben, das sich hinein ergoß, in den großen Rahmen sich hereinreckend, ihn umgestaltend, wandelnd und in freiem Baue sich aufstürmend. Es waren auch nicht die Launen des Tages, die ungestümen Entwürfe der Minute, die hier zu Worte kamen, die ganze Tonwelt klang gebändig unterjocht und sprach eine laute großtönende Sprache.

Die Alten zählen Brudner zu den jungen Stürmern. Sie hören zuerst den breiten Atem eines neuen, ihnen fremden Lebens, der seine Werke durchzieht. Die Jungen nennen ihn den Meister. Weil er allein das neue Leben in die ewige Form hineingezwungen.

III.

— — — — — Die tiefste Kraft der Musik ist der Ton. Er ist das Gewöhnlichste und Banalste. Bereit, mit jedem durch die Gassen zu streichen, jedem zu schmeicheln, jeden anzulocken. Er ist das Heiligste und Höchste. Voll heimlicher Segen, voll tiefster Geheimnisse, überreich an neuen Ernten. Er ist Dirne und Königin. Stets wechselnd, nichts fest

Bleibendes, das seine Bedeutung wie ein Wappen vor sich herträgt, sondern voll mystischer Kraft ruft er nach Befruchtung.

Die großen Meister sind wohl jene, welche alten Tönen neue Werte geben und sie mit neuen Wundern erfüllen. Bei ihnen sind alle Töne mehrdeutig. Sie ziehen Fäden zu Verklungenem und deuten auf werdendes hin. In ihrem Schoße ruhen die Keime alles zukünftigen Gestaltens. Sie erhalten Sinn aus Vergangenen, Gegenwärtigem und Zukünftigem. Man kann aus den Tongebäuden der Großen darum keine Tonsteinchen herausnehmen, ohne daß alles nachstürzt. So bedeuten hier die Töne mehr, als bei jenen, denen Töne zu klingenden Mosaiken, in welchen lose Stein neben Stein liegt, sich fügen. Sie tragen ein Mysterium, ein unergründlich Reiches und tief Beziehungsvolles in sich herum. Sie bedeuten nicht nur etwas für sich, sondern auch für das Ganze. Solche Werke erinnern an die Welt der Mystiker, da jedes Ding Sinn und eigene Bedeutung im großen All hat, ein heiliger Geist im Kleinsten steckt, dieses dem großen All gefällt und eine überirdische Kraft alle Dinge, große und kleine, lebende und leblose, schlechte und gute verbindet. Die wirklich großen Meister weren solche Mystiker. So die alten Niederländer und Bach. Die Werke der Niederländer haben alle einen sonderbaren Zug. Weltliche Liedlein bilden den Untergrund ihrer tief verschlungenen phantastischen Messen, und die vertrauten Weisen der Gasse erleben hier eine seltsame Verwandlung. Sie sind dieselben und klingen groß, herrlich wie feierliche Posaunen. Sie sind von majestätischer Pracht oder ergebener Verzückung, langsam dahinflutend wie Weihrauch, hoch und glänzend wie Monstranzen. Ein Übernatürliches, rein und schön. Es ist die heilige Wandlung der Töne, die vom Geiste der Großen geführt werden. Oder man denke, wie Bach alte Choräle mit unergründlich reichem Inhalt erfüllt. Oder an das tiefste Symbolum musikalischen Schaffens, das „Crucifixus“ der hohen Messe. Wie aus den geistlich nackten, immer wiederkehrenden vier Takt des Basses die tiefste Tragödie, die innersten Schauer, die unermesslichsten Tonverschlingungen herauswachsen, langsam sich ineinanderflechten zu geheimnisvollen, dunklen, schweren Gespinnsten. Die Lieder der Gasse, die Choräle, ein einfacher Bass . . . sie bedeuten auf einmal Welten, etwas überirdisch Großes und sind voll unendlich reicher Schätze. Ein solcher Schöpfer neuer Welten und Mystiker ist Bruckner. Man höre die ersten Takte der dritten Symphonie. Über dem Grundtone (d) erhebt sich in Achtelbewegung dahinflutend der zerlegte D-moll-Akkord der tieferen Saiten. Auf diese senkt sich wie Schneeflocken das Violingeläger mit denselben harmonischen Gehalte. Und zwischen dem dunklen Grunde und dem lichten Schleier steigt das Trompetenmotiv heraus, aufgebaut aus den Tönen des

Grundakkordes und einem Teile der Grundskala. Ein einfaches Signal, doch übermenschlich groß, wie gespenstisch aufsteigend erweckt es den Gedanken an einen Phönix, der sich aus den Flammen erhebt, oder sonst etwas Strahlendes, Kühnes, hoch Aufjubelndes. Und alle künftigen Verwandlungen, der Reichtum der kommenden Entwicklung liegt in ihm verschlossen. Deshalb klingt es so bedeutend und schwer. Es tönt so scharf und klar und ist dennoch an Geheimnissen reich. Oder ein anderes, der Anfang der vierten Symphonie. Vom dunklen Saitentremolo hebt sich ein Hornruf ab. Aus zwei Tönen geboren klingt er wie tönende Keilschrift, wie etwas Großes, Ewiges. Jeder Takt hat weiter diese breiten Fittiche, den weiten Kiem und den Duft von Großem und Bedeutsamem, der um ihn schwebt. Man beruhe einmal die Töne des Orchesterklanges. Sie klingen gleich groß und voll. Sie haben stets die großen bedeutsamen Stirnen, auf denen sich Königsgebanen spiegeln. Sie tragen ihre Größe mit sich herum. So mag man die Kuppel des Petersdomes im kleinsten Bilde gigantisch und groß sehen, während eine andere Kuppel tausendmal mit sich multipliziert leer und nichts sagend erscheint.

Und nun erklingt das Vier dieser geheimnisvollen Tongebilde. Alle geheime Kraft, die in den Motiven schlummert, wird wach. Aus den Jupiterköpfen der Themen springen gewappnete Göttinnen. Und wenn schon die einfachen Themen von Rätseln voll sind, so hört man jetzt ihre tiefsten Geheimnisse. Geheimnis vom Werden und Zeugen der Töne, vom Wachsen, sich Entfalten, sich Verbinden. Welterschöpfungen der Töne. Das Werden einer tönenden Welt, in welcher alles Beziehung hat, eines stets wechselnden, wandelbaren Ersten, in dem jeder Ton bedeutsam, tief erklingt. Und man erinnert sich des Goethischen Wortes über Bach, so müsse es wohl Gott im Busen gewesen sein, als er die Welt schuf.

— — — — Die letzte und höchste Offenbarung der griechischen Mysterien war das Geheimnis des ewigen Werdens, der Akt der Zeugung, die Göttin der eleusinischen Feste, die Göttin der ewig sich befruchtenden und zeugenden Erde. Und im Trennen und Verbinden der Metalle suchten die mittelalterlichen tiefen Geister das Zeugungsgeheimnis zu belauschen. Allen galt es als das heiligste, das Rätsel der ewig neu sich gebärenden Welt zu sehen. Bei den großen musikalischen Mystikern, den Niederländern, Bach und Brudner ist die höchste Offenbarung, das Zeugen und Gebären der Töne, das sie unmittelbar schauen lassen. Das ewige neue Werden, sich Verbinden, sich Verschlingen, Ineinanderwachsen und Befruchten, und das Werden einer großen, sich verändernden fließenden Welt in ihrem ungeheuren Reichtum und der Fülle der Erscheinungen, den Schätzen des tönenden, neu sich wandelnden Lebens.

IV.

Andere aber meinen, es sei ein Gemisch aus Schulmeistern und Talenten, reich an neuer Erfindung, aber ohne Ordnung, im Kopf ohne zwingende Logik, ermüdend und langweilig.



Unser Dichteralbum.

Zephyr.

Der Zephyr, holdes Kind,
Des Lenzes sanfter Wind,
Streut Dir in blonde Locken
Der Apfelblüte Flocken
Und säthelt Deine Wangen,
Die zart wie Rosen prangen.

Die Zephyrs aber, Kind,
Sind wie der Samum-Wind.
Aus der Sahara heißem Sand,
Von Sonnenglut schwarzbraun gebrannt,
Kam ihre finke Schar
Vom Meer zum Ufer der Koire,
Von Spahis rechts und links flankiert,
In weißen Mänteln, schmuck geziert,
Mit Säbel, Kanj' und Flint,
Ein wüstenwild Gefind',
Als grimmer tobte der Krieg,
Zu werden um den Sieg.

Alлах! Sie stürmen heran —
Wir Jäger schlagen an —

Feuer! Wie die Salve kracht,
Zu Boden wirbelst die stolze Pracht,
Ein Mann und Rosz-Gemenge
Im Staub und Blutgedränge.
Schnell folgt ein scharfes Knattern,
Burnuß und Turban flattern,
Der Sporn in den Weichen beschwingt
den Huf,

Vergebens schallt der Kommando-Ruf,
Noch mancher auf der Flucht erleidet,
Den fernher das Geschöß erreicht.

Dem Löwen gleich im Sprunge,
Mir that so leid der Junge,
Stürzt sich dem Bajonett
Entgegen ein Kornett.
Vivo la Franco! Ein Codieschrei
Ins Hurrah aus der Deutschen Reich'. —

Dem Zephyr, holdes Kind,
Bleib' stets ich gut gesinnt,
Weil Blüten von dem Apfelbaum
Er streut in unsern Liebesträum.

Federzeichnung.

Unten stand ich auf der Straße
In der kalten Winternacht,
Oben glänzte hell ein Fenster,
Ihrer hab' ich treu gedacht.

Oben sah ich einen Schatten
Rasch im Licht vorüber gehn,
Unten konnt' ich ihn erkennen,
Braucht' nicht lange hin zu sehn.

Oben hat die falsche Schlange
Die Gardinen zugemacht,
Unten ging ich langsam weiter
In der kalten Winternacht.

München.

Heinrich v. Reder.

Aus Helgakvidha Hundingsbana.

Selges Heimkehr.

Im tiefen Thal zur Mitternachtsstund'
 Da hört man es dröhnen im weiten Rund
 Von klirrenden Waffen und Hufgestampf;
 Da hört man die Råde, die heulend ruft,
 Wildschraubende Rosse ziehn durch die Luft,
 Es knirschen die Fägel, und weißer Dampf
 faucht aus den Mähnern, die weit gebährt.

Und aufspringt klaffend der Hügel im Thal,
 Aufsthet sich der große steinerne Saal,
 Und hineinsprengt die ganze reißige Schar.
 Und dann ist es still. Des Mitsummers Glanz
 legt sich auf die Berge, die wie ein Kranz,
 In dessen Blättern nur nistet der Uar,
 Rings um das düstre Thal sich gelegt. —

„Ist's Wahrheit, was meine Augen erschauen?
 Nicht nächtlicher Spuß, nicht nächtliches Graun?
 Und Du bist es, Heige, erschlagner Heid,
 Um den sich die Herrin in Lieb verzehrt?
 So wäre die Heimkehr Heiden gewährt
 Aus Wodans weißschimmerndem Königszeit?
 Nicht Täuschung ist es, was ich erschau'?"

„Nicht Täuschung ist's, was Du siehst; es ist wahr:
 Der Hundingstötter mit reißiger Schar
 zieht stammend hinunter ins Hünengrab.
 Nein, nicht ist's Täuschung; doch was Du geglaubt,
 Es sei die Heimkehr den Heiden erlaubt —
 O wehe, daß Wodan mir das nicht gab.
 Nein, keine Heimkehr ist uns gewährt.“

Die Hand am Herzen, in eilendem Lauf
 heimflohe die Magd die Berge hinauf:
 „O Siegrun, o Siegrun vom Wonnenberg!
 O eile; denn Helge mit seinem Troß
 zog ein zum Hügel, der sich erschloß.
 O Siegrun, o Siegrun vom Wonnenberg,
 Der Hundingstötter ist heimgekehrt!“

Ihm klappt die Wunde, es sickert das Blut,
 Er kann nicht mehr weilen in Wodans Hut.
 Die stammende Blut, die ihn heiß versengt,
 Er kann sie nicht löschen; die Wunde brennt,
 Und schnell, wie der Wolf übers Schneefeld rennt,
 Ist er von Walhall hernieder gesprengt.
 O daß Du kämst und stilltest die Blut!“

Da lag er, bleich, zuckend, lang hingestreckt,
Den Riesenleib die Brünne bedeckt,
Die vom rauchenden Blute noch naß und rot.
Auf der Stirne finstre Entschlossenheit,
Als wollte er bis in die Ewigkeit
Aufsiehnen sich wider den kommenden Tod,
Der ihn eisern und fest schon gepackt.

Mit fester Faust er den Schwertknauf umkrallt,
Eiskalt ist die Hand; das Haar, das umwallt
Die klopfende Schläfe, ist nebelseucht.
Und unter der Brünne die Brust so breit,
Es wird ihr zu eng, es wird ihr zu weit,
Wie wogt sie und söhnt sie und ächzt und seucht,
Und es durchzittert die Kraftgehalt.

Da wirft sich mit gellendem Schrei ein Weib
Mit zitterndem Arm auf den Riesenleib,
Umklammert ihn wild, auf den roten Mund
Da drückt sie der Küsse flammende Glut,
Und wortlos giebt sie die wallende Sint,
Die nie zu dämmende Liebe ihm kund,
Und sie zittert und flüstert und steht.

„O Siegrun, o Siegrun, o weine nicht,
Nicht trübe Dein glänzendes Augenlicht,
Du weintest so viel, Du weintest genug.
Abendlich, wenn Du zu Bette gingst,
Nach schlafloser Nacht die Arbeit ansingst,
Da weintest Du Thränen, die ich, ich trug;
Denn sie fielen hinunter ins Grab.

Und mir in den Busen, vom Speer zerkrallt,
Fiel wie ein Feuer, zu Klumpen geballt,
Die grausame Thräne und stahl die Ruh.
Und auf die Brünne, die blutig und kalt,
Fiel sie hernieder mit Centnergewalt
Und quälte und quälte und immerzu,
Und so rinnt ohne Stillstand das Blut.

O die ihr in Grabeshügeln versenkt
Und die den Schritt nach Walhalle gelenkt
Ins weite, feige Heldengefeld,
Können nicht schlummern bei Thräne und Klag',
Dann werden die klaffenden Wunden wach,
Aufsprühet das rauchende Blut so wild,
Und die Wunde, die Wunde, sie brennt.

Doch wenn ich nun fort zieh in schnellem Ritt,
Nicht schlepp' ich die nagenden Zweifel mit,

Seit Du, die Du lebst, mir lagst an der Brust.
 Nun zieh' ich hin auf gerötetem Weg,
 Auf keuchendem Ross übern Wolkensteg.
 O hätt' um die Liebe doch Wodan gewußt,
 Er hätte mir Heimkehr gewährt." —

Auf sprang er vom Lager, da er gebahrt,
 Aufs schnaubende Ross, in fliegender Fahrt
 Hinauf in die Luft, hindurch zu Walkhall. —
 Und Siegrun vom Wonnberge ging sacht
 Hinaus in die stimmernde stille Nacht
 Und hin durch das Thal und erschauernde All. —
 Nie wieder ward Helge gesehen.

Heimkehrende Fischer.

Da kommen sie dröhnend herangeschritten,
 Zwei Mann, vier Mann, Seite an Seite,
 Und von der Stirne, der sonnengebräunten,
 Perlet tröpfelnd der Schweiß aufs Kleid.

Die schneidenden Stricke auf krummer Schulter,
 Keuchend, stöhnend ziehen ein Boot
 Sie durch den Elbstrom auf schlammigen Watten
 Heim im glühenden Abendrot.

Das zitternde Segel am Mastbaum schlottert,
 Schlamm'ge Ruder lehnen am Bord,
 Von ihren meernassen Netzen fällt klingend
 Reif' der Tröpflein trauter Afford.

Am Ufer! — Es geht die Sonne zur Ruhe,
 Kelse, leise ins Meer, ganz sacht;
 Flimmernde Sternlein am dunkelnden Himmel
 Keuchten friedlich zur Nacht, zur Nacht.

Kein Schiff rings, am dunklen Himmel nur segelt
 Reif' die Mondsee im Silberkahn
 Auf stockigen Wolken, im Strahlenglanze
 Wallend den Schleier umgethan.

Kiel

Wilhelm Koblen.

Die Botschaft.

Dem Valdur, meinem Gotte, wollt' ich am Runenstein
 Des Frühlings erste Blüten zu duft'gem Opfer weihn;
 Für meiner Jugend Freude hofft' ich gar holden Segen —:
 Da traten, weiß gestüßelt, drei Männer plötzlich mir entgegen.

Bei ihrem Anblick faßte mich ahnungslos Grau'n;
 So finster und so trübe waren sie anzuschau'n.
 Aus ihren blassen Mienen sprach Herzeleid und Noth;
 Sie kamen mir als Boten vom Horn des Gottes Gebaoth.

Und kaum, daß ich die Engel des Herren so erkannt,
 Gewahrt' ich, wie der erste schon drohend vor mir stand,
 Und mir zu Häupten lodern sah ich sein Schwert in Flammen:
 Vom Grimm des Allerhöchsten zerschmettert brach ich da zusammen.

Doch eitends voll Erbarmen neigt' sich der zweite nieder;
 Mit mildem Chrysam salbte er mir die wunden Glieder.
 Auf meine bangen Augen, auf Lippe, Stirn und Haar
 Ergoß die Gnadenfülle des Lammes Christ sich wunderbar.

Und endlich schwang der dritte vor mir ein Weihrauchglas,
 Von dessen schweren Dünsten ich langsam ganz genas. —
 Als taumelnd ich erwachte, sah ich die drei nicht mehr.
 Mein Herz fand ich von Sünden, von Kraft und Lebensfreude leer.

Leipzig.

Kurt Martens.

Linde, weiche Winde . . .

¶ Linde, weiche Winde
 Singen ahnungsleise
 Reiche Wunderweise
 Von dem Frühlingskinde.

Winterklare Sterne
 flimmern aus dem Blauen . . .
 In mir sternt Vertrauen
 Auf die Frühlingsferne.

Reiche Wunderweise
 Von dem Frühlingskinde
 Singen weiche Winde
 Ahnungsleise

München.

Hans H. Basse.

Der Kapitän.

¶ Eisflirrender Frost . . . und kein Sternenschein
 ¶ In des Oceans Winternacht hinein.

Der Ostüdoß mit rasender Wut
 Türrt berghoch auf die rauschende Flut,

Die spielend, wie mit Aufschaleniaß,
 Hinträgt des Dampfers Prachtpalast.

Seine wirbelnde Schraube rastlos schlägt,
 Unwillig die See den Schlag erträgt.

Es gleitet das Schiff durch Strudel und Sturm
 Vom Wellenthale zum Wellenturm.

Nicht weicht und wankt im eifigen Wehn
Von seiner Brücke der Kapitän.

Die Luft peitscht seinen blondroten Bart,
Der Mann ist von Nordlands Reckenart!

Jetzt schließt er das Aug' eines Pulschlags Zeit
Und träumt sich dahin in die ferne Welt,

Wo friedlich schlummernd die Seinen nun
Im roßigen Ampelscheine ruhn.

In den weißen Armen der süßen Frau
Goldhaarig sein Kind — sein Abbild genau!

„So schläft nur ruhig auf weichem Pfühl,
Träumt nimmer vom Brausen und Schaumgewühl.“

Er lächelt — des Traumes roßiges Licht
Weht ihm Sturmmodem vom Angesicht.

. . . . „Wie, Grünlicht?“ Der Flutkamm birgt es schnell.
— „Und backbord?“ Sein Auge wird adlerhell.

Sein Schiff! Jedweder Muskel wird Stahl,
Dierhundert Leben! Und im Kanal!

— „Noch einmal backbord — und immer grün,
Und vor uns kreuzen? Vergeblich Mühn.“

Raketen hinauf! fehlt uns die Flut,
So warn' ihn von oben die sprühende Blut!“

Die Backwacht schüttelt exgrimmt den Kopf:
„Nun wirst Du doch wenden, verdammter Tropf?“

Engländer, was gilt's! Das fährt wie toll
Im Schlaf hin, oder des Fusels voll.

Ein Kohlendampfer wohl! — solch ein Zwerg!“
— Auf's neue hebt sich ein Wasserberg

„Rotlicht, ihr Narren! Eh' ihr das weißt,
Errat' der Henker, wohin ihr reißt

Zum Teufel doch, ein Esel — ein Schwein
Säh' unsres Kolosses Glühlichtschein!“

— Und wieder vertauscht die Wasserwand,
Am Rade der Mann erhebt die Hand

Denn näher, viel näher die Nacht durchbricht
Und stetig backbord — das grüne Licht

— Doch winkt ihn der Offizier zur Ruh':
„Der Chef hält Wacht und den Kurs halt' Du!

Sie können im letzten Moment noch drehn,
Wir müssen, wir dürfen nur vorwärts gehn.“

Nun ist verschwunden der grüne Strahl,
 Tief taucht das Schiff in ein Wellenthal.
 An seinem Bug ohnmächtig verzischt
 Der gierig anrollenden Wasser Gischt.
 Dann unter dem Kiel versinkt der Schwall.
 — Schon naht eines neuen Kammes Prall
 Da gest von der Back des Mannes Schrei —
 — Zu spät! — Auf dem Kamme brauß's herbei
 Wohl haftet des Führers Mund ans Rohr,
 Sein Ruf schlägt nicht an des Steuerers Ohr,
 Vom Krachen der Bordwand übertönt,
 Dawider schmetternd der Erzbug dröhnt,
 Den, getragen vom grimmen Element,
 Der fremde Dampfer ins Schiff nun rennt.
 So rennt den gestamten Malayendolch
 Im Umollauf ein berauschter Strolch
 Wahlos und ziellos, in Mordesiuß
 In eines friedlichen Wandrers Brust.
 — Es fühlt wie ein Messer im Herz umdrehn,
 Sein Blut gerinnen der Kapitän.
 Doch, sichtbar, zuckt ihm kein Wimperhaar
 Der Augen so treu und so falckenklar.
 „Rauscht nur, ihr Wogen, heran vom Grund,
 Uns halten die Schotten über dem Schlund!“
 Los reißt sich der Fremde, es kirrt und kracht
 — Er sinkt zurück in Rauch und in Nacht.
 Von hoher Brücke tönt fort und fort
 Des Führers festes Kommandowort.
 Doch fort und fort auch die See anblinkt,
 Die gurgelnd im tiefen Riß versinkt.
 — Was bebt da oben das Heldenbild?
 Was blickt sein Auge mit Eins so wild —
 Weil dort den Lufken, gestäubt das Haar,
 Enttaumelt der Feuerleute Schar?
 „Die Boote nieder!“ Nun quillt's herauf,
 Der Todgeweihten verworrner Hauf!
 „Nach Steuerbord Kinder und Frauen all
 Kein Boot hält luvseit' der Woge Prall.“
 Doch lauert den Tod in Luw und Lee,
 Die Boote kentern in brodelnder See.

Aufs neu wird backbords ein Kahn bemannt,
Ein Blatt schreibt fliegend der Kommandant.

Er faltet's: „Nehmt Ihr es, Steuermann!
Den Meinen bring's, wer der Not entrann.“

Da hebt sich der Bug, und das Deck wird steil —
„Das ist das Ende, kein Hort, kein Heil,

Nun ist von der Verlassenen Heer
Nicht eine Seele zu retten mehr!“

Jetzt hebt sich aus den Tälern das Boot,
Es winkt mit den Augen der Pilot . . .

Ein Sprung? Da donnert der Kapitän:
„Stoßt ab!“ — er bleibt auf der Brücke stehn.

Zu Ende alles! — Doch endet die Pflicht
Voroc dem Leben dem Seemann nicht.

Zu Gott ein letzter stummstehender Schrei,
Daß leicht das Ende den Armen sei, . . .

Dann schwindet um ihn, der da oben hält,
Wie Rauch die heulende Meereswelt,

Sein Ohr ist geschlossen, sein Auge blind,
Vor seinen Sinnen nur Weib und Kind . . .

In weißen Armen, am Herzen dicht
Der Frau, Goldköpfchen im roten Licht —

— Nun Schaum und Strudel — den lächelnden Mund
Verfchlingt mit dem Schiffe der Wasserschlund.

München.

A. Niedermann.

Liebeslieder.

I.

Begegnung.

Nun lachst Du mich verflohen an
Mit dunklem Aug', Du fremder Mann;
Mit brennender Lippe streiffst Du mich,
Heiß pocht mein Herz: Ich kenne Dich!

Aus schwüler Träume Zauberspuß,
Aus wüsten Schemen voll Lug und Trug,
Aus frühlingnächtlichen voll Windeswehn
Hab ich Dein Bild mir winken sehn!

Aus düster flammendem Morgenrot,
Das Hagelschauer den Saaten droht,
Aus lohendem Bliz, wenn ein Wetter braut,
Hat schon Dein Aug' mich angeschaut . . .

Nun trittst Du selbst in meinen Pfad,
Ich weiß, daß mein Verhängnis naht,
Mit brennender Lippe streiffst Du mich,
Wild rast mein Blut — ich grüße Dich!

II.

Mit roten Kressen.

Mit roten Kressen hatt' ich mich geschmückt,
Du hast sie jäh an Deiner Brust zerdrückt.

Mit bleichen Wangen bot ich Dir den Gruß,
In Flammenwogen tauchte sie Dein Kuß.

Mit ruhigem Herzschlag trat ich zu Dir her — —
Und nun, und nun — ich kenne mich nicht mehr!

Kolberg.

Klara Müller.

Flammentod.

Sagt die Hände, Mädchen, hebt
Leicht die feinen Füße!
Wie der Reigen zierlich schwebt,
Lied um Lied mich grüße!
Jugendlied und Jugendtanz,
Holder Schönheit reicher Kranz:
Unter Tanz und Singen
Will ich's leicht vollbringen!

Wie die Flamme mich verzehrt,
Läuschen nur und Schauen,
Und kein Wunsch mehr, der begehrt: —
Zukunftsfroh Vertrauen!
Eil' ich auf beschwingten Seh'n
Aufwärts, wo die Schatten geh'n.
Hoch in Sternenhelle
Trägt mich flügel-schnelle.

Hör' ich, wenn ich ausgekämpft,
Crippelu noch die Füße
Lichtwärts schweben, mild gedämpft,
Lezte Liedergrüße
Mädchenfinger streun ins Land
Den verglühten Aschenbrand. —
Wie's auch Götter wenden, —
Herrlich! — so vollenden!

Heppenheim a. d. Bergstr.

Wilhelm Holzamer.

Konstitution.

„Tout dépend de la manière dont on fait
envisager les choses au roi.“

(Riccaut, in Lessing's Witzen.)

In einem großen Reich herrscht' einst ein König,
Des festen Willens voll, sich zu beglücken,
Auch Frau und Kind, und kurz, sein ganz Geschlecht,
Wie's Fug und Sitte heischt, und Brauch und Recht;
Ja selbst sein Land und Volk, wenn's thünlich wär',
Auch dies, man sagt es ihm, sei Sach' der Ehr'.
Das Reich war groß, jedoch zerrüttet,
Und seine Einheit schlecht gefittet,
Was einer will, will just der andre nicht,
Denn was dem einen Nacht, das heißt dem andren Licht.

Der schönste Casus belli wird stets im Keim ersticht,
 Weil sich's, wenn's losgeh'n soll, so klar wie Sonne zeigt,
 Das halbe Volk ist mit dem Feind verstrickt,
 Durch Sitte, Sprache, Stamm im Herzen ihm geneigt. —
 Nie konnt' der König thaten, wie er mochte. —
 Nur im Manöverfeld durst' er den Säbel schwingen,
 Allein um groß zu sein, muß röten man die Klingen.
 Für immer sieht der König schon mit Schrecken
 Sich und sein treues Volk im Sumpf des Friedens stecken.
 Sieht angstvoll in der Zukunft Nebelfernen,
 Kein Schüler wird dereinst aus der Geschichte lernen,
 Den Ort, den Tag, die Zahl Verwundeter und Toter,
 Wo blutig er gesiegt, das Fernrohr in den Händen,
 Vom sicheren Hügel aus den Gang der Massenschlacht
 Mit Feldherrnblick bald her bald hin zu wenden. —
 Kein bäumend Erzgroß wird sein Erzbild tragen,
 Nach vorwärts deutend aus der Trübsal Tagen,
 Als Völkerdank für ihn emporzuragen,
 Den Kühnen Retter aus des Krieges Plagen.
 Daneben war der König, und zwar aus Grundsatz schon
 Ein Feind der Modethorheit — Konstitution. —
 Und längst bereits vor jenem Preußenkönig
 War ihm ausnehmend viel daran gelegen,
 Kein Blatt Papier zwischen Fürst und Volk zu legen.
 Es hatten ihr liebes Kreuz Hofräte und Minister,
 Wer zur Verfassung riet, den schalt er als Philister,
 Und wer behauptete, daß Kron' und Thron
 Für den Kronprinzen, den einz'gen Sohn,
 Zu sichern wären nur durch Konstitution,
 Den jagt er davon mit Spott und Hohn. —
 Und groß war die Trauer des Freisanns im Lande,
 Ging ja sein Latein gar schmähdlich zu Rande;
 Man schämte sich baß vor den anderen Völkern
 Mit konstitutionellen Völkermelkern. — —
 Da kam an den Hof ein neuer Minister,
 Stets deß' was er plante ein schlauer Exister.
 Auch er wie die übrigen will Konstitution,
 Doch am wenigsten der König erfährt was davon. —
 Einß wird er zum König zum Vortrag beschieden,
 Als Leuter des Auseren zu retten den Frieden.
 Am Eingang schon seuzt er bekommen tief auf,
 Entfärbt sich, es stocket die Zunge im Lauf,
 Als müßt' er ersticken am schlimmsten Geheimnis,
 Als hätt' er zu beichten das ärgste Verfaumnis. —
 Der König, ein großer Freund vom Regieren,
 Vom Helfen mit des Geistes Blüß
 Oft stockendem Ministerwiß,
 Und vom Befreien aus der Enge

Der Alltagsgeister im Gedränge,
 Horcht auf des Liebings bange Rede. —
 Herr, spricht dieser, wie muß mich's kränken,
 In Schmerz und Trauer Dich zu versenken. —
 Vorbei, vorbei, der blaue Friedenshimmel!
 Die Wolke droht und Schlachtgetümmel!
 Der Nachbar X hat heimlich gerüstet,
 Die Spione haben's verlässlich erlistet.
 Wird Dir, der als Höchstes verehret den Frieden,
 Die Trübsal des Krieges nun dennoch beschieden! —
 Der König, er fühlt sich die Heldenbrust schwellen,
 Den Ruhm, er erahnt ihn aus blutenden Quellen.
 Doch, meint er, mit düster nachdenklichem Blick,
 Du kennst ja mein Reich, sein Jammergefchick.
 Die unseren, Du weißt es, sind immer geteilt,
 Die Seuche der Zwietracht ward nie noch geheilt,
 Und ziehen vom Leder mit Wonne die einen,
 So sieht man vor Wut schon die anderen weinen,
 Und beide, statt zielen nach Feinden als Scheibe,
 Sie gingen am liebsten einander zu Leibe.
 Drum muß man die Geister, die Herzen versöhnen,
 Sie schnellstens im Rat an einander gewöhnen,
 Da kenn' ich das Mittel — verkünde, mein Sohn —
 Wir erteilen in Gnaden — Konstitution.

Sonett.

§onett so nett soll sein wie's Modepflppchen,
 Das niedlich, pudig, herzig, will gefallen
 Der Welt — nicht Hohen, Edlen nur — nein, allen, —
 Kofett im Tänzelschritt und Oberstübchen.

Nicht wählt' ich mir fürs Leben solch ein Liebchen, —
 Leicht zwischen uns könnt' Sanfteswort erschallen; —
 Da lob' ich mir der Liebe kindlich Kallen,
 Mit Augen treu und blau und Wangenrübchen.

Und wer der Kunst sich ewig will verbünden,
 Der minne Gretchen, Lotten — nicht Philinen,
 Such' Unschuld und Natur, die treulich lohnen.

Die werden Hohes ihm und Edles künden,
 Ihm lauschen frohbewegt verklärte Mienen,
 Und zollen dem Verdienste seine Kronen.

Wien.

Moriz Adler.

Puppenspiel.

Gott freilich mag sich göttlich amüßieren,
 Wenn er den dummen Ernst der Menschenkinder,
 Der Kindermenschen selig sich betrachtet,
 Wie sehr verachten muß uns der Erfinder
 Von diesem Puppenspiel! Hereingefallen
 Sind wir auf jede seiner Listen, zanken
 Im Spiel uns ernstlich, und wir schlagen wirklich
 Die Köpfe uns ein; auch plagen mit Gedanken,
 Mit schweren wir die allzuarmen Hirne
 Und suchen noch das Wesen dieses Lebens
 Und sprechen von Entwicklung, von den Zielen,
 Den klarerkannten, unsres weisen Strebens.

Und alles ist doch nur ein Spiel der Puppen,
 Nicht ernst zu nehmen. — Geht, ihr macht ihn lachen,
 Den lieben Gott, der bald sechstausend Jahre
 Euch anführt mit denselben Siebensachen.

Wien.

Emil Rebert.

Ohne Licht.

Im Dunkeln sitzt mein Herz und horcht hoch auf,
 Auf alle, die im Licht vorübergehn.
 Die Glücklichen, sie nehmen ihren Lauf
 Wie muntre Vögel, die zum Meere gehn.

Jauchzend und jubelnd ziehen sie dahin —
 Licht auf der Stirn und Liebe in der Brust,
 Und neben ihnen walt die Siegerin:
 Gestillte Sehnsucht und genoss'ne Lust.

Satt sind sie alle trunken und berauscht,
 Mit Nebenlaub die helle Stirn geschmückt;
 Im Ohr hallt noch das Lied, dem sie gelauscht,
 Die Lippe fühlt den Mund, der sie beglückt.

Und ich? Ich harre in der Dämmernacht
 Und lausche, wie mein Glück vorüberschleicht!
 Die purpurrote, lichtgekrönte Pracht
 Hat niemals mir den Feuerkranz gereicht.

Niemals ein Licht! — Und für die andern flammt
 Ein Fackelmeer, ein Riesenweihnachtsbaum!
 Für mich — kein Funken, der von oben flammt —
 Nur Durst und Hunger — und ein Fiebertraum.

Und Wünsche — heißer als des Atnas Hauch! —
 — Der Blinde starrt ergebungsvoll ins Licht —
 Blind, blind ist meine bange Seele auch! —
 Ergebung aber kennt sie nicht!

Sie lauscht und horcht, denn draußen zieht der Troß
 Der Lichtumstoff'nen Seligen vorbei —
 Vorüber jauchzt Genosse mit Genoss' —
 Und hinter ihnen gellt ein Sehnsuchtschrei — — —.

Dresden.

Johanna M. Kankau.

Fiebertnacht.

Hild kockt die Uhr, und schwindlige Minuten
 fühl' ich mir hastig durch die Seele bluten,
 Durch alle Pulse rasen . . Und sie beben
 In irrem Verschmachten, —
 In müdem Verachten, —
 Dem Lechten zu, — dem großen lebendigen Leben,
 Dem niemals erlebten, zu . . .

Laut stöhnt es in den kleinen Maienglocken . . .
 Die bange Nacht hat sie zu Tod erschrocken —
 Ersterbend strahlt ein greller Feuerstreifen,
 Dann sinkt es zusammen
 In purpurnen Flammen,
 So sterbeschön, wie wir's allein begreifen,
 Wir Kinder der sterbenden Flamme!

Wien.

Ezzie.

Gebet.

Sin stieh' ich, Ihr Götter, zu Euch
 Aus des Lebens Mühsal und Nöten,
 Hin zu Euch, die, von den Menschen ver-
 höhnt,
 Ihr der Erd' Euer stolzes Antlitz entwandtet.
 Hin stirbt das Ideal,
 Hin ist der Menschheit Würde.
 Lautöhnend tritt die Willfür
 Der Unschuld auf den Nacken,
 Und feig,
 Um eignen Vorteil schänd' besorgt,
 Bleibt das freie Wort im Busen haften.
 Tief beugen sie

Im Weihrauch
 Tief das Haupt
 Vor ihren selbstgeschaff'nen Götzen,
 Und frech sich brüstend
 Frohlocken sie
 Der eigenen — Schande.
 Laut hebe ich die Stimme,
 Doch heulend folgt die Menge
 Mir grinsend auf den Ferse.
 Ich irre von Thür zu Thür
 Und suche Liebe —
 Und Liebe bieten sie mir
 In goldenen Pokalen,

In seidenen Gewändern,
 Doch — Gift ist in dem Keiche,
 Gift zwischen den Nähten,
 Gift zwischen den Rippen,
 Die schwellend
 Mich bruderbrünstig küssen —
 Und krank und müd' und elend —
 Oh — wie ekelt mich der bunten Lüge,
 Wie legt es kalt sich mir ums Herz —,
 Ich fühle meine Seele mir erstarren.
 Und einsam rett' ich zu Euch mich,
 Ihr Götter,
 Und sehe um Gnade,
 Um Gnade für dies entweihete Auge,
 Für dieses entheiligte Herz —
 Nein, wendet Euch nicht,
 Denn noch tret' ich

New-York.

Ungebeugten Haupt
 Vor Euch hin,
 Noch blick' ich frei zu Euch empor,
 Ihr Götter,
 Ihr meiner Jugend Götter,
 Die meine Seele liebt
 Und ich hebe die Hände,
 Und bete zu Euch,
 Und stehe um Kraft,
 Um die Kraft der Liebe,
 Treu Euch zu dienen,
 Trotz Hohns, trotz Elends
 Und trotz des wütenden Heulens der Meute,
 Treu — ohne Wanken,
 Bis von der Formen Schranken erlöst,
 Der höheren Einheit wieder vereinigt,
 Lebendig im All ich verfinke

Washington Baruck.



Bartel Turaser.

Drama in drei Akten von Philipp Langmann.

(Brünn.)

Personen.

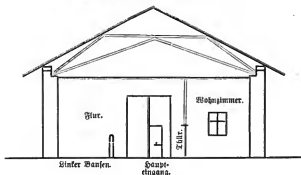
Bartholomäus Turaser,	}	Färbereiarbeiter in der Baumwollwarenfabrik vormals Daberger & Söhne
Adolf,		
Reizner,		
Raswetter,		
Zacharias,		
Schimmei,		
Marie Zelber,	}	ebenda.
Kieppi, Färbermeister,		
Ein Buchhalter,	}	beider Kinder.
Albine Turaser, Bartels Ehefrau.		
Bartholomäus,		
Ein Säugling,		
Adolfin, das Weib Adolfs.		
Anna Zelber, Marlen's Schwester.		
Dr. Schwarzweiß, Rechtsanwält.		

Arbeiter und Arbeiterinnen; sämtliche mit schwarzen Händen, soferne sie in der Färberei beschäftigt sind. Die Männer auch im Gesichte blau, insbesondere um die Augen und am Halse; die Weiber reinlicher. Kleidung ärmlich und geflickt, aber nicht zerlumpt, einzelne neu und nett.

Ort der Handlung, die in der Gegenwart spielt, in allen drei Akten das Wohnhaus Turasers am Rande einer großen Stadt, das letzte Erbstück der in früheren Geschlechtern wohlhabenden Bauernfamilie. Es diente einst als Scheune, liegt isoliert und etwas abseits an der Straße, die ins nächste, fast ganz von Fabrikarbeitern bewohnte Dorf führt und enthält zwei Räume: das Wohnzimmer und die Flur. Die Pfosten des rechten Banjens sind erhöht und trennen das Wohnzimmer von dem übrigen Raum, der Flur, bestehend aus der Lenne und dem linken Banjen.

Ein kalter Vorwinter.

Der erste und dritte Akt spielt im Wohnzimmer, der zweite in der Flur. Rechts und links vom Zuschauer.



Erster Akt.

(Das Wohnzimmer Turasers. Links rückwärts die Eingangstür, die zur Flur führt, im Hintergrunde und rechts kleine Fenster mit roten Vorhängen und kärglichen Topfgewächsen. Reichliche, aber ärmliche und ungeordnete Einrichtung. Viel Kram. Darunter ein Kasten mit 4 Schiebläden, darauf ein Muttergottesbild aus Gyps unter einem Glassturz, Kunstblumen, Porzellan und Glas. Ein Sparherd, der benutzt wird und ein kleiner eiserner unbenutzter Ofen, dessen Blechrohr quer durch den Raum zum Kamin geht. Stricke zum Aufhängen der Wäsche, an ihnen etwas weißes Baumwollzeug. Rechts vorn das Bett des kleinen Bartel mit dem Fußende zum Auditorium, dabei eine Scheibtruhe als Wiege für den Säugling: man setzt sich auf die Tragstangen, hebt damit die Truhe samt dem Rad, läßt sie niederwippen, ohne mit dem Rad den Boden zu berühren. Eine kleine Petroleumlampe beim Kopfende des Bettes erhellt den Raum.)

(Turaser, den Säugling auf dem Arme, steht am Sparherd und rührt in einem Löffchen, sieht nach dem Feuer und hutscht das Kind, wobei er leise summt. Bartholomäus liegt aufrecht im Bett, mit dem Gesicht zum Zuschauer, ein Buch in den Händen. Pause.)

Al. Bartel (leidend): . . . Es ist manchmal hellbraun und manchmal schwarzbraun und ist gar nicht so harmlos wie man zumeist glaubt; es raubt Vogelnester aus . . . (Legt das Buch in den Schoß und sieht auf.)
— Nein, Pappi, das kann doch nicht sein! — Pappi!

Turaser: Was denn?

K. Bartel: Es kann doch nicht sein, daß das Eichhörnchen so böse ist.

Turaser: Es steht doch im Buche.

K. Bartel: Freilich. — Es raubt Vogelnester aus. Was machen denn die armen kleinen Vogerln? — Pappi!

Turaser: Was denn?

K. Bartel: Was machen denn die kleinen Vogerln?

Turaser: Die legen wieder frische Eier und brüten und bekommen dann Junge und füttern sie bis sie groß sind und fliegen können. (Paus.)

K. Bartel (stief): Es hüpfst von Ast zu Ast, es klettert auf die Bäume. . . . Pappi! — Fällt es dann nicht herunter?

Turaser: Aber nein!

K. Bartel: Von einem Ast auf den andern Ast? — Auf den andern Baum?

Turaser: Wenn der Ast vom andern Baum in der Nähe ist, springt es darauf. Im Wald sind aber immer die Äste bei einander.

K. Bartel: — — Pappi!

Turaser: Was denn?

K. Bartel: Warst Du schon einmal in einem Wald?

Turaser: Sei doch nicht dumm; freilich war ich. Und oft! Vor drei Jahren waren wir zu Besuch bei den Grafischen in Schwarzkirchen, dort ist ein Wald, ein großer — — na, wie sagt man doch — kein Laubwald — —

K. Bartel: Nadelwald.

Turaser: Ja, so einer, ein Nadelwald, Fichten und so.

K. Bartel: Hast ein Eichhörnchen gesehen?

Turaser: Öfter als einmal. Einmal sah ich eins auf der Erde, da machte etwas einen Lärm, gleich war es auf einen Baum, hufsch, hufsch, und auf einen Ast und auf einen andern Baum, fort, fort, — — — hast nicht gesehn! (Bartel lächelt) — — — hast nicht gesehn!

K. Bartel (trüblich): Wenn ich einmal ein Eichhörnchen hätte! — Da wär' ich froh! Es möchte springen, hufsch, hufsch! — O, ich möchte es schon fangen! Eins, zwei, gleich hätte ich es. Und dann möchte es bei mir schlafen.

Turaser (lacht): Thät sich schön bedanken für Deine Gesellschaft.

K. Bartel: — Nein. . . . ?

Turaser: Du ungeschicktes Köpferl. Das muß sein eigenes Zimmerl haben und sein eigenes Bettlerl, kleines Glaserl — jah! —

K. Bartel: Ein Käfig? —

Turaser: Jah! —

K. Bartel: Eingesperrt?

Turaser: Sonst lauft es ja weg! — Ganz weg! —

Kl. Bartel: Stirbt es nicht?

Turaser: Ach was! Es ist lustig und springt und beißt und knackt Klüffe auf, — ja! — Und dann spielt es sich. Es hat ein rundes Kammerl, da springt es hinein, und wie es lauft, so dreht sich das ganze Kammerl.

Kl. Bartel: Wie? —

Turaser: Das Kammerl dreht sich.

Kl. Bartel: Das Kammerl?

Turaser: Freilich! Es hängt in zwei Zapfen, und wie das Raßl hinaufspringt, dreht es um, muß das Raßl wieder hinaufspringen und wieder und wieder, wieder, wieder, und so dreht es sich

Kl. Bartel: nein! — Pappi! Pappi!

Turaser: Was denn?

Kl. Bartel: Das muß schön sein!

Turaser (er hutscht das Kind auf seinem Arm): Bsch — sch! bschbschbsch! Bsch — sch! Bsch — sch! — — — Wenn Du brav bist und bald gesund wirst, so werden wir einmal eins bekommen.

Kl. Bartel: Bekommen?

Turaser: Nu, fangen, kaufen, es kostet ja nicht so viel!

Kl. Bartel: Kaufen?

Turaser: Alles kann man kaufen.

Kl. Bartel: Doktor auch?

Turaser: Auch. Doktor, Eickelzel, Fleisch, Bald, alles!

Kl. Bartel: Ich möchte mir gleich Doktor kaufen und Bald und Eickelzel.

Turaser: Und Fleisch? — Nicht?

Kl. Bartel: Ja, — auch! Aber die Mammi bringt ja.

Turaser: Ja, sie bringt. — Aber vorher muß sie es kaufen.

Kl. Bartel: Alles kann man kaufen.

Turaser: Ja, auch Gesundheit und langes Leben.

Kl. Bartel: Weil man sich Doktor kaufen kann.

Turaser: Doktor, frische Luft und gute Speisen. Alles, nur nicht das gute Gewissen.

Kl. Bartel: Haben einen die Leute nicht gern?

Turaser: Die Leute haben jeden gern, der Geld hat. Aber wenn einer ein schlechtes Gewissen hat, das wurmt und bohrt inwendig und er denkt sich, wenn ich nur so brav wäre wie andere Leute, und wenn ich nur ruhig sein könnte, gern möchte ich mein halbes Vermögen hergeben, wär' ich nur ein ehrlicher Mensch. Aber umsonst, das kann er sich nicht kaufen.

(Es klopft.)

Turaser: Wer ist —? — Wer ist draußen?

Kleppl (von der Thür, die ganz dunkel): Ich bin's.

Turaser: Wer ich? — Ah — Sie! Kommen Sie herein; ich kann doch nicht hinausgehen mit dem Kind, und machens die Thür zu, daß nicht das bißl Wärm' hinausgeht. (Nach einer Pause): Es ist ja niemand da! —

Kleppl: — Ist niemand da?

Turaser: Was wollen Sie? —

Kleppl: Ich komm' zu Ihnen.

Turaser: Was wollens!

Kleppl: Ich habe mit Ihnen etwas zu reden, Sie wissen ja gut, um was es geht.

Turaser: Ich weiß gar nichts. (Pause.) Ich weiß, um was es sich uns handelt, um was es Ihnen zu thun ist, kümmert mich nichts und brauch' ich nicht zu wissen.

Kleppl: Aber sind Sie doch vernünftig, Turaser, was habe ich Ihnen denn gemacht? Ich begreife nicht, was Sie haben wollen!

Turaser: Sie müssen zu Grund gehn! —

Kleppl: Aber reden Sie keinen Unsinn. Ich werde nicht zu Grund gehn. Wie so? — Ihr seid jetzt vierzehn Tag' im Streik, wie lange soll das noch dauern, es hat ja keinen Zweck.

Turaser: Zweck? — Sie müssen zu Grund gehn. Das ist der Zweck.

Kleppl: Wenn Sie noch vier Monate lang nicht färben gehen, so gehe ich doch nicht zu Grund; eher werdet Ihr alle vor Hunger sterben, alle zwanzig. Ich? ich such' mir einen andern Posten, ich bin ja nicht verloren in der Welt. Färbereien giebt's genug, und einen Meister wie mich kann man überall brauchen.

Turaser: Also, was wollen Sie jetzt bei mir da? —

Kleppl: Sie vergessen, ich habe erwachsene Kinder — —

Turaser: Aha!

Kleppl: Nun ja, nur deswegen ist mir die Sache peinlich.

Turaser (legt das Kind behutsam in die Truhe, geht dann zu Kleppl und hält ihm mit verhaltener Wut die Faust vor): Sehens, Kleppl, sehens, Meister, Sie sind der miserabelste Schuft, der mir in meinem Leben vorgekommen ist. Sie haben uns geschunden so viele Jahre, Sie haben jeden einzelnen von uns sekkert, wo es nur möglich war, und geschadet. Immer sind Sie hinter dem Direktor her und haben vor ihm Buckerle gemacht und Herr Direktor her, Herr Direktor hin, und wenn einer gekommen ist um eine Aufbesserung: — Wenden Sie sich an den Herrn Kleppl, wenn der Sie vorschlägt, ich habe nichts dagegen. — Ja, der Herr Kleppl! Dem hätt' einer kommen sollen, — schad' uns

Schmalz! Ihretwegen sind wir am schlechtesten bezahlt in der ganzen Fabrik, wegen Ihnen haben wir den miserablen Dienst, die stinkende Arbeit um die paar Groschen machen müssen, jetzt aber entgehen Sie uns nicht! . . . Wir haben es uns geschworen, hören Sie, was ich Ihnen sage, wir haben es uns geschworen, Sie müssen weg, und wenn wir alle weg müßten! — Erinnern Sie sich an den Kutschenreiter? — Erinnern Sie sich? — An den Kutschenreiter? — Den haben Sie auf dem Gewissen, Sie Fallot Sie. Sie haben den alten Menschen, der zwanzig Jahre bei uns gearbeitet hat, und in der nassen Färberei krank geworden ist, den haben Sie hinausgebracht.

Kleppl (einsach): Das ist nicht wahr. Der Mann hat das Delirium gehabt. Und mit den Zelberischen ist es auch so.

Turaser: Also sind wir bei den Zelberischen! Deshalb kommen Sie ja her. . . Das weiß ich ja eh! —

Kleppl: Also wenn Sie es wissen, brauch' ich es nicht zu sagen. Um die Zelberischen dreht sich die Geschichte. Sie behaupten, gehört zu haben, daß ich der Marie Zelber gesagt habe, die Schwester kommt nicht eher bei uns an, ehe sie mir nicht zu Willen ist. Ist es so?

Turaser: Das haben Sie gesagt. Drauf leg' ich beim Gericht mein Jurament ab.

Kleppl: So so — —

Turaser: Nicht deswegen sind wir aus der Arbeit geblieben; wir haben Ihnen jeder einzelne und alle zusammen um einen höheren Lohn gesagt und dem Direktor gesagt, und immer haben Sie es hintertrieben. —

Kleppl: O nein! Ich hab' nur das gethan, was mir geschafft worden ist.

Turaser: Jetzt glaubt es Ihnen niemand mehr. Und uns wird man alles glauben.

Kleppl: Auch die Sache von den Zelberischen?

Turaser: Aber es ist ja wahr!

Kleppl: Ich wette — Turaser hören Sie — ich wette mit Ihnen um zweihundert Gulden, daß es nicht wahr ist.

Turaser: Was wollen Sie damit? —

Kleppl: Sehen Sie zu. Jetzt sind Sie vierzehn Tage fort. Wie lange werden Sie es denn noch aushalten? Keine vierzehn Tage mehr, das versteht sich. Also in die Arbeit werden Sie alle wieder kommen, was liegt daran, ob acht Tage früher oder später. — Und was mich anbetrifft — ob Sie mich bei der Gerichtsverhandlung hineinbringen, das hilft Ihnen gar nichts, Turaser. Wenn Sie mich aber nicht hineinbringen, das wird Ihnen nützen. Erstens kann dann die Arbeit gleich anfangen, zweitens bekommen Sie — wie viel haben Sie jetzt —?

Turaser: Ein Gulden zeh'n.

Kleppl: Ein Gulden siebzig! — Und dann gewinnen Sie noch unsere Wette

Turaser:?

Kleppl: Die zweihundert Gulden, um die wir gewettet haben — —! Überlegen Sie sich das. Von den andern wird Ihnen niemand etwas geben, die haben ja selber nichts. Sie könnten sich aufhelfen. (Sieht sich um.) Es schaut bei Ihnen nicht glänzend aus. Wie es halt aussehn kann bei einem Gulden zeh'n auf den Tag. Den Buben haben Sie krank, der braucht kräftige Nahrung. — — (Bartel vertriecht sich.) Ihr Weib könnte zu Haus bleiben oder einen leichtern Verdienst suchen, auf die Kinder acht haben — das alles wäre leicht möglich. Und dann, es ist gar nicht wahr, daß ich es gesagt habe! Ich habe nur gesagt, es ist schwer, die Schwester aufzunehmen, weil sie trotzig ist und niemals das thut, was man ihr schafft. Die Marie ist aber dann gleich zu Ihnen gegangen — Sie sind bei der Stiege gestanden, und hat es so verdreht, als ob ich der Schwester wer weiß was geschafft hätte. So steht die Geschichte. Und jetzt glauben Sie es selbst, es ist aber nicht wahr, ganz bestimmt nicht wahr! Und wenn es wahr wär', ist sie denn eine solche Heilige? Sie ist ja ein Mädel wie ein anderes. Einen ordentlichen Menschen unglücklich machen und am Abend herumlaufen wie die Hündinnen, das paßt ihnen. Darum werden Sie also morgen einen schlechten Eid schwören, wenn Sie gegen mich schwören können und werden nichts davon haben, und Ihre Kinder nichts, und die andern nichts. Wenn Sie aber vernünftig sind, so helfen Sie allen.

Turaser: So ein Schuft kann ich nicht sein.

Kleppl: Sind Sie doch nicht kindisch! Jeder andere an Ihrer Stelle, stellen Sie sich doch nur vor, der Meirner, der Kroppel, die Wegerle und die anderen, glauben Sie, die überlegen sich das einen Augenblick? Bedenken Sie, zweihundert Gulden ist kein Wochenlohn! — Übrigens, ich will Sie nicht drängen, überlegen Sie sich die Sache von allen Seiten, vielleicht wird es Ihnen von selbst einleuchten. Ich habe das Geld bei mir, ich komme später noch einmal her, besprechen Sie sich mit Ihrer Frau. Ihre Frau wird Ihnen gewiß keinen schlechten Rat geben. Sprechen Sie mit Ihr, und wenn ich am Abend komme, so sagen Sie mir, ob so oder anders. Sind Sie vernünftig, so können Sie Ihrer Familie ein anständiges Leben schaffen, die Arbeit fängt gleich an, Sie haben das Geld sofort auf die Hand. Sind Sie aber unvernünftig, so nehmen wir — denn ich komme auf alle Fälle in

die Fabrik zurück, andere Arbeiter auf, und Sie können irgendwohin als Tagelöhner gehen. Empfehle mich! — (Ab.)

Turafser (setzt sich zur Scheibtruhe und schautet das Kind).

Bartel: Pappi, das war der Meister.

Turafser: Ja, das war der Meister Satan. Der Satan!

Bartel: Pappi, Du warst böß auf ihn.

Turafser: Böß? — Ich hätte noch zwanzig Mal bößer sein sollen auf den Gauner! Ich hätt' ihn gar nicht sollen reden lassen, den Hund, wie er die Thür aufgemacht hat, hinaus, hinaus! Gauner!

Bartel: Sei nicht so böß. Er hat Dir ja versprochen.

Turafser: Er hat mir Geld versprochen, daß ich auch ein Schuft sein soll.

(Pause.)

Bartel: Pappi! Ist das viel Geld, zweihundert Gulden?

Turafser (springt auf): Uje! Die Gafch! (Eilt zum Sparherd und nimmt das Löffchen auf.) Das wird schön ausschaun. Barti, willst schon essen?

Bartel: Ja.

Turafser: Es ist jetzt gerade recht. Nicht zu dünn, nicht zu dick. Das Feuer ist auch schon ausgegangen, und ich hab' noch nicht den Kaffee für die Mutter zugestellt. (Er gießt den Brei auf einen Teller und reicht ihn mit einem Löffchen dem Knaben.) So, langsam essen und alles aufessen. (Er sucht in dem Loch unter dem Herd nach einem Holz, es zu spahnen.)

Bartel (essend): Pappi, ist das viel Geld, zweihundert Gulden?

Turafser: O ja.

Bartel: Da kann man viel kaufen.

Turafser: O ja. (Spahnt das Holz.)

Bartel: Ein Eißkazerl?

Turafser: Freilich.

Bartel: Medizin — — — Kleider — Pappi, Kleider — — für Dich — — Fleisch — — Ja, und einen Käfig mit einem Kammerl. Und die Mammi, hat der Meister gesagt, wird zu Haus sein. (Weinerlich): Pappi, laß die Mutter zu Haus sein! — —

Turafser (macht Feuer an): Hörst auf, mit Deinen faden Reden, dummes Bub! —

(Raswetter. Schimmel.)

Raswetter (ein schmales Bürschchen um die Zwanzig): Also, Turafser, da sind wir! Servas, was machst, wie geht's? Grifsch bei'nand? — Grifsch Dich, Barti, was machen die Indianer? Seins auf dem Kriegspfade? Ge? — Mir scheint's, die schlitzäugige Hyäne wird die Taube des weißen Volkes nicht erwischen; da wär' der junge Häuptling Sabahunger der Richtige. (Er reicht ihm die Hand.) Hug, hug.

Turafser: Nach keinen solchen Lärm da, wie im Wirtshaus. Siehst, das Kleine schläft. —

Raßwetter: No, no, no! — Der kleine Sohn des alten Kriegers schläft wie ein Raß.

Schimmiel (glattrasiert, dummstüffig): Turafser.

Turafser (als ob er bereits voraussähe, angebettet zu werden): Na, was willst denn?

Schimmiel: Hast einen Tabak?

Turafser: Dort auf dem Kasten. Es wird noch eine Pfeifen drinnen sein. — Aber wart', ich will Dir's schon geben. (Geht zum Kasten, findet einen Tabaksbeutel und reicht ihn Schimmiel, der ihn mit Bedacht in den feinen leert und glatt pugt.)

Schimmiel: Jetzt haben wir den Kleppl gesehn. Gerade bevor wir hergekommen sind. Er ist in die Stadt gegangen. Woher ist er gekommen?

Raßwetter: Ich hab' ihm eine Verbeugung gemacht: Ich habe die Ehre, Herr Kleppl! Hat mich so angeschaut, und ich hab' mir gedacht, wart', Spitzbub, morgen beim Gericht werden sie aus dir ein Gollasch machen.

Schimmiel: Werden sie machen?

Raßwetter: Da frag' nicht! — Herr Gerichtshof, ich bin unschuldig. Ich habe nur den Befehlen Folge geleistet, ich bin ein Bediensteter, der gehorchen muß. Die Marie selber lägt. — Der Staatsanwalt (er näfelt und tarifiert): Jajaja, das sagt jeder, der vor diese Schranken tritt. Der Mann hat seine Stellung mißbraucht, sucht ein Loch um durchzuschlüpfen, er findet aber keins. Der Verteidiger (stößt mit der Zunge an): Hier sehen Sie einen Ehrenmann, ein Opfer seines Berufes und seiner Pflichterfüllung. Die soziale Frage wirft ihre Schatten auf Schuldige und Unschuldige. Die soziale Frage — — man unterscheide genau — die soziale Frage kennt keine Unterschiebe. — — Der Richter (tarifiert): Zwei Jahre Zuchthaus, alle Tage Erbsen, verschärft mit Graupen; Exhorte und Hochhaarzupfen.

Turafser: Bist Du aber ein Hanswurst!

Raßwetter: Jeder wie er kann! Aber, Leuteln, ich sag' euch, ich hab' schon vier Tag keinen warmen Löffel im Leib gehabt. Ein solches Bedürfnis nach den landesüblichen Münzforten hab' ich in meinem Leben noch nicht gehabt. Wo nimmt man einen Gulden her?

Schimmiel: Geh zum Direktor, der wird Dir geben.

Turafser: Probier's einmal mit einem von unsern Aktionären. Vielleicht!

Bartel: Pappi! . . .

Raßwetter: Das könnt' man wirklich probieren.

Bartel: Pappi! —

Turafser: Was denn?

Bartel (winkt ihn zu sich und spricht ihm ins Ohr).

Turafser (zu Rafswetter): Willst einen Brein? Der Bub will nichts essen.

Rafswetter: Her damit! (Nimmt den Teller und ißt hastig.)

Turafser: Morgen kriegst zwölf Kreuzer. Wenn Du mir viere giebst, so gieb ich Dir ein Tüpfel heißen Kaffee. Das ist ganz gut.

Rafswetter: Her damit.

Turafser: Ein Brot dazu, und der Magen hat, was er braucht. (Er gießt Kaffee ein, schneidet Brot und reicht beides Rafswetter, der sich mit Vorsicht auf den Bettrand zu Bartel setzt und bedächtig schlurft.)

Schimmel: Wenn Ihr so gut sein wollt

Turafser (abschneidend): Mit bestem Willen nicht; die Alte will auch was haben, wenn sie nach Haus kommt. (Pause; man hört Rafswetter schlurfen, Schimmel setzt sich auf einen Schemel und stopft seine Pfeife.) Jetzt möcht' ich gern wissen, wie lang wir das noch aushalten werden.

Schimmel: Nicht lang. — Du, bei Dir ist es anders. Dein Weib verdient.

Turafser: Siebzig Kreuzer am Tag.

Schimmel: Manchmal achtzig.

Turafser: Also, wenn Du es weißt —! Davon können wir doch nicht leben. Da müßten wir Stückweis verhungern.

(Adolf und seine Frau, alte Leute, nur der Mann ist Härber.)

Turafser: No, das ist schön, daß Ihr zu uns auf Besuch kommt. Setzt Euch her, wo es warm ist. (Schiebt ein Bänkchen zum Herd, auf das sie sich setzen.) Wie geht's, Adolfin?

Adolfin (zähelt): No, wie es halt geht! So lila, nicht ganz veigertblau!

Turafser: Mit der Gesundheit? —

Adolfin: Die Füß', die Füß' wollen nicht mehr recht.

Rafswetter: Ich borg' Ihnen meine.

Adolfin: Du Schlanke!, wie ich so jung war wie Du, bin ich auch gelaufen für zweie.

Adolf: Den Herrn Meister haben wir getroffen.

Adolfin: Er hat ihm zugeredet. — Ja, sag' ich, Herr Meister, der Lohn ist nicht groß, aber wir wären schon zufrieden gewesen, weil mein Mann schon so viel Jahr arbeitet, achtzehn Jahr arbeit' er schon und weil ich auch so viel Jahr in der Fabrik gearbeit' hab', wie noch der selige alte Herr gelebt hat, wir wären schon geblieben. Aber, Herr Meister, mein Mann kann doch nicht allein arbeiten, mein Mann kann sich doch nicht herstellen gegen alle.

Adolf: Gerad weil er alt ist, muß er gescheiter sein.

Adolfin: Und wenn die Arbeit wieder anfängt, muß er doch wieder gut Freund sein mit allen. Soll er sie jetzt verlassen?

Adolf: Nein, das thut der alte Adolf nicht! — So haben Sie sich die Folgen selber zuzuschreiben. — Gut, sag' ich, gut, Herr Kleppl!

Adolfin: Und ich hab' gesagt, aber vor unserm lieben Herrgott werdens müssen Antwort geben, hab' ich g'sagt.

Rafswetter: Und was hat er gesagt?

Adolfin: Dreißig Kreuzer hat er mir geben.

Schimmel: — Sakra! —

Zurafer: Die hätten Sie nicht nehmen sollen.

Adolfin (weint): Aber wir haben keine Erdäpfel mehr. (Pausc.)

Schimmel: Macht Euch nichts daraus, wir halten es ja alle nicht mehr aus.

Adolf: Ihr seids lauter junge Männer, manche ledig, das Weib verdient, könnt's warten, könnt's wo anders hingehn. Wer nimmt mich?

Schimmel: Das ist freilich wahr.

Rafswetter: Gar nichts ist wahr. Der Adolf kann morgen hingehen und arbeiten, und er wird ihn nehmen und in die Bleichen stecken, und keiner von uns wird was sagen.

Schimmel: Und Du wirst es noch drei Wochen aushalten. Schaust eh schon aus wie ein Gespenst.

Rafswetter: Das kümmert Dich gar nichts. Du giebst mir ja nichts.

Schimmel: Weil ich selber nichts hab'.

Rafswetter: Du hast Dein Häufel und Deine Erdäpfel. Du kannst leicht lachen.

Schimmel: Das Lachen kann mir niemand verbieten, und wenn ich es nicht brauchen möcht', möcht' ich nicht am Tag arbeiten und mich vom Kleppl hunzen lassen. Alles muß ein End' haben! — Alles muß ein End' haben, sag ich! — Und mehr sag' ich nichts. Kannst mitgeh'n.

Rafswetter: Servus, Barti. Bezahl's Gott!

(Rafswetter und Schimmel ab.)

Adolf: Gestern war ich beim Direktor.

Zurafer: War er böß?

Adolf: Gar nicht. — Was wollen Sie? — Ich bin ein alter Färber, Herr Direktor, geben Sie den Kleppl weg, und es ist ein Frieden. — Das kann ich nicht wegen den anderen. Morgen machen mir die Weber daselbe, übermorgen die Drucker, was fällt Ihnen ein! — Aber der Kleppl ist doch schlecht! — Das wird sich, hör' ich, bei der Verhandlung zeigen. Sagt der Richter, er ist schuldig, gut. — So bin ich weggegangen und hab' mir das Maul gewischt.

Adolfin: An allem ist die selber schuld. Ist denn die Anna wirklich so eine Heilige?

Zurafer: Darum geht es da nicht. Der Kleppl schind't uns schon so

viel Jahr, er ist ein Fallot; so lang haben wir auf ihn gelauert und haben ihn nicht erwischen können, zweimal schon ist er durchgehaut worden, hat alles nichts genutzt. Sollen wir denn unser Leben lang unter dem Hund arbeiten? Müssen wir denn fort und fort uns von ihm drücken lassen? Jetzt hat ihn die Zerber ans Messer geliefert. Jetzt haben wir ihn, jetzt muß er springen.

Adolf: Turafer, Turafer! Wir werden auch springen. — Hast Du Dir das überlegt?

Turafer: Was?

Adolf: Ob Du Dir das überlegt hast, was geschehn kann?

Turafer: Was kann geschehn?

Adolf: Das werd' ich Dir sagen. Nehmen wir an, der Kleppl wird verurteilt. Wir sind ohne Kündigung weggeblieben. Muß er uns denn wieder nehmen? Er kann uns nehmen, aber er muß nicht. Er kann sagen, ich brauch' die Färberei nicht. Ich laß auswärt's färben.

Turafer: Das kann er nicht.

Adolf: Aber er wird es sagen. Er wird sich im stillen ein paar abrichten, er wird im stillen ein paar aufnehmen, und wir sind fertig. — Aber, hörst! — Aber der Kleppl muß nicht verurteilt werden. Er muß nicht. Er kann ja auch freigesprochen werden. Dann braucht er uns erst recht nicht; dann wird der Kleppl alles schon richten. Dann kann er uns sagen: Ich such' mir meine Leute aus, und nimmt ein paar, und die andern können gehn in Gottes Namen, oder wir gehen alle zurück. Dann haben wir den Kleppl wieder auf dem Hals. — Vielleicht aber kriegt er Angst und wird besser werden. Verstehst? — Das hab' ich Dir sagen wollen, deshalb bin ich hergekommen. Und jetzt geh' ich. — (Die Alten erheben sich und gehen zur Thür.)

Adolfin: Wirst sehen, Turafer, der Kleppl wird anders werden, wirst sehen! (Weide ab.)

Turafer (steht in Gedanken verloren da).

(Man hört das Abendleuten vom Dorfe her.)

Bartel: Sie läuten schon. — — — Jetzt wird die Mutter bald kommen.

Turafer: Ja

Bartel: Sie hat mir versprochen, sie bringt mir ein Paar Würstel mit . . . Pappi!

Turafer: Ja was?

Bartel: Die Mammi hat mir versprochen

Turafer: Ist recht, mein Kind. Sei nur hübsch ruhig, daß Du bald gesund wirst. Du hast mir's ja versprochen, daß Du dem Herrn

Doktor folgsam sein wirst. Sonst mußt noch lang' im Bett bleiben, und Dein Pappi hatummer.

Bartel: Komm her! Setz' Dich, Pappi, setz' Dich! Mein guter Pappi, mein lieber Pappi

Turafer: Wer hat Dich gelehrt, so schmeicheln?

Bartel: Wirst mir das Eichlagl laufen? Ja, mit dem Häusel wo sich das Kammerl dreht? — — Wirst? — Sag! — Ja? — Wirst?
Dann bin ich gleich gesund, aber gleich!

Turafer (wieder im Nachdenken): Das kann nicht sein, das darf nicht sein

Bartel: Aber . . . ! — Es kost' ja nicht so viel! —

Turafer (aufatmend): Auf mich, auf mich! Alle auf mich! — (Er erhebt sich und geht einige Schritte.) Sie halten es nicht mehr aus — — —

Bartel: Wird der Nachwetter morgen wieder kommen?

Turafer: Kommen wird er schon, aber ob er was kriegen wird!

Bartel: Der ist aber lustig.

Turafer: Wie war das damals weist, im Lesebuch — von dem Augen Bauer und dem dummen Teufel?

Bartel: Von dem dummen Teufel . . . ? Ja, wart nur Erst hat er die obere Hälfte haben wollen, da pflanzte der Bauer Rüben, bekam der Teufel das Kraut, dann hatte er das Untere haben wollen, pflanzte der Bauer Korn und der dumme Teufel bekam wieder nichts.

Turafer: — — hm So dumme Teufel giebt es gar nicht mehr.

Bartel: Giebt es denn einen Teufel?

Turafer: In jedem steckt der Teufel. Das sind die bösen Gedanken, die Falschheit, die Schleichigkeit — —

Bartel: Und ein Engel?

Turafer: Das ist der gute Sinn, die Ehrlichkeit, der eine sagt so, der andere so — — — da weiß man nicht.

Bartel: Man muß immer auf den Engel hören.

Turafer: Ja, wenn man nur wüßt, welcher es ist, der gute und der schlechte, sie sind manchmal wie die Brüder, nicht zum Auseinanderhalten: einer wie der andere. — —

Bartel: So frag' die Mutter. — Ich werde ihr es sagen — ja?

Turafer: Schweig nur. — Der Schimmel will, der Adolf will, alle wollen.
— Unrecht, Unrecht! — Sie werden alle gehn — ob so oder so! — —
Barti — — wie ist das? Thue recht — — —

Bartel: Und scheue niemand.

Turafer: Ja, wem recht? Mir recht oder den andern recht — —
Thue recht? — Das könnt' ein Jeder sagen! — Und wenn ich mir

· recht thue, thu' ich dem andern unrecht? Oder thu' ich beiden recht. Und wenn ich dem andern recht thu', thu' ich mir recht? — — — Wen ich scheu' — — dem weich' ich aus — ganz einfach, ich scheu' — das ist dumm. Sie scheuen mich! — Ich scheue niemanden, wozu, hab' mein Geld in der Taschen und hab' recht gethan! —
 Bartel (ängstlich): Pappi . . . red' nicht fort so . . . Pappi! — —!
 Turaser (matt): Fürcht' Dich nicht, Barti . . . (zu sich): fürcht' ich mich selber genug — —. Sie wird mich hineinreiten. — Weiber, Weiber . . .! — Verfluchter Hund — — Aber was! — Er! — Er will sich retten. — Wer erfausen soll, schreit. — (Aufgeregt.) Aber ich! — Aber ich!

(Marie und Anna selber treten rasch ein und beginnen laut. Sie sind gefällig gekleidet, Anna mit einer Nuance ins Auffällige, machen aber im ganzen den Eindruck der Anständigkeit.)

Marie: Da ist er! Also, Turaser, wir kommen noch einmal zu Dir vor morgen.

Turaser: Na, wenn Ihr kommt — — ist recht. Generalprobe brauchen wir keine.

Marie: Generalprobe! —

Anna: Was sagt er?

Marie: Generalprob' hör' ich. — Deswegen kommen wir gar nicht her. Aber ich will Dir nur sagen, wenn es schief geht — —

Turaser: — Na, so geht's schief!

Marie: Uns kann es alles eins sein.

Turaser: Eben drum.

Marie (piffert): Ich bin beim Kliger Ausnäherin.

Turaser: Sakrament, hast Du eine Protektion!

Anna: Die Tant'! — —

Turaser: Ah, die Tant' — die Frau Meisterin! —

Anna: Und ich bin wo ich war. Ich werd' aber auch hinkommen, wenn nur ein Platz frei ist.

Marie: Wir brauchen uns nicht mehr bei Curer schmutzigen Färberei herumschmierern, hinter der Kontinue und beim Spannen auf dem kalten Dachboden und beim Buttentragen und lauter solche feine Geschäfte! — Himmel, wie bin ich froh, daß ich erlöst bin! Mein heiliger Josef! — Das war ein Leben! — Das werd' ich nicht vergessen.

Anna: Das Ärgste war die Farb'! —

Marie: Da schau her (sie zeigt die flache Hand und deutet auf die Falten) und da (sie zeigt den Hals und das Auge) — noch heute will es nicht fortgehen; was habe ich gerieben alle Tage mit dem Kalk und gewaschen!

Was hat es genützt? Nächste Stund' bin ich wieder herum gegangen wie der alte Adoff. Und dann die Kälten im Winter, und die Seccatur mit dem ewigen Untersuchen beim Hausmeister und der Kleppl. —

Anna: — Der Kleppl!

Turaser (ruhig): Hab' ich Euch denn geraten, daß Ihr zu uns gehen sollt? — Habt Ihr mich gefragt, bevor Ihr gekommen seid und wie ihr weggegangen seid? — Übrigens, Du (zu Anna) warst ja gar nicht dort. Du hast erst hinkommen wollen. — —

Anna: Gott sei Dank, daß ich nicht dort bin.

Turaser: Ihr mach'ts beide, als hätt's Ihr mir einen Gefallen gethan. Meinetwegen laß's Euch in Baumwolle' wickeln.

Marie: Wir sagen Dir's ja nur. — — Aber weißt — darfst ja nicht glauben, daß ich Dir's nur sag' — ich mein', Ihr seid auch selber daran schuld, daß Ihr es dort so miserabel habt, Ihr seids lauter alte Weiber. Ja, alte Weiber, das ist das rechte Wort für Euch. Herrgott, wenn ich ein Mann wär', mir dürft' kein so ein Kleppl aufkommen, nein, das kannst gewiß sein. — —

Turaser (ironisch): Entweder — oder? —

Marie: Fopp nur! Warum ist es denn bei Euch in der Fabrik so, und warum gerad' in der Färberei am ärgsten, weil der Helfer vom Drucker, wie er einmal hat mehr haben wollen und er hat es nicht bekommen, ist gleich weggegangen und hat den Drucker allein schleifen lassen. — Gleich find's um ihn gekommen, und die Schlichter, das sind halt ganz andere Leut' als ihr! —

Turaser: Wir sind halt schon so arme Hascher, mußt schon verzeihen.

Marie: Deshalb grad' hat es mich gestreut, daß ich Euch in die Höh' gebracht hab'. Morgen wirst mich erst kennen lernen, da werd' ich mein Maul schleifen, daß ihnen Hören und Sehen vergehn wird. Der Schuft, der alte! — — Pfu! — Die Leute schinden und ihnen nichts bezahlen und strafen, wie wenn man das Geld hätt' zum Fenster hinauszuschmeißen. Da kann ich mich erinnern, war Dir's so eine kleine, eine vom Land, so ein stilles, ruhiges Mäd'el und giebt ruhig in die Maschin' und zieht ordentlich die Falten grad', da kommt er und sie sieht sich in der Minuten um: Fünfzehn Kreuzer Straf, ich werd' Dir lehren auf die Arbeit schau! Was das Mäd'el damals geweint hat um die fünfzehn Kreuzer. Und solche Tyrannereien laßt ihr Euch gefallen! — Seids Husaren! —

Turaser: Kann ich dafür? — Vergiß nicht, das ist ja mehr ein Handlangergeschäft, das lernt jeder in einer Wochen; das ist keine Druckerei

und keine Spinnerei und keine Schlichterei! Der Meister schafft an, und die Arbeiter müssen es so machen.

Marie: Du kannst dafür! Zusammenhalten! — Alle auf einmal um Zulag' gehn, den Kleppl anbrummen! Aber Ihr traut Euch nicht. Aber morgen muß er springen. Er muß! Er hat einmal die Anna mit Gewalt haben wollen, — das ist ganz gut für morgen, dann hätt' er sie gern bei sich gehabt in der Färberei, oh, ich schenk' ihm nichts. Der wird an mich denken.

Anna (schelm): Er ist halt schon lang Wittiber.

Marie: Er soll sich eine Alte suchen, der Gasbock! —

Turaser: Wegen Euch ist der ganze Streit losgebrochen. Und Ihr beide seid gar nicht mehr bei uns und wollt nicht bei uns sein und seid froh, daß Ihr das schmutzige Geschäft nicht mehr braucht. Wir sitzen jetzt drinnen und müssen die Suppen auslöffeln, die Ihr beide eingebrocht habt. Was liegt Euch daran, ob es so ausgeht oder anders, was kümmert's Euch, ob der Kleppl wieder bei uns Meister wird, ob uns der Direktor wieder aufnimmt; Ihr sitzt im Trocknen. Was sollen aber wir machen, seit vierzehn Tagen kein Gulden Verdienst!

Marie: Thut Dir's vielleicht gar leid, daß es dem Kleppl an den Kragen geht?

Turaser: Es geht uns mehr an den Kragen als ihm.

Anna: Das ist wahr. Er hat ja Vermögen. Der Direktor soll ihm tausend Gulden schuldig sein.

Turaser: Wenn nicht mehr.

Marie: Das Du das nicht einsehen willst, daß es einmal hat brechen müssen! Wär es nicht diesmal gewesen, so ein andermal. Daß Ihr es jetzt angefangen habt, ist ja gut, eine so schöne Gelegenheit kommt nicht mehr, es vor dem Gericht zu sagen, was das für ein sauberer Herr ist, und Eure Sach' vor die Öffentlichkeit zu bringen. Wenn Dir das nicht ansteht, ist Dir nicht zu helfen.

Anna: Alle kommt Ihr wieder in die Arbeit zurück.

Turaser: Das muß erst abgewartet werden.

(Albine Turaser, rasch eintretend und sofort dem Säugling zuschreitend.)

Albine: Mein Pupperl — — mein kleines! — Schlast mein kleines Mauserl — (nimmt es auf den Arm), schlast nur mein kleines, schlast! — So, so! — Mein Pupperl, mein braves, wie es auf die Mama wartet, mein kleines Engerl. No, schlast! — (Sie stellt sich zu Bartels Bett.) Was machst denn Du? Hast die Medizin genommen?

Turaser: Er will lieber Würstel haben.

Albine: Ja, Würstel! Ein Breielasch gehört für Euch und eine ordentliche Milch.

Bartel: Ich mag das nicht!

Albine: Du mußt, hat der Doktor gesagt. Auf Raschereien haben wir kein Geld jetzt. Grüß Euch Gott! Was machts denn Ihr bei uns? Dir muß man ja gratulieren, Du bist in der Ausnäherei; das glaub' ich, daß das besser ist als färben. Schauts die Anna an, was die sich herauspußt!

Anna: Die paar Fexen. Ich bin sie eh noch schuldig.

Albine: Erlaub', das ist ja eine feine Blousen, ei, ein nobles Tascherl.

Anna: Ich bin's noch schuldig, sag' ich.

Albine: Macht nichts, nobel muß die Welt zu Grund gehn! (Zu Turafer): Und nicht einmal hats geweint, mein Hascherl, um die Mama? Mein gutes?

Turafer: So um Biere. Da haben wir ein gutes Tellerl Milch mit einem Einbrocklen schnabuliert, und jetzt werden wir schon fortschlafen. Aber der, der hat alle möglichen Gelüßt.

Albine: Sei brav, Barti, morgen bring' ich Dir Deine Würsteln, daß Du schon Deinen Willen hast.

Barti: Ja, das sagst jedesmal, Du fopfst mich nur so.

Albine: Nein, nein, morgen ganz sicher. Bist mein gutes Durfschi, ich den' schon an Dich, glaub' ja nicht, Bar:!! — Ich weiß schon, was Dir gut ist und was Du schon essen darfst und was nicht. Bist ja nach einer schweren Krankheit, kann Dir leicht was schaden.

Turafer: A Eichelazel will er haben.

Marie: A gebratens?

Turafer: Ordentlich lebendig soll es sein.

Albine: Kriegst ein Eichelazel, nur hübsch dem Doktor folgen, daß Du bald gesund wirst. Arme Leute dürfen nicht krank sein. Immer nur rasch auf die Füß! — Wenn's der Herr Doktor erlaubt. — Gut nähren soll man das Kind, nur gut nähren, sagt er mir, ja aber um Gotteswillen, woher das Fleisch nehmen und den Schinken und ein frisches resches Semmerl und einen guten Apfel? Ja, das brauchet er, das möcht' ihm gut thun, meinem Väbi. — Wißt Ihr, was ich im Sack hab'? Fünfzehn Kreuzer! (Geht einige Schritte.) Jesus, Du im Himmel, heilige Mutter, vergiß uns nicht, vergiß uns nicht! Hab' ein Erbarmen! —

Turafer: Der Himmel weiß nichts von uns.

Albine: Und bei dem allen eine so schlechte Ketten! Weiß Gott, das Garn wird immer schlechter, fortwährend reißt es, ewig das Binden.

Wie ich ihn gebeten hab', er soll mir doch die alte Ketten geben, nein, die alten Weberinnen müssen mit dem neuen Garn anfangen, die jungen kommen gar nicht vom Fleck! —

Marie: Nun also, so muß er doch ein Zulag' geben, wenn er weiß, daß das Garn zu nichts ist.

Albine: Wenn sich niemand traut.

Anna: Man muß sich trauen.

Marie (zum Fortgehen sich aufmachend): Also, Turafer, morgen sehen wir uns. — Morgen! Ich werde ja nach der Verhandlung herkommen. Adieu.

Anna: Wenn ich es nur schon vorüber hätt'; vor allen Leuten solche Geschichten

Turafer: Na, na! —

Anna: Also wir gehn; grüß Euch Gott, Kinder. (Zu Barti und auf das Kleine einen Blick werfend): So ein hübsches Mädel! . . . Adieu!
(Anna und Marie selber ab.)

Turafer: Wie gefallen Dir die?

Albine: Gar nicht. Wo nehmen die die neuen Zoppen her und die feinen Röck'?

Turafer: Oh — — sind anständige Mädeln.

Albine: Ich sag gar nichts.

Turafer: Wie sie sich gegen den Kleppl gestellt haben, das ist der Beweis.

Albine: Das beweist gar nichts. Wenn die Marie gewußt hätt', es hört niemand, wer weiß, ob sie gleich so großgöschet worden wär'.

Turafer: Meinst?

Albine: Aber das ist doch gewiß. Wie Du nur so fragen kannst. Du kennst ja die Mädeln nicht. Das red' sich so etwas selber ein und glaubt nach einer Weile selbst daran.

Turafer: Weißt', was ich gehört hab'? Also der Kleppl ist zum Meigner gekommen.

Albine (in höchster Spannung, während der sie das Kind stets auf den Armen bewegt): Zum Meigner? — Der Kleppl! — Da schau einer. Er soll zu ihm halten!

Turafer: Er soll zu ihm halten. Wenn er ihn rausreißt, so kriegt er einen Hundterter sofort auf die Hand. Und wenn die Arbeit wieder anfängt, eine Zulag', die dafür steht.

Albine: Hör' auf!

Turafer: Ja. Was sagst denn dazu?

Albine: Und der Meigner —?

Turafer: Der Meigner hat ja gesagt.

Albine: Hat er? — Im Ernst?

Turafer: Nun, was sagst dazu?

Albine (sajungslos): Der Meizner, . . . der Meizner — — wer hätt' das geglaubt von dem Menschen. So ein ordentlicher Mensch! — Aber — hundert Gulden sind hundert Gulden! Du mein lieber Gott! — Also der Meizner hat ja gesagt. — Aber er ist doch ein Lump, die andern so im Stich zu lassen. Das gehört sich doch nicht. — Und warum ist der Kleppl nicht zu Dir gekommen, warum gerad' zum Meizner? Du hättest ihm ja viel sicherer helfen können als er, das ist doch gewiß! Also zum Meizner. Siehst, der wird was davon haben, siehst, der wird die Schmetten haben, und Ihr könnt aufs Messer pfeifen. Ja, weil er sich zu Dir nicht getraut hat, weil er weiß, daß Du zu ehrlich bist für so etwas; an den Lumpen hat er sich getraut. (Bitter): Siehst, das hast von Deiner Ehrlichkeit! Ja, ehrlich sein, das ist schön, o ja, gewiß, mir gefällt es auch, aber haben muß man dazu! Was haben und ehrlich sein, das trifft bald einer. Aber so wie Du, und sich auf den Werweißwas herauspielen, das geht nicht. Ich hab' Dir es ja immer gesagt, es wird Dir noch schlecht gehen, wirst Dir noch die Zähne rausbeißen! — Ich geb' meinen Charakter nicht auf! Was wird die Partei sagen! — Die Partei, die kümmerts sich um so einen armen Schluder! — Rein lieber Freund, zu solchem Luxus geht es uns nicht gut genug. Bis es Dir besser geht, dann kannst Deinem Sport nachgehen, bis wir alle zu essen haben, dann kann der Hausvater sagen, ich hab' einen Charakter, aber früher nicht! — Rein, früher nicht! — Schau den Meizner an, wer wird ihm es beweisen — dem Schufsten! — Aber erschlagen soll man ihn, erschlagen, den Verräter! —

Turafer: Nur nicht gleich erschlagen, sonst müßt' ich ja auch erschlagen werden. Bei mir war er auch.

Albine: Hörst, bist Du aber ein verfluchter Ketl. Warum sagst das nicht gleich?

Turafer: Wirst schon sehen. Ich krieg, wenn die Arbeit anfängt, einen Gulden siebzig.

Albine: ja

Turafer: Einen Gulden siebzig auf den Tag krieg ich

Albine: . . . No und

Turafer: Und auch hundert Gulden! —

Albine: Jesus, Marie, Josef! Warum sagst das nicht gleich. Es wird mich noch der Schlag treffen mit Dir! —

Turafer (traurig): Ja, das hat er gesagt!

Albine: Und Du, was hast Du gesagt?

Turafser: Ich — — nichts.

Albine — (wortlos).

Turafser: Ich will Dich also nicht weiter spannen. Der Kleppl war hier. Er hat mir gesagt, wenn ich morgen für ihn bin, so giebt er mir zweihundert Gulden und eins siebzig.

Albine: Und der Meirner? —

Turafser: Ist alles nicht wahr. Jetzt bin ich neugierig, was Du sagen wirst —?

Albine (geht mit dem Kinde nahe an ihn heran, der ihr mit dem Rücken halb abgewendet steht und bricht in Thränen aus).

(Pausse, während der man nur das unterdrückte Schluchzen des Weibes hört.)

Albine: Die Leute können es ja nicht mehr aushalten. Ob so oder so, sie werden alle wieder in die Arbeit gehen. Wem ist damit geholfen, wenn der Kleppl verurteilt wird? Was kümmern sich die Leute viel darum? Höchstens die Zehberschen, die schon ohnehin nicht mehr in der Fabrik sind, den andern ist es ja gleich. Warum sollen wir also nicht etwas davon haben, was niemandem schadet.

Turafser: Dem guten Namen schadet's.

Albine: Wer wird etwas davon wissen?

Turafser: Was? — Wenn ich zu seinen Gunsten aus sag'?

Albine: Du kannst Dir es ja überlegt haben! Oder im letzten Augenblick bist Deiner Sache unsicher worden und hast Dich nicht getraut, unsicher zu schwören! — Und wenn? — Glaubst, die Leute haben nichts anderes zu thun, als fortwährend an Dich zu denken. — Die Menschen reden eine Woche, nicht einmal, drei Tage davon, dann spricht noch manchmal der eine oder der andere, und nach einem Monat ist alles vergessen. Die Menschen vergessen alles, sie reden viel, aber sie merken sich nur das, was sie angeht. Dann kommt ein friischer Streik, wieder Aufsehen, wieder Verhandlungen, dann stirbt der eine, der andere kommt weg, der geht in eine andere Stadt und langsam ist es vergessen. Und dann, beim ärgsten bleibt man hübsch zu Haus, kümmert sich um nichts, in einem Vierteljahr ist das ganze Wasser abgelassen. Und wir haben uns geholfen. Ja, wir könnten einmal aufatmen!

Turafser: Jetzt kann ich aufatmen und jedem ins Aug' sehen mit gerechtem Gewissen.

Albine: Wer giebt Dir was für das gerechte Gewissen? Borgt Dir der Greisler einen Gulden darauf? — Kriegst einen höheren Verdienst auf den Tag? — Und wenn Du unter der ganzen Sippchaft fünf

Gulden nur zehnkreuzerweis verborgst, bist nicht ein größerer Ehrenmann als jetzt mit dem Gewissen? Und hast sie alle im Sack!

Turaser: Hast ja selbst gesagt, der Meizner ist ein Schuft, der Meizner bin ich.

Albine: Wer ist der Schuft, der, der seine Kinder und sein Weib elend läßt zu Grunde gehn, oder der, der sich hilft und niemandem damit schadet? Wem schadest Du denn? Allen hilfst Du. Den Kameraden, weil die jetzt anständigerweis das Thor offen haben, wo sie wieder zurückkommen können, wo sie doch schon so gern zurückkommen wollten; dem Kleppl hilfst, dem Direktor hilfst, Dir hilfst und Deinen Kindern hilfst auch. Und wem schadest? Niemandem! — Einer oder der andere wird machen, als ob er eine Wut hätt', aber nur zum Schein; innerlich wird jeder froh sein, wieder in der warmen Färberei zu sitzen. — Denkst denn gar nicht daran, daß Du ein Familienvater bist? Vergißt denn, daß der Barti nach einer schweren Krankheit ist, daß ich das arme Kind muß die ganzen Monate allein lassen, und daß mir die Brust ausgetrocknet ist? Hast denn für uns gar kein Gefühl?

Turaser: Gerade genug.

Albine: Das ist noch die Frag'.

Turaser: Such Weiber bringt ein bißchen Geld um den Verstand. Wie die Kinder greift ihr darnach, weil es glänzt und den Augenblick befriedigt. Nachdenken, gerad' bis zum nächsten Tag, darüber hinaus fängt eine neue Welt an. Was wirst denn mit dem Geld machen?

Albine: Ein Geschäft richt' ich mir ein, eine Pfadlerei. In der ganzen Gassen bis zur Brücke und im Dorf auch ist keine.

Turaser: Siehst! — Dazu mühten wir von da ausziehen, denn da mitten auf der Landstraßen wirst doch keine Joppen und Schürzen und Hemden verlaufen? Und steht das dafür? — So hätten wir das Geld rein zum Aufessen.

Albine: Freilich, zum Aufessen. Langsam aufessen, das ist das beste, das hat einen Sinn. Essen, trinken und gesund bleiben und einen Kreuzer in der Taschen haben: das giebt dem Menschen einen ordentlichen Rückenhalt! — Und auf das, was die Leut' reden, auf das gieb ich gar nichts, und Du giebst darauf zu viel. Ich will, daß meine Kinder munter sind und springen, Du willst sie umkommen lassen, wegen einem Unsinn. — Und dann? — Hast Du es denn wirklich gehört? — Es ist Dir nur so vorgekommen, daß Du es gehört hättest! — Das hast Du mir selber gesagt; und dann ist die Marie selber herausgekommen und hat Dir etwas gesagt und bums Belegrad! Der Zeuge war fertig! — Hast Du es wirklich und wahrhaftig mit Deinen eigenen Ohren, so, wie es die selber will, gehört?

Kleppl (rasch eintretend, so, als ob er an der Thüre gehorcht hätte): — das ist es ja eben, was ich sag': kann er es denn wirklich beeiden, was er für die Selber beeiden soll? (Er macht die Thüre vorsichtig hinter sich zu und dreht den Schlüssel um.)

Turaser: — Das ist kein Gehörtlich, Herr Kleppl, an der Thür horchen!

Kleppl: Sie vergessen, ich bin wie im Krieg, da darf man nicht viel fragen, ob was schön ist oder nicht. Hören Sie noch einmal und Sie, Frau Turaser, auch, was ich Ihnen sag': Die ganze Sache ist für alle Beteiligten ganz ausichtslos und ohne jeden Nutzen. Ich sag' es Ihnen gerade zu, wenn ich auch Unglück hab', deshalb mußten die andern doch keinen Vorteil davon haben. Wenn ich aber weggomm', so ist alles in Ordnung. Hier (er zählt einige Banknoten auf den Tisch), das Geld. Schöne zweihundert Gulden. Sie sind ein verwendbarer fleißiger Arbeiter, fängt die Arbeit wieder an, und das kann schon übermorgen geschehen, das hängt einzig von Ihnen ab, dann bekommen Sie einen Gulden siebzig auf den Tag.

Turaser: Und die andern.

Kleppl: Das lassen Sie meine Sorge sein. Dagegen versprechen Sie, morgen, als der einzige berufene Belastungszeuge, zu sagen: Ich glaube wohl gehört zu haben, ich kann es aber nicht beschwören.

Turaser: ich glaube wohl gehört zu haben, ich kann es aber nicht beschwören.

Kleppl: Niemand wird davon wissen, nichts wird unter die Leute kommen, ich bin aus der Schlammasse, Ihnen ist geholfen und den Leuten auch, denn die Arbeit fängt wieder an.

Albine: Ja, Turaser, ja, folg' dem Herrn Kleppl. Er hat recht, glaub' mir.

Kleppl: Sagen Sie mir, Turaser, welche Gründe Sie haben?

Turaser: Ist es nicht genug Grund, daß es nicht ehrlich ist.

Kleppl: Es ist ehrlich, es ist noch mehr als ehrlich, es ist zweckmäßig: Will Sie sich helfen und niemandem schaden.

Turaser: Nur dem guten Namen.

Kleppl: Wer wird denn davon erfahren. Ich werde es niemandem sagen, das ist doch gegen mein Interesse, das versteht sich doch von selber. Und Sie doch auch nicht! Vielleicht Ihre Frau? — Also wer soll es dann sein, der Ihren guten Namen schädigen wird. Ich seh' niemanden.

Turaser: Und was man von sich selber hält?

Albine: Geh, hör schon auf damit.

Kleppl: Ich sag' es Ihnen ins Gesicht zu, Sie haben es nicht deutlich gehört und so gehört, wie es die Selber behauptet. Aber wenn auch

ist denn das Bewußtsein, einen aussichtslosen Kampf zu Ende gebracht zu haben, nichts? — Alle die Leute, die jetzt nichts zu brechen und zu beißen haben, werden ja glücklich sein, zur Arbeit kommen zu können. Ist aber vielleicht das zu verwerfen, und schadet das Ihrem Gewissen, wenn Sie wissen, Ihrer Familie geholfen zu haben? Und wer steht Ihnen denn näher, als Weib und Kind? Ihr Weib wird zu Hause bei den Kindern bleiben können, die Kinder werden eine ordentliche Pflege haben, sie werden gesund sein und Sie selber? — Glauben Sie mir, es ist schon ganz gut und vorteilhaft, wenn man etwas bei den Menschen bedeutet, unter welchen man leben muß, wenn man anschaffen kann, wenn man der Vorgesetzte ist; und Sie werden der Bestbezahlte sein und schon deswegen über den andern stehn. Geh ich weg, so treten Sie einmal an meine Stelle, sehen Sie denn dieses nicht ein?

Albine: Denk' an Deine Kinder!

Turafer: So schweig' Dich schon einmal aus! Dummes Weib! — Und die andern?

Kleppi: Was wollen Sie von den andern?

Turafer: Werden Sie nicht an den andern ihre Wut auslassen, werden Sie nicht den Meigner und Zacharias entlassen und den Adolf, so wie Sie seinerzeit den Rutschenreiter.

Kleppi: Der Adolf ist kein Säuser, wie es seinerzeit der Rutschenreiter war.

Turafer: Sie weichen aus — —

Kleppi: Durch mein Zuthun wird niemand entlassen werden.

Turafer: Sie müssen mir das Versprechen geben, daß alle in die Arbeit genommen werden. Sie müssen mir versprechen, daß Sie niemanden entlassen werden.

Kleppi: So weit es von mir abhängt, wird niemand entlassen werden. Alles bleibt, wie es war.

Turafer: Und mich? Werden Sie, wenn alle Gefahr vorüber ist, nicht darauf losarbeiten, mich in paar Monaten, in einem halben Jahr, in einem ganzen, hinaus zu bekommen?

Kleppi: Wo denken Sie doch hin?

Turafer: Das hat man alles schon erlebt.

Kleppi: Also das sind alles leere Befürchtungen. Kein Mensch denkt an so was.

Turafer: — O, solche Gedanken kommen schon. — — Warum sind Sie zu mir gekommen, warum haben Sie sich niemanden andern ausgesucht? — Sie hätten ja vielleicht gegen mich zwei Entlastungszeugen aufgebracht? — Warum bringen Sie mich in eine solche Not? —

Albine: Herr Kleppl, hören Sie nicht auf den Unfinn, gehen Sie in Gottes Namen; er wird Ihnen nicht schaden, weil er nicht schwören kann. Turaser, nimm eine Vernunft an! — Sei nicht so hartherzig — sei nicht so — (sie weint.)

Turaser (zu Kleppl): So gehen Sie. Es soll so geschehen, wie Sie es wollen.

Kleppl: Sie werden es nicht zu bereuen haben. (Ab.)

Turaser (nimmt das Geld und gibt Albinen eine Note): Geh' in die Stadt, aber nicht in der Nähe, in die Stadt geh und kauf' ein gutes Fleisch.

(Pausc.)

Der Vorhang fällt.

(Schluß folgt.)



Bekennnisse.

Von B. Hellmarj.

(Minn.)

Sechs Monate sind es her, — schleichende Wochen des Elends, und in mir lebendig, als wär's gestern erst geschehen. Das Gedächtnis, diese allerzähfeste Hirnparzelle, ist unvernichthar, und das Gewissen, — erstiden, zerstampfen hab' ich's wollen, betäuben — vergessen. Nichts half, nichts hilft; bei Tag verfolgt mich die Erinnerung wie mein Schatten, und nachts schreckt's mich auf wie ein Gespenst. Die Gewissenspein bohrt ihre Krallen tief in Hirn und Herz, tief und tiefer. — Kein Seufzer, kein Aufschrei, kein Gebet giebt Erlösung. — Erlösung!? auflachen möcht' ich, — nicht Erlösung, nur brennendere Pein! Mit jedem Tage verschärfen sich die Umrisse, die Erinnerung wird bis ins Detail lebendig und die Qual unerträglich. Zu Boden drückt sie mich, raubt mir den Atem, nagt am Lebensmark, saugt an meinem Herzblut. — Die Kraft versagt mir, es schweigend mit mir herumzuschleppen. Ein menschlich Ohr soll es nie vernehmen, doch abwälzen die Last, die mich bedrückt, muß ich! Ich ersticke dran! — Schreiben will ich! Alles schreiben, rastlos schreiben, bis die unselige Vergangenheit, die Qual, die Reue vom Herzen abgeschrieben ist; ob's helfen wird!? — Gleichviel. Das Bekenntnis drängt sich mir auf die Lippen, unaufhaltsam, und dämmen läßt sich's nicht mehr

* * *

Herbst ist's — wolkenlos der Himmel. Weit und breit Ebene, abgeflachte Kornfelder, abgemähte Wiesen; kein Strauch, kein Gewässer, keine Behausung. Ringsumher lautlose Abgestorbenheit, lähmende Monotonie. Eine kalfige Straße zieht sich endlos hin, bildet eine weiße Furche durch gelbgräuliche Stoppelfelder. Regungslos kauerte ich im Wagen — höre kaum das gleichmäßige Gestampfe der Pferdehufe, das quietschende Fortrollen der Räder — und sehe wie durch einen Schleier die dann und wann aufwirbelnden Staubwolken. —

„Hurrah, der Postillon! Hurrah, die Kutsche!“ ertönt's plötzlich aus fittelhohen Kinderkehlen. Wie von einem spitzen Gegenstand getroffen, zucke ich zusammen und ziehe den Kreppschleier vors Gesicht. Ein schmieriger Junge schwingt sich auf den Tritt, glökt mich hungrig an und streckt mir seine Patzche entgegen. Ich fahre mit der Hand über den zerfetzten Hemdärmel, schaue ihn an und — stoße ihn jäh von mir. Ein Schrei, nachhaltiges Gewimmer, ich presse die Lippen aufeinander und schmiege mich tief in die Wagenecke. Mein „Ich“ ist zum Bewußtsein erwacht. Ich lebe wieder und durchleide mein Leid. Jeder Pulsschlag ist Schmerz, jeder Gedanke — Verzweiflung.

Rastlos rollt der Wagen weiter; schräg und schräger wirft die Sonne ihre Strahlen über das Land. In der Ferne schimmert es herblich — gelbrot. Wir biegen rechts ein, und jetzt, jetzt gleich sind wir im Park, dort — die alte Eiche, unter deren Schatten ich Unschuldsträume geträumt — Kindesträume. Heimat. Ist das die Heimat? — Ja, sie war's und ist's nicht mehr. Heimat — für mich ein Wort, wie jedes andere Wort, ohne Klang und Wiederhall.

Der Postillon bläst ins Horn, die Pferde halten, ich bin am Ziel, öffne den Wagenschlag, steige heraus, schleppe mich mühsam über die Steinstufen, taste mich durch den dämmerigen Flur zur nächsten Thür, klinke sie sachte auf und halte inne.

Könnst' ich's, mit diesen meinen Nägeln würde ich die Schädelfwand durchbohren, mein Hirn durchwühlen, das stereotype Cliché, diese Folter meines Lebens herauszuzerren — in Scherben zersplintern. Auf den Fersen, beständig marternd verfolgt mich die Erinnerung; und jetzt, in diesem Augenblick, — ist es optische Täuschung — Hallucination? — ersehst's in hellster Deutlichkeit — ich sehe alles, wie es war, sogar das matte Ampellicht, daß sich im Zimmer grünlichweiß ergießt. Abwälzen, weiter, weiter schreiben.

Also, die Thüre klinke ich sachte auf und halte inne. Am lodernen Kaminfeuer, auf der Chaiselongue, ruht meine Schwester, zwei Arnenchen umhassen sie, dicht daneben auf dem Boden ein zweijähriges Kind suchelt

mit den Beinen in die Luft, lacht und jauchzt. Aus weißen Rissen lugt ein dunkler Lodenkopf hervor.

„Mama, das Märchen, bitt', das Märchen.“

„Welches, mein Kind?“

„Das, was Niny immer hören will!“

„Dein Lieblingsmärchen vom Glück und Unglück?“

„Ja, ja.“

Die Thür knarrt in den Angeln, giebt nach — ich stehe im Zimmer, bewegungslos, wortlos.

„Irene, Du.“

Die Kleine rutscht zum Brüberchen herab und ich — fühle mich umschlungen.

„Ach endlich, wie bin ich froh. Du bist ja ganz erstarrt, die lange Fahrt, der Herbstnebel, komme zum Feuer, im bequemen Sessel; gelt, hier ist's behaglich. Warum sagst Du nichts? So rede doch, Irene.“

„Ich ich in der Kehle schnürt's, ich kann nicht.“

Im Zimmer ist es still, ganz still, ersterbend prasselt es im Kamin auf. Einige Augenblicke atme ich gedankenlos unter dem Einfluß der gleichmäßigen Liebkosung ihrer warmen Hand. Wie eigen mir ist, als ob ich eben wie damals sanftes Auf- und Abgleiten weicher Fingerspitzen verspürte. — Gurgelndes Nöcheln, kurzes hohles Aufhusten; beschleunigt hebt und senkt sich mein Kopf auf ihrer Brust; ich befreie mich aus ihrer Umarmung — derselbe feberglänzende, flackernde Blick. Sollte auch sie?

„Du siehst, Irene, mir ist schon wieder gut,“ fester zieht sie mich an sich, „nur eine vorübergehende Beklemmung.“

„Mama, hör', Mama, Buby schnarcht.“

„So laß ihn schnarchen, und Du, Niny, gib Tante einen Kuß.“

Die Kleine klettert auf meinen Schoß, küßt und herzt mich.

„Du bist wohl die Tante Irene und so traurig und weinst nicht, wenn Niny unartig war, weint Niny und dann, und dann lacht Niny und ist lustig. — Papa, Großpapa kommen, alter Großpapa, sieh doch, Tante Irene,“ frohlockt die Kleine.

Mein Vater bleibt wie angewurzelt stehen, ich gehe ihm entgegen und Vater drückt einen Kuß auf meine Stirn.

„Schon lange erwarten wir Dich, Irene. Weshalb hast Du nicht telegraphiert? Die Rüttelfahrt im Postwagen wäre Dir erspart geblieben.“

„Ich entschloß mich ganz plötzlich, Vater.“

„Und wollten Betty überraschen,“ sagte mein Schwager vortretend mit einem warmen Händedruck. „Doch nuu, ich kann nicht helfen, unverbesserliche Betty, beim besten Willen nicht, kleine Frau Unvernunft, es ist und bleibt höchste Zeit, sich zur Ruhe zu begeben.“

„Nicht doch, Robert, heute ausnahmsweise.“

„Nein, nein, ich verantworte es nicht, den gerechten Zorn unseres tugelrunden Glaslopfes leichtfertig heraufzubeschwören.“

„Den Doktor werde ich beschwichtigen; Irene hat mir so vieles zu sagen, Robert.“

„Morgen, morgen, heut' sind wir viel zu blaß dazu.“

„Robert hat recht, morgen, ein langer Tag ist morgen. Auch ich bin müd', morgen, Betty.“

„Siehst Du wohl, daß ich recht habe, Betty, und nun, Mr. Johnny, kurzen Prozeß gemacht.“

Der schlafende Knabe wird vom Boden gehoben, in seiner Mutter Arm gelegt, die Kleine bei der Hand genommen, Betty umfaßt und mit einem herzhaften „gute Nacht!“ werden sie alle mit einander aus dem Zimmer hinausgeschoben.

Wir sind allein, Vater und ich, und wir schweigen; drückend ist dieses Schweigen. Ich fühl's, wie Vater nach Worten sucht, um die Stille zu unterbrechen und auch von mir ein Wort erhofft, Betty betreffend.

„Wie findest Du Betty?“ preßt es sich endlich aus ihm heraus.

„Verändert, aber nicht zusehends, gar so elend, wie Du es mir schriebst, finde ich sie nicht.“

„Wirklich, Irene, täuschest Du mich nicht?“

„Nein, Vater, und siehst Du, Betty ist jung und glücklich, Hauptbedingungen zur raschen Wiebergenehung. Was sagt der Arzt? Gewiß hochgradige Anemie?“

„Anemie, wenn es Anemie nur wäre, Irene.“

„Was meinst Du damit? wäre es“

Die Thür fällt ins Schloß, mitten im Satze bleibe ich stecken. Raschen Schrittes, einen Zeitungspack unter dem Arm, kommt mein Schwager auf uns zu.

„Papa, zur Lampe, an die Politik gegangen. Mit Verlaub, Irene, spannender Reichstagsbericht, habe flüchtig hineingeblüht, scharfe Schärmügel stattgefunden, wobei viel Pulver verschossen worden, allerdings kein rauch- und knallloses, bin begierig, welche Flanke, Deine siegbewusste Rechte oder meine hartnäckige Linke, im Entscheidungszweikampfe gestiegt haben mag.“

Mein Vater rückt mit dem Lehnstuhl an den Schreibtisch, während Schwager Robert die Studierlampe anzündet. Beide durchstöbern eifrig die aufeinandergehäuften Parteiorgane und versenken sich gleichzeitig in die Strengefrage der Reichstagspolitik.

— — Bis hierher ging's, eifrig rieselt es durch Mark und Bein, laß ab, es ringt sich aus der Seele nicht heraus. Stumm — duldsam

ist der Bogen unter meiner Hand und dennoch zittert die Feder zwischen den zusammengekrampften Fingern, wirf sie fort, sie weigert sich zu bekennen.

Es schlägt die Turmuhr geheimnisvoll dumpf. Mir graut, als stünde hinter mir ein Unsichtbarer, der mich von sich heßt, um mir nachzusehen. Mich schaudert vor der Vergangenheit, vor mir selbst. — Nein, nein, ich ertrage es nicht länger zu schweigen, hinausichreien möchte ich mein Schuldbekenntnis und kann es nicht; doch dem Papier alles anvertrauen, alles, wie es war, wie es geschah, muß ich — das ist Befreiung.

Ich schaue abwechselnd in die verglimmende Asche und auf die zeitungslisenden Männer und staune, — wie so anders sind wir Frauen, bangen wir um einen geliebten Menschen, so nistet sich die Sorge uns ins Herz und macht uns stumpf für alles andere. Fast könnte ich lächeln. Robert bekommt einen roten Kopf und Vater wird unruhig, zur Lampe beugt er sich, reißt die Brille herunter, wischt sie aus und liest dann weiter.

„Robert, weißt Du?“ höre ich ihn sagen.

„Nein, was denn, Papa?“

„Nichts, sagte ich was? Nein, nichts, gar nichts.“

Jetzt schraubt Vater den Docht in die Höhe und kehrt sich jählings um.

„Nicht Robert, aber Du, Irene. Hier hast Du die Zeitung, ich kann nicht, die Buchstaben schieben sich mir ineinander.“

Was ist mit Vater? Auch die Stimme ist verändert.

„Dieses hier sollst Du lesen,“ spricht er gequetscht weiter, „aber gleich, langsam und deutlich, hörst Du, Irene? deutlich!“

Ich nehme die Zeitung aus Vaters zitternden Händen und lese vor:

„Die Heilbarkeit der Schwindsucht ist ein Thema, welches die ganze Welt interessiert, und wer mag wohl diejenigen zählen, denen die Erklärung des großen Bakteriologen Koch, während des internationalen medicinischen Kongresses zu Berlin, über die Möglichkeit einer Heilung der Lungentuberkulose durch ein bacillentötendes Präparat gleich einem Hoffnungsstern in dunkler Nacht erschienen ist. Damals handelte es sich um gewisse Erfolge, die Professor Koch bei Tieren erzielt, späterhin verlautete es, daß auch an Menschen diese Versuche gelungen seien. Und jetzt weiß man, daß eine ganze Reihe wirklicher und dauernder Heilungen der Lungenschwindsucht durch die Kochschen Injektionen erzielt, ärztlich bestätigt und endlich der Öffentlichkeit bekannt gemacht, als unbestrittene Thatsache. Was unlängst noch bloß Hoffnung war, ist heute beglückende Gewißheit geworden.“

Ich halte mich an der Tischkante fest und starre. Vaters runzliges Gesicht ist feucht von Thränen, um seine schlaff herabhängenden Mund-

winkel breitet sich ein verjüngender Zug; doch Robert rührt sich nicht vom Fleck, er hat es nicht erfaßt, zu unerwartet kam es ihm. Die Lähmung weicht, allmählich lehrt Leben in ihn zurück, er denkt wieder, und nun hat er's begriffen.

„Gerettet, mein geliebtes Weib gerettet!“ ruft er aus und stürzt sich in Vaters Arme. Vater schluchzt etwas heraus, etwas wie: „Gott Lob und Dank“, dann folgt momentane Stille.

„Und nun zum Doktor, jeder Augenblick ist kostbar. Du kommst doch mit, Papa?“

„Gewiß.“

„Gehn wir. Gute Nacht. Mir brennt's unter den Sohlen.“

Wie gebannt bohrt sich mein Blick in die zugeworfene Thür. Die Schritte der Männer verhallen im Flur — und die Finger, die Finger kam ich von der Tischplatte nicht lösen, die Brust so beklommen, als ob eiserne Spangen sie umklammerten, frostig durchschauert's mich, die Hände fühlen sich so naßkalt an, das Blut drängt zum Hirn, die Glieder beben mir, in den Ohren saust's so sonderbar, da drinnen brennt's, brennt's und tobt's so wild, hindurchringen muß es sich, es hemmt mir den Atem — Luft, Luft — es ringt sich los:

Ich fluche Dir, Dir Allmächtiger, Allgütiger, ein Popanz bist Du nur, das bist Du, leugne es nicht, und gut genug für die blöde Menge. Allzeit warst Du nichts, weil Du nichts bist, und willst Gott sein! Endlose Barmherzigkeit, und konnt' keine drei Wochen Erbarmen mit mir haben, weshalb geizest Du mit dieser Deiner Barmherzigkeit? Wo steckt Deine Allmacht? Zeige sie mir, ich sehe sie nicht! Eine göttliche Ewigleitsmarionette, ein für alle Male aufgezogen zur Erbauung der Menschheit, und ich sollte die angebetet haben dreißig Jahre lang? . . . hahaha

Von Deiner Höhe bist Du gestürzt — zerbröckelt, und einen Meister der Leimkunst giebt's nicht für Dich! Und ihr, die ihr mein Leid mit eurem Mitleid lindern wolltet — ich brauche sie nicht — eure blasse Liebe, ich hasse sie! euch! alles! nur Dich, Geliebter, Dich allein liebe ich, Dein jeder Herzschlag, jeder Gedanke, jeder Seufzer, bis zum letzten Atemzuge Dein! Unerbittlicher Tod, mein Alles hast Du mir geraubt, ich sah Deine knöcherne Hand nach dem blühenden Leben greifen, ins Fleisch sie wühlen, die Lebenskraft begehrlieh in Dich einsaugen, ich sah es und mußte zusehen, wie Du das Opfer Deines Vernichtungswerkes mit kalter Wollust an Dich riffest, — machtlos, machtlos! Alles in mir leckte, Dich, Lebensneider, zu erwürgen, mein Eigentum Dir zu entreißen, vergeblich! machtlos, machtlos war ich! Was sag' ich da — erwürgen! nein, nein, jetzt nicht! würgen sollst Du, was Du kannst und wie Du kannst! würg' nur zu, Deinen Widersacher

Koch, den Titanen, heut' noch, den jüngst erstandenen Lebenserhalter! — beile DICH, sonst pfuscht er Dir ins Handwerk; hörst Du? zögere nicht! Ich rede im Fieber, verwirrt hat sich der Gedanke. Es genügt ja nicht, ich überfah das greifbar existierende Heilmittel, das mußt Du anpacken und zerstören! kannst Du das? nein, das nicht, am Leblosen scheitert Deine Bürgerkraft, auch Deine Macht kennt Grenzen; bloß ein Allmächtiger vermag's — der Allvater droben! Allgewaltiger, Menschenwert ist Stückwert, sagt Dein Wort, so muß auch dieses Menschengewisses wissenschaftliche Entdeckung Stückwert sein und bleiben, — und Betty! Betty, Deine Schwester? auch sie soll der Gerechtigkeit zum Opfer fallen! Warum nur Du, mein Heißgeliebter, meiner Seele Seligkeit? Was ist Blutsverwandtschaftsgefühl? neben der Sattenliebefreiwahl zerschmilzt's zu nichts. Du Einziger, in der Blüte Deiner Manneskraft dahingerafft, meiner Liebe grausam entrisßen, Dein edler Geist vernichtet, die Augen, ihr tiefer Blick, Dein Mund, der mich so heiß geküßt, der Verwesung preisgegeben! elend hast Du mich gemacht, o Gott, siehst Du, wie so elend! Du bist die Gerechtigkeit — gleich mir sollen sie alle elend werden. Erhöre mich! Es schreit das Herz, erhöre mich! Alles hast Du mir genommen, hab' jetzt Erbarmen! Alles, auch das erwachende Leben unter dem Herzen im Reime erstickt — ein Wesen im Erschaffungsdrange grenzenloser Liebe gezeugt und dennoch totgeboren. Und die anderen! Die gebären lebendige Kinder, und Kinder sind's einer Gewohnheitsliebe, eines Lustbedürfnisses, oder gar einer vollzogenen Ehepflicht. Und das unsrige! Das Kind der Jugendliebevollkraft kam entseelt zur Welt. Weshalb soll ich — gerade ich, liebelos und trostberaubt durchs Leben gehen? Ich allein! Das kann ich nicht, das will ich nicht. Gerechtigkeit, nach Gerechtigkeit dürstet mich! laß sie walten, — allein, vereinsamt, es übersteigt des Weibes Kraft. Erbarmen! hab' jetzt Erbarmen mit mir!

In meiner Verzweiflung habe ich hinausgeschrien, um erbarmende Erhörung kniefällig gebettelt — Gewohnheit, aus Gewohnheit, haha! ja, die rottet man im Handumdrehen nicht aus. Tod, so verbinde Dich doch mit der ephemeren Allgewalt; Du brauchst ja einen Helfershelfer, um den Lebenserhalter zwischen Deinen Krallen verröcheln und sein Wundermittel in alle Winde zerstäuben zu sehen! Bist wohl gespannt auf das Resultat Eures Zusammenwirkens, laß Dich warnen, es ist gleich Null, glaub' mir's; und thust Du's nicht, so versuch's nur, ich aber laße drob! — — —

Wo bin ich? Finsternis — wo nur, wo? Im Munde aschigen Geschmack, was ist geschehen? Stidluft, wie von Lampenqualm, ich besinne mich: Vater, die Zeitung, Verzweiflung, Fluch und Haß, und nachher wie war's nur? Ja nachher — — ganz plötzlich überkam mich ein Gefühl

des Ausgerungenseins mit sachtem Ersterben aller Sinne. Was sehe ich? Dort in der Ecke ein Lichtstreif, der der Wand entlang hinunterläuft, wohl das erste durch die Jalousieenrize sich durchzwängende Frühgrauen, schon wieder ein anbrechender Qualtag. Eile Flaugigkeit steigt mir in die Kehle; ich erhebe mich und schwanke der Fensterrichtung zu, raffe den Willensrest zusammen und schiebe den Riegel auf, schlucke gierig die kalte Luft ein; mich schwindelt, instinktmäßig trete ich einen Schritt zurück, wobei mein Blick auf die Zeitung fällt, ich stütze mich gegen den Fensterrahmen und schließe die Augen. In den Wimpern spüre ich ein Zucken, unausweichlich ist dieses Auf- und Abblinzeln, ich kann die Lider nicht geschlossen halten, weshalb nur? Jetzt schiele ich gar, sehen thu ich's nicht, aber ich weiß ganz genau — rechts hin, und das macht mich verod's. Der Wortlaut, wie war's nur? Wenn es zu spät wäre? Wie war's nur mit dem Wortlaut. Am Fenster fröstelt's mich; wenn ich nur wüßte: hilft's noch oder nicht mehr? Was kirtt zu Boden? Ach so, die Scheibe aus dem Fensterrahmen. Wie blöd von mir! Zerquetsche mir das Gehirn und brauchte bloß hinzulangen; auf dem Schreibtisch liegt die Zeitung, ich mußte es doch wissen und that als ob ich's nicht wüßte, weshalb nur?

Die Einleitung überspringe ich, die sagt's mir nicht. Hier ein Punkt, nein, ein Semikolon, aber weiter dort — auch nichts. Wo sieht's deun? Ich muß es übersehen haben, das Überfliegen taugt nichts, hübsch langsam von Anfang bis zu Ende lesen. Nirgends, merkwürdig, gar nirgends! Ich muß es mir selbst durchdenken.

Nun also —, also ein bacillentötendes Gistpräparat ist zusammengefezt worden, welches bei mehrfachen experimentalen Injektionen als probates Heilmittel gegen Lungenschwindsucht sich erwiesen und nunmehr als unbestreitbares Faktum der Öffentlichkeit bekannt gemacht worden ist; so weit ist die Sache klar; nun trägt es sich aber, ob bei allen Kranken die Injektion eine völlige Bacillentötung bewirkt, z. B. bei vorgeschrittener Lungenschwindsucht? ob's dann noch radikal hilft? Nein, nein, da giebt's nichts zu retten! In Fehen durchlöcherne Atmungsorgane lassen sich nicht zusammensetzen; wie mag's nur bei Betty sein? Rettungslos? Unmöglich! Ihr Kranksein währt nicht lange, das Aussehen ist auch nicht darnach; wenn es aber trotzdem so wäre, heimtückisch ist die Lungenschwindsucht, gaukelt einem Trugbilder vor, wobei sie die Saat der Hoffnungslosigkeit lautlos tiefer säet. Oder — ein neu ausbligender Gedanke — irren ist menschlich, und der Glazkopf gar mit seiner krähwinfligen Diagnostika, nur ein Landarzt, was versteht der! allenfalls seine Quackalbertkünste. — Vielleicht ist's doch nur anemische Entkräftung. Hier unten halte ich's länger nicht aus, brauche Gewißheit; ich kenne ja die Symptome, kenne sie nur

zu genau. Geliebter, wie herzerreißend war Deine Leidensqual! Heute vor drei Wochen atmetest Du röchelnd, aber lebest noch! Drei Wochen, bloß drei Wochen! Ich will hinaus zu ihr; Gewißheit muß ich mir verschaffen. Ins Zimmer werde ich mich hereinschleichen — ganz leise, so leise, daß sie es nicht merkt — und atemhaltend lauschen, schauen und erkennen . . . gleich, jetzt gleich!

Aus dem Zwielicht trete ich ins Dunkel, die Hände vorgestreckt, taste ich mich durch den Flur, stolpere über die Stufe, fasse nach dem Geländer, erklimme schwerfällig den Treppenabsatz und kann nicht weiter; die Beine sind mir so schwer, als ob sie mit Blei angefüllt wären. Gleich rechts der Treppe ist das Schlafgemach, — bis hinauf muß ich; es geht; knicke nicht mehr unter meiner eigenen Last zusammen — endlich oben, auf, leise, leise, — ob sie wohl schläft? Ich kann durchs Schlüsselloch hineinblicken, der Schlüssel steckt aber drinnen; ist die Thür verschlossen? — Noch nicht. Robert ist ja beim Doktor; nur unverzagt! Wenn Du recht leise thust, hört sie es gewiß nicht, — so, das war geräuschlos. Sie rührt sich nicht, sie schläft, und ich kann mich dicht ans Bett heranschleichen: kein röchelnder Laut im regelmäßigen Auf- und Abwogen ihrer Brust; wenn ich aber die Decke zurückschlüge, so ganz wenig, und mein Ohr an ihre Brust legte, sie kaum berührend! — Ich will's versuchen, nur so ganz leicht — eigentümlich! auch nichts. In diesem Halbdunkel heben sich die Züge in verschwommenen Umriffen vom Kissen ab — hinter dem Schirm brennt die Nachtlampe — ich hole sie vor und dämpfe die Flamme mit der vorgehaltenen Rechten, damit es sie nicht blende. Wie bleich sie ist! Es ist die bläulich schimmernde Blässe eines Totenangesichts; sie lächelt aber noch so weich, als ob sie vom süßesten Liebe gewiegt schlummernd Liebe träume. Ihre Haut anzufassen, hätte ich Lust, und zage, mit den erstarrten Fingerspitzen den entblößten Arm zu berühren. Vielleicht gelingt es mir, fest aneinander reibend die Hände warm zu kriegen; allnählich entstarren sie, noch ein wenig mehr und ich kann's wagen Glühend die Haut, spitzig zißt's durch den Raum — was ist's? sie räuspert sich im Schlaf, und jetzt gurgelt's in der Luströhre. Sie ist krank, ja, ja, aber nicht hoffnungslos. Ich weiß, was hoffnungslos ist: blutgefärbter Schleim aus dem Munde quellend, schnappt man nach Atem, beinahe erstickend, und wochenlang, ehe der Körper sich zu Tode ringt. — Ich muß fort, ertrage es nicht, dieselbe Luft mit ihr zu atmen, fort! fort! Es knarrt die Treppe; uur nicht — um Gottes, Christi willen — den heimkehrenden Männern begegnen! durch die nächste Thür rasch hineingehuscht. Überall stoße ich auf Finsternis; bin doch nicht in Vaters Schlafstube geraten? Die Schritte nähern sich, ich zittere am ganzen Leibe; Stillstand, sie reden miteinander; was sie sich

jagen, muß ich erfassen; bloß abgerissene Worte dringen an mein Ohr: „Roch“, „Telegramm“ — aber den Sinn werde ich erfassen . . . „unzweifelhafte Genesung“ höre nichts mehr; jetzt aber wieder: „erste sorgenfreie Nacht“ „dankbar“ „glücklich“ Zündhölzer! genug! genug! Zündhölzer! es müssen doch welche hier sein. Mit dem Ärmel habe ich den Behälter heruntergewischt und ich habe Eile Ein Licht ist da, und mein Handkoffer nicht ausgepackt; nur noch Papier und Bleistift! hier in der Fremdenmappe mit fliegender Feder geschrieben, aber was? — irgend etwas — einen triftigen Grund, nur schnell: Deos Testament und alle Wertpapiere habe ich im Schreibtisch liegen lassen und fahre sofort nach W . . . , wann ich zurückkomme — unbestimmt. Irene.

So, und jetzt herunter! Frische Luft! Ah! Sie weitet einem die Brust, das thut wohl! Führt da nicht die Postkutsche zum Thor hinaus? „Jakob, Jakob! Der Bursche ist taub! So höre doch, Jakob!“ — „Postdonnerwetter! wer laßt mich denn da an?! Er soll mich ungehoren lassen. Ihre Gnaden sind's wahrhaftig, zu Befehl.“ — „Fahre mich, so schnell Du kannst, nach W . . .“ — „Einen flinkeren Burschen giebt es nicht rundum, Ew. Gnaden, und wenn es sein muß, fliegen die Köhlein, statt zu laufen.“ — „Schon gut, nur vorwärts.“

Die Felder jagen dahin, fliehen mich! Weshalb? Ich bin so müd', müd' zum Einschlafen. Es rollt, und ich rolle mit, — wohin? — mir ist's ja gleich, nur schlafen. Die flatternden Gedanken halte ich nicht fest — schlummern, immer schlafen

Der Wagenschlag ist aufgerissen, ich erwache aus der Bewußtlosigkeit — zu Hause! Endlich! Geliebter! Doch ehe ich noch die Treppe erreicht, legt sich's mir aufs Herz wie eine kalte Hand — zerronnen der selige Traum, der mich umwoben; er war so lebendig, daß ich einen Augenblick an mein Glück geglaubt, und nun starrt mir die leere Wirklichkeit entgegen. In mein Zimmer gelangt, sinke ich in die Ottomane und schluchze mir die verlassene Seele aus

Was ist das? eine Stimme! Klangvoll weiche Töne dringen durchs offene Fenster zu mir herein. Ich hebe den Kopf aus den Polstern und lausche der längst verklungenen Weise:

„Verlassen, verlassen, wie der Stein auf der Straßen“ . . . und mit ihr steigt aus wogenden, wallenden Nebeln die Kinderzeit hervor — iuner klarer, greifbarer, und mir wird so eigen zu Mute, ich sehe mich im weißflatternden Kleidchen, die bunten Schmetterlinge haschen und fühle fast das

lachende Kinderherz. Wohl auch ein fahrender Sänger, und er singt es grad' so wehmütig, wie der andere — dazumal, ja dazumal, als Betty, die Schaukelbank und ich rhythmisch hoch und höher flogen! War das eine Lust! bis das Seil riß und wir drunten lagen. Gleichsam aus der Erde herausgeschossen stand Vater plötzlich vor uns. Wie schnellte ich da erschrocken auf, während Betty auf ihrem Sandhaufen kläglich wimmerte. Mein Vater trug sie ins Haus und befahl mir, ihm zu folgen. Was dann geschah, vergesse ich nimmer! meine Mutter nahm Betty an sich und kustete lieblosend ihr die Thränen weg. „Mein Liebling, wer hat Dir Leids gethan? was ist geschehen?“ Und als mein Vater ihr den Vorfall erklärte, schrie sie mich an:

„Irene, Du bist ein unausstehliches Geschöpf! und Du, mein Liebling, thut Dir nichts weh? wirklich nirgends?“

Ich stand auf zitternden Beinen. Für mich kein Ruß. Nur boße Worte, und der Kopf schmerzte mich so sehr. Der Pfosten war gar so hart gewesen. Immer Betty.

„Mutter,“ fing ich stockend an, „Betty wollte ja“

„Nichts wollte Betty, Du bist immer an allem schuld.“

„Mutter, wirklich hat Betty schaukeln wollen, und ich“ . . .

„Keine Widerrede,“ fuhr Vater barsch dazwischen, „wir kennen Dich. Du weit, wo die Rute hängt, hole sie.“

„Nein, nein, ich weiß es nicht.“

„So, dann holt sie Betty.“

Und Betty ging. Ihr that ja nichts weh, auf dem Sandhaufen hatte sie sich weich gebettet, und die Rute würde sie auch nicht schmerzen: Die Schläge kriege ich! und Betty brachte sie. Ich hätte sie nimmer gefunden.

Mein Vater schlug mich, und meine Mutter stand daneben, ohne ein einzig Wort des Erbarmens, — auch Betty. Mit den Zähnen haschte ich nach der zuchtigenden Hand, erwichte aber nur den Rockarmel und biß ihn durch. Die Rute hatte Arges angerichtet — zerschlunden, hartgeschlagen ein Kinderherz. Und ich wurde anders, doch niemand beachtete es, nicht einmal Betty, die sich nie mehr zu sträuben brauchte, mit mir umherzutollen; ich that's wohl noch manchmal dem Tom zuliebe, des Gärtners zottigem Pudel. Mutters schöne Kleider hingen unzerkuttert im Riesenschrank, im Hause gab's keinen Wildfang mehr mit plötzlichen Zartlichkeitsausbruchen. Still und in mich gelehrt schlief ich einher, und geliebkost wurde ich nicht. So kam es denn, daß ich meine Mutter nicht mehr sagen hörte: „Laß ab, Irene, schnell herunter. Du zerknitterst mir mein schönes Kleid. Kannst Du denn nicht sein, wie Betty, sanft und artig?“

Wie Betty! nein, nein, das wollte ich nicht! aber klug wollte ich

werden. Vater, vor dessen Stirnrunzeln mich's so heruntergrufelte, hatte es ja gesagt: „Häßlich ist die Irene, alles, was Ihr wollt, aber ein gescheiter Fraß. Überraschend sind die Fortschritte; als Junge hätte sie es schon zu etwas gebracht.“

So wurde ich denn noch fleißiger, als zuvor, um so schnell wie möglich klug zu werden, klug, wie ein Junge! Dann kriegte ich Hosen und brächt's zu etwas Gescheitem. Manchmal wurde mir aber das Eigen über Büchern und Hefien doch recht sauer; ich wollte auch fröhlich sein, wie die anderen. Die Kinder drunten im Hof, die hatten so lustige, rote Gesichter, das be triübte mich; und wenn ich recht traurig wurde, lief ich in den Garten, pfiß den Tom herbei, umhalste ihn und kraute ihm die Ohren; er hatte es so gern und fuhr mir so dankbar mit der dicken Zunge übers Gesicht, die war so warm und weich, und that so wohl.

Die Jahre verrannen und brachten keine Veränderung bis zum Tage, wo wir die kurzen Kleider mit langen vertauschen mußten. Für Betty war's ein Freudentag. Sie sollte jetzt das Leben genießen, tanzen, flirten, bewundert, angebetet werden, dann sich verlieben und — heiraten. Das war ihre Bestimmung; die meinige — einsam daheim zu bleiben. „Die Irene,“ so hieß es, „ist zu ernst und viel zu stumm, um gefallen zu können, allenfalls pedantischen Gelehrten, und die trifft man nicht in unseren aristokratischen Salons. Bettys ammtsvolles Wesen, ihre bezaubernde Weiblichkeit, und gar Bettys Schönheit stellen sie vollends in den Schatten; Irene paßt eben nicht in die große Welt hinein.“ So saß ich denn wieder bei Tintenfaß und Papier, allerdings nicht mehr in der nüchternen Schulküche, aber in meines Vaters Privatkabinett als geheimer Sekretär eines Ministers des Äußeren — ein beneidenswerter Posten für ein neunzehnjähriges Mädchen, die rechte Hand des bedeutendsten Schraubers unserer verzwickten Staatsmaschine zu sein. Ich verfaß die Abschreibearbeit konfidentieller Noten. Meine Handschrift war tadellos vom kalligraphischen Standpunkte und die Orthographie hatte ich inne — — — gründlich eingebläut ist sie mir worden mit dem Einmaleins. Abgespaunt erschien ich abends im Boudoir meiner Mutter. Mein Vater war selten zugegen, und Mutter und Betty ergingen sich meist in Salonklatzsch; das war nicht gerade erfrischend, doch wenn Bettys Opfer an die Reihe kamen — und man beschloß nie den Tag, ohne die beklagenswerten an den Fingern abzuzählen — wurde mir's unsagbar sad zu Mute.

Eines Morgens stürzte Betty in mein Zimmer und sagte unter Küffen: „Irene, Du thust mir leid, heute während einer Walzertour ist mir's plötzlich eingefallen, daß Dein Leben recht traurig sei. Ungerecht ist es von den Eltern. Warte nur, ich werde schön bitten, dann kriege ich sie schon

'rum; Du sollst auch fühlen, wie köstlich es ist, im hellerleuchteten Saal herumzuwirbeln." — „Laß es bleiben," antwortete ich schroff, „und sei nicht so zärtlich. Du weißt, ich mag das Küssen ebensowenig, wie die Freuden Deiner Welt." Drei Tage darauf verlobte sich Betty. Mein Vater war sehr zufrieden, und meine Mutter strahlte vor Wonne. Der Erwählte hatte sogar ihre Anforderungen übertroffen; auf einen Grafen ward spekulirt, sie bekam aber einen Fürsten zum Schwiegersohn, noch dazu einen hübschen, lebenswürdigen, einen herzensguten jungen Mann mit viel Geld im Portemonnaie. Härrisch ineinander verliebt, schwamm das Brautpaar in Seligkeit, und Mutter schwamm mit bis zum Trauungstage, wo sich ihre ganze Gefühlseligkeit in einem Thränenstrom löste. Sehr still wurde es in unseren Palaisräumen. Meine Mutter begann zu kränkeln und empfing bloß intimen Besuch — bewährte Freundinnen, mit denen sie nach Herzenslust Betty durchsprechen konnte, und abends zwei bis drei Regierungsräte, ergraute Hagestolze — zur Kartenpartie. Bald fielen auch diese Besuche weg: meine Mutter wurde bettlägerig und stand nicht mehr auf. Die Hochzeitsreisenden telegraphisch zurückverlangt, kamen noch rechtzeitig an. Sie starb in Betty's Armen.

Mein Vater trug schwer an diesem Verlust, er hatte meine Mutter sehr geliebt, und nun, da er sie nicht mehr hatte, übertrug er seine Liebe auf Betty, ihr Ebenbild.

Erschöpft von der Tagesarbeit, verbrachte er seine Ruhestunden beim jungen Paar, und Betty gelang es immer, ein Lächeln ihm abzugewinnen; das kränkte mich, und bald suchte ich nach einem Vorwand, ihn nicht mehr hinzubegleiten — die Migräne wurde ein chronisches Übel. —

Wieder liefen die Jahre ab, und ich fragte mich immer und immer wieder, weshalb ich eigentlich existiere, — um mich wohl bei geistestötender Abschreibearbeit nutzlos zu verbrauchen. Weshalb hatte mich die Natur nicht zum Manne geschaffen. Als Weib gab's für mich kein Vorwärts. Ich verblühte ohne geblüht zu haben, duftlos mein Leben, weß das Gefühl. Die anderen lebten, und ich vegetierte; die andere — Betty — war glücklich, und ich — ja ich

Ich saß eines Morgens, wie alle Tage, vor einem Altenstoß, schrieb aber nicht, wie gewöhnlich, ich blickte zum Fenster hinaus: überall junges Grün, und das lockt das Auge; die Natur war unter den Erstlingsstrahlen der Frühlingssonne plötzlich zu neuem Leben erwacht, und es überkam mich ein derartiger Ekel vor meiner Papperasseneexistenz, daß die Altenstücke auf den nächststehenden Tisch hinüberflogen; dann vergrub ich das Gesicht in beide Hände und grübelte mich in unsagbare Bitternis hinein. Schritte schreckten mich auf, nicht mein Vater, aber ein Fremder stand vor mir.

„Entschuldigen Sie die Störung, mein Fräulein, ich glaubte den Herrn Minister hier zu finden.“

„In einer Viertelstunde wird er zu sprechen sein.“

„Die ich benutzen werde zu einer Nachtragsnotiz, wenn Sie mir Ihre Feder gütigst leihen wollen.“

Ich gab sie dem Unbekannten, dessen Stirnsalten sich mit jedem Federstrich fester zusammenzogen, dann flog die Feder in den Behälter, und der weiche Zug von vorhin glättete den energischen Ernst hinweg. Er erhob sich dankend und lehrte ins Empfangskabinett zurück, die Vermittelungsthüre offen lassend. Die Unterredung mit meinem Vater währte eine Stunde; vier meiner Stempelbogen wanderten in den Papierkorb: abschreiben und politische Neuigkeiten erlauschen wollen — verträgt sich eben nicht. Schlag sechs erschien ich im Speisesaal und war nicht wenig betroffen, einen Gast vorzufinden, den Störer von heute früh; auch morgen sollte er bei uns speisen. Mein Vater hatte Graf B., der als Gesandtschaftskurier hierher geschickt war, ein für allemal zu sechs Uhr eingeladen; die Angelegenheit, mit der er betraut, bedurfte einer möglichst raschen Erledigung; es sollte in die Nacht hineingearbeitet werden, der Thee wurde ihnen hinuntergeschickt, und so hatte ich denn einen Abend, über den ich verfügen konnte, und wollte es mir recht behaglich machen im Regligé am Raminfeuer mit dem neuesten Roman Bourget's bei einer Tasse Thee.

Den Tag zuvor war ich gerade inmitten eines spannenden Dialoges abgerufen worden; ich schlug die Seite auf, doch das Zwiegespräch befriedigte mich heute nicht; eigentlich recht banal. Es giebt Tage, wo man zur Romanlektüre schlecht disponiert ist; ich legte das Buch beiseite, setzte mich an den Toilettentisch, spät war's freilich nicht, aber ich fühlte mich ruhebedürftig und löste mein Haar.

Seit wann hatte ich denn die zwei feinen aber tiefen Falten um die Mundwinkel herunter? wie häßlich! Ich schob den Spiegel heran; auch um die Augen, zu früh mit siebenundzwanzig Jahren. Elend sah ich aus; das ganze Gesicht — zwei Augen auf gelblichem Hintergrund. Unwillig streifte ich das Regligé herunter; es war sonst gar nicht meine Art, vor dem Spiegel Betrachtungen anzustellen.

Achtmal vierundzwanzig Stunden waren vergangen, und die bewußte Angelegenheit war noch immer nicht zum Abschluß gebracht. Eine unerklärliche Ungebuld erfaßte mich — hoffentlich heut' Nacht. — Im Zimmer war es drückend heiß. Ich konnte nicht einschlafen und öffnete das Fenster. Gewitterschwüle sog ich ein und lauschte dem Rauschen der Bispel. Der Wind verschärfte sich; die Aste bogen sich ächzend zur Erde nieder; die Wolken jagten daher, sich stellenweise drohend aufeinander ballend, durch-

sucht von hellem Schein. Die Wolkenmassen rissen auseinander mit krachendem Donnererschlag und schwer herniederklatschendem Regen. Ein beklemmendes Angstgefühl bemächtigte sich meiner. Rasch kleidete ich mich an und begriff mich nicht: sonst liebte ich ja das Loben der entfesselten Naturgewalten. Hinunter wollte ich! Mich vergewissern, ob sie noch bei der Arbeit waren. Zu dieser Nachtstunde giebt es keinen Fialer an jeder Straßenecke, und Vater denkt an so was nicht, und hat Graf W. gewiß gehen lassen bei diesem Unwetter. Mir war so bang um ihn, so angst, weil — weil ich ihn liebte! wie eine Offenbarung kam's über mich, so leicht wurde mir, als ob ich beflügelt über die Erde schwebte, ein kurzer Augenblick — dann schluchzte ich auf. Entbehren, immer muß ich's, ja das Unentbehrlichste — seine Gegenliebe. Geliebt hatte mich noch niemand, der alte Tom wohl, aber der war nur ein Pudel. Mich konnte man nicht lieben! Ich gehörte zu den Frauen, die man unbeachtet verharren läßt in ihrer Einsamkeit. Fortan würde ich auch ruhelos durchs Leben gehen, ruhelos in meiner Verlassenheit. Das Verlangen zu lieben, die Leidenschaftlichkeit meines Naturells, das man von Kindheit an eingezwängt, hatte die künstlichen Dämme jählings durchbrochen, und jetzt war's an mir, sie wieder aufzubauen, und mir fehlte die Kraft dazu. So lange er da war, konnte ich's nicht. Er mußte fort, so bald wie möglich. Vielleicht geht er schon morgen und kehrt nie wieder. Wie war's nur so plötzlich, so überwältigend über mich gekommen, daß jede Faser erzitterte? Doch nein, schon neulich, als er mir so beharrlich in die Augen geschaut, schoß mir eine Blutwelle jählings in den Kopf, und als er späterhin von Glück sprach — Glück sei Liebe, das jedermann allerwärts suche, meist jahrelang vergeblich, auf Irrwege geratend, bis man es findet plötzlich dort, wo man es nicht zu finden geglaubt, — wurde mir so sonderbar, und ein andermal beim Gutenachtgruß fühlte ich meine Hand in der seinigen feuchtkalt werden. — Es graute der Morgen, und ich rang noch immer mit der Liebe, als ich ermattet in die Kissen sank. Der Kampf war vergeblich; ich liebte ihn, weil ich ihn lieben mußte, weil ich nicht anders konnte und sollte ich daran vergehn.

Am folgenden Morgen, als ich zur Frühstücksstunde heruntergekommen, bestrebte es mich, alles beim alten vorzufinden: mein Vater saß wie alle Tage den Kopf in die Zeitung gesteckt, eine schwere Cigarre rauchend, sogar die Kaffeemaschine stand auf ihrem üblichen Platz. Mir schien, es hätte alles verwandelt sein sollen; also nur mit mir war alles so ganz anders wie gestern, ich war auch physisch so kraftlos, daß ich mich schnell in den Sessel niederließ. Schweigsam, wie es unsere Gewohnheit war, tranken wir den Kaffee. Die Frage: „Ist die Angelegenheit heut' Nacht beendet worden?“ schwebte mir beständig auf der Zunge, aber ich brachte sie nicht

heraus. Einmal streifte mich mein Vater mit abwesendem Blick, nach einer kleinen Weile ein zweites Mal und fuhr sich mit der Handfläche über die Stirn, wie sich besinnend.

„Ach so, daß ich es nicht vergesse, Irene, Du hast heute ein gut Stück Arbeit ins Reine zu bringen; Graf W. reist mit dem Nachmittagszuge, Du wirst Dich also beeilen müssen. Wahrscheinlich wartet er schon auf Dich, geh nur hinunter.“

Ich ließ es mir nicht zweimal sagen. Die Worte: „Graf W. reist mit dem Nachmittagszuge,“ hatten mich aus der Fassung gebracht; ich mußte allein sein, wenigstens einige Augenblicke, um mich zur äußeren Ruhe zurückzuzwingen. Also doch heut schon fort. Ich hatte es mir ja gewünscht. O, wie thöricht war ich gewesen. Alles andere! nur das nicht. Was lag daran, wenn er es fühlte, daß ich ihn liebte? Sogar sein Mitleid ertrüge ich ohne Scham, wenn ich ihn nur hier behalten könnte — um den Preis alles. Gebrochen war mein Stolz, wie kleinlich waren all' die Nebenregungen meines Herzens gewesen. Für sie war kein Raum mehr übrig. — Die Flut der Liebe hatte sie hinweggeschwemmt. Das Herz klopfte mir so heftig, daß ich in der Thüre stehen bleiben mußte, um Atem zu holen. Er war schon da und blies Rauchringe zum Fenster hinaus. Mich erblickend, schleuberte Graf W. die Cigarette in den Garten und sagte lächelnd: „Nicht wahr, recht ungezogen, so ohne weiteres zu rauchen? Ich wollte mich aber mit einer Cigarette über meine wachsende Ungebuld hinwegläuschen.“

„Ich weiß, es giebt heute viel zu thun,“ gab ich zur Antwort.

„Das meinte ich nicht gerade,“ er hielt inne und sah mir forschend ins Auge. „Allerdings,“ fuhr er, langsamer sprechend, fort, „muß heut' noch alles bewältigt werden, und der Gedanke, daß ich Sie damit quälen muß, peinigt mich schon seit Tagen; das kommt davon, wenn man sich nicht beizeiten die unleserliche Schrift abgewöhnt, und die Note ist leider zu konfidentieller Natur, als daß man sie einem Abschreiber von Profession geben könnte.“

„Sie brauchen sich meinetwegen keine Skrupel zu machen; ich bin an das Abschreiben so gewöhnt, daß ich . . .“

„Gewöhnt,“ unterbrach er mich auffahrend, „das ist eben das Unerhörte, daß Ihr Leben im Abschreiben verläuft. An so was gewöhnt man sich nicht. Ich begreife Ihren Vater nicht, Ihre ganze Umgebung. Weshalb schweigt Ihre Schwester, statt dagegen zu reden? Die Jugend hat doch ihre Rechte, die man gelten lassen soll; so etwas ist mir noch nie vorgekommen, daß ein junges Mädchen gezwungen wäre, ihr Leben zwischen Altenstücken zu vertrauern, sich so nutzlos zu verdrauchen.“

„Da haben Sie recht! Doch dagegen läßt sich nichts machen.“

„Wieso? Sie brauchen sich nur energisch aufzulehnen.“

„Niemals,“ entfuhr es mir. „Übrigens wäre es auch vergeblich,“ fügte ich ruhig hinzu.

„Weshalb? Das begreife ich nicht.“

„Das glaube ich schon, aber vergeblich bleibt es doch.“

„So erklären Sie es mir.“

„Ich müßte zu weit ausholen, damit Sie es ganz verständen, und dazu fehlt es uns an Zeit.“

„Aber das nötige Vertrauen hätten Sie zu mir, nicht wahr? Und wenn ich nächstens wiederkomme, so“

„Sie kommen nächstens wieder?“

„Gewiß, und dann sagen Sie es mir und holen so weit wie möglich aus.“

„Ja dann.“

„Sie sind so bleich geworden, ist Ihnen nicht wohl?“

„Nur übermüdet . . . das Gewitter von gestern“

„Gewitterangst hätte ich Ihnen nicht zugetraut.“

„Das ist es auch nicht eigentlich, bloß die Vorboten. Diese unheimliche Schwüle vertrage ich nicht. — Sprechen wir nicht weiter davon, überstanden ist es ja,“ wieder sah er mich durchdringend an, „und der Zeiger ist mittlerweile ein gut Stück vorgerückt, sollten wir nicht an die Arbeit gehen?“

„Leider Gottes müssen wir das; meine Reise läßt sich doch nicht aufschieben, so gerne ich auch bliebe. Also fangen wir an.“

Graf W. diktierte, und ich schrieb wohl zwei Stunden lang, und keine leichte Aufgabe war's für mich, mit Anspannung meiner Fassungskraft nüchterne Gesetzformeln mit zitternder Feder kalligraphisch aufs Papier zu bringen. — Ich, die so gerne bloß dem Wohlklang seiner Stimme gelauscht hätte, mich verschwommenen Träumereien überlassend. — Ich suchte zusammen; seine Hand hatte die meinige berührt, und sie umspannend, sagte er:

„Jetzt ist's genug, arme, kleine Hand, Du bist zu etwas ganz anderem erschaffen, und ich lasse sie nicht wieder los, bis Sie mir das Recht geben, mit Ihrem Vater zu sprechen. Sie schweigen und sehen mich so erstaunt an. Sollte ich mich getäuscht haben?! Nein, das kann nicht sein, denn Liebe täuscht sich nicht! auch Du liebst mich!“

„Ist's möglich?“ schrie ich auf.

Statt jeder Antwort zog er mich empor an seine Brust und unsere Lippen vereinigten sich im ersten verwirrenden Kuss.

Er reiste fort, und es folgten Wochen des Sehns, bis er wieder-

lehrte zum Trauungstage, wo ich so wunschlos glücklich wurde, so glücklich, daß ich wie berauscht in Liebestrunkenheit einherwandelte.

Zwei Jahre waren es des ungetrübten Glückes, ein tägliches schrankenloses Aufgehen ineinander, bis die Krankheit ihn erfaßte und dann der Tod, der mir mein Glück entriß und mich verdammt, es zu entbehren — immer, immer. Wie hohl klingt dieses Wort, und nun giebt es einen Mann, der dem Tode trotz kraft seines Heilmittels; bloß drei Wochen zu spät hat er es erfunden. Wie dieses „zu spät“ mir in den Ohren gellt. Zum Wahnsinn treibt es mich. — Grausig ist die Wirklichkeit. Entrinnen will ich ihr! aber wie? wie! denn ich verschmächte nach seiner Liebe! Ich hatte nichts, dann kam er, und ich hatte alles! Und jetzt, was bleibt mir übrig? Nur die Erinnerung, — in sie will ich mich versenken, — vergessen, daß es Menschen giebt, die genesen, um weiter glücklich zu sein, im Liebesgenuß Kinder zeugen, um in ihnen fortzuleben, und ich nur so einsam bin. Aus dem Rahmen schaut mein geliebter Mann zu mir herab, und sein Blick zieht mich zu sich heran, und ich trete näher, näher, kniee nieder und fühle etwas Weiches, wie Lippen, die die meinigen berühren und mir wird so unsagbar wohl, als ob ich ihn wiederhätte . . .

Nur sein gedacht habe ich durch Wochen, und in der Erinnerung an unser Glück gelebt und bin nur noch verzweifelter geworden. Die Augenblicke, wo ich seine Nähe fühlte durch die Kraft des Wollens, waren so flüchtig, daß es mich noch heißer nach ihm verlangte; fassen wollte ich ihn, seine Stimme hören, ihn lieben, seinen Atem trinken, — und mußte dürsten. Dann kam die Erschöpfung des ungestillten Verlangens, wo ich mich so schwach fühlte, wie ein Kind, um am nächsten Tage noch begehrlischer und verzweifelter zu werden. Qualvoll waren meine Tage, jegliche Beschäftigung ward mir zum Ekel, nicht einmal lesen konnte ich, die Zeitungen häuften sich an; was kümmerte es mich, was draußen in der Welt vorging, und über Wunderthuren wollte ich nichts hören, nichts wissen. So dunkel war es in mir, daß ich das Sonnenlicht scheute. So lag ich denn auf der Ottomane mit geschlossenen Augen träumend, fühlend. Doch die Nächte waren noch qualvoller. Nach seinen Küßen sehnte ich mich, nach den Wonnen der Liebe. Schlaflos wälzte ich mich im Bett herum — liebeberaubt und so verlassen — und zernagte die Rissen und schluchzte in sie hinein. Eines Tages raffte ich mich auf; was mich dazu bewog, entsinne ich mich nicht mehr, vielleicht war es ein Antrieb der bewußten Überlegung, daß mich diese Existenz wohl an die Grenze des Wahnsinns führt, doch ohne sie zu überschreiten — keine Unnächttung, also keine Erlösung im Vergessen. Oder war es bloß ein physisches Bedürfnis, die erschlafften Glieder wieder einmal in Thätigkeit zu versetzen? Gleichviel, ich befahl die

Jalousieen zu öffnen, um Luft und Licht in die verdampften Zimmer hineinzulassen; und als ich wieder allein war, ging ich in meines Mannes Zimmer und ordnete die bestäubten Gegenstände, die seine Hand so oft berührt. Ich wollte alles wiedersehen, betasten, was sein gewesen war, ich ging an den Schreibtisch und schloß ihn auf. Gleich vorn im Schubfach fand ich meine Briefe, die wenigen, die ich geschrieben während einer fünf-tägigen Trennung, — wie hatte sie mir lang geschienen, diese einzige vor der ewigen. Ich ließ die Briefe liegen, denn es fehlte mir an Mut, sie durchzulesen, und schob den Arm tiefer hinein ins Fach. Ein Niesencouvert zog ich heraus mit Briefen seines Freundes, die er durchaus veröffent-lichen wollte als Beschreibungen und Eindrücke aus dem Orient. Das Couvert mußte aber außer Briefen noch was anderes enthalten, etwas Hartes fühlte sich durch. Richtig! ein versiegeltes Paket. Ich erbrach es und fragte mich, was das wohl sein mochte; diese stark riechende grünliche Masse, diesen Duft hatte ich schon einmal eingefogen, aber wann? Und plötzlich wußte ich, was es war: sein Freund hatte es mitgebracht oon seiner letzten Reise, und mein Mann hatte es ihm entwendet. Haschisch natürlich, wie konnte ich es nur für einen Augenblick vergessen. An dem Tage wurde ja soviel über den Haschischgebrauch und auch seinen Mißbrauch geredet, daß ich begierig geworden war, die Wirkung an mir selbst zu erproben, und ich bat und quälte wie ein verwöhntes Kind, dem man alles zu Willen thut, er möchte es mich nur einmal versuchen lassen, und er selbst auch, nur ein einziges Mal, um gleichzeitig Rösliches zu träumen. Doch mein Geliebter ließ sich nicht erweichen und sagte lächelnd: „Zum Haschisch sind wir zu glücklich, mein Kind.“ — Ja einst. Das Paket entglitt meinen Händen, behutsam hob ich es auf und schloß es ein. Langsam vergingen die Stunden, bis die Dämmerung hereinbrach. Der Zeiger der Wanduhr rückte so träge vor; es schien mir, es würde niemals Abend werden. Ich hüllte mich in ein Tuch und stieg die Treppe hinunter in den Garten. Zum ersten Male nach der entsetzlichen Nacht, da ich allem geslucht, atmete ich wieder unter freiem Himmel, und immer hörbarer wurde das Rauschen der welken Blätter unter meinen schneller werdenden Schritten, immer leichter mir das Atmen, so wohlthwend die Luft, daß ich in der entlaubten Pappelallee auf- und abging, bis die Dämmerung sich zur Nacht vertiefte und die ersten Sterne hie und da auffunkelten.

Das Abendbrot wartete schon auf mich, doch ich berührte es kaum und befahl es fortzutragen, jede Bewegung des Dieners mit wachsender Ungeduld verfolgend, und als er hinter der Thür verschwunden war, schnellte ich auf und lief — ja, ich lief in meines Mannes Zimmer. Es war mir nicht genonnen worden, das wenigstens nicht; das Paket lag

dort, wo ich's gelassen hatte, im Schubfach auf derselben Stelle. Ich hielt sie, die Erlösung, in meinen Händen: — Vergessen! Köstlicheres noch — Seligkeit! Vereint mit ihm vielleicht! Schnell löste ich einige Broden in Wasser auf, trank das Glas gierig aus und schloß die Augen. Eine lange Weile spürte ich nichts, bis endlich wohlthuende Wärme mich durchströmte und es beschlich mich ganz sachte eine Ermattung wie Frühlingsmüdigkeit. Ich fühlte die Glieder kaum — eine Empfindung, als ob ich mich entkörperte und allmählich hinabglitte in ein Wolkenmeer. Über mir und unter mir — wogende Nebel, von Wolke zu Wolke in den Lüften gehoben bis zum goldig glänzenden Streif. Geblendet schloß ich die Augen, und als ich sie jaghaft öffnete, gewahrte ich durch die Dichtung ein hinablockendes Paradies: schillernder Himmel, tanzende Sonnenstrahlen im Blätengewirr und tausendfache Springbrunnen hinauszüngelnd im Regenbogenglanz. Im Hintergrunde ein Palmehain mit hoch emporstauenden Feuerblumen, und mittendrin ein Tempel, durch dessen Säulengänge Schattengestalten huschten, von Riesenschmetterlingen umschwirrt. So merkwürdig war's, daß ich mich vornüber beugte, doch die Wolken zerstoben im Aether, und ich stürzte jählings hinunter. — So lahl die Wände meines Zimmers, so nüchtern war alles, was mich umgab, und der Traum war so schön gewesen und so kurz, und dennoch war das Licht tief heruntergebrannt und das Paket lag daneben.

Noch einmal wollte ich das Ersehnte im Traume sehen und griff nach dem Haschisch. Doch das zweite Mal schwebte ich auf keiner Wolke; im Eden war ich, süßberauschende Düste atmend, verwandelt waren die Schattengestalten in blühende Leiber, von Nachtfaltern umkreist, paarweise umschlungen in sinnbethörender Lust. Ein Einsamer wanderte abseits im Palmehain; sein Wuchs, sein Gang so wohlbelannt, mein Geliebter — kein anderer, als er! Rufen wollte ich, aber die Stimme versagte mir, und ich begann zu laufen — ihm nach, immer schneller, atemloser, und als ich ihn beinahe erreicht hatte, meine Arme nach ihm streckte, sagte ich einen Schatten. Verzweifelt schrie ich auf — und erwachte.

Einige Stunden später — gegen Abend war's — brachte man mir einen Brief, rekommandiert aus Berlin, mit der Anmerkung „wichtig“, folgenden Inhaltes: „Betty bittet Sie, hierher zu kommen. Sie sagt, Sie hätten es zu einsam und brauchten Abwechslung, auch möchte sie Sie gerne sehen. Ihr Zustand hat sich verschlimmert, und Gerüchte verbreiten sich, daß die Anwendung des Koch'schen Mittels zur Zeit versüßt sei, die Heilwirkung der Injektion daher illusorisch. Papa und ich sind sehr besorgt und erwarten Sie. Robert.“

In Berlin! seit wann denn? Davon wußte ich nichts. Da besann ich mich, daß es nicht anders sein konnte. Die bisherigen Briefe hatte ich

ja unerbroschen in irgend ein Schubfach geworfen. Ich suchte die Briefe heraus, denn ich war wißbegierig geworden, den Inhalt jedes einzelnen wollte ich kennen. Die zwei ersten Briefe waren voller Hoffnungsfreudigkeit; der dritte nicht mehr ganz so sehr, weil die Injektionen keine Besserung zur Folge hatten, und sie es daher ratsamer fänden, abzureisen, um Betty an Ort und Stelle vom Erfinder selbst behandeln zu lassen, und der vierte Brief, der aus Berlin, so ganz anders wie die früheren — niedergedrückt, weil Gerüchte laut wurden. Was sind Gerüchte? Meist irrig, und diese gar zweifelsohne erdacht. Sieht es denn nicht Reider in der Welt, so viel wie Ärzte und über diese Anzahl hinaus? Und Robert und mein Vater schenken diesen Gerüchten Gehör! Aus sorgender Liebe lassen sie sich einschüchtern. So ist es inmer, man zweifelt dann so leicht! Doch in diesem Falle ist es so grundlos; eine derartige Entdeckung wird nicht per Telegraphendraht in alle Weltteile hinausgeschickt, ehe die Wissenschaft das Heilmittel als effektiv erprobt und bestätigt hat. Leeres Geschwätz — diese Gerüchte! Und ich sollte hin ins Großstadttreiben? Nein, die Einsamkeit war mir lieber. Bettys Zustand hat sich verschlimmert; selbstverständlich, das war die Reaktion, ein Beweis mehr für die Heilkraft des Mittels. Ich las den Brief nochmals durch und bemerkte, daß er statt fünf — acht Tage gebraucht, um zu mir zu gelangen; ich grübelte aber nicht weiter darüber nach und schrieb auf einer Postkarte, daß ich zu leidend sei, um zu reisen, — das war alles.

Die Turmuhr schlug. Ich zählte die Schläge; sieben Uhr. Ich dachte an den Haschisch und freute mich, daß es schon so spät sei, setzte mich ans Kaminfeuer und wünschte mir einen Traum — die Widerspiegelung der vergangenen Wirklichkeit, die Stunden unserer schraubenlosesten Liebe. Überdrüssig, das Spiel der Flammen länger zu verfolgen, überredete ich mich, daß es eigentlich Schlafenszeit für mich sei, ich war ja leidend und ruhebedürftig. Langsam kleidete ich mich aus, denn jede Bewegung kostete mich Anstrengung. Dann schob ich den Thürriegel vor und verdoppelte die Haschischlösung, die ich bis zum letzten Tropfen austrank. Asbald verwirrten sich meine Gedanken und meine Einsamkeit belebte sich mit eigentümlichen Gesichten. Bizarre Gestalten tauchten auf und glitten an mir vorüber, und aus allen Ecken lugten grinsende Kobolde hervor, um gleich wieder zu verschwinden. Blitzartig hinausgeschneilt, stand ich plötzlich auf einem Vorsprung, schwindelhoch über einem Abgrund. Ich hielt mich an einer Felsenzacke und wandte den Kopf und sah mich von Finsternis umgeben. Angsterfüllt klammerte ich mich an das Felsenstück, welches brach und mich in die Tiefe schleuderte; ein Gurgeln, wie wenn ein Stein ins Wasser fiel und ein Wirbeln in schäumender Flut. Auf die Oberfläche

langsam gehoben, lag ich im Rahn, von peitschenden Wellen in die See getrieben. Die blühenden Ufer verloren sich in verschwommenen Umrissen, und es kam ein Bangen über mich, ein Zurückfliehnwollen dorthin, wo es grünte und blühte. Ich war aber kraftlos und erblickte eine Gestalt von Nebel umwoben, auf den Wellen einherschreitend und sich mir nähernd. Eine Riesenwelle spülte die Umhüllung hinweg, und ich erkannte meinen Geliebten. Er beugte sich über mich, und ich zog ihn hinein zu mir, und wir schwammen hinaus in die Unendlichkeit, Leib an Leib geschmiegt in befehlender Verzückung, so feucht die Lippen und dann so heiß, und der Fuß so tief, und diese Stimme — die feine. Nein, nein, wachte oder träumte ich? Und dieses Klopfen und Rütteln, wie merkwürdig.

„Bitte zu öffnen, Frau Gräfin.“

Etwas war geschehen, ich träumte nicht. Der Kopf war mir so bekommen, daß ich nicht wußte, was thun.

„Öffnen, die Thüre öffnen.“

Da schwante ich hin, und eine Hand schob sich durch die Thürspalte; sie hielt etwas — ein Telegramm —, ich langte darnach und zog den Fenstervorhang zur Seite. Vor den Augen wurde mir's dunkel, — also doch. Ein Schwindel ergriff mich. Betty ist tot, — ich wurde bewußtlos. Die Ohnmacht betäubte mir die Sinne.

Die losen Blätter meines Bekenntnisses haben lange in meiner Schreibmappe gelegen. Ich ordne sie eben, und es bleibt mir noch einiges hinzuzufügen, nicht viel mehr, und das ist gut, weil die Zeit drängt. Die Kräfte schwinden mir, und ich werde wohl bald für immer verstummen; denn ich bin zum Schatten meiner selbst geworden durch die Reue und dann — durch das Gift. Die Reue, ja das war der Anfang. Betty war tot, und die Erinnerung an die entsetzliche Nacht konnte ich nicht loswerden, beständig verfolgte sie mich. Zu ihr ins Zimmer war ich ja geschlichen, um ihrem Atem zu lauschen — die Verzweiflung des Zuspäts für meinen geliebten Mann hatte jegliches Erbarmen in mir erstickt — hoffend, wünschend, daß es auch für sie zu spät sein möge; und als ich mich überzeugte, daß Betty noch zu retten sei durch das Heilmittel, stieg der Reiz siedendheiß in mir auf und trieb mich hinaus ins Freie, fort, fort von der Stätte, wo das Glück hauste — nicht für lange. Betty ist tot, und das Mittel war wohl kein Wundermittel. Und es peinigte mich die Reue bei Tag und Nacht. Meine Einsamkeit wurde mir unleiblich, und ich wollte zu ihnen, zu den Kindern und packte meine Sachen, die Kleinen zu pflegen — aber Betty war die Mutter und ich hatte sie . . . Nein, nein, die Kinder Herzen, das konnte ich nicht, und Vaters Blick ertragen und Roberts Verzweiflung mit ansehen — unmöglich. Dazu fehlte es mir an Kraft.

Der Koffer wurde nicht zu Ende gepackt. Auf dem Schreibtisch lagen die Zeitungen; die oberste nahm ich zur Hand und blätterte darin, bis ich fand, was ich suchte: da stand es klar und deutlich, das Mittel war kein Heilmittel — ein Irrtum. Und der Gedanke schoß mir durchs Hirn, ob es nicht doch einen Gott gebe, aber ich lächelte mich aus wegen meines kindischen Zweifels. Der Dreieinige, den die Kirche von der Kanzel herunterpredigt, erhört keinen Fluch; nur das Greifbare, Fühlbare ist existierend — das pulsierende Leben, über das hinaus giebt's nichts — kein Jenseits, kein Wiedersehen, nichts als nichts. Und ich zog das Schubschloß heraus, worin ich den Haschisch verschlossen hielt — seit der Todesnachricht, durch viele Wochen, hatte ich ihn nicht berührt — das war greifbar, fühlbar, dieser Filter des Vergessens, der Erlösung, und ich habe mich ihm ergeben. Ich trinke Haschisch, rauche ihn, ich nähere mich von Haschisch, der mich aus einem Wonnerausch in den anderen stürzt — mein Geliebter ist mir stets gegenwärtig — und mich zu Grunde richtet. Mein Körper ist zusammengeschrumpft, das Gesicht bis zur Unkennlichkeit abgehärtet, wie ausgehöhlt, und die Augen so unheimlich geweitet, so gläsern der Blick. Alle Augenblicke läuft ein Zittern durch meine Glieder, die ich nicht beherrschen kann. Alles an mir ist erschlaft, wie ausgerungen; der Haschisch saugt mich aus, verblödet mich, richtet mich zu Grunde und ich kann nicht davon lassen; und wollt' ich's auch, könnt' ich's nicht mehr.



Zu spät.

Von Rudolf Klein.

(Hüsseldorf.)

Esines Tags, zu Anfang September, es war später Nachmittag, ging er vor die kleine Gebirgsstadt, in der er den Sommer zugebracht, doch nach einer Richtung, die er bisher noch nie gegangen; über triftige Wiesen, in denen die lilablauwe Herbstzeitlose blühte, über Stoppelfelder, da schwirrende Vogelscharen sich zum herblichen Rückzug sammelten, durch eine tote domartig gewölbte Pappelallee, in deren losen Blättern ein leichtes kühles Rauschen sang.

An ihrem Ende lag in einem großen Garten, unter alten Bäumen versteckt, ein Landhaus mit blauem Schieferdach und schiefergedecktem Türmchen. Die grünen Fensterladen waren zurückgeschlagen, und alle Fenster weit offen, doch niemand war zu sehn.

Nur auf der Plattform der weinumrankten Veranda stand auf einem Tisch neben einem Schaukelstuhl ein verlassener Nähkorb, der vermuten ließ, daß noch vor kurzem jemand zugegen gewesen sein mußte.

Er stand eine ganze Weile und sann über das idyllisch gelegene Haus, über seine Vergangenheit, seine Bewohner, die gegenwärtigen und vergangenen, als er unwillkürlich auffah und ein wenig erschrak: über ihm im Giebelfenster des Hauses, das ein großes Hirschgeweih krönte, saß eine einsame Dame . . . ihr Gesicht hatte die Farbe des Elfenbeins, und das Haar war schwarz wie Ebenholz; auf einem geradezu assyrischen Profil lag eine eigentümliche Ruhe, der das von langen Wimpern umflorte Auge etwas von einer in sich gelehrten Sehnsucht gab.

Das unverhoffte Gewahrwerden der Dame in dem leer geglaubten Hause hatte ihn eigentümlich berührt, ihm fast ein wenig Herzklopfen verursacht und eine leichte Röte in die Wangen getrieben. Bevor er sich jedoch zum Gehen wandte, sah er noch einmal auf, wobei sich ihr Blick traf, dann ging er dem nahegelegenen Tannenwald zu, während er darüber nachsann, wie das zufällige Gewahrwerden derselben ihn nur so eigentümlich berühren konnte. Es mochte wohl darin seinen Grund haben, daß er sie so unverhofft erblickte, während er nichts ahnend ihr Haus betrachtete mit der Neugier eines Kindes. Daher war auch jenes Gefühl ähnlich dem, wie wenn man bei irgend einer intimen Handlung plötzlich merkt, daß man beobachtet wird und beschämt von der Handlung abläßt. Gleichviel, der Blick der einsamen bleichen Dame im Giebelfenster hatte infolge dieser Umstände sein Inneres so eigentümlich in Schwingung gebracht, daß er den Gedanken an sie auf dem ganzen Wege nicht los wurde. Er mußte immer wieder an sie denken.

Wer sie wohl sein mochte?

Ob Frau oder Tochter des Hauses, oder sonst wer?

Wie's nur kam, daß er diesen Weg vorher nie gegangen, er hätte sie vielleicht längst gesehen. Aber, daß er sie auch nie in der Stadt gesehen?

Solche Gedanken wechselten mit ähnlichen.

Als er heimging, beschlich ihn die Erwartung, ob sie wohl noch zugegen? Das bezweifelte er zwar sehr, war aber dennoch gespannt.

Der hereinbrechende Abend beschleunigte seinen Schritt. Auf der Landstraße war es totenstill, die Sonne war untergegangen, aus den Wiesen dampften Nebel.

Das Haus lag menschenleer, doch alle Fenster waren noch geöffnet. Er schaute eine Weile zum Giebelfenster auf — niemand zeigte sich — und ging heim.

* * *

Einige Tage darauf, jener Nachmittag war ihm schon aus dem Gedächtnis verschwunden, saß er abends in dem Wandercircus, der in der kleinen Stadt sein Zelt aufgeschlagen, als er mitten im Gang der Vorstellung sich ohne Grund, wie durch eine unsichtbare Rahmung umfaß: einige Reihen hinter ihm saß die Dame aus dem Siebelfenster, deren Wange im selben Nu eine leichte Röte färbte.

Da war es mit seiner Ruhe hin.

Wie aus einem Zauberschlaf ins Leben galvanisirt erwachten Gedanken, Vermutungen, Wünsche in ihm — eine junge Dame in Nationalkostüm sang gerade zu den sentimentalgemeinen Klängen der Guitarre, die er so sehr liebte, schwedische Volkslieder von heimlicher, unerlaubter Liebe — da mußte er über sich lachen und schalt sich einen Narren. Doch die tollen Gedanken kamen wieder, so sehr er sie auch verwarf, und er wurde das Gefühl nicht los, als beständen zwischen ihm und der Dame irgendwelche Beziehungen.

Dann glaubte er plötzlich, daß sie es überhaupt nicht sei, wollte sich nochmals umschauen, doch er bezwang sich — er fühlte deutlich zwei Augen auf seinem Rücken brennen, jene großen dunklen Gazellenaugen, die an jenem Nachmittag ihn so seltsam berührt — es konnte niemand anderes sein.

Seine Gedanken ließen nun keine Minute mehr von ihr. Er war von jener unbestimmten Freude erfüllt, mit der man oft am Morgen erwacht, und es einem ist, als habe man irgend etwas angenehmes zu erwarten, von dem man nicht weiß was.

Ungebuldig ersehnte er den Schluß der Vorstellung.

Als unter der letzten Beifallsjalse die fahrenden Künstler sich dankend verneigten, das Publikum sich von seinen Sitzen erhob und dem Ausgang zustrebte, nahm er sie ins Auge und suchte in ihre Nähe zu kommen.

Sie war in Begleitung eines Herrn und einer Dame.

Im Gedränge des Ausgangs kam er dicht hinter sie — hörte an ihrem gebrochenen Deutsch, daß sie Engländerin — und fühlte fast die Wärme ihres Körpers. Er glaubte eine Erregung in ihrem Wesen wahrzunehmen, obgleich sie nicht wissen konnte, daß er so dicht hinter ihr.

Einen Moment hatte er das tolle Verlangen, ihren verführerischen Nacken zu küssen. Er beschloß in einiger Entfernung unbemerkt zu folgen. Es war ein stürmischer Herbstabend, der Wind tauschte in den Bäumen, welche Blätter wirbelten auf, hinter den dahineilenden phantastischen Wolkengebilden wurde hin und wider die blaßgoldene Schale des Mondes sichtbar, die in einer milchigen Mulde schwamm.

Leichten Schritts, unhörbar, folgte er den drei Menschen, die wie Schatten sich in immer gleichbleibendem Abstand vor ihm herbewegten, hinaus

vor die Stadt, durch die Wiesen und Stoppelfelder, die domartige Pappelallee hinab, kurzum denselben Weg, den er schon an jenem Nachmittage gegangen.

Niemand bemerkte ihn, keiner wandte nur einmal den Kopf.

Ob sie nicht dennoch ahnte, daß er hinter ihr?

Wer konnte es wissen.

Run hatten sie das Haus erreicht.

Der Herr schloß die Gitterpforte auf und wieder zu, während die Damen schon die Freitreppe des Hauses hinaufflogen.

Er stand hinter einem Baum und beobachtete.

Dann knarrte der Schlüssel in der Hausthür, doch bevor sie sich hinter den dreien schloß, trat er auf die Landstraße hervor und spähte erwartungsvoll hinüber — da sah er, wie sich im selben Augenblick im Dunkel der Thür ein bleiches Gesicht umwandte — es konnte nur das ihre sein.

Er stand allein im Dunkel; über ihm fuhr der Sturm durch die Bäume, als wolle er ihn und alles hinwegfegen, aber er blieb noch, als wartete er auf etwas! Und er täuschte sich nicht.

Mit einmal wurde im nächtigen Dunkel das Giebelfenster lampenhell, eine dunkle Silhouette erschien in seinem Rahmen, spähte einen Augenblick sich vorbeugend hinaus und ließ dann die Kollgardine herab, während das Fenster offen blieb.

Run geht sie zu Bett, dachte er, während er zu dem erhellten Fenster aufsaß, an dem hin und wieder ihr Schatten vorbeihuschte.

Ob sie dich wohl erkannt hat?

Als das Licht erlosch, ging er heim.

* * *

Am andern Morgen wieder hinaus, in der Hoffnung, sie zu sehen.

Graue Wolkenfetzen flogen am Himmel hin, der Herbststurm fuhr heusend durch die Bäume. Die Ebereschen beugten sich unter der Fülle ihrer korallroten Trauben, in den Obstgärten lösten sich Früchte vom Ast und schlugen mit dumpfem Klang in den Rasen. Der Wasserspiegel des Teichs war dunkel gefurcht, und die Rinsen schauerten.

Er saß auf einer Steinbank unfern ihres Hauses und beobachtete die Fenster.

Niemand war zu sehn.

Über ihm rauschte das lose Blattwerk der Pappeln wie hundert Holzharfen, die Wetterfahne des Türmchens drehte sich kreischend im Wind.

Sie schien sich heute nicht zu zeigen und er fürchtete, vergebens zu warten.

Wo sie wohl sein mochte?

Wer konnte wissen, ob sie nicht hinter einer Gardine versteckt ihn beobachtete und über ihn lachte? Vielleicht aber auch saß sie, seine Nähe nicht ahnend, in einem Zimmer nach der Gartenseite hinaus über einer Stickerei oder einem Buch.

Wer konnte es wissen?

Plötzlich stand sie in der Gitterpforte.

Sie stand ganz still, ein großer Spitz vor ihr, während der Wind mit den flatternden Falten ihres Kleides spielte.

Dann bog sie um den Garten und ging in die Wiese, den mit krummen Kopfweiden bestandenen Bach entlang, immer weiter, weiter, stand still und versank dann; sie hatte sich am Bachufer niedergelassen.

Es war sogleich sicher, daß dieser Spaziergang ihm gelte. Doch wie sollte er sich ihr nähern, wie ihre Bekanntschaft machen?

Ob sie wohl diese Bank beabsichtigt? fragte er sich. Wie, wenn du die Bank verließest, um zu sehn, ob sie dahin kommt? Das schien ihm günstig, und er ging zu dem Zweck dem nahegelegenen Tannenwald zu, von wo er die ganze Situation überschauen konnte.

Eine getaume Weile blieb alles wie zuvor, die Bank leer, die weiten trüben Wiesen einsam; nur eine etwas aus der Reihe ragende Kopfweide verriet ihm die Stelle, da sie liegen mußte.

Während er so wartete, schien ihm plötzlich sein Vorhaben geradezu lächerlich; eine ihm völlig fremde Dame, die er nur zweimal gesehen, siehe im Bann seiner eingebildeten Vermutungen; er verzog spöttisch die Mundwinkel.

Das war wieder einer von seinen Phantasiestreichen, deren Zügellosigkeit ihn oft völlig unfähig machte, Wirklichkeit und Möglichkeit zu unterscheiden.

Mit dieser Erkenntnis kam dann ein so übler Mißmut über ihn, daß er beschloß, heim zu gehen.

Unentschlossen stand er da und zauderte. Von fern klang durch den Tannenwald das hohle Rindeklopfen eines Spechtes, in der Höhe gurrte eine wilde Taube.

Noch einmal ließ er sein Auge auf der Stelle ruhn, da sie liegen mußte — als sie sich im selben Nu erhob und langsamen Schrittes durch die Wiese auf die Bank zusam.

Er konnte dem wilden Pochen seines Herzens kaum standhalten, während neue Hoffnung seine Brust schwellte.

Also doch. Dann trat er auf den Weg hinaus und schritt langsam der Bank zu.

Er bat um Erlaubnis, Platz nehmen zu dürfen, was sie mit einem

leichten Verneigen des Kopfes bejahte, während auf ihren bleichen Zügen ein unheimlicher Ernst lag, der ihn einen Augenblick ängstigte und sein Vorgehen bereuen ließ.

Leicht ließ er seinen Blick sie von der Seite prüfend streifen — eine schwarz und weiß gerippte Seidentaille umschloß stramm den üppigen, doch formbeherrschten Körper, unter einem perlgrauen Rock blühte ein winziger Lackschuh, den der Spitz mit beobachtendem Blick zu bewachen schien; eine bleiche schmale Hand, die teilnahmslos im Schoß lag, schmückten kostbare Ringe mit grünen und blauen Steinen — und er richtete eine Frage an sie.

Mit eiuier Bewegung des Erstaunens gab sie ihm zögernd Antwort und setzte dann überhaupt nur sehr langsam in die Unterhaltung ein. Nach und nach fühlte er jedoch Wärme in ihren Worten aufsteigen, sichtbar wie das Quecksilber im Thermometer.

Als es vom Kirchturm Mittag läutete, und sie sich mit einem lebenswürdigen Verneigen verabschiedete, glaubte er schon etwas in ihrem Auge zu lesen, das hieß: auf Wiedersehn!

* * *

Als er am folgenden Morgen hinauskam, gewahrte er von fern weit unten in der rauschenden Allee ihre helle Silhouette.

Langsam, mit gesenktem Kopf, schritt sie lesend dahin.

Als sie ihn bemerkte, entfernte sie sich mehr und mehr und ließ sich erst im Wald zufällig von ihm überraschen.

Da ahnte er, daß man in der Villa nichts wissen sollte, was sich befiel, als sie hernach ebenfalls schon am Waldrand von ihm Abschied nahm, mit einem „auf Wiedersehn“, dem ein Blick folgte, der ihm noch mehr zu sagen schien. —

Tags darauf ging er wiederum hinaus, doch wartete vergebens.

Sie zeigte sich nicht.

Diese Gelegenheit benutzten seine ewig zweifelnden Gedanken sofort, um hervorzuschleichen und seine Hoffnung zu zernagen.

Er ging verbittert heim.

Zu Hause bereute er, nicht noch länger gewartet zu haben, und beschloß am Nachmittag abermals hinaus zu gehn.

Er wartete auch am Nachmittag vergebens.

Doch gerade als er sich anschickte heimzugehen erschien sie weit unten in der Allee in Begleitung des Herrn und der Dame, mit denen sie an jenem Abend im Circus gewesen.

Sie kam augenscheinlich von der Stadt. Das beruhigte ihn, ihr Aus-

bleiben hatte also einen andern Grund als den, den seine zweifelnden Gedanken ihm unterzuschieben so leicht bereit waren.

Da sie ihn auf jeden Fall bemerkt hatte, wartete er noch, doch sie kam nicht mehr, es begaun auch schon zu dämmern.

Am folgenden Morgen war er verhindert, hinauszugehn. Als er durch die Straßen der Stadt ging und gerade von einem Trottoir auf das andere wollte, fuhr ein offener Wagen vorüber, dessen Pferde ihn fast streiften. Er sah auf und: sie saß im Wagen in Begleitung jenes Herrn mit jener Dame, während, wie an jenem Abend im Circus, eine leichte Röthe ihre Wangen färbte, als ihr Blick sich traf.

Den Blick trug er wie einen Talisman mit sich umher, bis er am Nachmittag hinausging, doch — er wartete abermals vergebens.

Da brach der ganze Hoffnungsbau zusammen, und er fragte sich, um einen aufsteigenden Nismut zu unterdrücken, zum ersten Mal, was er überhaupt hier draußen wolle?

Liebt er die Dame denn?

Bis jetzt wohl kaum.

Deshalb sei es doch höchst thöricht, eine Verbindung anzubahnen, unter deren eventuellen Nichtzustandekommen er unnützlich litte.

Was solle überhaupt aus einer solchen werden?

Er wollte deshalb die Sache weit leichter nehmen. Wozu der Ernst?

Sehe er sie nicht mehr, gut; sehe er sie doch noch, auch gut.

Jede Erregung oder Ärger sogar sei jedoch vom Übel.

So kalkulierte er.

Dennoch verließ ihn ein heimlicher Druck irgendwo in der Seele nicht, der mahnte und mahnte, ihn sich immer wieder ihrer erinnern ließ, ihn in Spannung hielt, ihn in eine bestimmte Richtung treiben zu wollen schien.

Was war das? —

Am andern Morgen fand er auf seinem Frühstücksteller einen Brief, der eine ihm unbekannte Handschrift trug.

Ein warmer Freudestrom ging von seinem Herzen aus bei dem Gedanken, er müsse von ihr sein.

Gleich darauf besiel ihn jedoch ein Zittern, und eine schneidende Angst hielt ihn zurück, ihn zu öffnen: wer konnte wissen, was sie ihm schrieb? Konnte sie ihm nicht höchstwahrscheinlich schreiben, sie verbäte es sich, daß er tagtäglich wie ein Landstreicher die Nähe ihres Hauses unsicher mache und ihr im Vorübergehn Wlicke zuwerfe, die für sie beleidigend seien?

Er legte den Brief aus der Hand, um sich von der Angst zu erholen, und blickte sinnend auf einen Punkt: daß ihm so etwas auch noch passieren mußte. Dann bezweifelte er überhaupt, daß der Brief von ihr sei, und

prüfte die Handschrift: entschieden eine englische, die runde Breite der I-pon. Doch zufällig sah er am Poststempel, daß der Brief überhaupt nicht aus der Stadt kam, sondern einen ihm unbekanntem Ortsnamen trug.

Ein Stein war ihm vom Herzen, und beruhigt öffnete er. — Er war dennoch von ihr. Bleich und zitternd las er: er möge es nicht allzu seltsam auslegen, daß sie ihm schreibe. Es thue ihr so leid, daß er vielleicht verschiedentlich vergebens auf sie gewartet, sie sei aber wirklich verhindert gewesen. Heute morgen, als er sie im Wagen gesehn, habe sie mit ihren Freunden Herrn und Frau K einen Ausflug gemacht, von wo sie diese Zeilen an ihn schreibe. Erst am Abend lehre sie zurück und würde sich sehr freuen, ihn am andern Tag wiederzusehn.

Er hätte weinen mögen vor Rührung; einen Augenblick stiegen Thränen in ihm auf, dann übermannte ihn die Freude.

Mit hastigen Schritten ging er im Zimmer auf und nieder, er that dies stets, wenn er dachte, und augenblicklich sprudelten die Gedanken zahllos.

Dann frühstückte er, machte sorgsam Toilette und ging hinaus.

* * *

Sie sahen sich nun alle Tage, doch in seine Empfindung war ein seltsamer Wechsel eingetreten.

Nun, da er ihrer sicher war, empfand er in ihrer Nähe nichts, blieb frostkalt, kam über ein steifes Ceremoniel nicht hinaus, als stockte in ihm das geheime Wachstum dessen, das ihn vorher mit hundert geheimen Trieben in ihre Nähe gezogen. Er begriff nicht, was es zu bedeuten, prüfte sein Herz auf seine Liebe hin, doch immer wieder, wenn er sie traf, fand er das Weisammensein gleich nüchtern und zwecklos, nüchterner wie mit irgend einem gleichgültigen Menschen, eben weil etwas in ihm war, das auf etwas zu warten schien, das nicht eintrat, und jedesmal ersehnte er den Augenblick, wo sie sich wieder verabschiedeten.

Er begriff sich nicht.

So ging es einen Tag um den andern.

Sie ahnte nicht, was in ihm vorging, und gab sich tröstlich und voll Zuversicht. Peinlicher wurde die Lage jedoch in dem Augenblick, da sie sich selbst so weit gegeben wie sie durfte und von ihm das entscheidende Wort zu erwarten schien.

Sie wartete vergebens.

Er sprach es nicht.

Da wurde sie eigentümlich still, schien sich zurückziehen zu wollen, blieb dennoch, schien zu warten, zu warten — vergebens.

Er handelte nicht.

Er ging wie mit gelähmtem Herzen umher und begriff nicht, was ihn immer wieder zu ihr trieb.

Er bereute, den Verkehr so gewaltsam angebahnt zu haben, und machte sich Vorwürfe. Diese verwarf er jedoch jedes Mal wieder, wenn er jenen geheimen Druck in der Seele fühlte, der mahnte und mahnte und ihn in die alte Richtung treiben zu wollen schien.

Was war das?

Es mußte doch etwas sein, aber er begriff es nicht. Und sie ertrug es nicht, denn — eines Morgens sagte sie ihm: morgen reise ich.

* * *

Der Morgen kam.

Es war ein trüber Grauwettertag. Der Himmel weithin regungslos mit einem weichen Grau ausgeschlagen und so windstill, daß kein Blatt sich regte, einer jener stillen Herbsttage, da etwas wie ein Abschied in der Luft liegt. Wartend ging er am Walbrand.

Von den Tannen lösten sich die Zapfen, wenn die Eichkläpchen huschten, aus den faulenden Nadeln am Boden stieg der feuchte Erdgeruch des Herbstes, der ihn an Gräber mahnte.

Nach einer Weile erschien sie, zum ersten Mal ohne Begleitung ihres Hundes.

Sie war bleich und verstört.

Als sie ihm die fieberheiße Hand reichte, wollte sie die Lippen zum Gruß öffnen, es blieb bei der stummen Bewegung.

Das sagte ihm genug.

Sie gingen lange schweigend.

Nun sollte also alles zu Ende gehn, unerfüllt. Ihre kurze Bekanntschaft sollte sich lösen wie die zweier gleichgültigen Menschen.

Das stimmte ihn traurig, und er sprach aus diesem Gefühl über ihre Trennung.

Sprechen Sie nicht so, antwortete sie, ich kann es nicht hören.

Wie unsäglich leid sie ihm that, doch es konnte nicht helfen.

War es möglich, daß er in der Nähe dieses herrlichen Weibes, das sich in namenloser Leidenschaft um ihn verzehrte, nicht empfand, während es ihn in ihrer Abwesenheit mit hundert geheimen Kräften zu ihr zog?

Er war sich ein Rätsel.

So verstrich die Zeit, sie sprachen wenig.

Die Stunde drängte.

Sie zog immer wieder ihre Uhr aus dem Ledergürtel, gab Minute um Minute zu, wie wenn sich im letzten Augenblick noch etwas ereignen könne — es ereignete sich nichts, da am allerwenigsten.

Dann bat sie ihn, nicht an die Bahn zu kommen und wollte Abschied nehmen; sie gab ihm einen kleinen Gegenstand mit der Bitte, ihn erst am Nachmittag zu öffnen.

Vergessen Sie mich nicht zu bald, sagte sie mit bebenden Lippen, als sie ihm zum letzten Mal die Hand reichte; da krampfte sich sein Herz, und er war den Thränen nahe.

Doch es geschah noch immer nichts.

Er blieb allein zurück.

Als sie aus dem Wald trat, sah er, wie sie mit einem Zuseherschauern das Taschentuch an die Augen führte und weinend die Allee hinabging.

* * *

Am Nachmittag, zur Stunde, da sich der Zug in Bewegung setzte, der sie fortführen sollte, öffnete er in seinem einsamen Zimmer das Etui: es enthielt eine Rose, ihre Photographie und ein Billet mit einer Haarlocke und einem Vers . . .

Langsam hatte er die Worte gelesen, als er mit tragischer Geste an die Stirn griff, und, zusammensinkend, in ein kummervolles Schluchzen ausbrach.

* * *

Von da an wußte er, daß er sie liebte, täglich mehr, doch nun war es zu spät, denn sie ließ nie wieder etwas von sich hören.



Die Fremdwörter in der deutschen Sprache.

Von R. Bartolomäus.

(Schmiegel.)

Gurt Müller hat in der Neclamschen Klassikerausgabe eine Umbildung des Sachsenspiegels in die Sprache des 18. Jahrhunderts von Jakob Friedrich Ludovici setus. aus dem Jahre 1750 neu drucken lassen.

Im 29. Artikel des III. Buches dieser Umbildung ist das Wort „Ahnen“ vom lateinischen „anus“ abgeleitet, und mancher zarte Mund, welcher jetzt stolz von seinen Ahnen spricht, würde verstummen müssen, wenn er diese Ableitung erführe und die Derbheit des Bildes in ihrem Ausdruck vollkommen verstehen könnte. Es ist aber nichts mit dieser Ableitung, und können daher auch die zarten Seelen von einem tieferen Eindringen

in die Weisheit des Herrn Ludovici bewahrt bleiben; Grimm in seinem Wörterbuch nimmt eine — unzweifelhaft richtige — deutsche Abstammung von einem althochdeutschen *ana*, mittelhochdeutsch *ane* an.

Jener Versuch, ein echtdeutsches Wort als ein Fremdwort zu bezeichnen und durch seine angebliche fremde Abstammung in Mißachtung zu bringen, erinnert an manche Mühe, welche sich die Sprachreiner der letzten dreihundert Jahre gegeben haben, alle Fremdwörter aus der deutschen Sprache zu entfernen. Sie sind Versuche, die gesamte geschichtliche Entwicklung dieser Zeit zu verneinen und zu beseitigen; denn in nichts zeigt sich diese Entwicklung so kraftvoll und deutlich wie in der Sprache, die jede Zeit redet.

Man braucht nur die Gräfin Ida Hahn-Hahn in ihrem „Siegismund Forster“ erzählen zu hören von jenem Lebemann, dessen „flügel Schlagende Seele seinen Körper isferte“, so steht die ganze Zeit nach der Zurückdrängung der Revolution uns vor Augen, die ganze Zeit nach 1815 mit ihrem Versuch, wenigstens das Gebiet der Gesellschaft vor dem Eindringen der Demokratie und das Leben der Gesellschaft vor dem Eindringen der volkstümlichen Ausdrucksweise in die Umgangssprache der noblesse zu bewahren.

Jede Zeit schafft sich ihre Ausdrucksweise stets mit vollem Bewußtsein des Zwecks. Nicht in der Absicht, Fremdwörter zu gebrauchen — wie oft auch des einzelnen Unbehilflichkeit oder gar Eitelkeit nur hierauf gerichtet sein mag — sondern in der Absicht, für neue Begriffe neue Worte zu finden, greift sie nach der Kultur und der Sprache desjenigen Volks, aus dessen Leben sie diese Begriffe übernimmt und in ihr Leben und in ihre Sprache einfügt. Nicht die Fremdwörter sind das aufgedrungene, fremdartige, das man kurzgefaßt hinauswerfen könnte, sondern die fremde Kultur hat eindringend die Fremdwörter auf den Strand geworfen, wie das übertretende Meer seine Wellen, Muscheln und Seeungeheuer. Ehe die fremde Kultur überwunden ist, können auch deren fremde Wörter nicht abgestreift werden, ebensowenig wie die Wellen ausgeschlossen, ehe das Meer abgedämmt ist; wie Muscheln und Seeungeheuer, die man in die Flut zurückgeworfen hat, würden sie stets aufs neue an den Strand zurückkehren.

Hauptsächlich sind es zwei Arten von Fremdwörtern, welche die deutsche Sprache aufgenommen hat, die lateinischen und die französischen; gegen deren Massen kommen andere Gruppen, die griechischen, hebräischen, englischen, spanischen, italienischen, slavischen Worte kaum in Betracht, abgesehen davon, daß sie zum größten Teil durch Vermittlung jener beiden Bestandteile unserer Sprache erst in sie aufgenommen sind.

Die lateinischen Fremdwörter stammen hauptsächlich aus der Theologie, der Rechtswissenschaft, der Philosophie. Diese Wissenschaften übernehmen ihre Kunstwörter aus der Sprache desjenigen Volks, das zuerst in ihnen

eine Lehre ausgebildet, oder in ihnen wenigstens diejenige Lehre ausgebildet hatte, die sie kannten, aus der Sprache der Römer, ebenso wie die Maschinenkunde und die Musik die ihrigen aus der englischen und der italienischen Sprache, und ringen heutzutage mit Mühe nach eigenen Worten für die entsprechenden fremden Ausdrücke. Es gab und giebt bisher keine Worte in unserer Sprache für Transsubstantiation und Religion und für Testament und Fideikommiß, für Bischof, Abt, Papst und für Prozeß, Norm, Termin und viele andere, ebensowenig für die unzähligen Fremdwörter der Philosophie. Die Begriffe dafür sind nicht mit dem deutschen Volk erwachsen, und es hat dafür keine Worte in seiner Sprache.

Für manche unter ihnen ist die Zeit ihrer Entfernung unwiederbringlich vorüber, für andere ist ihre Entfernung und ihre Ersetzung durch deutsche Worte noch möglich, sobald sich ihre Begriffe in das Volksleben, in die Volksempfindung eingelebt haben, und diese dann eigene Worte hervorbringt aus dem unerschöpflichen Schatz ihres Wortbildungsvermögens. Eine vollständige Umformung jener Wissenschaften und ihrer Worte ist für absehbare Zeit unmöglich; sie sind übernommene Gewächse, und ihre Früchte und Zweige werden stets den Anschein des ausländischen behalten, wie die gesamte lateinische Bildung unseres Volkes.

Berschwinden nicht jene Wissenschaften selbst, so werden auch ihre Fremdwörter bleiben; vielleicht entwickelt sich noch einst eine deutsche Glaubens-, Wissenschafts-, Rechtslehre auf ausschließlich volkstümlicher Grundlage.

Ungleich bedeutsamer ist die Herrschaft des zweiten fremden Bestandtheils unserer Sprache, der französischen, der sich seit der Mitte des 17. Jahrhunderts einzudrängen begann, während bis dahin der Einfluß der lateinischen Denkweise der Priester, Juristen, Gelehrten auf die Sprache ein ausschließlicher gewesen war.

Die französische Kultur ergriff nicht die äußern Anbauten und Ausbauten der deutschen Sprache; sie drang in ihr innerstes Herz, in den Wortschatz des Familien- und Seelenlebens ein, ergriff das Staats- und Heerwesen und setzte an Stelle des einfachen, natürlichen Daseins, der einfachen, natürlichen Auffassung der Dinge und Menschen, den Schein, die Absicht, anders erscheinen zu wollen, als man ist, die Dinge und Menschen anders aussehen zu wollen, als sie sind, mit dem Zweck, mehr, besser, fremder, weniger alltäglich zu scheinen, als man ist, mit dem Zweck, sich selbst zu täuschen und hauptsächlich andere. Damals war es, daß sich der Ausdruck „er ist nicht weit her“ bildete, als Ausdruck der Geringschätzung und des stets wachsenden Aberglaubens, daß das, was „weit (d. h. westlich des Rheins) her“ sei, unvergleichlich viel besser, vornehmer sei, als was aus demselben Orte, wie man selbst.

Da hörte das Heer auf, ein Heer zu sein; es wurde eine Armee; —

ein Heer war, was jeder kannte, zu bestimmten Zwecken des Schutzes und des Angriffs; der dreißigjährige Krieg aber brachte Armeen in das Land, bewaffnete Haufen, deren Zweck mit diesem althergebrachten völlig in Widerspruch stand. Fortan war diese Masse Bewaffneter, vor der man sich zu fürchten hatte, mehr als vor Türken, Schweden und Franzosen, eine Armee, bis die Reichsarmee als Reichsarmee zur Unsterblichkeit eingegangen, die große Armee Napoleons mit ihren deutschen Hilfsvölkern in Rußland zu Grunde gegangen war, und das neue deutsche Reich das alte Wort in seinem Reichsheer zu neuen Ehren brachte; eine Reichsarmee hätte zu spät nach Rossbach getoht.

Die Befehlshaber einer Armee waren natürlich nicht mehr die alte Führerschaft, die Felbhauptmannschaft, bestehend aus Felddobers, Felddoberswachtmeister, Felbhauptmann, denen die Obersten, die Oberstmannschaftsmeister, die Hauptleute, Fähnriche, Ober- und Unter-Rottmeister unterstanden, ebenso wenig wie ihre Untergebenen jetzt noch Krieger, Knechte, Reiter waren, die mit einer gehörigen Anzahl von Stücken, unter Zeugmeistern und Feldzeugmeistern, alle unter dem Oberbefehl eines Feldmarschalls, zu Felde zogen; dies Ganze gehörte mit einem Mal vergangenen Zeiten an, es dustete zu sehr nach Sold, Zweck, Löhnung, Ablöhnung, Werbung, Entlassung, Aufgebot. Ein Mann aus dieser Masse, sei er welches Standes er wolle, hätte sich nie an die „fürnehme Reue“ der stehenden Armee angeschlossen. War der Krieg zu Ende, so konnte auch ein Felbhauptmann, ein Rottmeister zur Masse des Volks zurückkehren, aus der er gekommen; ein General, ein Lieutenant, ein Major, waren und blieben Offiziere. Ein geharnischter Reiter oder ein Reiter mit der Muskete hörten auf, solche Reiter zu sein, wenn sie keinen Harnisch, keine Muskete, kein Pferd mehr hatten; ein cuirassier oder dragon blieb der Mann, nachdem er einmal den entsprechenden Rock getragen, wenn er auch zum Krüppel geschossen war.

Sein Wams und seine Schärpe zog man an und aus, wie aus dem Kriege und in den Krieg; die uniforme und das portepée getragen zu haben, blieb ein unauslöschlicher Charakter. Ist man weggejagt oder abgesetzt, so kommt man wieder oder läuft dahin, wohin man gejagt ist, oder dient weiter; ist man kassiert oder degradirt, so ist es vorbei mit dem Mann. Ist jemand erschossen, so wird er „auf der Heide unter Blumen und Gras“ begraben, und mancher Freund, vielleicht seine Richter selbst, weinen ihm nach; den Fällierten verscharrt man und ist stricto assigniro, ihn nicht ferner zu mentionniron. Gegen Befehl gab es Vorstellungen; eine ordro konnte man nicht anders als pariron.

Ein Rottmeister ist der Oberste seiner Rote, wie der Bürgermeister der Bürger; ein Korporal oder Unteroffizier oder Serregant bedarf keiner

Rotte, um zu sein, was er ist. Jener hat ein Amt, dieser eine Charge. Ein Feldhauptmann ist undenkbar anders als zu Felde und als Haupt einer Mannschaft; General kann man auch sein, wenn man noch nie eine Schlacht gesehen und nichts kommandiert hat. Den Feldhauptmann macht die Stelle, den General die Uniform, das Patent; noch heutzutage kann man alle militärischen Würden im Frieden erreichen, Feldmarschall aber nur im Felde werden. Ein zehnjähriger Prinz als Feldhauptmann wäre das Gespött des ganzen Aufgebots gewesen, als General war er eine *significante marque von confiance* für die betreffende Armee, und hatte man ihm mit dem, der *souveraineté* appartenirenden Respekt die *honneurs* zu praesüren. *Honneurs* kann man jedem machen, salutieren jeden, dem gegenüber es verlangt oder befohlen wird, Ehrerbietung nur vor dem haben, vor dem man sie empfindet, grüßen nur den, den man grüßen mag. Eine Schlachtordnung giebt es nur im Kampfe, eine *ordre de bataille* auch im Frieden; einen Säbelgurt oder ein Wehrgehent bindet man zur Schlacht um, ebenso ist ein Faustriemen für den Kampf zu verwenden; ein *porte-épée* ist ein Schmuck für den Frieden. Eine Schlacht, ein Treffen, ein Gefecht sind Bezeichnungen für die Handlung der Kämpfer, eine *affaire* für den Kommandierenden, dessen Angelegenheit sie ist.

Einen Marschall, einen Truchseß, einen Mundschenl, einen Jägermeister, einen Seneschall, einen Schatzmeister, einen Kämmerer des Königs, des Herzogs, des Fürsten, des Grafen, einen Freiherrn kannten Volk, Sprache und Gemeinwesen von jeher. Einen Kaiser, Baron, Ceremoniemeister kannten sie nicht; sie konnten erst in die Sprache eingeführt werden, als ihre Begriffe sich entwickelten, und letztere beide erst, als Titel sich zwischen die Würden, Rang zwischen die Ämter drängten. Würden, Stellung, Macht kennt die Sprache; Titel, Rang, Autorität kennt sie nicht.

Ein Minister Sr. Majestät ist der Sprache unbekannt, nicht aber ein Geheimer Rat des durchlauchtigsten Fürsten; ein Geheimer Rat rät und ist ein Mann von Wissen, Kenntnis, Rechtschaffenheit, Mut; ein Minister dient und ist ein Mann von Verdienst in den Augen seines Herrn, was kein Gegensatz zu sein braucht, aber oft als solcher erschien. Jenes bezeichnet, wie ein Gesandter, ein Botschafter, die Arbeit, die Würde, das Vertrauen der Stellung, ein *ambassadeur*, ein *chargé d'affaires* den Pomp, den Rang, das Heimliche an ihr.

Verdienste hat, wer verdient ist, Meriten sind Verdienste, welche der Sprache nicht bekannt sind. Sein Urteil über jemandes Verhalten kann man jedermann mitteilen; Conditen müssen geheim geführt werden. Das Volk darf und muß alles erfahren; das Publikum (*le public*) bleibt ewig ein Kind, dem man vorsichtig mitteilen muß.

Als die Rechtspflege, die Rechtsprechung, das Gericht aufhörte, im Volk und vom Volk gelbt zu werden, hörten diese Bezeichnungen auf, das Rechtswesen zu bezeichnen. An ihre Stelle trat die Justice mit dem Nebenbegriff der Administration der Justiz, d. h. der Administration nach einer bestimmten Richtung hin. Einen Justizmord kennt die Sprache; ein Rechtspflegemord ist ihr unbekannt, wie überhaupt unmöglich. Die Justice besorgt das Rechtswesen nach den Grundsätzen des Staatslebens, die Rechtspflege nach innerer Nothwendigkeit. Aus diesem Gegensatz, der kein thatsächlicher zu sein braucht, folgt, daß in allen europäischen Staaten — außer England — der oberste Justizbeamte gar kein Richter ist, sondern ein Verwaltungsbeamter, ein Oberstlandrichter, ein Lord Oberrichter ist ein Richter, ein Justizminister gehört der Staatsverwaltung an. Ein aufsichtsführender Richter eines Gerichts ist zunächst Richter und führt daneben die Aufsicht, ein Präsident scheint zunächst Verwaltungsbeamter, dann Richter.

Mein oncle kann ein jeder sein, mein Oheim nur mein betreffender Verwandter. In mein Haus, in mein Geschlecht gehören nur die, welche es durch Natur oder Vertrag bilden, von meiner Familie kann jeder genannt sein, der ein Verwandter eines angeheirateten Vatters zwanzigsten Grades ist. Eine gut gekleidete Frau ist ein ganz anderer Mensch wie eine elegant kostümierte Dame; ein Kleid ist der Nothwendigkeit wegen, ein Kostüm eines Zweckes wegen da, eine Frau hat ihre von der Natur angewiesene Stellung im Hause und in der Gesellschaft, eine Dame ist nur durch den Willen der Männer irgend etwas. Das Mittagessen, zu dem ich Gäste oder Freunde bei mir eingeladen habe, ist höchstens etwas besser als mein Sonntagessen; ein diner, zu dem ich einige Connaissancen oder Celebritäten invitire, muß wenigstens von einer maitresse de cuisine hergerichtet werden, wenn nicht gar von einem maitre, und es bedarf eines menu, um zu übersehen, was es zu essen giebt. Ein Schrank, ein Schränkchen, ein Glaschrank, ein Glaschränkchen, ein Polsterstuhl, ein Blumentisch gehörten in die Bohnstube, in der man sich alle Tage aufhält, eine chiffonnière, eine servante, ein sautoir, eine chaiselongue, eine jardinière in den salon, den man nicht betritt; jene hat der Tischler, der Sattler gemacht, diese der ébéniste fabriziert. Ein Bild von jemand stellt ihn vor, wie er ist, ob es ihm gefällt oder nicht, ein portrait ist eine Darstellung von jemand, wie er sich selbst, oder wie andere ihn sich denken. Ein Schloß oder eine Burg kann nur ein Fürst und Herr besitzen und bewohnen, eine Villa, ein Palais kann jeder besitzen, den seine Geburt hineingeführt; jenes fordert Bewaffnete, dieses zeigt Lakaien zur Bewachung. Ein Diener dient des Herrn oder seiner Nothwendigkeit wegen, ein Lakai seines Vorteils wegen; jener braucht sich seines Dienstes nicht zu schämen, dieser büßt sich so tief, daß es vor der Thüre durch Unverschämtheit wieder eingeholt werden muß.

Eine Welt von Entwicklung, wenn nicht von Entartung, liegt zwischen der Zeit, wo das Volk oder seine Abgeordneten, wo sein Adel kam, um den Fürsten zu grüßen und ihm Geschenke zu bringen und zu empfangen, und der Zeit, wo die noblesse antichambrière oder ihre cour machte, um ordres und titres zu lucriren: Die deutsche Sprache ist „ein zu plump Sprak“, um die Feinheit des Werts dieser Dinge vollauf zu significiren — sie würde sie zu wichtig oder zu nichts sagend declariren. Eine Liebste ist ein Wesen, das man liebt, eine maitresse amüsiert uns und wird bezahlt; jene nimmt sich das Leben, wenn sie verlassen wird, diese ihrem galan, wenn ihr mittlerweiliges Visiren nach einem neuen Schätze keinen succès gehabt, sie vielleicht schon usés ist.

Ein Mann von Geist ist ein Mann von einer höher gearteten entwickelten Seele, ein Mann von esprit ist jemand ohne Seele, der andere glauben machen will, er habe eine oder habe Geist. Ein Zweikampf ist ein Kampf auf Leben und Tod, ein duel eine Komödie, um scandale zu ewitieren und die matière für scandale zu liefern. Sehr sein unterschieden unsere Väter, wenn sie von „Ehr und reputation“ sprachen; jenes ist das Wort für „Selbstachtung“, die nicht getäuscht werden kann, dieses bedeutet die Achtung anderer, die oft auf Täuschung beruht.

Das Wort „Ruhm“ bedeutete ursprünglich „Ruf“; erst neuerdings hat es den Sinn von gloire angenommen, als eins der vielen Worte deutschen Ursprungs, die unter dem Einfluß fremder Denkweise ihren Sinn verändert haben. Der Ruf ist aber eine Thatsache, etwas, was die Menschen von mir denken, der Ruhm, die gloire, meine Einbildung über das, was sie von mir denken, was weder in der That, noch in der Empfindung das selbe ist; der Franzose lebt, ja stirbt für die gloire, der Deutsche sollte nur seinen Ruf dieses Einfages würdig halten. Ein Urtheil ist die Meinung über Person oder Sache, ein sentiment, was dem Sprecher darüber im Augenblick einfällt; seitdem das Ding einen Namen hat, erfreut es sich eines immer allgemeineren Gebrauchs.

Ein Aufsatz über irgend etwas enthält die Ansicht des Schreibers, ein mémoire die Darstellung, damit ein anderer sie glauben soll, ein essay die Darstellung, damit er's auch bleiben lassen kann, jedenfalls aber den Verfasser bewundern, der schon so geistreich ist, wenn er nur versucht, etwas zu schreiben. Eine Lebensbeschreibung enthält den Verlauf des Lebens, wie er gewesen ist, eine Biographie, wie er sie sich wünschte oder wie er will, daß sie andere glauben sollen, also Wahrheit und Dichtung. Anvertrautes soll man für sich behalten, Konfidenzen behielte der Anvertrauter besser für sich.

Vielleicht sind die unzähligen Arten von Bekanntschaften, die Konnexionen,

die *Connaissancen*, die *Corpsbrüder*, die *Studienfreunde*, die *Kartellbrüder*, die *Kameraden*, die das neunzehnte Jahrhundert bietet, ein Grund mit, daß es so wenig *Freundschaft* mehr giebt; es sind alles Leute, die Ansprüche eines *Freundes* machen, sich die *Freiheiten* von *Freunden* herausnehmen, ohne unsere *Freunde* auch nur sein zu wollen, sein zu können.

Seit Jahrhunderten schon sah man diese *Heerfolge* der Deutschen gegenüber einem herz- und sinnfremden Volk:

„Narrenkappe samt den Schellen, wenn ich ein Franzose wär',
Wollt' ich tragen, denn die Deutschen gingen stracks wie ich einher,“

sagt Friedrich von Logau.

Seit Jahrhunderten pries man das *Volkstum*, mochte es so roh sein, wie es wollte, gegenüber dem fremden Denken:

„Bleibt beim Sausen! bleibt beim Sausen! sauft, ihr Deutschen, immerhin!
Nur die Mode! nur die Mode! laßt zu allen Teufeln ziehn!“

warnte Logau vor zweihundert Jahren, und

„Kann die deutsche Sprache schnauben, polstern, schnarren, donnern, frachen,
Kann sie doch auch spielen, scherzen, lieben, kosen, tändeln, lachen,“

ruft er seinen *Landsleuten* zu; aber:

„à la mode-Kleider, à la mode-Sinnen!
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's von innen,“

bekannt er, denn ohne den Willen, die „*Mode*“, den fremden Fuß, abzuwerfen, kann es nichts fördern, wenn sie mit Gewalt abgerissen wird.

„Deutsche sind so alte Leute,
Lernen doch erst reden heute;
Wenn sie doch auch lernen wollten,
Wie recht deutsch sie handeln sollten!“

Dieser Wunsch gilt heute wie damals.



Einiges über moderne czechische Lyrik.

Von Adolf Donath.

(Wien.)

Das schwermütige, gedrückte Wesen des czechischen Volkes hat seiner Lyrik ein eigenartiges Gepräge verliehen. Es steckt in ihr eine tiefe seelische Mystik. Diesen Charakter hat gerade die czechische moderne Lyrik scharf herausgeholt. Die menschliche Seele, in welcher Mystik und Symbolismus

schlummern, ist der Urquell aller Kunst, aus ihr schafft die Kunst und kehrt wieder zu ihr zurück: diese Kunstanschauung bildet das Programm der tschechischen Moderne, das der junge talentierte Dichter Arnošt Procházka im „Almanach der Seceſſion 1896“ entrollt hat. —

Die jungen tschechischen Dichter scharen sich um die „*Moderni Revue*“, die so manches Gelungene und Schöne bringt, oft aber Extremes und Hypermodernes. Auch unsere Großen, Detlev v. Liliencron und Richard Dehmel, sind dort vertreten, Dehmel sogar mit Originalbeiträgen. Das ist um so erfreulicher, als sich die ältere tschechische Litteratur mit Ausnahme ihres Meisters Jaroslav Vrchlický von jeder fremdländischen Strömung fernhielt. Daher der Kampf der modernen gegen die alten konservativen Dichter! Deshalb aber Jaroslav Vrchlický angefeindet wird, kann kein vernünftiger kunstsinziger Mensch begreifen. Er ist ja der Schöpfer der tschechischen Moderne, und viele seiner Dichtungen sind streng modern. Daß sie nicht mystisch und symbolistisch sind, ist kein so großer Verstoß; daß sie nicht von „Ekstasen“, „Vibrationen“, „Inspiration“, „Tremolo“, „Clausur“, „Parfum“, „Agonie“, „Konstellation“, „Neuralgie“, „Euidum“, „Resonanzen“, „Maturinum“, „Nuancen“ u. a. sprechen, ist nur ein Verdienst! An derartigen „erotischen“ Sachen erkennt man nicht das Talent. „Nach dem Grade der Darstellungskraft schätzt man das Talent und nennt es stark oder schwach“, sagt Richard Dehmel. Und es ist bedauernswert, wenn Talente wie Otokar Březina, Stanislav V. Neumann, Jiří Karásek und Bohuslav Knösl neben meisterhaften Dichtungen so viele raffinierte Sachen schreiben! Man merkt bei diesen vier Hauptvertretern moderner tschechischer Lyrik den großen Einfluß Przybyšzewskis. Auch sie beschäftigen sich mit der Welt, wie sie sich „in der Seele“ in seltenen Stunden, den Stunden der Hallucination und der Ekstase wieder spiegelt, auch sie schreiben nur für künstlerische Menschen, nicht für das „rohe stupide Bürgergehirn“. Otokar Březina ist der bedeutendste unter ihnen. Die beiden Gedichtbände „*Tajomné dalky*“ („geheimnisvolle Fernen“) und „*Soitáni na západě*“ („Dämmerung im Westen“)* zeugen von seinem starken Talent. Er hat Empfindungskraft. Seine Seelenstimmungen sind künstlerisch wiedergegeben. Er ist der Zukunftspoet der Tschechen; denn er besitzt Persönlichkeit und kann gestalten. Man höre die Verse aus seinem Gedichte „Die Mutter“:

Und wenn die Nacht ins stille Dunkel häpft,
Da stehst Du aus dem Grabe auf und teilst mein Lager;
In meinem Atem hör' ich Deines Atems Rhythmus,
In meiner Stimme bebt Dein Schmerz, Dein Leben.

*) Alle hier angeführten Werke sind im Verlage der „*Moderni Revue*“, Prag, erschienen.

oder die plastischen Verse:

Das Lachen, das im Antlitz mir erblühte,
Verwelkte in den fremden Seelen,
Und das im fremden Antlitz mir verwelkte,
Blüht schmerzreich in meiner Seele auf.

Das ist eine Lyrik, wie sie auch Stanislaw Neumann manchmal bringt. Er dürfte neben Březina am bedeutendsten sein. Aber seine Kunst ist nicht ausgereift. In seinem „Ich bin der Apostel . . .“ kämpft und ringt ein Geist nach künstlerischer Vollendung. Die große Revolution ist seine Erlösung, seine Muse ein bleiches Weib, das schon in der Wiege eine „lolette Dirne“ war. Formtalent besitzt er nicht. Seine Verse sind rauh und holprig. Schöne Verse schreibt Jiří Karásek. Er ist ein Nachempfänger Verlaines und Dehmels. Sein neuestes Werk „Kniha aristokratická“ („Ein aristokratisches Buch“) enthält manches gute Stimmungsbild. Darstellungskraft fehlt ihm. Er will sie durch Seelenanalyse ersetzen. Auch Knösl ist Seelenanalytiker. Sein „Martyrium touhy“ („Martyrium der Sehnsucht“) trägt den Stempel der reinsten Dekadence. Exaltierte verschleierte Stimmungsbilder, aus denen hier und da eine echte lyrische Plastik hervorspringt. Die Verse:

Die Stunde treibt und jagt rings um mein Haupt die Stunde,
Und alles ist so ewiglich und gleich verdrossen,
Nur der Verjuchung Traum brennt eine rote Wunde,
Die hat glühende Tropfen in mein Herz gegossen,

oder die Verse:

In den Gartenbeeten hängen die letzten Fäden der sterbenden Däfte,
Und im trägen Gesichte, das der Tag mit seinen grauen Haaren umflattert,
Bricht sich wie ein sterbendes Echo fernere Freuden
Das erbleichende Licht glücklicher Erinnerung.

sind künstlerisch. Ich schätze Knösl höher als Karásek; denn er hat mehr Persönlichkeit als dieser. Er kritisiert seine Stimmung nicht, sondern bildet sie, und wenn er sein extremes Wesen abstreift, dürfte ihm neben Březina der Sieg sicher sein!



Bayreuther Nachspiele.

Unzünftig-zukünftige Betrachtungen über Vergangenheit und Gegenwart
der Festspiele.

Von Dr. Arthur Seidl.

(Dresden.)

Wieder hatte der Bayreuther Kunst- und Kultur-Tempel seine heiligen Pforten zu einem Bühnenfestspiel geöffnet; abermals riefen die Fanfaren das wimmelnde Volk der Bayreuth-Wanderer in hellen Scharen nach dem eigenartig-weißlichen, das „Geheimnis“ Bayreuths und seiner Wirkungen schon in sich schließenden Bau zum bekannten fränkischen Hügel hinan; aufs neue wieder hat sich der „Bayreuther Gedanke“ an einem Wagner'schen Meisterwerke bewähren und vor aller Welt Augen deutlich offenbaren dürfen. Der „Ring“ wurde diesmal seinem Ur-Elemente wiedergegeben; das große, mächtige Nibelungenwerk war es, das heim, ins Vaterhaus endlich wieder zurückgebracht wurde, für das es ursprünglich doch gedacht, erfunden, „im Vertrauen auf den deutschen Geist“ entworfen und „zum Ruhme seines erhabenen Wohlthäters (König Ludwigs II. von Bayern)“ vollendet worden ist. „Der Irtnis und der Leiden Pfade“ kam es, auf die es Angelo Neumann, der betriebssame Theatermann, geschäftsklug die Defizit-Konstellation des ersten Festspielles ausbeutend, vor zwei Jahrzehnten samt allem Requisitenzubehör mit sich geschleppt hatte — ein dunkler Punkt in der Wagner-Geschichte, der bei dem Schöpfer des Werkes das Vertrauen in seine eigene Nation allerdings wohl stark möchte erschüttert haben. „Soll es sich denen jetzt entwunden wähen?“ Darf das gewaltige Drama, wie Brünnhilde, heute von sich sagen: „Alles ward mir nun frei“? Und können wir, wie diese hehre Göttermaid ihrem Siegwater Wotan nach Walhall hinauf, so dem genialen Meister in sein „Wahnfried“-Grab hinab die bang ersehnte Botschaft mit gutem Gewissen nunmehr senden: „Ruhe, ruhe, Du Gott!“ —?

Die vielberufenen „Zwanzig Jahre sind verfloßen, seit u. s. w.“ . . . mit denen acht von zehn Festspiel-Berichten in diesem, allerdings bewundernswürdigen Jubiläumsjahre begannen, werden wir hier nicht noch einmal aufmarschieren lassen. Auch die von der Tagespresse längst mehr oder minder gründlich besorgte Einzelbesprechung der darstellerischen, gesanglichen und szenischen Ausführungen des „vierdimensionalen“ Wunderwerkes deutschen Geistes können wir nicht als die Aufgabe der ernstern Zeitschrift-Litteratur ansehen. Wir haben vielmehr hier Wichtigeres zu thun und glauben,

litterarisch gebildeten Lesern aus Anlaß eben dieses bedeutsamen Jubiläums mit einem zeitgemäßen Rückblick auf die Ergebnisse im Großen, d. h. mit einem kurzen Eingehen auf den Stand der Sache von heute und einem klaren Ausblick auf das „Weißt Du, wie das wird?“ für die Folge, einen ungleich größeren Dienst zu erweisen. Frau Wagner, in ihrem jüngsten Manifest an den Berliner Wagner-Verein — das, nebenbei bemerkt, mit der vollständigen Verschweigung des hochverdienten Namens „Hans von Wolzogen“ in seinem Texte das Sprichwort: „Dank vom Hause Wahnsfried!“ leider wieder einmal zur Wahrheit macht und in seiner merkwürdig geschraubten Ausdrucksweise einen Grad von Unnatur erreicht, der sehr peinlich von dem in Richard Wagners eigenen „Rückblicken“ auf die Festspiele 1876 und 1882 angeschlagenen Tone abhilt — Frau Cosima Wagner ist also bekanntlich sehr zufrieden mit ihren „Getreuen“; allein diese sind es durchaus nicht im gleichen Grade mit dem Verlaufe der diesjährigen Festspiele. „Das Richard Wagnersche Erbe und seine Erben“ — so lautet für viele von uns heute schon das Thema, da denn keinem gesund organisierten Menschen zur Stunde mehr zweifelhaft sein kann, daß die große Schlacht nunmehr geschlagen, der lärmende „fünfzigjährige musikalische Krieg“ zu Gunsten Wagners und der „Zukunftsmusik“ endgültig entschieden ist, und das echte Bayreuther Ideal als solches bereits glänzend über seine Seguer triumphiert hat. Kommen wir „Wagnerianer“ und überzeugten Anhänger der Sache doch heuer fast schon ins Gedränge mit unseren Ansichten, ja, in die sehr eigentümliche Lage sogar — während die offizielle, oder sagen wir: eingeschworene Kritik mit wenigen Ausnahmen in Lobeshymnen über die diesjährigen Ergebnisse des Festspieles sich ergeht, ja selbst früher grundsätzlich oppositionelle Blätter begeisterte, oder doch zum Mindesten überraschend warme Töne diesmal aufschlagen: solcher veränderten Situation gegenüber mit einem Male nun manch erhebliche Differenz mit dem Bayreuth von heute ehrlich aussprechen und in der Beurteilung des Ganzen beherzt unseren eigenen Weg da und dort einschlagen zu müssen.

Und warum alles dies? Einfach aus dem Grunde, weil man sozusagen nicht ungestraft Jahrzehnte lang die Aufführungen unserer privilegierten Hof- und Stadt-Theater im Sinne der R. Wagnerschen Schriften und im Bayreuther Geiste bekrittelt, und weil wir, was uns Wagner und sein Bayreuth in jahrzehntelanger ernster „Schule“ fruchtbringend gelehrt hat, vor der Öffentlichkeit ihm selbst gegenüber nicht plötzlich wieder verlernt haben können. Denn der Einwand, den schon der Meister in dem Schlußbericht über die Bühnenfestspiele des Jahres 1876 (Ges. Schriften Bd. X., S. 149) der damaligen öffentlichen Beurteilung der Leistungen gegen-

über erhebt: daß nämlich die einzelnen Schwächen und Mängel der Aufführung niemand besser kenne, als sie, die Ausführenden selber, da sie zugleich auch wüßten, woher sie rührten — dieser Einwurf kann kein Argument sein, läßt er sich doch schließlich ganz ebenso gut auch auf alles ernste, rechtschaffens-selbstkritische Kunststreben anwenden, da ja gar nicht abzusehen ist, warum bei unserer öffentlichen Kunstpflege bezw. der offiziellen Theaterwirtschaft immer und allemal schlechter Wille im Spiele sein, und nicht auch da und dort bei näherer Bekanntschaft mit den gegebenen Voraussetzungen ein ähnlicher Widerungsgrund gar oft zur Seite stehen soll; wogegen es denn unter allen Umständen eine Verpflichtung der dazu bestellten, gar niemals angemakten Kritik bleiben muß, über solche Voraussetzungen hinweg dem aufzuklärenden und zu belehrenden Publikum nach Kräften das Ideal menschlicher Vollkommenheit unentwegt, nach bestem Wissen und Gewissen aufzuzeigen. Es ist eben immer wieder die alte, ewig neue Geschichte vom Konstitutionalismus, dem notwendigen Widerstreit zweier berechtigter Faktoren. Natürlich müssen die Herren Regierenden am grünen Tisch ihre Geschäfte in gewissem Sinne besser verstehen und genauer beherrschen, als jeder von außen Urteilende und zufällig einmal in die Karten herein Blickende. Trotzdem aber werden sie stets von neuem wieder gegen alle Selbstherrlichkeitsgelüste und vor allem gegen jede bürokratische Umwandlung die natürliche, gesunde Korrektur vom kontrollierenden, den Beamtenstaat doch erst bildenden, souveränen Volkswillen aus erfahren müssen. So bekundet auch der Künstler seinem Publikum gegenüber mit einem trotzigem „Ich brauche Dich gar nicht!“ — falls es seine Kreise einmal stört, immer gern wieder seine geniale Souveränität und ist bestrebt, sich seine autonome Freiheit gegenüber dieser „zusammengewürfelten Masse“ streng zu wahren, um doch ebenso nach dieser lebendigen, ergänzenden Resonanz seines Schaffens, ohne welche dieses nichts bleibt, als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, immer aufs neue wieder sehnlischst zu rufen.

Das wohl nicht ganz fernliegende Wort von der „Ruthe im Hause Bahnsfried“, es hätte vielleicht um des lieben Friedens willen innerhalb der Wagner-Gemeinde nicht zu fallen brauchen; aber es ist nun einmal (von Ernst von Wolzogen, dem naturalistisch-humoristischen Antipoden seines idealistisch-mystischen Bruders, des vornehm gesinnten Bayreuther Wagner-Apostels Hans von Wolzogen) öffentlich im „Berl. Lok.-Anz.“ ausgesprochen worden. Da verlangt es schon unser Stolz und unser Selbstbewußtsein, dafern wir noch Rückgrat haben, zu beweisen, daß wir vor den Censuren, mit denen wir, ein jeder von uns — das wissen wir längst — gleichsam wie in einem gesonderten Personalakt der Ministerial-Registratur in „Villa Bahnsfried“ geführt werden, nicht im geringsten zu bangen brauchen; der

Kunstwelt gilt es jetzt zu zeigen, daß wir nicht zu jedes Winks gewärtigen „Kreaturen“ und leibhaftig wandelnden „Wäschzetteln“ der Festspielleitung, wie gewisse, unverbrüchlich knigende Trabanten-Naturen, uns degradieren lassen! War da z. B. vor Beginn des Festspieles ein groß' Wochen auf die Thatsache, daß der absolute Ausverkauf der ersten Cyklen in diesem Jahre „ohne alle Reklame in den Zeitungen“ zc. erzielt worden sei. Vermochte aber doch der, welcher seine Pappenheimer kennt, ganz genau dabei zu verfolgen, wie von Bayreuth her, unter den Vorbereitungen zum Festspiel schon, durch das Sprachrohr einiger Ergebenen in den großen Hauptblättern die Stimmungsmacherei scheinbar ganz harm- und absichtslos, im Grunde nicht minder wohlorganisiert, plangemäß betrieben wurde — weit weniger kostspielig und ungleich individueller jedenfalls, sonst aber ebenso straff centralisiert, wie durch Annoncen und Reklamen! Ein offenes Geheimnis ist es zudem, daß — wer auf die Bayreuther, oder richtiger: Wahnsfried-Parole, nun einmal sich verpflichtet, das zweifelhafte Vergnügen damit übernommen hat, alle heiligen Zeiten einmal seine Windsfahne hübsch anders drehen und einen neuen, oft gerade den entgegengesetzten Kurs einschlagen zu müssen, Exemplar trahunt — aber nomina sunt odiosa! Und wie hier oft dieselben Leute, deren Lehren wir „Jungen“ begeistert gelauscht und zugestimmt haben, als sie das von Wagner erschaute Ideal des musikdramatischen Stiles in Einzelheiten, uns allen zu Nutz und Frommen, seiner Zeit klar fixierten, heute mit der oder jener besonderen, jenen alten Anschauungen oft widersprechenden Bühnen-Realität nun ebenso sich zufrieden geben können, das ist für uns das eigentliche Rätsel an der Sache und könnte wahrlich an ihr manchmal irre machen, hielten wir es im Gegensatz zu den bequemen „Kurvenalen“ in solchen Fällen nicht viel lieber mit der herrlichen Maid „Brünnhilde“, die Wotans innersten Gedanken ein für allemal lebendig erfaßt hat und diesem instinktiv folgt, trotz Wotans striktem Gegenbefehl, im entscheidenden Moment sogar einmal ungehorsam gegen des Vaters Gebote, sich selber, ihrem besseren Ich getreu und ihrer „müßenden“, großen Liebe. Nicht umsonst soll Wagner diese beiden Gestalten uns in seinem Kunstwerk geschenkt haben! Eine gewisse produktive Pietätlosigkeit, das ist es, glaube ich, was uns heute vor allem dringend not thut; aus dem esoterischen Mystierkult, der „Geheimmittel-Suggestion“, müssen wir erst wieder herauskommen! Um es kurz und blündig zu sagen und es auf eine knappe Formel hier zu bringen: „Stil“ ist nicht Stilisierung; „Stil“ braucht auch durchaus nicht immer nur peinliche „Tradition“ zu bleiben, und jedenfalls besteht geistlebendige „Tradition“ nicht allein nur in buchstabengemäßer, slavisch-impotenter „Korrektheit“. Selbst auch gegen das leidige „Erlösungs-Komponistentum“ wie ein unerträgliches „Philosophie-

Kapellmeisterwesen“ in der Wagner-Nachfolge hat man nachgerade energisch Front zu machen, denn dergleichen ergiebt doch noch lange keine „Wagner-Schule“, sondern bedeutet höchstens nur — um einmal kräftig mit Nietzsche hier zu reden, dem wir sonst nicht zu folgen gedenken — eine Wagnerianische „Affentomödie“.

Mancherlei bleibt hierbei freilich noch zu unterscheiden. Vor allem giebt es eine gewisse Menschenklasse von Journalisten, welche seit einem gewissen Jahre „die Erben“ blindlings als selbstfüchtige Interessenten gegen „das Erbe“ ausspielen und gegen „Neu-Bayreuth“ grundsätzlich laut krähehlen zu sollen vermeinen. Existiert da z. B. in Dresden eine recht bekannte Zeitung, deren Feuilleton-Redakteur sich noch heute gern „Wagnerianer“ der „alten Observanz“ zu nennen liebt, und die sich doch nicht entblödete, nur um ihr persönliches Mütchen recht behaglich zu kühlen, eine bereits vor zwei Jahren von W. Tappert übernommene und wörtlich schon damals ganz ebenso eingerückte Notiz auch heuer wieder, gleichsam wie vom neuesten Datum, in ihren Spalten aufzuwärmen: „Große Plakate verkünden heuer (!) ein neues Unternehmen, angeregt soll es Frau Cosima Wagner haben. Man lese und staune: Grand Restaurant Royal Berlin. Maison Ior Ordre. Cuisine française. Ein trockenes Diner kostet dort sechs Mark, eine Poularde zwanzig. Das Etablissement, geleitet von einem Berliner, Herrn Riesenstahl, ist angeblich meist überfüllt. — Du liebes, deutsches Bayreuth, eini so still und harmlos, „so friedsam treuer Sitten“, was haben sie aus dir gemacht!“ Auch der soeben erwähnte, prächtige Urteutone W. Tappert ist seit Jahr und Tag ja in ein Fahrwasser geraten, wo er sich — indem er andere gegen angebliche „Antempeleien“ durch Bayreuther „Preßheiduten“ in Schutz nimmt — seinerseits erst recht wieder in schmähliche Verdächtigungen der Bayreuther Bestrebungen verliert und in geschmacklos berben Antempelungen der Bayreuther Sache als solcher gefällt, zu der er doch früher als treuer Kämpfe so wacker gestanden. Nur wird ihm eine psychologisch tiefer gehende Betrachtung seiner durch und durch „persönlichen“ Erscheinung, unter aufrichtigem Bedauern, daß es so gekommen ist, doch immer noch zu gute halten können, daß seine urwüchsigte Kampfnatur in dem Moment, als der „30-jährige musikalische Zukunftsstreich“ beendet war, und es in alter Verferkerwut mit den Gegnern nichts mehr zu raufen gab, urnotwendig sich ein anderes Streit-Objekt im eigenen Lager suchen mußte, und aus einem Herkules der Wagner-Bewegung in die reine Don Quixoterie des Wagnerianertums nun leider umschlug. Einen Unterschied begründet dies eben doch, und mehr Respekt haben wir zuletzt immer noch vor diesem eigenständig-wetterfesten Wüterich, der seine Löwen-Mähne sich noch immer nicht hat beschneiden lassen, als etwa vor

den scheinheiligen, gegenüber deutlichen Wünschen und andeutenden Befehlen des Hauses „Wahnfried“ wie ein Taschenmesser zusammen knickenden, „Bayreuthwilligen“! — Immerhin möchten wir mit diesen à tout prix negativen „Helden des Tages“ beileibe nicht etwa verwechselt werden. Diesen sonderbaren Käuzen ist natürlich nichts mehr recht zu machen, denn sie wissen z. B. sehr genau, daß im Jahre 1876 die einfachen harmlosen Sitten der fränkischen Hohenzollernstadt in puncto Verpflegung noch stark ins Primitiv und Unzulängliche gingen, könnten also die zeitgemäße Wendung zum Besseren hier weit eher als ein Verdienst der leitenden Faktoren auffassen — ganz abgesehen noch davon, daß für den, der die lokalen Verhältnisse einigermaßen näher kennt, will sagen: sie nicht übelwollend ignoriert, eine direkte Einflußnahme von Frau Cosima Wagner auf solche Dinge so gut wie ausgeschlossen erscheinen müßte.

Ganz ähnlich verhält es sich auch mit der in vielen Kreisen förmlich sportsmäßig betriebenen, albernen Heße gegen die „Bayreuther Deutschnaiderei“, wie man sich mehr deutlich, als geschmackvoll bis in den bayerischen Landtag hinein auszudrücken beliebte. Den diesen Geist austretenden dunklen Wählern und reichlich bornierten „Hexaplanen“, die dem Geist gleichen, den sie zu begreifen vermögen, war die Lehre ganz gesund, die ihnen die „Münchener Neuest. Nachr.“ zu teil werden ließen, als sie der Welt mit der scharfen Herausdrückung des authentischen Ziffernmateriale über das dortige „Geschäfts“-Gebahren ein für allemal ein gewaltig Lichtlein aufsteckten. Jeder „Wagnerianer“ und gewohnheitsmäßiger Leser der periodischen Wagner-Litteratur war ja ohnedies längst schon darüber klar unterrichtet, daß es sich da nicht um einen materiellen Vermögens-„Schnitt“ des Hauses Wahnfried, sondern einfach um die pietätvolle Verwaltung eines uneigennützig angeammelten Festspielfundus mit wechselnden Unterbilanzen und Überschüssen zu Gunsten eben der pflichtgemäßen, rein künstlerischen Durchführung des Wagnerschen Festspiel-Testamentes, unter oft recht beträchtlichen Opfern sogar, handelte, wie man denn überhaupt jederzeit gut daran thun wird, in dubio von den durchaus lauterer Gesinnungen und das denkbar Beste wollenden, Bestrebungen der Wagnerschen Rechtsnachfolger in dieser Sache überzeugt zu sein, bis nicht das Gegentheil einmal altemäßig unbezweifelbar erwiesen sein sollte.

Und für ebenso thöricht endlich darf auch der vielgehörte, nachgerade schon zum Gemeinplatz gestempelte Vorwurf gelten: „Die starke Überhandnahme des fremden Elementes in Gestalt eines auswärtigen Modepublikums (wie man mit besonderer Betonung zu sagen liebt) kann unmöglich im Sinne des Schöpfers der Bayreuther Festspiele sein!“ — thöricht wenigstens insoweit, als er abermals die Spitze gegen die Fest-

spielleitung von heute zu richten und gleichfalls „Villa Wahnfried“ und niemand andren für diesen leidigen Mißstand verantwortlich zu machen scheint. Du lieber Himmel! Ganz von selbst versteht es sich ja, daß ein Vorherrschen der Ausländer zunächst nicht eben in Sinne des Meisters sein kann, der seinen Landsleuten nach der glorreichen Wiedererweckung des deutschen Geistes nationale Festspiele zu geistiger Erhebung und innerer Kulturweckung im idealen Sinn, womöglich unentgeltlich, schaffen wollte. Aber diese Ausstellung muß doch süglich an eine ganz andere Adresse gerichtet werden. Oder wer verwehrt es denn wohl unseren guten Deutschen, so zahlreich in den „Allg. Richard Wagner-Verein“ einzutreten, daß vom Karten-Erlös eines Jahres aus Vereinsmitteln der Aufkauf von vier bis fünf Nibelungen-Cyklen allein für die Deutschen unter sich schon gewährleistet wird, und aus dem bestimmten Prozentsatz der Mitgliederbeiträge auch noch der Bayreuther Stipendienfonds einen Zuwachs erfährt, der so manchem glücklichen Platzgewinner nun auch die Fahrt dorthin wie den Aufenthalt recht merklich erleichtern könnte? Und warum kommen denn unsere vermögenden Herren Deutschen einstweilen nicht eben so zeitig, wie die lieben Fremden, in dichten Mengen herbei und veranlassen durch rechtzeitige Bestellungen ihrerseits auch einmal diese, mit langen Gesichtern unberücksichtigt abzuführen? Das alles scheint doch wahrlich weit mehr an uns selbst zu liegen, als irgend eines fremden Sündenbockes Schuld zu sein! Zum Überflus hat die Sache auch noch ihre ganz gute Rehrseite. Denn sehen wir einen Zuschauerkreis aus ganz Europa, vor Wagners überragendem Genius ehrfürchtvoll huldigend, zu Bayreuth sich versammeln und neben wie um uns gleichzeitig Franzosen und Engländer, Amerikaner und Italiener, Russen, Skandinavier, Bulgaren und Spanier andächtig dem Festspiel lauschen, so dürfte doch der Eindruck, daß es sich hier um einen Sieg deutschen Geistes, ein germanisches Kulturwerk allerersten Ranges handelt, denjenigen einer Zurücksetzung unseres nationalen Stolzes bei allen Einsichtigen recht erheblich überwiegen. Lediglich in der Auswahl des Künstlerpersonals wird nicht, wie vor zwei Jahren, eine auffällige Bevorzugung der Ausländerei auf Kosten des rein deutschen Original-Stiles übergreifen dürfen, soll nicht ein mit Achselzucken zu strafender, lächerlicher Chauvinismus von einem berechtigten Nationalbewußtsein abgelöst werden, das allerdings dann der Bayreuther Idee sehr unbequem werden könnte, da es in seinem kräftigen Unwillen das „Wagnerianische“ Recht durchaus auf seiner Seite hätte. Übrigens war in diesem Jahre bei Berufung der Sänger zur Durchführung des „Nibelungen-Ringes“ erfreulicher Weise kaum ein solcher oder ähnlicher Vorwurf mehr zu erheben. Auch sahen z. B. in unmittelbarer Nähe meines Platzes fünf

Deutsche, zwei Slaven, drei Franzosen und drei Engländer. Das mag so ungefähr das ganz richtige Verhältnis der Nationalitätenverteilung beim heutigen Festspiele gewesen sein. Ja ich meine sogar, man kann sich billig darüber freuen, wenn Wagner — wie auch schon der Fall Abbé Marcel Hébert in Paris gezeigt — und zwar trotz der Gegenschrift des Jesuitenpaters Th. Schmid (über „Das Kunstwerk der Zukunft und seinen Meister“), seine geistig-künstlerischen Wirkungen auf deutsche katholische Geistliche heute bereits auszustrahlen begonnen hat, wie ich deren (darunter eine Qualität wie Dr. Franz Xaver Haberl) einige Reihen über mir während der Ausführungen zu bemerken Gelegenheit hatte.

Schwieriger fällt es schon, zu dem (nebenbei bemerkt — wie wir bestimmt wissen — schon früher, nicht erst jetzt, zur Zeit der Generalproben, verfaßten) offenen Schreiben Siegfried Wagners an den musikalischen Redakteur der „Redenden Künste“ gewissenhaft Stellung zu nehmen, wie es kurz vor Beginn des Festspiels unter der gar nicht so üblen Spitzmarke „Siegfried Wagners Selbsteinschätzung“ durch die gesamte Tagespresse ging und seinem Inhalt nach als bekannt wohl vorausgesetzt werden darf. Seine Ausführungen, welche unter anderem den Satz enthalten, daß „die Dirigenten von jeher nur seines Vaters Befehle auszuführen hatten“, und der Hoffnung Raum geben, daß ihm selbst „das Dämonische der Bühne“ (wie es seiner Frau Mutter ausgegangen) dereinst noch einmal „aufgehen“ werde — diese seine Ausführungen gipfeln in der Schlusspointe: „Mein Streben steht daher weniger auf das Dirigieren, als auf das Bühnenleiten in Bayreuth.“ Verwunderlich mußte da doch vor allem gegenüber solch unzweideutiger offizieller Erklärung der Eifer berühren, mit dem kurz vorher gerade die getreuen Bayreuther Reklame-Posaunen sich redlich bemüht hatten, Jung-Siegfrieds Dirigententhaten bei den Proben der diesjährigen Festspiele als vielverheißend und epochemachend für die Zukunft Bayreuths der Welt zu künden — nur ein Beweis mehr für die Thatsache, daß diese guten Leute und schlechten Musikanten noch immer nicht genug „Witterung“ haben, und daß es schon deshalb zu den undankbarsten Geschäften gehört, der Bannerträger des Hauses Wahnsfried durch Dick und Dünn hindurch zu sein, weil man dabei nie sicher ist, gelegentlich mit einem kalten Wasserstrahl in seinen Offenbarungen desavouiert zu werden. Allein dem so vielbesprochenen „offenen Briefe“ gegenüber wäre auch noch folgendes unmaßgeblich zu erwidern: 1) Herr Siegfried Wagner ist augenscheinlich nicht gut unterrichtet, wenn er von den „Befehlen“ seines Vaters spricht. R. Wagner spricht in seinen Schriften von seinen mitwirkenden Bayreuther Künstlern gar niemals anders als von seinen „Freunden“, „Genossen“ und „Mitarbeitern“; ja, mit einer gewissen Genugthuung registriert er (Bd. X, 156)

einen Ausspruch des Berliner Hoftheater-Intendanten von Hülsen aus dem Jahre 1876, wonach dieser in Bayreuth „einzig eine superioren Autorität vermisse, ohne welche doch am Ende nichts gehen könnte“. Wem dies nun nach „Befehlen“ und nicht weit eher nach genossenschaftlicher Anarchie, oder doch wenigstens autonomer republikanischer Grundverfassung des ehemaligen Bayreuther Künstlerstaates klingt, der muß wahrscheinlich besondere zukunfts-musikalische Ohren haben, die wir offen gestanden nicht besitzen. 2) Das Wort vom „Dämonismus der Bühne“ scheint uns die Sache sehr wohl zu treffen und darf daher als ein gutes und sogar lichtvolles passieren. Allein sein Verdienst wird sofort durch den Nachsatz gar sehr wieder verbunkelt. Denn, mit Verlaub, ein „ausgegangener“ Dämonismus ist doch wohl bereits keiner mehr, weil das eine *Contradictio in adjecto* ist, und wir denken thatächlich viel zu gut und bedeutend von dem genialen Regie-Instinkt der „unerhört seltsam begabten“ Witwe des Meisters, als daß wir von ihr denken könnten, dieses Moment habe ihr erst „aufzugehen“ brauchen. 3) Dem Siegfried Wagnerschen Herzenseergusse liegt ganz offenbar der an sich völlig richtige, für jeden belesenen Kenner auch noch deutlich erkennliche Grundgedanke aus Wagners Schriften, namentlich den Erläuterungen zur „Zannhäuser“-Aufführung (in Bd. V), als Ausgangspunkt zu Grunde, wonach sich für die modernen Dirigenten des neuen Musikdramas der Schwerpunkt ihrer Amtsthätigkeit vollkommen geändert und vom Orchester weit mehr auf die Bühne nun verlegt habe, sodas ihnen mehr und mehr neuerdings die ernste Verpflichtung erwächst, nicht mehr nur „Dirigenten“ der Musik, sondern das Ganze jederzeit überschauende, auch auf das Scenische kundig übergreifende „Direktoren“ der Bühne selbst zu sein. Es bleibt demnach nur zu wünschen, daß bei dem Sohne Wagners und Enkel Liszts nicht auch, wenn er vor die Partituren seines Vaters und Großvaters als musikalischer Interpret zu stehen kommt, deren eigentliche Grundgedanken ähnlich mißverständlich-unverständlich, wie hier dieser aus den Schriften des Meisters, herauskommen mögen!

Auch eine andre, heikle Episode muß an dieser Stelle wohl oder übel Registrirung finden. In einigen Festspielberichten des Herrn Houst. St. Chamberlain war die Nachricht enthalten, daß Siegfried Wagner schon deshalb den 4. Nibelungen-Cyklus nicht schlecht geleitet haben könne, weil eine Deputation des Orchesters daraufhin zu ihm gekommen sei und ihn gebeten habe, auch noch den 5. (letzten) Cyklus zu übernehmen. Ich konnte dieser indirekten Beweisführung für Jung-Siegfrieds Dirigentengröße zwar keinen rechten Geschmac abgewinnen, denn in Bayreuth hat es leider von jeher sehr viele Schmeichler gegeben, und dergleichen besagt also für mich noch so gut wie gar nichts; aber ich zweifelte wenigstens nicht an der Thatsache der hiermit

verbreiteten Meldung. Eine Briefkastennotiz in der „Allgem. Mus.-Ztg.“ hatte mich aber später stutzig gemacht. Ich bin der Sache mittlerweile auf den Grund gegangen und erfuhr aus absolut zuverlässiger Quelle, daß das subjektive Wahnsfried-Märchen von der Orchesterdeputation der objektiven Wahrheit völlig entbehrt. Sollte eine Gruppe von Orchestermitgliedern wirklich Herrn Siegfried Wagner in diesem Sinne begrüßt haben, so ist das jedenfalls nicht von der Korporation als solcher ausgegangen, noch irgendwie in offizieller Weise geschehen; ja, meine Quelle hält es sogar für unmöglich, daß selbst einige wenige „eine solche Taktlosigkeit“ begehen konnten. Wie lebhaft im Gegenteil im „mystischen Abgrund“ die Freude war, Hans Richter beim fünften und letzten Zyklus wieder an der Spitze des Bayreuther Orchesters zu sehen, das ging schon aus dem Umstande hervor, daß das Orchester, als er am ersten Abend das Dirigentenpult bestieg, ihm eine stumme Huldigung durch allgemeines Tücherschwenken bereitete und nach den Aktisclüssen in anhaltenden Beifall für seinen Dirigenten ausbrach. (Ähnlich berichtet auch Felix Weingartner in seinem „Bayreuth“-Artikel — „N. d. Rundschau“, Oktober — die Chamberlain-Meldung.)

Wir haben oben übrigens auch von Frau Wagners „genialem Bühneninstinkt“ gesprochen und können in der That mit Fug und Recht von uns versichern, wie aufrichtig wir ihre überragende Persönlichkeit als unvergleichliche Leiterin der Aufführungen bewundern und sie als unermüdet thätig, treue, stets opferbereite, dazu intim-wissende Trägerin des Festspielgedankens verehren, wie sehr wir ihre stillen Pflichterfüllungen und aller Welt offenkundigen Großthaten auf diesem Felde immerdar zu würdigen wissen werden. Aber auch sie ist — sie mag uns dieses naheliegende Wort verzeihen — „ein Mensch wie alle“, und Menschen sind, selbst wenn man sie „Meisterin“ nennt, nun einmal nicht unfehlbar. Das hat sie vor allem bei der Inszenierung von Humperdincks „Hänsel und Gretel“ in Dessau durch die unseres Erachtens mehr als nur kuriose Einfügung — sagen wir: „Improvisation“ — des Dessauer Marsches im Rahmen dieses Märchenspiels bewiesen, und da muß sie es sich schon gefallen lassen, daß ihre Autorität seither in unseren Augen mancherlei Einbuße erlitten hat, bezw. darf sie sich nicht allzusehr darüber verwundern, wenn heutzutage die Welt doch ein für allemal etwas skeptischer — oder sagen wir besser: kritischer, ihrem individuellen Inszenierungsurteil gegenüber steht. Warum denn mit dogmatisch-orthodoxer Nervosität jeden Widerspruch immer gleich als unheilige, tempelschänderische Antastung einer eigentlich unnahbaren Majestät empfinden und demgemäß von den Dick- und Dünn-Zasagern dafür öffentlich schuhriegeln lassen — als ob es keine pflichtmäßige Aussprache auch vor dem Throne in dieser Welt mehr gäbe? Gebet doch wieder Gott, was Gottes, und dem Meister, was des Meisters ist!

Just in diesem Jubiläumsjahre ist ihr z. B. nach dem übereinstimmenden Urteile aller, selbst nahestehernder Freunde (die „Pagoden“ natürlich ausgenommen), bei der Inszenierung des „Nibelungenrings“ etwas Menschliches, ganz Fatales passiert, das vielleicht nicht hätte vorkommen müssen — wir meinen die leidige Kostümierung der Götter und Helden nach Hans Thomassen Entwürfen. Jeder einigermaßen in die Verhältnisse Eingeweihte weiß, daß sie auf die freundschaftlichen Beziehungen, welche ihren Schwiegersohn, den ausgezeichneten Kunstgelehrten Dr. Henry Thode in Heidelberg, mit dem berühmten Frankfurter Charakterkopf deutscher Malkunst verbinden, im wesentlichen zurückzuführen ist. Nun schätzt die urteilsfähige Kunstwelt seit langem Hans Thoma als einen deutschen Maler von den denkbar tiefsten Qualitäten, und einen germanischen Meister von echtem Schrot und Korn; ja, die reizvollen, poetieverklärten „Federspiele“, zu denen der ideale Freundschaftsbund zwischen „Heinz und Hans“ vor Jahren geführt hat, darf als ein edelstes, ganz unvergleichliches deutsches Hausbuch gelten, das man gern jeder deutschen Familie ins Heim spenden möchte. Aber diese selbe Kunstwelt weiß auch nur zu gut, daß Thoma ein innerlicher Träumer, durch und durch lyrischer Phantast, ohne alle drastische Neigung oder exoterische Anlage ist; und als im Winter vergangenen Jahres sein merkwürdig zu denken gebender, seltsam erschauer, ganz subjektiv erfakter „Wotan“ in den deutschen Kunstsalen die Runde machte, da lautete das allgemein bestätigte, klare Urteil: daß das kein Wotan sei. Diesen tagescheuen stillen Künstler nun hat man mit sanfter Gewalt aus seinem ernststen malerischen Sinnen herausgerissen und zum künstlerischen Berater in der Kostümfrage für das Bayreuther Elementardrama im Hause Wahnsfried erkoren; ja, nicht nur zum Kunstexperten hat man ihn bestellt, man hat ihn auch zum intellektuellen Urheber und geistigen Vater der diesjährigen Figurinen zu dramatischem Zwecke selbst gemacht in der Weise, daß man seine Entwürfe, die er wohl mehr als Anregungen und Vorschläge sich gedacht hatte, als Modelle und Muster direkt, so ziemlich ohne alle Änderung, auf die Herstellung übertrug. Er selbst soll gelegentlich kein Fehl daraus gemacht haben, wie ehrlich er „erschrocken“ sei, als er seine Grundgedanken so getreu reproduziert, so genau nachgebildet auf der Bühne vor sich gesehen habe. Dieses natve Erschrecken aber, spricht es nicht deutlich für die mimosenhafte Grundstimmung, die nach innen gelehrte Grundempfindung in der Seele des Malerpoeten Hans Thoma? Sagt es nicht schon alles und redet für sich beredt genug, welch ein Mißgriff (zum größten Teil) mit seiner Berufung zum gigantischen Drama begangen war, den wir alle als Fehler und eigentlich wunden Punkt der diesjährigen Auführungen mehr oder minder scharf empfunden haben? Man begründet diesen Mißgriff als „unverstandenen Vorzug“ in der Regel damit, daß

man betont, wie die eigenartige Dramenwelt Wagners eine radikale Anwendung von der bestehenden Bühne gebieterisch verlangt habe; man werde sich an dieses völlig Neue mit der Zeit schon gewöhnen. Allein einen Dekorationsmeister erwählen, der bisher noch nicht direkt für die bestehende Oper und ihre lahme theatrale Konvention geschaffen — dagegen einen Staffeleimaler ausersehen, der überhaupt von Grund aus nicht schlagkräftig denkt und undramatisch koncipiert, ja nach seiner ganzen Naturanlage kaum einen intimen Berührungspunkt mit der R. Wagnerschen Phantasiegestaltung aufweist: das sind doch hoffentlich noch zwei ganz verschiedene Dinge!

Auch ein anderes ist es noch, das uns nahe zu Herzen geht und uns immer mit einem bitteren Weigeschmack schmerzlich genug berührt — die Thatsache nämlich, daß man in Bayreuth für einen Franz Liszt nicht doch etwas mehr Pietät noch übrig hat, als man im Hause seiner Tochter zu wahren, zur Zeit augenscheinlich für gut befindet, wo man gerne die Linie der absoluten Korrektheit einzuhalten liebt. Man brauchte doch wahrlich nicht eiferjüchtig zu besorgen, daß der alte, seit Goethe und Schiller so sehr berücksichtigte Streit: wer der Größere sei von beiden, auch in Bayreuth wieder eine neue Auflage erleben könnte — jener Streit, den man in Weimar doch so praktisch zu entscheiden verstanden hat, indem man für alle Schiller-Sehenswürdigkeiten einfach 50 Pf., für Goethe-Museen z. B. gegen 1 Mk. Eintrittsgeld erhob. Liszt, in seiner unbegrenzten Bescheidenheit, würde sich ja sicher gerne mit einer Nebenstraße zufrieden gegeben — um nicht zu sagen: abgefunden — haben. Aber es verdrießt nun einmal den echten Verehrer dieses echtensten Freundes seines Meisters, den treuen Besucher von Liszts (keineswegs allzu sorgfältig gepflegtem) Grabe, daß man seinem Namen nicht einmal den anspruchslosen Ehrenplatz des Seitenweges neben der Villa Bahnsried, in der er doch gestorben, hat lassen können. Wozu an dieser Stelle heute die pleonastische Bezeichnung „Bahnsried-Straße“, wenn man schon die große Hauptstraße zur Wagnerschen Villa hin mit Recht „Wagner-Straße“ genannt, aber Franz Liszt gleichgültig nichts eingeräumt hat?!

Daß die seit einigen Jahren unter Oberaufsicht von Frau Wagner und unter Leitung Julius Knieles thätige Bayreuther Stilbildungs- und Gesangsvortrags-Schule im laufenden Jahre mit Burgstaller (Siegfried), Dreuer (Mime), schließlich auch den Damen Brema (Frida), Sulbranson (Brünnhilde) und Herrn Friedrichs (Albrich) den ersten großen und glänzenden Triumph gefeiert hat, ist ein allenthalben warm anerkannter, keineswegs gering anzuschlagender Thatbestand. Nur treibt uns ein gewisser dunkler, zwangvoller Dämon auch hier wieder, die leidige Rassenbra-Rolle auf uns zu nehmen und der allgemeinen Begeisterung einen sanften

Dämpfer dahin aufzusetzen, daß wir diesem fraglosen Augenblickserfolge gegenüber vorerst noch eine vorsichtig zuwartende Haltung einnehmen zu sollen glauben. Aufmerksamste Beobachtungen an Herrn Burgialler, die stellenweise so etwas wie Drill auf eine einzige Rolle hin als Eindruck ergaben, sowie dunkle Gerüchte von (nur durch zahllose rohe Eier wieder gut zu machenden) wahren Stimmverrentungen bei Herrn Dreuer auf Grund seiner charakteristischen Mime-Singweise lassen gelinde Bedenken in die Methode einstweilen aufkommen und bis zu weiteren Ergebnissen um so eher gerechtfertigt erscheinen, als doch niemals gewissenlos dabei vergessen werden darf, daß es sich hier nicht mehr nur um tote Instrumente, sondern um lebende Körper, kostbares Menschenmaterial handelt, das nicht wie jene im Versagungsfall einfach beiseite geworfen werden kann, vielmehr moralisch wie geistig fürs Leben unglücklich gemacht wird, falls bei unzumutbarer Behandlung im Kerne einmal etwas verpfuscht worden ist. Fast gewinnt es den Anschein, als ob stellenweise Sprachgesang mit Sprechgesang, „Musikdrama“ mit „Melodrama“ schon verwechselt würden, und kein Mensch scheint sich heute mehr darauf zu besinnen, daß, wenn schon bei der altbewährten italienischen Gesangslehre reichlich fünf Jahre der gründlichen Stimmbildung vom angehenden Sänger geopfert werden mußten, so erst recht von dem neuen, erst noch auszubildenden deutschen Gesangsstil mit seinem germanischen Konsonanten-Prinzip dieses Lustum als das unerläßliche Mindestmaß der Schulung stritte zu fordern bleibt, wenn der allenthalben um sich greifende „Stimmruin“ nicht in der That der „Wagner-Schule“ noch in die Schuhe geschoben werden soll! Hier mag immer wieder die hochentwickelte, der Wagnerischen Sprachmelodie durchaus richtig beizukommende, meisterliche Gesangskunst eines Vogl, Gura, Bez, Staria, wie einer Sucher, Nordica und Lili Lehmann als das maßgebende Vorbild gelten. Und wer da die beiden Nibelungen-Jubilare, Herrn Vogl und Frau Lehmann, heuer gehört und an ihrem ungetrübten stimmlichen Können bewundernd sich erbaut, dann dieses mit den Leistungen der Bayreuther Jungen wieder und wieder verglichen hat, dem wird sich unwillkürlich wohl auch der Gedanke ausgedrängt und die Empfindung mitgeteilt haben: Wir wollen doch erst mal sehen, wie die für jetzt so wacker und vielversprechend sich bewährenden, neuen Besen in weiteren zehn Jahren dereinst einmal lehren werden! Viel früher wird sich nämlich ein endgültiges Urteil über die gewiß schon jetzt Aufsehen erregenden Bayreuther Schulergebnisse auch wohl kaum fällen lassen.

Stark überhand nehmende Neigungen zur Stilisierung waren diesmal auffällig zu bemerken, besonders peinvoll an der Stelle, wo die Niesen mit ihren Keulen auf die Götter losgehen wollen, aber durch

Botans Dazwischentreten mit dem Speer in ihrem furor tautonicus unterbrochen werden. Man könnte vielleicht einwenden, daß die hier eingehaltene, steife Gebärde eitel Zufall gewesen sei, und vielleicht hätten wir noch eine zweite Vorstellung zur Kontrolle ja mit ansehen können. Allein die Nuance entsprach so sehr anderen, gelegentlich beobachteten Epifoden, die Keulen waren so haarscharf und genau parallel, wie die Gewehrläufe beim Zugeretzieren einer Kompagnie, „ausgerichtet“, daß die Unnatur eine vollständige schon bei diesem einen Male blieb. Vor solcher unleidlichen Unnatur akademischer Stilisierung wird sich aber die Bayreuther Kunst vor allem zu hüten haben. Hier heißt es „Principiis obsta!“ und muß ein ernstgesinntes „Meno tokel!“ sorgenvoll aufrichtiger Anteilnahme ertönen. Ist es doch immerhin mißlich genug, daß unsere gesamte offizielle Kunst- und Opernpflege noch immer und immer so blutwenig von den zwanzigjährigen Bayreuther Erfahrungen gelernt und von seinen Wirkungen angenommen hat! Ein eigensinniges Verharren und Festfahren des Thespiskarrens auf dieser verfehlten Bahn würde Bayreuth vollends um allen seinen guten Einfluß bringen und der guten Sache dauernd unendlichen, ja vielleicht irreparablen Schaden zufügen können — was der Himmel gnädig verhüten wolle.

Daß das Bayreuther Festspiel je einmal wieder überflüssig und entbehrlich für unser deutsches Kunstleben werden könnte, wird sonst heute niemand mehr zu behaupten wagen, oder auch nur naiv genug sein, zu glauben; denn daß das gegenwärtige Bayreuth erst einmal allgegenwärtig in unseren sämtlichen Hof-, Stadt- und Provinzbühnen sich erweist, dahin hat es schon deshalb seine guten Wege, weil es in der Natur der Sache liegt, daß diese repertoiregehekten Kunst-Triebstätten, mangels jeder besonnenen Isolierung, immer wieder in den alten Stil-Gallimathias und undeutschen Mischmasch-Opernschlendrian verfallen müssen, fernab von jener vollentsprechend übersichtlichen Vortrags- und sinnfällig klar verdeutlichenden Darstellungsweise, welche eben hier in Bayreuth endlich einen germanischen Originalstil an sich begründet als mindestens gleichwertiges Eigengewächs deutscher Kunstanschauung, wie es — ein Sporn und Stachel eben für den deutschen Künstler Wagner — die große historische Oper für Frankreich und die Buffo-Oper für Italien schon ehemals geworden war. Si Bayreuth n'existait pas, il faudrat l'inventer, ließe sich beinahe schon sagen. Man klammere sich doch nicht immer an den völlig irreführenden Begriff: „Musteraufführungen“. Wenn die Bayreuther Darstellungen gelegentlich zu solchen werden, so ist das ja erst die natürliche Folge des besonderen Geistes ihrer Darbietung und Aufnahme. „Festspiele!“ — das ist dabei die wesentliche, weil den Geist aus dem gewohnten Alltag sofort heraus-

hebende und vom Arbeitstrott erlösend-befreiende, die verkümmerte Seele wieder genußfähig machende und den Sinn empfangsfreudig bereitende Hauptsache; „Stimmung“ ist das große herrliche Zauberwort und „Sammlung“ heißt das tiefe, schon im weißlichtigen Charakter der dortigen Landschaft begründete Geheimnis der unbestritten nachhaltigen Bayreuther Wirkungen — einer Landschaft, die den von den hohen, dunklen Häusern der Großstadt eingeengten Blick wieder frei und hell macht und so zu den großen Dimensionen eines Nibelungen-Cyklus mit seiner gewaltigen Naturpoesie ideal hinführt. Und noch Eines — nicht das Gerinste noch Letzte: In Bayreuth ließt man keine Zeitungen. Man ist einfach nicht dazu zu bringen, so sehr fühlt sich der Mensch dort dem Zeitgetriebe einmal entwachsen und aus jenem Bereich, da „zum Papierraume die Zeit wird“, hoch emporgehoben. Merkwürdig! Und doch hätte eigentlich die „Presse“ gerade anlässlich des „Nibelungenrings“ einmal dort in den Vordergrund des Interesses rücken und in einem ihrer typischen Exemplare als geweihtes Attribut gleichsam der Fricke, etwa wie die Sichel dem Froh, eigentlich besonders beigegeben werden müssen. Denn — wie sagt doch Botan zur gestrengen Gattin?

„Nichts lernest Du,
Wollt' ich Dich lehren,
Was nie Du erkennen kannst,
Eh' nicht ertagte die That.
Stets Gewohntes nur
Magst Du versteh'n:
Doch was nie sich traf —“

„das begreifst Du nimmer“, so möchten wir hier den Satz wohl vollenden. Mutatis mutandis auf die Presse angewendet, heißt das: „Thatsachen meldest, Geschehenes und Vergangenes registrierst Du nur immer — für das Kommende, Neue, Zukünftige hast Du nie vorschauenden Sinn!“ Darf die Zeitung da nicht als ein konkretes Sinnbild, zum mindesten für eine Seite in der Göttin Wesen, gelten, und muß sie sonach nicht für jeden überzeugten Wagnerianer schließlich „heilig“ sein? „Das fehlte nun gerade noch!“ höre ich schon rufen, und das hat für mich denn nun auch eine ganz ähnliche Wirkung, wie die gebieterische Stimme am Telephon:

„Schluß!“



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von Max Fels.

(München.)

München hat also seit dem 26. September sein viertes Theater, sein erstes, wenn es so kommt, wie das Häußlein Idealisten hofft — denn modern sein und auf die Moderne hoffen, das ist Idealismus, so paradox dies auch vielleicht klingen mag.

In Schaumbergers „Sünde wider den heiligen Geist“ — in Leipzig hat Rehtaler den Einakter ja schon gegeben — kommt ein Professor vor, der ist auch mal ein „moderner“ Mensch gewesen, was man so „modern“ nennt. Ich habe das Buch nicht vor mir und muß aus dem Gedächtnis citieren. Der Herr Professor sagt da zu einem Koch-Idealisten etwa so: Das ist alles ja recht gut und recht schön, was Du Dir so von der heiligen Mission des Künstlers denkst, von der Überzeugungstreue und der Verechtung des Kunstpöbels. Wenn einen aber alle Hochachtung vor dem heiligen Geiste, der in einem nach Offenbarung schreit, zu keinem grünen Zweig verhilft, — so lange Deine heiße Künstlerseele Dein Inneres warm macht, Deinem äußeren Menschen aber keinen bei dieser Bitterung recht notwendigen Wintermantel erdichten kann, — so lange Du — mit dürren Worten gesagt — darbst, frierst und hungerst und niemanden — zu allerletzt vielleicht Dich selber froh machst, so lange sündige Du nur gegen den heiligen Geist, aber sündige nicht gegen Dich, meinetwegen töte den heiligen Geist in Dir, verleugne ihn, treibe ihn aus, aber bleibe wenigstens selbst am Leben! —

So etwa sagt der Herr Professor bei Julius Schaumberger. Der Herr Professor ist ein Pöhlster, und unter Leben versteht er: „leben“ in Gänsefüßchen; id est: in der Achtung des Herrn Hofrat K. und der Frau Geheimrat V. leben, und „gut“ leben oben-drein; ein Moderner würde sich ausdrücken „aus dem Vollen“ leben. — — —

Wenn Leute, gute Bürgerleute, ihr Geld anlegen, dann wollen sie gewiß auch wissen: warum?

Ich will gerne glauben, daß die Gründer des „neuen deutschen Theaters“ auch ein gut Teil Begeisterung für die „Sache“ mitbrachten in ihre Gründerversammlungen, aber — recht viel Interesse vorausgesetzt — in dem langen Jahre des Baues, bei der ungeheuerlichen Budgetüberschreitung, die die Herren Banführer sich leisten mußten, ist sicher schon längst das letzte Quentchen Interesse an der „Sache“ zum Teufel gegangen, die Herren Besitzer des Theaters sind schließlich doch auch Menschen, schwache Menschen, und der märchenschöne, äppige Bau mit seiner schwülen, sinnesfrohen Pracht mahnt lebend zu rentablerer Verwendung. Ich fürchte sehr, in gar nicht ferner Zeit werden die Herren Huber und Meier ohne Gewissensbisse die „Sünde wider den heiligen Geist“ begehen.

Die Herren Huber und Meier sind durch Geburt, Erziehung und Renten Pöhlster. Sie sollen nicht einmal ab, sondern sie lehren nur um. Und wer kann's ihnen denn verargen? Genug, daß sie's wenigstens versucht haben.

Freilich ein untauglicher Versuch von Anfang an.

Mit dem modernen Schauspiel läßt sich nicht die Rente für Millionenhäuser herauschlagen. Man hat in kluger Vorbedacht das neue Haus auch mit für Ballett-aufführungen bestimmt.

So legt sich einer, der Edelsteinhändler ist, Straß zu und Schmelzperlen, weil er seinen Laden voll Kunden sehen will, da der groß ist.

Straß und Schmelzperlen werden mehr begehrt wie Edelperle und Diamant, und das Publikum ist nicht sehr zahlungsfähig.

Der Edelsteinhandel ist ja vornehmer, und er fühlt sich auch gewiß recht geehrt und stolz, der Herr Huber und Meier, wenn man ihn Juwelier nennt, aber dabei hungern, d. h. keine Dividende bekommen! — Und bei Straß und Schmelzperlen drängt sich alles im Laden!

Da ist man doch lieber einfacher Kaufmann und kann leben, „lebt“ in Wänschbüchchen und verkauft fleißig die Waren, die gewünscht werden, und legt sie breit aus in den Schaufenstern, Straß und Schmelzperlen und üppige Ballettmädchen und ausgezogene Priesterinnen Thalias und der Venus. — — —

Ich fürchte, daß es so gehen wird, meine Hoffnung ist bei den Idealisten.

Die Eröffnung des deutschen Theaters bedeutete für München eine große künstlerische That, die einzige, die der Sommer zu verzeichnen hat. Aber leider sind bis jetzt nur die Baumeister des Hauses zu loben, die künstlerische Leitung muß erst zeigen, daß sie halten kann, was sie versprochen hat. Und dies wird dem Direktor der hüpfenden Muse, einem Herrn Raida, wohl ungleich leichter werden, als dem jungen, strebsamen Schauspieldirektor Emil Reithaler.*)

Das Haus ist verschwenderisch gebaut, verschwenderisch in Ornamentik und Foyer-Ausstattung, aber leider auch verschwenderisch in den Tiefen- und Breiten-Ausdehnungen und verschwenderisch in der Ausstattung mit weichen, üppigen, schalldämpfenden Stoffen. Das ganze Parkett ist mit goldbilden, prächtigen Teppichen belegt, ebenso die Treppen und der amphitheatralisch aufsteigende einzige Gang, über dem sich nur noch, der Bühne gegenüber, eine schmale Galerie befindet. Die bequemen Fauteuils mit ihrer weichen, plüschüberzogenen Polsterung, hinter Purpurportieren stille, lauschige Wintergärten, durch eine bunte, seidene Draperie von den Wandelgängen getrennt, raffiniert ausgestattete Damenalons, und das ganze unvergleichlich schöne Haus angefüllt mit dem Premierenpublikum einer Großstadt, das sich gekleidet hat und mit Brillanten behängt, das nur da ist, um gesehen zu werden, und das sich selbstverständlich auch danach benimmt. Ist es da ein Wunder, daß über die ersten Reihen des Parketts hinaus die Offenbarungen der Dichter nur pantomimisch dem Publico vermittelt werden konnten?

Ich hatte den ganzen Abend hindurch Mitleid mit den ausgeführten Dichtern. Schaumbergers „Sünde wider den heiligen Geist“ kann freilich nichts wirken, auf keiner Bühne der Welt. Die ehrliche, heiße Arbeit verfehlt eine Tendenz, eine gewiß lobenswerte Tendenz. Aber der Dichter stellt sich von Anfang an zu persönlich seinem sympathischen Idealisten an die Seite, er identifiziert sich mit ihm, er übertreibt mit ihm, weil er mit ihm süßt. Ich habe die Logik des Widerparts oben kurz skizziert, die Logik ist Pöbellogik, Massenlogik, die Logik der überwiegenden Mehrheit der Zuschauer. Will man die allgemeine Meinung bekämpfen, so muß man glücklich sein in der Wahl des Exempels, unwiderleglich aber in der Beweisführung. Beides ist Schaumberger nicht; daß der „heilige Geist“ der wahren Kunst einen, der satt ist und sorgenlos, für immer meiden wird, predigt der Idealist des Dichters. Horaz und Goethe möchte ich gerne als Gegenzeugen anführen und andererseits die vielen ungelannten, die in der Frohn des Broterwerbes für Weib und Kind ihr reiches Talent

*) Inzwischen hat das Schicksal den jungen „strebsamen“ Direktor schon ereilt: während wir die Rückerbogen dieses Artikels lesen, melden die Blätter, daß Direktor Reithaler nach einer tumultuarischen Scene seines Amtes enthoben worden ist. Die Schriftleitung.

gerlieben. Vielleicht daß der Dichter bei den Bienen Beifall gefunden hätte, die für ein Diner hundert Mark ausgeben, ihre Lektüre aber aus der Leihbibliothek beziehen, aber diese Bienen verstanden den Schauspieler nicht, denn sie saßen Mittelbalken, wo die Plätze am teuersten sind und — wo man am besten gesehen wird.

Nach Schaumberger kam Halbe mit seiner „Jugend“ zu Wort.

Das entzündende Standard-Wort der modernen deutschen Litteratur wurde brau zur Darstellung gebracht und verfehlte auch seine Wirkung nicht auf mich. Ich sah aber in der ersten Parkettreihe.

Daß der Erfolg der dramatischen Leistungen ein bedauerlich geringer war, daran hatte meines Erachtens nach das Personal die wenigste Schuld. Reithaler stellte uns im Gegenteil in der Rolle des „Annchen“ eine eminent begabte Schauspielerin, Frä. Bró, vor, und er verfügt in George Stollberg über einen sehr gewandten Regisseur. Aber das Haus ist, wie gesagt, prädestiniert durch Größe und Pracht zur Produktion von Balletts und Ausstattungsstücken. Mit seinen üppig bemalten Plafonds und vergoldeten Blerleisten schlägt es die Stimmung tot, die für einen Augenblick vielleicht schüchtern von der Bühne in den weiten Raum huschen will, und mit seinen Nischen und Winkeln mahnt es uns an verschwiegene Genüsse, die aber, das fürchte ich, nicht das sehr beachtenswerte Repertoire der nächsten Wochen, sondern erst die für die Karnvalszeit geplanten Redouten dem Feinschmecker bringen werden.



Soziale Chronik.

Von Bruno Repsold.

(Erfzig.)

(Konvertierung der Staatspapiere. — Novelle zu den Arbeiterversicherungsgeetzen. — Internationaler Frauenkongreß. — Internationaler Friedenskongreß. — Landwerkerfrage. — Gewerbegerichtsreform. — Nahrungsmittler Parteitag. — Rationalistischer Delegiertentag. — Parteitag der deutschen Volkspartei. — Sozialistischer Parteitag.)

Noch selten ist das Interesse der „kleinen Leute“ von den städtischen Großkapitalisten mit größerer Wärme gegen Agrarier und Sozialdemokraten vertreten worden, als gelegentlich der drohenden Konvertierung der vierprozentigen deutschen Reichs- und preußischen Staatsanleihen. In herzerhebender Selbstlosigkeit, und allein befeelt vom innigsten Mitleid für die Mühseligen und Beladenen des Volkes, kämpften die Inhaber dieser Papiere gegen eine Zinsherabsetzung von 4 auf $3\frac{1}{2}$ %. Mit dem Hinweis darauf, daß eine solche Konvertierung auch eine Zinsreduzierung der in den Sparkassen niedergelegten schwer erarbeiteten Sparpfeunige des Volkes bewirken werde, fochten die Staatsgläubiger mit Thränen der Mühnung im Auge die Regierung an, den kleinen Mann nicht im ruhigen Genuß seines Lebensabend zu stören, seine einfachsten Bedürfnisse nicht zu beeinträchtigen, die largen Pensionen der Witwen und Waisen nicht noch mehr zu schmälern. Den niedrigen Zinsfuß erklärte man allen Thatfachen zum Troß für eine vorübergehende Folge der allgemeinen wirtschaftlichen Depression und für noch nicht stabil genug, um die halbprozentige Zinsreduzierung der vierprozentigen 450 Millionen Mark Reichs- und 3502 Millionen Mark

preussischen Konjols als natürlich und notwendig erscheinen zu lassen, trotzdem Sachsen bereits im Jahre 1878 diese Konvertierung vorgenommen hat und zahlreiche deutsche Kommunalverbände, Banken und Privatunternehmungen längst in derselben Richtung vorgegangen sind, trotzdem Rußland, Frankreich, Oesterreich-Ungarn und Australien eine erhebliche Zinsherabsetzung ihrer Staatsanleihen teils kürzlich vorgenommen haben, teils in nächster Zeit vornehmen werden. Nachdem jedoch Bayern vor wenigen Wochen 1080 Millionen Mark 4prozentige Anleihe in 3 $\frac{1}{2}$ prozentige verwandelt und der „Staatsanzeiger für Württemberg“ die Konversion von 315 Millionen 4prozentige Staatsschuld in 3 $\frac{1}{2}$ prozentige angekündigt hat, sehen die Gläubiger Preußens und Deutschlands die Ausfichtslosigkeit ihres Kampfes für Beibehaltung des alten Zinsfußes ein und schieden sich in die baldige Konvertierung als in ein unvermeidliches Ereignis. Ja, die Börse wünscht es sogar sehnlichst: hofft sie doch, daß die bisher in Staatspapieren festgelegten Kapitalien auf der Flucht vor der Konversion massenhaft anderen Werten, vorzüglich industriellen Spekulationspapieren und erotischen Anleihen zufließen werden, die eine bessere, freitlich aber auch bei weitem unsicherere Rente versprechen, als konvertierte Konjols. An der Trägheit des Kapitals, an der sorgschrittenen wirtschaftlichen Urteilsfähigkeit des Publikums und an der Zusicherung der Regierungen, die konvertierten 3 $\frac{1}{2}$ prozentigen Papiere innerhalb eines bestimmten Zeitraumes von fünf bis zehn Jahren nicht aufs neue im Zinsfuß herabzusetzen, dürfte jedoch diese Erwartung im wesentlichen scheitern. — Die preussisch-deutsche Regierung erklärte sich noch vor einem halben Jahre gegen die Konvertierung. Heute ist die Herabsetzung der preussisch-deutschen Konjols bereits vom Kronrat beschloffen, und es dürfte kaum ein Jahr vergehen, bis die deutschen Reichs- und Einzelstaatsanleihen (zusammen etwa 6600 Millionen Mark) insgesamt auf 3 $\frac{1}{2}$ Prozent herabgesetzt sind. Denn die Masse des Volks, geführt von den verschuldeten Landwirten des Ostens, verlangt mit Rücksicht auf den allgemeinen niedrigen Zinsstand gebieterisch eine Ermäßigung der ungeheuren Tributleistungen, die Jahr für Jahr den Gläubigern des Staates zu spenden sind, und die durch die Konvertierung um 2 $\frac{1}{2}$ Millionen Mark im Reich, um 18 Millionen Mark in Preußen erniedrigt werden. Die von Agrariern und Sozialdemokraten anfangs laut erhobene Forderung, den Zinsfuß gleich auf 3% zu ermäßigen, um die Steuerzahler um 60 Millionen zu entlasten (statt nur um 20 Millionen bei 3 $\frac{1}{2}$ % Verzinsung) wird nur noch vereinzelt vernommen. Man wird sich mit den 3 $\frac{1}{2}$ %, die dem gegenwärtigen Stande des Geldmarktes wohl am ehesten entsprechen, zufrieden geben müssen. Daß viele kleine Rentner, sozusagen die unterste Kaste der Staatsgläubiger, unter der Zinsherabsetzung merklich leiden werden, läßt sich nicht ändern. Mitleidsbemühungen sind für die Finanzpolitik noch niemals maßgebend gewesen, sonst sänden wir heute noch auf dem Zinsfuß von 4% und 5%. Ein Recht auf ein Existenz-Minimum kann diesen kleinen Rentnern edensowenig gewährt werden, wie ihren glücklicheren „Lebensgefährten“ aus der ersten und zweiten Steuerklasse. Sie müssen der Gesamtheit ein Opfer bringen, das übrigens durch die mit der Konvertierung herbeigeführte Verbilligung des gesamten Kredits bald wieder ausgeglichen sein wird. Warum der Staat seinen in mittlerer Rangstufe befindlichen Beamten, sowie deren Witwen und Waisen durch Erhöhung ihrer Gehälter und Pensionen über die Zinsverbilligung ihrer Privatkapitale hinweghelfen soll, ist nicht recht einzusehen: offenbar nur, um dem Grundsatz getreu zu bleiben, dem noch mehr zu geben, der schon viel besitzt. Sollten Wohltätigkeitsanstalten und öffentliche Fonds insolge der Konvertierung nicht mehr ihren Zweck erfüllen können, so dürften in diesem Falle staatl.che Zusagen zweifellos gerechtfertigt sein. Hoffentlich wird die Zinsherabsetzung auch

noch das Gute im Gefolge haben, den Staat an seine Pflicht zur allmählichen Tilgung seiner riesenhaft angewachsenen Schulden (Deutschland ca. 2081 Millionen, Preußen ca. 6354 Millionen) zu erinnern, und einen Bruch mit dem Prinzip der freien Schuldentilgung herbeiführen, das in der Praxis zur Nichttilgung der Schulden geführt hat.

Die Novelle zu den Arbeiterversicherungsgesetzen charakterisiert ausgezeichnet die jetzt beliebte Velleiterei der Regierungen und läßt jeden entscheidenden Schritt auf dem Wege sozialer Reform vermissen. Weder ist irgend ein nennenswerter Versuch in der Novelle gemacht worden, die getrennten Versicherungszweige der Unfall-, Krankheits-, Alters- und Invaliditätsversicherung zu verschmelzen, um dadurch die Organisation zu vereinfachen und die Verwaltung zu verbilligen, noch hat irgend eine der hauptsächlichsten, das Versicherungswesen betreffenden sozialpolitischen Forderungen Berücksichtigung gefunden. Von einer Anstrengung der Witwen-, Waisen- und Arbeitslosenversicherung, diesen notwendigen Ergänzungen der bisherigen Arbeiterversicherung, ist in dem soft- und kraftlosen Novellen-Nachwerk der Herren Boetticher und Preseid keine Rede. Mit Stillschweigen übergingen sie, was mit lauter Stimme gefordert wurde: Ausdehnung der Krankenfürsorge auf sechsundzwanzig Wochen (statt wie bisher auf dreizehn Wochen) und Beginn der Invalidenfürsorge für vorübergehend Erwerbsunfähige mit der siebenundzwanzigsten Woche (statt wie bisher nach einem Jahre Wartefrist); — Streichung des Begriffs der „dauernden“ Erwerbsunfähigkeit und Gewährung der Invalidenrente nach einem näher zu bestimmenden Grade der Erwerbsunfähigkeit, auch schon dann, wenn der Arbeiter in seinem Beruf nicht mehr die Hälfte des ortsüblichen Tagelohnes erwerben kann; — Ausdehnung der Krankenversicherung auf Dienstboten, auf land-, forstwirtschaftliche und unständige Arbeiter; — Ausdehnung der Unfallversicherung auf die im Dienst der Industrie verwendeten Strafgefangenen; — Herabsetzung der Altersgrenze vom siebzigsten auf das sechzigste Jahr; — allgemeine Ausdehnung der Versicherungspflicht auf Handwerk und Hausindustrie. Die wenigen Verbesserungen, die der sich nur mit der Alters- und Invaliditätsversicherung befassende Entwurf bringt, bestehen zunächst in rein formellen Änderungen, wie Eintragung des Inhalts der Karten in Konten und Vereinfachung des Klebefsystems durch Einführung von Karten für längere Zeiträume, sowie Beforgung der Kleberei durch öffentliche Hebestellen. Kleine faktische Vergünstigungen bieten die Ermäßigung der Wartezeit für Invalidenrente um fünfzehn, für Altersrente um zweihundertzehn Beitragswochen und die Einführung einer fünfzehnten Lohnklasse für Arbeiter mit mehr als 1150 Mk. Jahreseinkommen. Auch wird der Kreis für die Anspruchsberechtigung an die Rente um ein geringes erweitert und die Rente in der untersten, wie in der obersten Lohnklasse ein wenig erhöht. Als bedeutende, die Arbeiter hart treffende Verschlechterungen stehen dem gegenüber: Die Einführung einer Strafbestimmung für Arbeiter, die sich keine Quittungskarte verschafft haben und keine Karten haben einliehen können. Ferner sollen, „um in Zukunft einer unberechtigten Mehrbelastung der Arbeitgeber in erheblichem Umfange vorzubeugen,“ die Versicherten verpflichtet sein, die Hälfte der Beiträge sich einbehalten zu lassen, während bisher die Arbeitgeber nur berechtigt waren, bei den Lohnzahlungen den Arbeitern die Hälfte der Beiträge abzulassen. Die Absicht des Gesetzgebers, einen möglichst großen Teil der Versicherungslast auf die Schultern der Arbeitgeber zu überwälzen, wird damit geradezu als unbedeutend bezeichnet. Der Verschämung der Arbeiter durch Mißbrauch der Quittungskarten wird überdies durch die Bestimmung wieder Thür und Thor geöffnet, daß unzulässige Eintragungen und Vermerke in die Karten nur dann noch mit Geldstrafe bis zu 2000 Mk. oder mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft werden sollen, wenn den Arbeitgebern die Absicht nachgewiesen werden kann, den Inhaber der Quittungskarte anderen Arbeit-

geben zu kennzeichnen. Als ob sich eine solche Absicht nachweisen ließe! Die einschneidendste Bestimmung des ganzen Entwurfes besteht in einer vollständigen Änderung der Rentenlast-Verteilung auf die verschiedenen Versicherungsanstalten, indem die Gesamtheit der Anstalten $\frac{1}{4}$ von der Rentenlast der finanziell schlecht stehenden übernehmen sollen: Das bedeutet eine Entlastung der schwer verschuldeten Versicherungsanstalten des landwirtschaftlichen Ostens auf Kosten der großstädtischen Industrie. Gleichwohl sind auch die Kreuzzeitungsmänner mit dem Entwurf, der nur mit „kleinen Mitteln“ reformieren wolle und nicht genügend Entlastung biete, ebensowenig einverstanden, wie die Sozialdemokraten, welche dieser, den eigenmütigen Wünschen der Unternehmer, insbesondere der Großgrundbesitzer, wesentlich entgegenkommenden Novelle die schärfste Opposition im Reichstage bereiten werden. Daß das energische Reformen geneigte Reichsversicherungsamt sich im Gegensatz zum Reichsamt des Innern befindet und diesen Gesetzentwurf seiner vorgeesehenen Behörde nicht zu billigen vermag, ist bekannt. Es wäre zu wünschen, daß dem sachverständigen Reichsversicherungsamt bei Gelegenheit solcher Entwürfe in Zukunft größere Selbständigkeit eingeräumt wird.

Der in Berlin unter Protest der sozialdemokratischen und evangelisch-sozialen Frauen abgehaltene internationale Frauentongreß, aus dem Vorträge über Erziehung, Kleiberreform, Sittlichkeit, gewerbliche Beschäftigung weiblicher Arbeiter, Gesundheits- und Krankenpflege bunt miteinander abwechselten, litt sichtlich unter einer Überfülle des zu bewältigenden Stoffes. Was konnte auch bei hundert Vorträgen von je einer Viertelstunde herauskommen? Würde man sich auf die gründliche Behandlung von einer oder zwei Fragen beschränkt haben, so hätte der Kongreß ein praktisches Ergebnis erzielt, eine Einzelaufgabe der Lösung näher führen können. Darauf hatte man von vornherein verzichtet, und so besteht die Bedeutung des Internationalen Frauentongresses weniger in dem, was geredet worden ist, als vielmehr darin, daß überhaupt geredet wurde. Dasselbe gilt von dem Internationalen Friedenskongreß, der unter Protektorat der ungarischen Regierung und unter Beteiligung hervorragender Staatsmänner jüngst in Pest getagt hat. Auch die Bedeutung dieser viel verspotteten Versammlung liegt vornämlich darin, daß sie überhaupt stattfand und die Öffentlichkeit mit ihren Bestrebungen bekannt gemacht hat.

Nachdem sich die Innungsmeister und zuletzt mehrere deutsche Gewerbetammern mit dem Berlepschen Gesetzentwurf betreffend die Zwangsorganisation des Handwerks einverstanden erklärt hatten, sahen sich die Gegner des Entwurfes genötigt, den leidenschaftlichen Ansturm der Jünster auf die Gewerbefreiheit ihrerseits in öffentlichen Kongressen zurückzuweisen. Der Verband deutscher Gewerbevereine, der zur Zeit 505 Vereine mit ca. 43000 Mitgliedern zählt, erklärte in Stuttgart auf seiner fünften Hauptversammlung in Anwesenheit zahlreicher Regierungsvertreter die Innungsnovelle für unannehmbar und protestierte entschieden gegen die Majorisierung des gesamten Handwerks durch ein Regiment der in Innungen organisierten Gewerbetreibenden. Es wurde geltend gemacht, daß bisher nur die städtischen, nicht aber auch die ländlichen Handwerker zu Worte gekommen seien und betont, daß dem Handwerk, soweit es überhaupt noch dem modernen Fabrikbetrieb gegenüber bestehen wolle, nicht durch Zwangsorganisation zu helfen sei, sondern allein durch das dem Bedürfnis der Zeit entsprechende freie Vereins- und Genossenschaftswesen. Die freien Gewerbevereine mit ihren gewerblichen Fach- und Fortbildungsschulen, sowie die Vertretung der Interessen dieser Vereine in den Gewerbe- und Handelskammern, erachtete man als die notwendigen Ausgangspunkte einer erfolgreichen Reform des Handwerks und wünschte schließlich eine Verständigung des ganzen deutschen Handwerks- und Gewerbe-

standes auf der Grundlage der Boetticherschen Vorschläge betreffend die Handwerkerkammern und die Regelung der Lehrlingsbildung.

Auf denselben Boden, wie die deutschen Gewerbevereine, stellten sich auch der in Berlin zusammentretende Zentralverband deutscher Industrieller, der in Straßburg tagende Verband deutscher Gewerbegerichte, die Hirsch-Dunderschen Gewerbevereine, sowie zahlreiche Handelskammern und Magistrate. Wenn gegen diese Protestkundgebungen von agrarischer und künstlerischer Seite geltend gemacht wird, daß Gewerbevereine und ähnliche Institute sich nicht als Vertreter des Handwerks gerieren dürften und in Handwerkerfragen inkompetent seien, so muß bemerkt werden, daß die Gewerbevereine von Süd- und Südwest-Deutschland allerdings viel von Handwerkern durchsetzt sind und niemals so energisch gegen die Innungsnovelle Front machen würden, wenn die in diesen Vereinen vertretenen Handwerker entschieden für die Zwangsorganisation gestimmt hätten. Dem übrigens die Beschlüsse der Gewerbevereine nicht zu denken geben, den muß zum mindesten die Ablehnung des Gesetzentwurfs durch die in Straßburg zusammengerufene elßassisch-lothringische Handwerkerkommission stutzig machen. Da die süddeutschen Regierungen, sowie einige kleinere nord- und mitteldeutsche Bundesstaaten dem preussischen Entwurf nicht sympathisch, vielsach sogar feindlich gegenüberstehen und auch das Centrum nur noch mit geteiltem Herzen für ihn eintritt, darf sich die Innungsnovelle auf einen starken Widerstand im Bundesstag und Reichstag gefaßt machen.

In unserm letzten Referat berichteten wir von künstlerischen Bestrebungen, welche darauf abzielen, die gewerbliche Rechtsprechung auf dem weiten Gebiete des Klein-gewerbes den unparteilichen Gewerbegerichten zu entziehen und dem Sonderinteresse der kleinen Unternehmer auszuliefern. Dieser den Innungsmessern zuge dachte kein Bißchen erweckt natürlich den Reiz der Großunternehmer, die die Gewerbegerichte vollkamt machen möchten und fordern, daß ihnen zum Rechtlich serviert werde, was das ehrsame Handwerk nicht hat verspeisen können. Durch eine Wahlrechtsänderung wollen sich die Herren Großindustriellen die Gewerbegerichte unterwerfen. Selbstverständlicher Weise — man denke an die geplante „Reform“ des Reichstags- und Landtagswahlrechts — soll das immer weitere Eindringen der Sozialdemokratie in die Wählerstellen der Gewerbegerichte, wie es sich vor kurzem wieder zu Berlin in einem glänzenden Siege der organisierten Arbeiterschaft und der sozialistischen Arbeitgeber über die Schlawheit und Uneinigkeit der Bourgeoisie dokumentiert hat, die „Reform“ der Gewerbe-Gerichtswahlen rechtfertigen. So macht ein Herr von Wigleben im „Deutschen Wochenblatt“ den wichtigen Vorschlag, „um die mit dem jetzigen direkten Wahlsystem verbundenen schweren Mißstände zu beseitigen, die Wähler analog dem für die Schöffenwahlen vorgeschriebenen Verfahren zu bestimmen“. Ein Wahlausschuß, bestehend aus je einem Vertreter der Staatsregierung und des Magistrats und je zwei Vertretern von Krankenkassenvorständen, Arbeitern und Arbeitgebern soll die Wahl der erforderlichen Anzahl Wähler übernehmen. „Damit ist,“ nach der Versicherung des wichtigen Herrn von Wigleben, „die Gewähr für eine unparteiliche, unabhängige und leidenschaftslose Rechtspflege wiedergegeben, zu der die Recht suchenden Parteien volles, ganzes Vertrauen haben können.“ Auch wir sind der Meinung, daß die Rechtsprechung der Gewerbegerichte ebenso wenig wie Gewerbeinspektorat und Arbeitsnachweis irgend einer politischen Partei, wie sie auch heißen, ausgeliefert werden dürfe. Aber wir können keine Gewähr für eine unparteiliche Rechtsprechung darin erblicken, daß in den Gewerbegerichtswahlern Regierung und Stadtbehörde als die organisierte Bourgeoisie zu maßgebendem Einfluß gelangen. Das heißt, den Teufel durch Hebesub austreiben. Vielmehr läßt sich das

Überwiegend irgend einer politischen Partei im Richterkollegium der Gewerbegerichte sehr gut eindämmen, ohne Beseitigung des gesetzlich verliehenen direkten und geheimen Wahlrechts: einfach durch Einführung des alle Parteien gleichmäßig berücksichtigenden proportionalen Vertretungssystems. Im ganzen Gewerbegerichtsgesetz findet sich kein Paragraph, der die Wahl des Kandidaten durch einfache Stimmenmehrheit fordert; die proportionale Wahl ist also dem Belieben eines jeden Gewerbegerichts überlassen. Dies dünkt uns der einzige Weg, auf dem vernünftiger und billiger Weise die Gewerbegerichte einer Terrorisierung durch die Sozialdemokratie entzogen und in der Unparteilichkeit ihrer Rechtsprechung konsolidiert werden können.

Der in Halle abgehaltene Antisemitische Parteitag, auf dem Volkshelden wie Liebermann von Sonnenberg, Zimmermann und Prof. Dr. Förster das große Wort führten, charakterisierte sich mit seinem entschiedenen Eintreten für ein rigoroses Margarinegesetz, seiner Gegnerschaft gegen die Wädelverordnung, seiner laxen Behandlung des Achtsuhr-Ladenschlusses und seiner matten Versöhnung des Arbeiterschutzes als rechte, schlechte Mittelstandspartei bornierter Bauern, zurückgebliebener Handwerker und konkurrenzunfähiger Kleinkaufleute, wozu noch ein paar unzufriedene Beamte gerechnet werden können. Mag der Parteivorstand immerhin auf die Erfolge bei den Landtagswahlen stolz sein und einen allgemeinen Aufschwung der Partei sowohl in Bezug auf die Mitgliederzahl der Vereine, wie auch hinsichtlich des inneren Ausbaues der Partei selbst konstatieren, so wird sich doch nur derjenige von der Zukunft der antisemitischen Partei etwas versprechen, der sich durch eigene Beschränktheit über die erschreckende Idemartmut dieser Kabaoulique hinwegtäuschen kann.

Auf dem Rationalliberalen Delegiertentage, der vom 2. bis 5. Oktober in Berlin hinter verschlossenen Thüren abgehalten wurde, sollte nach der vielversprechenden Versicherung der Parteianhänger ein Ausgleich der inneren Gegensätze der Partei erfolgen und ein klares wirtschaftliches Programm geschaffen werden. Daß dies eine Unmöglichkeit sei, resp. daß mit der Aufstellung bestimmter wirtschaftlicher Forderungen die in allen Zügen krachende nationalliberale Partei vollends in sich zusammenbrechen müsse, war jedem Weiterblickenden von vornherein klar. Und in der That war der Delegiertentag um der weiteren Schwindsuchtbezirgenz der Partei willen genötigt, wie bisher die wirtschaftlichen Fragen in der Hauptsache als offene zu behandeln. Nur gegen den Bimetallismus wagten die Abgeordneten sich mit Entschiedenheit zu erklären; über den Antrag Kanitz, sowie über die Frage der Handelsverträge schloß man dagegen mit diebischer Geschicklichkeit hinweg und vermochte so den in der Partei immer klaffender hervortretenden Gegensatz zwischen Stadt und Land wohl dürftig zu überkleistern, aber nicht im mindesten auszugleichen. Wirtschaftliche Gegensätze lassen sich eben heutzutage, wo man erkannt hat, daß der Weg zur politischen Freiheit durch die wirtschaftliche Unabhängigkeit führt, nicht mehr durch sogenannte gemeinsame politische Grundanschauungen überbrücken: Vielmehr sind die wirtschaftlichen Fragen zu den politisch ausschlaggebenden geworden. Wenn das die einst stolze und von großen Idealen getragene nationalliberale Partei nicht zugeben will, so erklärt sie sich damit entweder für politisch nicht mehr zurechnungsfähig, oder hält es für angebracht, ihr Sterbbedägen durch theatraleisch-nationales Schellengefingeln zu übertönen. Die Verwerfung der Zwangsinnungen, das schüchterne Eintreten des Delegiertentages für freies Koalitionsrecht und für die Ausdehnung der sozialen Gesetzgebung auf die Hausindustrie sind mehr oder weniger selbstinteressierte Forderungen und kein Beweis für den gefunden Liberalismus der Partei. Wie es hiermit aussieht, zeigt vielmehr der auf zahlreichen Parteiverksamlungen euphemistisch formulierte Wunsch, „daß in der sozialen Gesetz-

gebung zunächst eine Pause einzutreten habe," zeigt ferner die Haltung der Partei zu der sogenannten Umsturzvorlage, und die Zurückweisung des Antrages, die Aufrechterhaltung des Reichstagswahlrechts in die Resolution des Delegiertentages aufzunehmen. Bezeichnend für den nationalen Liberalismus der Herren Nationalliberalen ist auch die auf dem Parteitage erfolgte Losfagung von der „Nationalzeitung“, weil sie nicht wie das Gros der Partei ganz ins reaktionäre Fahrwasser eingelenkt ist, sondern noch an gewissen liberalen Traditionen festhält und eine auf ein Kartell mit dem Freisinn hingedehende Reform des Nationalliberalismus verlangt.

Mit ihrer Gegnerschaft gegen die „userlosen“ Flottenpläne und gegen eine weit-ausschauende Kolonialpolitik bewies die in Ulm tagende deutsche, ehemals süddeutsche Volkspartei aufs neue, daß ihr das richtige Verständnis für die Grundbedingungen der Größe unseres Vaterlandes noch nicht ausgegangen sei. Hinsichtlich der Handwerker- und Frauenfrage, mit ihren Vorschlägen zu einem Reichsgesetz über kommunale Arbeitslosenversicherung und mit ihrer Losfagung vom freiheitsfeindlichen Centrum huldigte die deutsche Volkspartei dem gesunden Liberalismus, den man bei ihr gewöhnt ist.

Nachdem die deutschen Sozialdemokraten in den Berliner Gewerbegerichtshof und in den Hessischen und Gotha'schen Landtagswahlen abermals glänzende Erfolge errungen haben, sind sie zum zwölften Male — seit Aufhebung des Sozialistengesetzes zum siebenten Male — zu einem Parteitage zusammengetreten, der vom 11. bis 18. Oktober in Gotha-Siebleben stattgefunden hat. Auf historischem Boden, wie Singer betonte, denn in Gotha wurde im Jahre 1875 der erste sozialdemokratische Kongreß abgehalten, auf dem eine Einigung zwischen den beiden sich bis dahin bekämpfenden sozialistischen Fraktionen, den „Lassalleanern“ und den sogen. „Eisenachern“ herbeigeführt, und das bis zum Jahre 1891 in Geltung gebliebene Gothaer Programm geschaffen wurde. Unter den von Liebknecht, Bebel und Singer angeführten dreihundert Delegierten befanden sich Vertreter der österreichischen und holländischen Sozialdemokratie, einige Frauen und mehrere ostpreussische Rittergutsbesitzer, während von Vossmar, der Führer der süddeutschen Sozialisten, auch in diesem Jahre fehlte; am Berichterstattertisch war Pastor Wöhre zu bemerken. Der übliche Bericht über die geschäftliche Thätigkeit des vergangenen Jahres gab Anlaß zu weitläufigen Klagen über die Lässigkeit in der Agitation, sowie über die Mangelhaftigkeit der Parteipresse, und führte schließlich zu einem von Edgar Steiger tapfer durchgeführten Kampfe um moderne Litteratur und Kunst, die, abgesehen von Bebel und Schönkank, offenbar noch wenig Verständnis bei den geistigen Führern der Sozialdemokratie gefunden haben. Über die parlamentarische Thätigkeit des vergangenen Jahres und über den internationalen Kongreß in London entspann sich eine lebhafte Debatte, während Kaiserin und Arbeiterschup, insbesondere Nachtstundentag und Nachtuhradenschluß, nur ganz beiläufig behandelt wurden. Das Referat über das proportionale Wahlrecht wurde noch im letzten Augenblick von der Tagesordnung abgesetzt, dafür aber die Frauenfrage desto genauer berücksichtigt. Auf's neue betonte man hier den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen der bürgerlichen und der sozialistischen Frauenbewegung, um schließlich Forderungen aufzustellen, mit denen die der sorgeschrittneren Frauenrechtlerinnen bis auf das Tüpfelchen über dem i übereinstimmen: Volle politische Gleichberechtigung mit den Männern, insbesondere uneingeschränktes Vereins-, Versammlungs- und Koalitionsrecht — privatrechtliche Gleichstellung, gleiche Bildung und freie Berufsthätigkeit beider Geschlechter — Arbeiterinnenschup, insbesondere Nachtstundentag — weibliche Fabrikinspektoren — aktives und passives Wahlrecht zu den Gewerbegerichten — gewerkschaftliche Organisation der arbeitenden Frauen — gleichen Lohn für gleiche Arbeit.

Wenn die bürgerliche Presse den sozialdemokratischen Parteitag als völlig bedeutungsloses Redeschauspiel bezeichnet, so können wir ihr insofern beistimmen, als die Bedeutung des Gothaer Tages gerade in dem besteht, was nicht geredet, sondern sorgfältig verschwiegen wurde. Geschäftlichen Verhandlungen, ästhetischen Zäntereien und Frauenagitationsreden wurden die kostbarsten Stunden gespart. Sozialpolitische Fragen hingegen fanden nur ganz nebenbei Erwähnung, die bayerische Frage und die Agrarfrage wurden kaum mit einem Worte erwähnt, und vollends um die Gewerkschaftsfrage drückte man sich herum wie die Kage um den heißen Brei: Aus taktischen Gründen, um ein Auseinanderplagen der innerhalb der Partei sich befindenden Geister zu vermeiden. Bekanntlich werden die genannten Fragen von der Berliner Parteileitung schon seit Jahr und Tag als „offene“ behandelt. Lassen sich denn aber prinzipielle, das Wohl und Wehe der Partei aufs tiefste berührende Streitfragen wirklich noch als „offene“ behandeln, oder erreicht man mit ihrer Beiseitenschiebung wohl etwas anderes als einen faulen Frieden, der zur Verfäulnis führt? Das Zerubleiden Bollmars und die offizielle Erklärung des Parteisekretärs, die süddeutschen Genossen beobachteten eine unverantwortliche Haltung, ständen der Centralleitung mehr als kühl gegenüber und verspürten nicht über Luft, von der Beschickung der Parteitage und der Unterstützung der Centralkasse ganz abzusehen — dieser Zwiespalt zwischen Nord und Süd müßte doch dazu auffordern, die bayerische Frage und die Agrarfrage mit allem Ernst auf dem Parteitage zu erörtern. An Stelle dessen wurden diese Fragen geflissentlich fern gehalten. Auch das Versteckenspielen mit der Gewerkschaftsfrage wird am längsten gedauert haben. Schon auf dem Kölner Parteitage vertiet Roikenduhr ganz offenkundig das Herzensgeheimnis der Gewerkschaftler und erklärte sich gegen die Behandlung der Gewerkschaftsbewegung als bloßes Mittel zu politischen Kampfszwecken: „Rein politische Gewerkschaften,“ sagte Roikenduhr damals, „sind heute eigentlich nicht einmal mehr wünschenswert. Es wird sogar dahin kommen, alle Arbeiter einer Branche, einerlei welcher politischen oder religiösen Ansicht sie huldigen, in eine Gewerkschaft gegen den ihnen gegenüberstehenden Kapitalismus zu dringen.“ Und auf dem diesjährigen Gothaer Tage erklärte Legien: „Die Quaderschen Vorschläge dauernd aufzugeben, würde ein ungeheurer Fehler sein. Die Gewerkschaften hätten keine Parteipolitik zu treiben, weil sie alle Kräfte zusammensassen müßten. Sozialpolitik und Parteipolitik sei nicht dasselbe.“

Wenn diesmal noch die Marxlistischen Dogmatiker über die praktischen Politiker der Partei den Sieg davongetragen haben, so war es ein Pyrrhusieg, dessen Wiederkehr wir den Sozialdemokraten nicht wünschen. Die ruhigeren und verkündigeren unter ihnen werden sich ja bewußt sein, wie not der Partei eine Reformation von innen heraus thut, wie unabweislich eine Revision der Grundbegriffe des Erfurter Programms geworden ist, eine Revision, wie sie unianst von Schönlanf auf dem Breslauer Parteitage unter schallendem Gelächter der Mehrheit gefordert wurde. Etwas mehr Höflichkeit hätte den Gothaer Delegierten übrigens nichts geschadet: Die Abtönung Quards als „vertrachte bürgerliche Erstling“ und die Injurien gegen Edgar Steiger und Liebnecht wären wahrlich besser vermieden worden. Armer Liebnecht!



K r i t i k .

Romane und Novellen.

Anna Croissant-Rust: „Der Kafabu und Prinzessin auf der Erbs.“ Zwei Novellen. (München und Leipzig, Verlag von August Schupp, 1806.)

Diese süddeutsche Dichterin ist seit langem den Freunden moderner Literatur bekannt. Vor ein paar Jahren erregten neben „Münchener Geschichten“ namentlich ihre „Gedichte in Prosa“ berechtigtes Aufsehen und durch die kühne, noch ganz in Experimenten besangene Technik große Hoffnungen auf die zukünftige literarische Entwicklung ihrer Verfasserin; ähnliches hatte nur Arnö Holz in denjenigen Gedichten zu bieten gewagt, die in der Zeit der „Familie Selik“ entstanden. Dann folgte eine längere Pause, in der man den Namen Anna Croissant-Rust im Buchhandel überhaupt nicht, in den literarischen Organen nur äußerst selten begegnete, bis sie in diesem Jahre wieder mit zwei Publikationen an die Öffentlichkeit trat, einem Drama, von dem man mir sagte, daß es vortreflich sei, und vorliegendem Novellenbände. Diefem letzteren Buche kann man seine Anerkennung nicht versagen. Beide Novellen fallen besonders durch den herzlichen, warmen Ton auf, in dem sie geschrieben sind und der sich dem Leser sehr bald mittheilt. Dabei ist der Stil ein ungemein lebendiger, fast flotter. Die Gestalten treten infolgedessen außerordentlich plastisch vor das Auge. Man wird mitgerissen in ihre sicherlich ja nicht allzugroßen Schicksale, die aber dafür auch Anspruch auf verhältnismäßig allgemeine Gültigkeit machen dürfen: häufiger vielleicht als man denkt, mag sich eine derartige Tragödie in dem Leben alternber Mädchen, die eine „Vergangenheit“ haben, abspielen, wie sie sich in dem „Kafabu“ findet . . . und ebenso oft mögen einer jungen Frau die Qualen einer „Prinzessin auf der Erbs“ begegnen. — So darf man denn, wie gesagt, mit der

Anerkennung dieses Buches nicht zurückhalten. Es wird sicherlich von einem starken literarischen Erfolge begleitet sein, der es als wahrscheinlich erscheinen läßt, daß der Name der Dichterin sehr bald unter den ersten der schreibenden Frauen Deutschlands genannt werden wird. — 01 —

„Die Perle des Kurortes.“ Roman von August Strelcher. (Leipzig, Wllh. Friedrich.)

Wenn ich den Inhalt kurz skizzirte, wie sich zwei Liebende nach manchen Trennungen und Schicksalschlägen endlich doch finden und trotz dem Stuche eines Vaters zu einem glücklichen Zusammenleben vereinigen, so gedenkt man vielleicht unwillkürlich etwas der landläufigen Erzählungen „für den Familiensitz“; aber man würde den Roman sicherlich zu gering werten, wollte man ihn mit dieser Art Geschichten auf gleiche Stufe stellen. Er bietet einen wirklichen Auschnitt aus dem Leben voll kräftig pulsender Bewegung und scharf hervortretender, gut gezeichneter Charaktere. Als Hintergrund dient die Schilderung des Treibens während der Gmunener Badezeit und diejenige des Lebens in den Kreisen von Hamburger Großkaufleuten. Der letzteren mit ihrer einfachen, martigen Thatsachenerzählung gebe ich den Vorzug vor der ersteren, bei welcher der Verfasser manchmal etwas in die Phrase verfällt.

Paul Wendner.

Max Lust: „Die Sünderin.“ Realistischer Roman. (1806, Verlag von August Schupp, München — Leipzig.)

Daß die Entwicklung, die der moderne deutsche Roman in den letzten zehn Jahren durch die Conrad, Alberti, Holländer, Feing Lobote, Hegeler u. s. w. genommen hat, auch Mißverständnisse von der Art des vorliegenden Buches zeitigen würde, war eigentlich vorauszusetzen. Max Lust hält seinen „realistischen“ Roman offenbar für sehr modern. Ich muß ihm leider versichern, daß er erstens literarisch etwas post festum

kommt, und daß er zweitens überhaupt keine künstlerischen Qualitäten besitzt, die ernst zu nehmen sind — selbst wenn das Buch literarisch nicht so unzeitgemäß wäre! Als Eisenbahnlektüre mag es angehen. Kenner werden sehr bald von ihm eingeschickert sein, und Nichtkenner mögen sich ganz gut mit ihm über eine langweilige Eisenbahnfahrt „realistisch angenehm“ hinweg bringen. — ol —

„Mazimum.“ Roman aus Monte Carlo von Ossip Schubin. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Wien, 1896.)

Unter den schreibenden Frauen Oesterreichs — Baronin Suttner, delle Grazie, Karida Huch u. s. w. — nimmt die Ossip Schubin einen beachtenswerten Rang ein; weit über die Grenzen ihres Vaterlandes ist ihr Name gedrungen; und besonders in Deutschland liebt man ihre Bücher sehr. Dennoch darf man sie nicht zu der eigentlichen zeitgenössischen Kunst rechnen. Ich will nicht sagen, daß sie allzuviel von der Karität und der Heimburg habe. Dazu sind ihre Instinkte zu kräftig, zu herb, wenn man will zu realistisch. Aber nichtsdestoweniger sind die Bedingungen, die ihre Dichtungen erfüllen, die des unkritischen Durchschnittslesepublikums, der Familienblattabonnenten und der Leihbibliothekleser. Höheren Ansprüchen — und mögen sie noch so bescheiden gehalten sein! — genügt sie nur an ganz, ganz wenigen Stellen, aus denen man sehen kann: da war einmal ein starker, persönlicher Trieb; aber den hat die Manier zerstört und fast gänzlich verwischt! — In sehr hohem Maße gilt das letztere von dem vorliegenden jetzt erschienenen Roman „Mazimum“, der wohl unbedingt zu den schwächeren Arbeiten der Ossip Schubin zu rechnen ist. — ol —

Wilhelm Zabern. Ein Roman aus der Zeit Christians II. Herausgegeben von E. Hauch, aus dem Dänischen von Johann Claussen. (Leipzig, R. Vertheßs Verlag.) — Es hat für uns kein Interesse, starrsinnig zu erforschen, ob der Roman „Wilhelm Zabern“ thatächlich von einer

der Geschichte unbefannten und doch an Christians II. Hof viel bedeutender Persönlichkeit geschrieben worden und, wie E. Hauch behauptet, „einem alten Manuskripte entnommen, und in der Hauptsache so wiedergegeben worden ist, wie er ihn gefunden“ — oder nicht. Das so interessant geschriebene Buch fordert irgend welche Zweifel an der Wahrheit dieser Behauptung nirgends heraus und läßt Einwendungen niemals aufkommen. Viele Einzelheiten dienen vielmehr dazu, den Glauben an des Herausgebers Versicherung nur zu befestigen, daß wir es hier wirklich mit einem etwa um 1500 geschriebenen außerordentlich fejselnden Werke zu thun haben. Und sollte es nicht so sein, dann wäre es nur zu bedauern, daß E. Hauch in allzuängstlicher Bescheidenheit sich dem berechtigten Ruhm, der Verfasser eines so trefflichen historischen Zeitbildes zu sein, entzogen hat. Wilhelm Zabern erzählt von seiner Jugend in der bewegten Handelsstadt Bergen, in den Contoren seines Vaters, in den norwegischen Bergthälern. Nach dem frühen Tode seiner Eltern kommt der wohlhabende völlig unabhängige junge Mann nach Kopenhagen, wo er als Sekretär des Kanzlers Balkendorf und dann Christians II. des Interessanten genug erlebt. Durch Zaberns Verhältnis zu Dänwede, der Tochter des mächtigen Sigbrit, die Christian II. ihm in früheren Jahren selbst entriß, und in deren Mann er nach des Königs Verheiratung mit Elisabeth von Holland immer mehr gerät, wird auch dem Verlangen nach einer Liebesepisode, die ja im Roman nie fehlen darf, vollaus entsprochen. Das historische Milieu wie auch das Lokalkolorit sind trefflich geschildert. Ich kann das Bändchen den Volksbibliotheken warm empfehlen. Johannes Kleinpaul.

„Ein Roman vom ersten Konsul.“ „Die Frau Gouverneurin von Paris.“ Bilder vom französischen Kaiserhofe von Mathilda Walling, Kopenhagen. Verlag von A. Fred Hofst u. Son, tgl. Hofbuchhandlung.

Zwei wertvolle Bücher sind es, die uns der oben genannte Verlag in vortrefflicher, vornehmer Ausstattung, auf schönem Büttenpapier gedruckt, binnen Jahresfrist übermitteln. Frau Mathilda Walling versteht es wie wenige, den Stoff; den sie wohl aus ungezählten Quellen, Tagebüchern und vergilbten Blättern zusammengetragen, zu einem Ganzen zu vereinigen und ein überaus anziehendes lebensvolles Bild daraus zu gestalten. Mit der Gabe blendender Erzählungskunst verbindet sie in reichem Maße die für den Bearbeiter historischer Stoffe nötige Fähigkeit der Kritik, der Kombination und einer selbständig freischaffenden Phantasie. Die Gestalten des französischen Kaiserhofs, all der Damen und Herren, die in den Tuileries, in Raincy und Fontainebleau für Napoleons Herrschergehalt eine so glänzende Staffage bildeten, leben vor unseren Bildern wieder auf, atmen warmes Leben, empfinden mit einer Ledhaftigkeit, die sich uns mitteilt, so daß wir die Tage und Stunden mit ihnen zu durchmessen vermögen. Und über Napoleon selbst erlangen wir, die wir meist doch nur die äußerlichen Erfolge seiner Herrschaft übersehen können, erst hier Aufschlüsse, die uns gar manche dieser gewaltigen Persönlichkeit anhaftende Rätsel zu lösen, so viele Lücken in unserer Kenntnis seines Wesens zu ergänzen vermögen. Wir befinden uns tage-, wochentlang in des Cäsars Umgebung. Wir sehen, wie der Einfluß, den er über die Armeen gehabt, auf die treuen Anhänger, einen Junot, Ducrot zunächst mächtig wirkt. Wir sind dabei, wie weittragende Ideen in ihm rege werden, wie er sie in sich bewegt, anderen mitteilt, anderen verdirgt. Und über die Vorgänge in seiner nächsten Umgebung, die doch gewiß oft nicht ohne entscheidenden Einfluß blieben, obgleich sie von den Kriegshistorikern bisher kaum der Beachtung für wert gehalten worden sind, können wir und nun, dank den Arbeiten der Verfasserin, ein Bild machen von einer Klarheit, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Es wäre ein großes Unrecht, wenn jemand vermuten wollte, daß Frau Walling den Schleier von so manchem Geheimnis gelüftet habe, das bisher der klatschfüchtigen Nachwelt verdorren geruht. Gewiß wird über das hier nicht sicher zu charakterisierende Treiben der fünfzigjährigen Josephine, über das des großen Bruders unwürdige, seine Größe so gar nicht verstehende Schwesterpaar Caroline und Pauline auch hier nicht geschwiegen, vielmehr mit berechtigten, scharfen Worten nicht gespart. Weit mehr gefesselt werden wir jedoch von zwei anderen charaktervolleren Frauengestalten, die den Männern gleich von des Imperators übermächtigem Wesen gebannt, ihm das Ihrige völlig opfereten, wie Edmei de Châteaufoux, oder ihm in seinen satirisch ironisch zweideutigen Gesprächen schlagfertig genug zu begegnen wußten, wie Laurette Junot, die prächtige „Gouverneurin von Paris“. Ich glaube, das Werk der Frau Walling, die den „Roman vom ersten Konfui“ anonym hatte erscheinen lassen, ist damit nur gerecht charakterisiert. Im übrigen bedarf es des Lobes nicht, da diese Bücher wie alle guten ihre beste Empfehlung in sich selbst enthalten. Auf ein in seiner Einfachheit doppelt wirksames Medaillon des großen Korsen und ein trefflich wiedergegebenes Pastellbild des charaktervollen Köpfchens der Mm. Junot sei noch besonders aufmerksam gemacht.

Johannes Kleinpauf.

Jules Vermaire, Novellen. Autorisierte Uebersetzung von Rudolf Strauß. (Halle a. d. S., Verlag Otto Hendel, 1896.)

Rudolf Strauß hat diesen schlichten Novellen eine sehr interessante Einleitung vorausgeschickt. Er sucht darin die Frage prinzipiell zu lösen, ob ein demütheter Kritiker auch produktiv, als schöpferischer Künstler, großes leisten könne.

Die Subtilität der Recension, meint Rudolf Strauß, setzt das „nuancirteste Empfinden, das zarteste Verständnis für die Kunst, die zärtlichste Liebe für ihr

Besen" voraus — alles, auch Eigenschaften des Künstlers. Ebenso trenne der „Ball der Bücher“ den Recensenten durchaus nicht von dieser ewigen Quelle aller ewigen Kunst, vom Leben. Man zeige mir den Mann,“ ruft Rudolf Strauß, „der in Wien, Berlin oder London vom Andrang des Lebens nicht täglich umbraust wird. Und weicht er noch so weit zurück und gräbt sich noch so tief in seine Bücher: das Leben ist hier wie ein sturmgepeitschtes Meer und überflutet alle seine Dämme. Wühlend und unaushaltbar bricht er sich Bahn und kennt keine Grenzen noch Richtung. Wohin auch immer er sich flüchtet, ernst und gebietend tritt das Leben an ihn heran. Ja, ist er ganz vereinsamt und verödet, und ist es noch so farblos trüb um ihn: Auch diese Lede, Einsamkeit und regnerische Herbstlichkeit ist Leben, und wenn er sie nur schildert, so müssen die Figuren seines Schaffens gesund und voll, von Fleisch und Blut erstehen.“ Die eigentliche Gefahr liege vielmehr darin, daß „der Sinn für Wirkliche verloren gehe, daß sich der Dichterkritiker vor allem nahen Schildern des Einfachrealen ängstlich hülte. Friedrich Nietzsche sagt: „Je mehr wir an alles, was war und sein wird, denken, um so bleicher wird uns das, was jetzt gerade ist . . . Was sind uns dann noch die Nächsten?“ So glaube auch der Dichterkritiker, nicht genug gethan zu haben, wenn er Menschen und Charaktere schildert, wie sie sind, sondern erst durch „Tendenz, Pointe, durch soziale und moralische Probleme“ dünke er der regen „Anteilnahme“ sich gewiß. Hier aber höre alles Künstlertum auf, und die Poetik beginne, die Ethik trete an Stelle der Ästhetik. Diese spitze Klippe müsse der Recensent meiden, wolle er ein voller und echter Dichter heißen.

Die Anwendung dieses Bedingnisses auf die Kunst Jules Lemaitres überläßt Rudolf Strauß dem Leser, und die Antwort kann diesen seinen Geschichten gegenüber gewiß nur günstig lauten.

Da ist das meiste zitterndes Leben, da sind fast nur machtvolle und kräftige Gestalten, da ist das Milieu zum größten Teil von klarer Greifbarkeit und Deutlichkeit. Wer „Les Rois“ kennt, diesen leblosen „von des Gedankens Blässe“ angekränkelten Roman Jules Lemaitres, der wird sehr freudig überrascht sein, hier fast überall purpurne Ausschnitte der Wirklichkeit zu finden, farbige Bilder des Lebens.

Dieser gute Eindruck ist dem feinen Geschmack des Übersetzers zu danken. Rudolf Strauß hat nämlich gerade die besten Geschichten Jules Lemaitres ausgewählt und sie mit glänzender Sprachtechnik ins Deutsche umgedichtet.

Adolf Donath.

Fluch der Schönheit. Roman von Hermann Heiberg. (Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1896. Brosch. 5 Mk., geb. 6 Mk.)

Hermann Heibergs neuester Roman „Fluch der Schönheit“ hatte schon die Leser von „Über Land und Meer“ entzückt, bevor er nun auch in Buchform erschienen. Wie Viehle Kissen, eines kleinen Beamten Tochter, der in seinen letzten Lebensjahren dem Trunke ergeben war, als „Stüpe“ bei einer Gräfin, als „Fräulein“ in einer Konditorei, als „Ladenjungfer“ in einem Kramladen schlechte Erfahrungen macht, um ihre alte Mutter zu versorgen, sich mit ihrem reichen Brotherrn verliebt, schließlich aber an der Brust des edlen Pastors Bjelle das ersehnte Glück findet, das ist in kurzen Zügen der Inhalt dieses Romans.

An manchen Stellen der Erzählung habe ich den Eindruck gewonnen, als ob sich Heiberg doch nicht so ganz heimlich fühle in der vorliegenden Art der Darstellung und er manchmal viel lieber nicht so „zähm“ wäre, als er mit Rücksicht auf seine Leser sein muß. Richard Degen.

Erlebtes und Erdachtes. Von J. von Brun-(Warnow). (Berlin, Deutsche Schriftsteller-Gesellschaft, 1896.)

Die Verfasserin hätte auf dem Titel bemerken können, daß sie das nett aus-

sehende broschirte Bändchen dem Familiensitz widme; dann wolle man wenigstens von vornherein, welchen Maßstab man bei einer Besprechung anlegen muß, um dem Werke gerecht zu werden, und käme nicht auf den Gedanken, es vom Standpunkt der ernstgemeinten schönen Litteratur zu betrachten. Es sind zwei harmlose Geschichten, Variationen über das Thema, wie sich ein Liebespaar am Ende — übrigens nach nicht allzu großer Verwicklung — doch noch kriegt. Die eine spielt in der Schweiz, die andre in einem Nordseebad. Manche ganz anmutige Schilderung der Naturscenerie ist darin enthalten; auch kann man in der zweiten Novelle, „Strandgut“ betitelt, einen psychologisch tiefer ausgefaßten Gegenstand finden. Aber alles in allem, es ist nichts Besseres als Unterhaltungsklüfte, besonders für weiblich fühlende Gemüther, die sich gern rühren lassen und sich in der Atmosphäre der Familienblattromantik wohl fühlen. Paul Wendner.

Lyrik.

Gedichte von Johanna Ambrosius. (1896, Königsberg, Thomas & Oppermann.)

Lyrik-Schwärmerci, Alterlyrik und Blaustrumpstum, Kritiken und Studien zu einer Geschichte der Dichtkunst von A. Goertl. Johanna Ambrosius.

Man hat in der letzten Zeit viel von dieser ostpreussischen Bäuerin gesprochen, man hat ihre Persönlichkeit in alle Himmel gehoben und ihre Dichtungen mit überschwenglichen Worten des Lobes und der Bewunderung gepriesen. Ich glaube, daß der ganze Ambrosiusdrummel etwas zu sehr Nodische war, namentlich nachdem einer unserer allerbesten Dramatiker die Dichterin zu sich nach Berlin W. geladen und sie dort in seinen Salons den zahlreichen Freunden und Freundinnen wie ein Kuriosum aus einem Panoptikum präsentiert hatte. Sie soll sich da übrigens höchst unbehaglich gefühlt haben! Kein Wunder! Wenigstens lassen ihre Gedichte auf eine Persönlichkeit schließen, die so sehr

mit der Scholle, auf der sie ausgewachsen, verbunden ist, daß sie in einem modernen Milieu nur bedauernswert wirken kann. Vor der modernen Kritik bedeutet dieses „mit der Scholle verwachsen sein“ den eigentlich einzigen Wert ihrer Gedichte. Sie gewinnt dadurch die Landschaft in ihrem Wesen; und diese Landschaft ist ja immerhin auch eine „moderne“. Freilich — wenn man daneben sieht, wie auch ein Bauernkind, Ota Hansson, sich entwickelt hat, so kann von Monumentalität ihrer Begabung nicht die Rede sein. Wie jede Mode, wird man auch sie vergessen. Doch ist sie auf jeden Fall zu schade für solche Schmarren, wie der oben mit angeführte Goertsche. Wozu diese kindische Auk-Reklame? Soweit sollte man denn doch die Schulmeisterei nicht treiben! — ol. —

Erhard Feldmann. Poetische Erzählung von F. Roland. (Straßburg und Leipzig, Verlag von G. L. Kattenst.)

Weder poetisch, noch eine Erzählung, aber ein fürchterliches Gemisch von Gereimtem und Ungereimtem. Dem sonst einmal ein gesunder Ärger not thut, wer fluchen möchte und gerade nicht kann, dem kann ich dieses Büchlein als ausgezeichnetes Mittel empfehlen; im übrigen — bei normalem Zustande — ist es für jedermann unverdaulich, außer für Schullehrer, die sich mit ihrem Pforrer vergnügen haben. Ein solcher hat es vielleicht auch in einer moralischen Katerlaune geschrieben. Hoffen wir es zu seinen Gunsten.

Herm. Anders Krüger.

Wetterleuchten. Etwas von Hermann Schilling. (Straßburg und Leipzig, Verlag von G. L. Kattenst.)

Pessimistische Gedichte. Zweites Bändchen von Peter Merwin. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.)

Lieder aus der kleinsten Hütte. (Dresden, Druck und Verlag der Trudert Glos.)

Selten ist mir ein Buch in die Hände gefallen, bei dem sich der Gang unserer ästhetischen Jugendbildung so deutlich Schritt für

Schritt nachspüren ließe als in diesem fröhlichen „Etwas“ von Hermann Schilling. Von den Bardensiedern Klopstocks an (cfr. „Hermann des Befreiers Tod“) bis zu den sentimentalischen Balladen Weibels (cfr. „Durch Kreuz zur Krone“) ist so ziemlich alles vertreten. Aber wie? Als das köstliche „Nachwetterleuchten“ großer Weisheitsgewitter in dem engen Schädel eines Gymnasiasten! Ich will dem Verfasser gar keinen Vorwurf machen, diese Verse einst verbrochen zu haben. Warum auch? Wir alle haben solche geheime Jugendsünden auf dem Gewissen und waren als Tertiärer und Sekundärer gewiß stolzer darauf, als Bürger einst auf seine „Lenore“; aber, verehrter Herr Schilling, wissen Sie denn nicht, was man mit dergleichen thut? Man liest sie erst seinen Kameraden und etwaigen Schwärmen den Cousinchen vor, dann legt man sie ad acta als Primaner, und später verbrennt man sie mit stiller Wehmut oder mit fröhlichem Gelächter, je nachdem die Gemütsstimmung bei dem feierlichen Akte ist. Ist man sehr pietätvoll, so kann man sie auch heimlich aufheben — aber man veröffentlicht sie bei Leibe nicht, falls man nicht fürchtbar ausgelacht werden will. Wie sich der Verfasser nach diesem Blech seine literarische Zukunft vorstellt, weiß ich nicht, denn in diesem Blüchlein ist nichts, rein gar nichts, was größere Hoffnungen erweckt. Aber nach seinem eigenen Motto kennt der Verfasser „nichts Schöneres für einen jungen Mann, als dem Ungewissen entgegen zu gehen“. Aber nehme er eine Laterne mit, denn es wird reichlich dunkel werden!

Unter diesem Rehrichth vom Pennal (hoffentlich ist das Weheimsach nun endlich leer?) stehen auch ein paar kümmerliche Aphorismen, die mairisch als „Wörter vom Wege des Lebens“ eingestreut sind. Darunter eines, das lautet: „das heutige Publikum ist nicht unpoetischer als in den Tagen Goethes und Schillers, nur wird ihm ein bedeutender Teil seiner besten Kräfte dadurch entzogen, daß so mancher

unter die ausübenden Künstler gegangen, die für das Schöne wohl empfänglich, hingegen nicht berufen und befähigt sind, selbst Schönes zu schaffen.“ Sehr richtig. Man sieht, es fehlt dem Verfasser eigentlich nicht an der nötigen Einsicht, aber leider, leider an der nötigen Selbsterkenntnis, sonst würde er uns und sich das „Wetterleuchten“ erspart haben.

Der Dichter der „Pessimistischen Gedichte“ läßt sich mit Schilling gar nicht in einem Atem nennen; er ist ein ausgewachsener Dichtermensch, eine ausgeprägte Persönlichkeit, ein „Selbstkaner“, wie Lachner einst sich nannte. Das zweite Bändchen reißt sich dem ersten würdig an. Es ist eine wolken schwere Gewitterhymne, düster und stimmungsbereich wie die norddeutsche Landschaft, unter deren Eindruck der Dichter anscheinend geschaffen. Abgesehen von einer starren Einseitigkeit und zahlreichen kleineren Geschmackslosigkeiten, spricht auch aus diesem Bändchen ein kraftvolles Talent mit einer starken Begabung für das Volkstümliche im guten Sinne des Wortes. Lieder, wie „Christnacht im Walde“, „Sie hat ihn wieder“, sind wirkliche Volkslieder, wenngleich sie mit dem sogenannten „Volkston“ wenig gemein haben; Peter Nerwin geht eden seinen eignen Weg. Auch vom üblichen Thema der Liebe ist hier wenig zu finden, wie der Verfasser, der verräterischen „Norm“ unten an den Bogen nach, wohl auch erst den Titel „Verse ohne Liebe“ gewählt hat. Es ist kein Schaden, daß man hier auch einmal etwas anderes vorgelesen bekommt, so z. B. Gedichte wie „Sein Rad und er“, „Eine treue Seele“, in denen das Verhältnis zu einem waderen Hundevieh ebenso humorvoll als ergreifend gezeichnet ist. Überhaupt ist der oft grimmlige Humor nicht das Schlechteste an dem grauen Pessimismus Nerwins, dem er in seinem letzten Gedicht „Glück“ übrigens selbst die Spitze abdrückt.

Eine kleine, zarte Perle edelster, innigster Liebeslyrik sind die anonymen „Lieder aus der kleinsten Hütte“. Wenn

ingend wo, so hat man hier den unmittelbaren Eindruck des echten, selbsterlebten und wahr empfundenen Seelenlebens. Nichts Großes, Gewaltiges, zum Himmel Loderndes spricht aus diesen kleinen Liedern, aber so unendlich viel warmes Gefühl, so viel reines, unverfälschtes Menschenglück und Menschenleid. Erst der frühliche Jubel über den Besitz, dann die erschütternde Klage um den unersehblichen Verlust eines blühenden, herrlichen Weibes; es ist ein altes Lied, aber weiche neuen, süßen, sinnigen Lönepunkte der Dichter dafür zu finden. Für Komponisten wird dies unschätzbare Stücklein gewiß eine reiche Fundgrube werden. Welche Musik liegt nicht gerade in einem so schlichten Liedchen wie:

Zu Gwein.

Es kann kein See so ruhig sein,
Wie meine Seele ist,
Und keine auch so still sein,
Kann du mein eigen bist.
Kein Vogel fliegt so tief und rein
Am Himmel seinen Flug,
Als wie an meiner Wangen jetzt
Dein süßer Atemzug.
Es kann kein Mensch so stille sein,
Wie ich und du in mir,
Und doch ruft kein Geschöpf so laut
Dem Schöpfer Dank wie wir!

Der anmutige Reiz des „procul negotiis“ (sfr. „Ohne Zeitung“), des stillen Sichverlierens und Ineinanderaufgehens“ (sfr. „Neue Heimat“, „Tiefstes Leben“), der keusche Hauber einer bescheidenden, ungestörten Häuslichkeit auf dem goldigen Grunde einer ungeheuchelten Frömmigkeit (sfr. „Stummes Gespräch“, „Unsere Kirche“), dann der unnennbare Schmerz der Trennung für immer (sfr. „Der Tod“, „In Träumen“) und das unaussprechliche Sehnen, darunter das herrliche:

Komm doch wieder.

Komm doch wieder, lieber Engel,
Alles ist noch wie es war,
Komm doch wieder, und wir bilden
Wieder ganz das alte Paar —
Deine lieben Siebensachen,
Unterm Bett die kleinen Schuhe,
Haus und Hof steht ganz wie immer,
Und in allen fehlt nur du.

So viel Engel sind im Himmel
Und so wenig in der Welt,
Doch mein Herz nicht will verfehlen,
Wie dich Gott so lang behält.

Alles das ergreift so unbewußt und doch so allgewaltig, daß man am liebsten gar nichts mehr thäte, als träumen und immer wieder träumen. Gerade diese Art von Lyrik blüht in unserer Zeit so selten wirklich rein und echt, aber wird auch selten in der rechten Weise gewürdigt. Mäße der Verfasser aber ruhig heraustreten aus seiner Anonymität, er braucht das helle Tageslicht nicht zu scheuen, den echten Dichter wird niemand in ihm verkennen, der selbst aus dem Borne Nimmers getrunken.
Herm. Anders Krüger.

Dramen.

Willy Rath: „Prinzessin Sida.“
Märchen-Komödie in einem Akt. (Braunschweig, Verlag von E. A. Schwetschke & Sohn, 1896.)

Vorliegendes Lustspielchen fiel in vergangenen Winter (trotz der außerordentlich „wohltuenden“ Worte des Verfassers in einer Nachschrift) gelegentlich einer Matinee der Gesellschaft deutscher Dramatiker im Centraltheater zu Berlin so ziemlich ab. Wenigstens litterarisch Gesehen habe ich die Aufführung nicht. Wohl aber entsinne ich mich der Kritik so ziemlich genau, da ich gerade in jener Zeit Theaterbriefe von Willy Rath nicht ohne Interesse gelesen hatte. Ich wunderte mich damals: Rath schien mir keinen so unebenen Blick für die Forderungen, die die moderne Bühne an die moderne Dramatik stellt, zu haben. Heute, da ich die Prinzessin Sida gelesen, erklärt sich mir der doch offenbar vorhandene Mangel. Der Autor wollte ganz richtig Neues mit Altem vereintigen und geriet dabei zu sehr ins — ganz Alte. Er bringt Verwechslungen und ähnliche klassische Scherze, die sich doch wahrhaftig heute überlebt haben. Man hat bei der Lectüre stets die Empfindung, als habe man das alles schon wer weiß wie oft gelesen. Hierzu

kommt noch, daß die Technik des Verfassers mit beleidigend ausdringlichen Mitteln arbeitet. Andererseits kann man ein gewisses poetisches Empfinden nicht leugnen. So muß man auf jeden Fall warten, ob sich der in jenen Essays aussprechende kritische Blick wenigstens in Zukunft einmal in die Praxis umzusetzen vermag. —ol—

Liberius auf Capri. Tragödie in fünf Aufzügen von Ernst Bachler. (Berlin, Verlag von Hans Listebder, 1896.)

Den dramatisch sehr dankbaren Vorwurf, das Verhältnis von Liberius und Sejan, hat der Dichter der vorliegenden Charaktertragödie im ganzen wirksam zu gestalten gewußt. Im Mittelpunkt des Stückes steht die düstre, durchaus tragisch aufgefaßte Gestalt des menschenverachtenden Liberius, der nur einen noch liebt, einen nur ehrt — den Sejan —, aber gerade erleben muß, daß dieser Eine sein ganzes Dasein untergräbt. So muß er den Tod des Günstlings herbeiführen, den er von aller Welt allein betrauert. Und nun irrt am letzten Menschen, ergiebt er sich völlig der Tyrannei. — Einzelne Szenen, wie das erste Auftreten Sejans, seine Verhaftung und die Schlussszene sind kräftig und packend entworfen; auch die Volksszenen haben eine starke Bewegung in sich. Dagegen möchte ich bemerken, daß die Charaktere, die übrigens bei der ziemlich Anzahl nicht alle völlig ausgestaltet sind, blühwenig römisches Gepräge tragen; die Frauen besonders muten einen sehr deutsch und modern an. Auch die Sprache zeigt neben manchen banalen und unebenen Wendungen im Dialog vielfach eine stark konventionelle, moderne Färbung. Die Totalfarbe ist ziemlich gespart worden; ein wirkliches, echt römisches Kulturbild zu geben, ist dem Verfasser nicht gelungen. Vielleicht wäre er bei einem deutschen Stoffe glücklicher. Paul Wendner.

Der kleine Mann. Wiener Schwank in vier Akten von E. Karlweis. (Stuttgart, Verlag von Adoff Vong & Co., 1896.)

Die „beliebten“ Fabrikanten von mo-

dernem Schwänken tragen zum großen Teil kein Bedenken, ihre ideenlose, ephemere Ramschware unter der hochtrabenden Auszeichnung „Lustspiel“ bei den Hof- und Stadttheatern anzubringen und so dem lieben, kunstsinnigen Publico als vollgültige Kunstwerke zu bieten. Wie bescheiden ist dagegen E. Karlweis, der sein wirklich recht hübsches Stück nur als „Wiener Schwank“ bezeichnet! Es muß ein ganz heiterer Abend gewesen sein, als man 1894 diesen Schwank im Raimundtheater zuerst auführte. Es ist ein flottes Stück voll Wienerischer Gemütlichkeit, eine leicht launige, teils ernste Satire auf den kleinen Mann, d. h. die rohe, politisch unreflexe Wählermasse. Das lebhaft agitatorische Coullissenpiel vor einer Wahl, und dann diese selbst wird ganz ergötlich geschildert, und besonders köstlich und wirkungsvoll ist die Ironie am Schluß, wie eine bürgerlich nichts weniger als unantastbare Persönlichkeit mit dem allseitigen „Vertrauen seiner Mitbürger“ geehrt wird. — Nicht schon der politische Hintergrund das Stück interessanter, so muß man auch sagen, daß der Verfasser, wenigstens an einer Stelle, gegen Ende des dritten Aktes, sich ernstlich bemüht hat, es auch künstlerisch über das Niveau eines gewöhnlichen Schwankes zu heben. Über die altherkömmliche, zu einem guten Ende gelangende Liebesgeschichte sieht man bei einem so anspruchslos deteilten Stück gern hinweg. Paul Wendner.

Litteraturgeschichte.

Im Verlage des Bibliographischen Instituts zu Leipzig und Wien beginnt soeben eine „Geschichte der Deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“ in Lieferungen zu erscheinen. Die Namen der beiden Verfasser, Prof. Dr. Friedrich Vogt und Prof. Dr. Max Koch, die vereint an der Breslauer Universität als Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur wirken, bürgen für die inhaltliche Gelegenheit und

städtische Schönheit der bedeutungsvollen Arbeit. Die erste Lieferung, die uns vorliegt, führt den Leser in die ältesten Zeiten des Germanentums, in die Zeiten heidnischen Götterglaubens, läßt die Merseburger Zauberprüche vor uns entrollt werden, uns mit dem Hildebrandsliede einen tiefen Blick in die Entwicklung unsrer Heldensage thun, den gotischen Bischof Wulfila bei seiner Bibelübersetzung belauschen u. s. f. Alles ist auf gebiegenster wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut, aber auf das Verständniß weitester Kreise berechnet und daher geschmackvoll geschrieben und frei von gelehrtem Ballast. Einer Reihe wohlgeungener Holzschnitte im Text sind die technisch vorzüglich ausgeführte Farbendrucktafel „Hund und Wolf“ aus Boners Fabeln sowie die Schwarzdrucktafel „Vier Hauptvertreter der deutschen Romantik“ und „Proben deutscher Gedichte des 12. Jahrhunderts“ beigegeben. Die Illustrationen sind vorzüglich und, wie alles was aus der Offizin des Bibliographischen Institutes hervorgeht, sehr sorgfältig ausgeführt. Ein abschließendes Urtheil müssen wir uns natürlich vorbehalten, bis das gesamte Werk vorliegt. Doch ist jede neue und schön ausgestattete deutsche Literaturgeschichte zu begrüßen, die geeignet erscheint, gewisse vielverkaufte Bilderbücher zu verdrängen, welche die Entwicklung der deutschen Dichtkunst vom Standpunkt unserer lieben Vorfische aus betrachten. X. Y. Z.

Shakespeare, der Verfasser seiner Dramen. Von Robert Boyle, St. Petersburg. (Bittau, Verlag der Pahlischen Buchhandlung [N. Haase]. 1896.)

Was sagt Shakespeare? Die Selbstbekenntnisse des Dichters in seinen Sonetten. Ein Beitrag zur Shakespeare-Bacon-Frage. Von H. Häfster. (Berlin, Schuster & Loeffler. 1896.)

Das erste der beiden Bücher, die ich eben vor mir habe, vertritt den Standpunkt der Shakespeareaner, das andre versteht die Verfälschung Bacon's. Und ich gestehe gern, trotzdem ich mich der

gesamten Bacontheorie gegenüber ablehnend verhalte, gebe ich doch — in litterarischer Hinsicht — der Schrift Häfster vor der ersten den Vorzug. Das Vordiehlische Buch ist zu trocken und uninteressant geschrieben; für weitere Kreise wird es daher eine unbekannte Erscheinung bleiben, und der Wunsch des Verfassers, „wenigstens diejenigen, welche noch nicht von dem Gifte des Sensationalismus infiziert worden sind, von der vollständigen Haltlosigkeit der Bacontheorie zu überzeugen“, dürfte sich kaum erfüllen. Die Schrift ist urgelehrt; eine Fülle von wissenschaftlichen Thatsachen wird vor uns ausgebreitet, die von einem tiefen Studium der elisabethanischen Epoche Kunde giebt. Die Einzelkritik der baconianischen Ansichten und Beweise erscheint durchaus überzeugend und für die Gegner sehr niederdrückend, aber das Ganze erhebt sich nicht über das Niveau einer auf reiches Material gestützten wissenschaftlichen Kritik, die allerdings etwas sehr lang geraten. Dazu stimmt auch die heftige, oft grob persönliche Polemik, die ja in vielen wissenschaftlichen Kreisen üblich und beliebt ist! Vormann z. B. erhält das hübsche Attribut des „schamloseten und unwissendsten Klopfschters für Bacon“! Das Buch zerfällt in vier Teile: Shakespeare, der Verfasser seiner Dramen; der Baconwahn; Vormann und Preyer; kann Bacon die Shakespeare'schen Dramen geschrieben haben? Von diesen ist der letzte, welcher die eigenen Ansichten des Verfassers enthält, der kürzeste; außerdem findet sich an ihn die Kritik der Entdeckung eines Schlüssel's zu Bacon's Geheimchrift angeschlossen, welche Professor Preyer gemacht haben will: Nach den Überschriften gehörte sie in den dritten Abschnitt, wo man sie indessen vergebens sucht. — Mit andauerndem, gespanntem Interesse folgt man im Gegensatz zu dem eben besprochenen Buch den Ausführungen Häfster's. Sie scheinen allenthalben durch die geistreichen Ideen, selbst da, wo man sie für irrig hält. Auch ist die Schrift so verfaßt, daß sie

von allen litterarisch gebildeten Kreisen gelesen werden kann. Überhaupt muß man hervorheben, daß die Baconianer sich sämtlich an ein weiteres Publikum wenden, während die meisten Vertreter der Shakespeare'schen Richtung die Baconfrage als eine rein sachwissenschaftliche betrachten. Und doch ist sie jetzt, wie Häfker bedeutsam hervorhebt, etwas ganz anderes: eine Kulturfrage, eine Frage nach dem Ursprung des Genies, ob dies angeboren sein müsse oder „auch eins von den Geschenken sei, die dem redlich Ringenden, dem ungeheuer Arbeitenden, dem rastlos Schauenden zu teil wird“. Er hat sich mit seiner Betrachtung in das dunkle, trostlos wirre Labyrinth der Shakespeare-Sonette gewagt, aus dem bis jetzt alle Forscher wieder herausgeflüchtet sind, ohne ein sicheres Resultat zu finden. Er reinigt den Dichter vom Vorwurf der Knabenliebe, die man aus den Sonetten an den Freund herausliest, die übrigens bei andern Männern der Renaissance wie Michelangelo feststeht; er faßt die Sonettensammlung auf als „Gedankendichtung, als lyrische Ausbeute eines fingierten Dramas, die Verkündung einer Weltanschauung und ein Vermächtnis“. Die Liebe zur Unsterblichkeit — der platonische Eros — habe sie geboren. Der besungene Freund sei der Genius, der unter dem Namen Shakespeare vom Dichter Bacon ein Sonderdasein führt, die treulose Geliebte, die Wirklichkeit, das Weltgetriebe, die der Dichter trotz Enttäuschungen nicht aufzugeben vermag. Einer einfachen Reflexion über die Genealogie des Schaffens verdanken vielleicht die sogenannten Protreationssonetten ihren Ursprung, welche den Gedanken variieren, daß alle Schönheit des Freundes ohne Erben tot für die Welt sei. Allmählich aber habe den Dichter sein eigenes, seltsam verschleiertes Verhältnis zum Genius mächtiger inspiriert, und so entstand zuletzt in dem ganzen Werke die „wunderbarste und feinste Psychologie des dichterischen

Schaffens im platonischen Sinne“. Zugleich fand auch Bacon in den Sonetten das Mittel, „der Nachwelt etwas zu sagen, ohne daß es die Mitwelt hörte“, nämlich das Bekenntnis seiner Verfälschung, was ich schon oben andeutete. Dieser Symbolismus, der nach der Meinung des Verfassers in den Gedichten verborgen liegt, ist wenigstens tief, ideenreich, philosophisch; er geht auf den Grundzug des Ganzen, während er in Vormanns „Shakespearegeheimnis“ auf einer mehr oberflächlichen Wort- und Gedankenharmonie beruht. Auch muß man sagen, daß es Häfker meisterhaft verstanden hat, seine Ergebnisse mit der gesamten Zeitsage, mit den Lebensumständen, den Anschauungen und dem Charakter Bacons zu kombinieren, so daß man über das seltsame Zusammenpassen stellenweise geradezu verblüfft ist. Ständen nicht der gesamten Bacontheorie zuviel schwerwiegende Gründe entgegen, so könnte man tatsächlich fast geneigt sein, Häfker Glauben zu schenken. So aber fasse ich seine Arbeit nur als einen geistreichen Versuch auf, den Sinn der Sonette zu enträtseln, und sehe in dem Ergebnis nur einen neuen Beweis dafür, daß sich bei der wirr zusammengewürfelten Sammlung der Gedichte in einer Reihe von ihnen eine beliebig zu Grunde gelegte Idee durchführen läßt, ohne jedoch für alle unbedingt zu gelten. Übrigens kann man sehr gut das Philosophische seiner Ausführungen annehmen, auch wenn man das spezifisch Baconianische verworfen muß. — Mehr nebenbei erwähne ich, daß sich auch bei Häfker die ungünstige Beurteilung des wirklichen Shakespeare auf Grund trüber Quellen findet, wobei die wissenschaftlich längst widerlegte Etymologie Shakspeare = Jacques Pierre von neuem vorgebracht wird. Lobend dagegen weise ich auf die vorzügliche, wenn auch zu günstige, psychologisch durchdachte Charakteristik Bacons hin.

Paul Wendner.

J. C. Porphy: Die solien wir Heinrich Heine verstehen —. Eine

psychologische Studie. (Berlin N. W. 6, Verlag von Carl Duncker, 1896.)

Ich gedenke noch mit nicht gelindem Schrecken an die Zeit, wo man mit dem Heinedenkmal von Stadt zu Stadt zog und keine einzige ihm einen Unterschlupf innerhalb ihrer Mauern gewähren wollte. Täglich mußte man sich da durch einen spaltenlangen Dust in den Zeitungen jeglicher Farbe hindurchwürgen. Und der Nutzen davon war doch so gering! Immer wieder maßlose Verhummelung oder Verlästerung! An eine ruhige Beurteilung war bei einer von Parteileidenschaften so erregten Zeit nicht zu denken; selbst der Gardensche Aufsatz in der „Zukunft“, einer der besten und tiefgehendsten, steht noch unter dem Banne des Parteikampfs. — Als ein Spätling aus jener Epoche ist die vorliegende psychologische Studie zu betrachten. Anknüpfend an ein Wort Heines, daß sich aus den frühesten Eindrücken die spätesten Erscheinungen erklären, sucht der Verfasser alles zusammenzustellen, was auf das Gemüt des jungen Dichters einwirkte, die Empfindung des Zwiespalts zwischen der nüchternen Wirklichkeit und dem poetischen Ideal hervorrief und das negative Element in ihm stärkte. Was er anführt, ist meist treffend und gewinnt dadurch noch höheres Interesse, daß er bezeichnende Briefstellen und ähnliche sichere Zeugnisse beibringt. Die Einflüsse der örtlichen Umgebung, des Elternhauses, seiner Verwandten, seiner Lehrer, seine Stellung zu Judentum und Christentum wird in ruhiger, liebevoll eingehender Weise behandelt; auch liegt es dem Verfasser fern, die zahlreichen Charakterschwächen Heines zu leugnen oder zu bemänteln, er sucht sie jedoch psychologisch zu erklären. — Seine „Reitung“ gilt weniger dem Journalisten Heine, dessen Bedeutung er keineswegs unterschätzt, als dem Dichter, dessen Werte trotz leidenschaftlicher Verunglimpfung zum Teil doch zu den besten Schätzen der deutschen Litteratur gehören. Als Übersetzung dagegen erscheint es mir, wenn

der Verfasser Heine mit Nietzsche in Bezug auf Tiefe gleichstellt, und auf seine Schreibweise das Wort des modernen Dichtersphilosophen anwendet: „Alles, was tief ist, liebt die Maske“. Man braucht trotzdem Heine noch nicht als oberflächlich zu verschreiben. Die Streiflichter, welche der Verfasser gelegentlich auf die moderne Litteratur wirft, um zu zeigen, „wie tief sie noch in den Fußstapfen des klassischen Spötmers steht“, sind oft geistreich und ganz bemerkenswert, obgleich sie gelegentlich zum Widerspruch herausfordern. — Wenn man das Büchlein mit ruhiger Beurteilung liest, wird man sicherlich daraus Gewinn schöpfen, da es in der That manches in ganz neuem Lichte zeigt. Schade, daß der Hauptteil eine fast trockene, paragraphenmäßige Anordnung der einzelnen Abschnitte aufweist!

Paul Wendner.

Ada Regri, ein Vortrag von Karl Hendell. Mit dem Porträt der Dichterin. (Büch und Leipzig, Karl Hendell & Co.)

In begeisterten Worten feiert der vielseitige Schweizer die italienische Dichterin, die sich mit zwei schmächtigen Bändchen Gedichte einen Weltruhm erworben hat. Ada Regri heute zu loben ist eine unnütze Mühe, wo selbst die deutschen Familienzeitschriften gezwungen sind, diesem Namen ihre vom Nützlichseintum mit dreifacher Brille gehüteten Spalten zu öffnen; aber Ada Regri zu verstehen — das ist schon ungleich schwerer, und dazu will Karl Hendell helfen. Unstreitig konnte die Dichterin kaum einen besseren deutschen Anwalt finden, als ihn, denn beiden gemein ist die Hingabe an das gleiche Ideal, und es ist mehr als eine „dichterische Blutsverwandtschaft“, wie Hendell selbst sich ausdrückt, was sie verbindet. Ein Mangel ist an dem Feste: die Häufigkeit der Citate, die sich aus der Bestimmung eben des Vortrags erklärt, und dem Zuhörer natürlich willkommener war als langatmige, sänderlich zerlegende Auseinandersetzungen, während der Leser durch

den unstreulichen Verzicht auf die Gewalt der Vortragenden Stimme stark im Nachteil ist. Trotzdem bleibt das Heft ein guter Wegweiser durch den ersten Band von Ada Negris Gedichten „Fatalità“ (Schicksal, deutsch von Hedwig Zahn), die letzte Sammlung „Tempeste“ (Stürme) erschien erst während der Abfassung des Vortrags.

K. Cr.

Philosophie, Geschichte.

Geschichtsphilosophische Betrachtungen von N. Syrkin. (Berlin, Verlag von Friedrich Gottheimer.)

Aus der Rumpelkammer der Weltgeschichte. Skizzen und Studien von Eusemia v. Adlersfeld-Walkeffren. (Berlin, Verlag von Schall & Grund.)

In unsern Tagen, wo in der Historiker-Versammlung in Innsbruck stundenlange Diskussionen stattfinden, in denen geschichtsphilosophische Fragen erörtert werden, wo innerhalb der geschichtlichen Wissenschaft überhaupt sich ein neuer, wie manche sagen, erst wirklich wissenschaftlicher Geist geltend zu machen beginnt, wo man selbst — zum Entsetzen der Gemeinde der Gläubigen — die Weltanschauungen des Geschichtspapstes Rante einer Kritik zu unterziehen gewagt hat, werden viele das neun Bogen haltende Büchlein von N. Syrkin freudig und dankbar begrüßen. Gewiß wird auch von diesem Buche niemand des Rätsels Lösung erwarten, denn die wissenschaftliche Behandlung geschichtsphilosophischer Fragen steht noch in ihren Anfängen. Zudem hat sich aber der Verfasser einer selbständigen Kritik fast völlig enthalten, wenigstens besteht darin nicht der Hauptwert der Schrift. Das Dankenswerteste sind vielmehr diejenigen Kapitel, welche sich mit der Geschichte der Entwicklung geschichtsphilosophischer Fragen und der Versuche ihrer Beantwortung beschäftigen. So werden wir in Kapitel 1 mit den „geschichtsphilosophischen Theorien“ bekannt gemacht. In Kapitel 2 folgt dann die „Kritik der geschichtsphilosophischen Theorien

und der Gesetze der Geschichte“. Hier sieht Syrkin die besten vertretenen Theorien in folgende drei Hauptgruppen zusammen: Eine theologische, vertreten durch (Augustin) Bossuet und den Belgier Laurent, „höchster Ideal, nach welchem die Menschheit unter der Leitung Gottes strebt, ist die Entwicklung aller menschlichen Fähigkeiten“. Eine metaphysische Richtung, deren Vertreter Hegel und Eduard von Hartmann (der unbewußte Antrieb in der Geschichte) sind und eine positivistische, soziologische Richtung, welcher die Schüler Auguste Comtes angehören. Der zweite Teil dieses interessantesten Kapitels enthält eine Auseinandersetzung über die verschiedenen Grundlagen und Ziele der Natur- und der Geschichtswissenschaft, wobei nach Syrkin der Hauptunterschied beider darin zu suchen ist, daß die Natur durch das Notwendige, die Geschichte durch den Zufall bedingt werde. Das dritte Kapitel trägt die Überschrift „Die Fortschritts-tendenz der Geschichte und die Ursache des Fortschritts“. Nach sehr lesenswerten Betrachtungen über die in der Geschichte sich geltend machende Tendenz des Fortschritts, über die Entwicklung der „Gesellschaft“ und die in ihr sich vollziehende „große Trennung zwischen Natur und Geist“, wobei der Verfasser auch denen entgegentritt, welche die Ungleichheit für notwendig erklären (pag. 63), erhalten wir zuletzt noch eine interessante Anthologie darüber, was eine Reihe hervorragender Denker als Ziel und Wesen der Geschichte erblickt. Im folgenden genüge es, die Titel der einzelnen Abteilungen anzugeben. Kapitel 4: „Kriterium des Fortschritts.“ Kapitel 5: „Weitere geschichtsphilosophische Probleme.“ Kapitel 6: „Wesen der Gesellschaft.“ Kapitel 7: „Über den Prozeß der Geschichte.“ Alle diejenigen, welche den oben erwähnten Innsbrucker Verhandlungen mit Interesse gefolgt sind, werden sich demnach aus Syrkins Arbeit über die Vorträge zum vollen Verständnis des in Rede stehenden Gegenstandes bequem unterrichten können und dadurch die Mög-

lichkeit erlangen, auch weiteren Auseinandersetzungen dieser Art mit Interesse und Verständnis zu folgen. Denn wie gesagt, die Wissenschaft der Geschichtsphilosophie ist noch sehr jung, kaum hundert Jahre alt, und das bisher darin Erreichte verrät allenthalben allzusehr den spezielsten Charakter der Jahrzehnte, in denen die betreffenden Geschichtsphilosophen gelebt haben, ein Comte, Hegel, Busch z., als daß man ihr Werk als für die Ewigkeit gebaut ansehen könnte. Indes, die Bewegung ist jetzt lebhaft in den Fluß gekommen, wer weiß, was die nächsten Jahre uns bringen. Zur Orientierung darf ich nicht unerwähnt lassen, daß der Verfasser mehr von der philosophischen als von der historischen Seite an diese „geschichtsphilosophischen Betrachtungen“ herantreten zu sein scheint. Außerordentlich zahlreiche und mannigfaltige Citate geben von des Verfassers fleißiger kompilatorischer Thätigkeit Zeugnis.

Die Skizzen und Studien von Eufemia v. Adlersfeld-Wallekrem sind ein historischer Ballast, der am besten in der Kumpelkammer der Weltgeschichte belassen worden wäre. Die oft seitenlangen genealogischen Auseinandersetzungen, die die Verfasserin des „Goldenen Buches, histor. genealogischen Lexikons“ auch in diese Hiftörchen hat überfließen lassen, werden nur dazu beitragen, das Buch auch beschaulichen Lesern aus Latenteisen ungenießbar zu machen.

Johannes Kleinpaul.

Bibliographie.

Von Mitte September bis Mitte Oktober sind bei der Redaktion der „Gesellschaft“ folgende Schriften eingelaufen: Arthur Achleitner: Jagdbrevier. Lustige Weidwerfgeschichten aus dem Hochgebirge. — Mit Illustrationen von Ed. Grünner, Otto Seig, C. Zimmermann, Mathias Schmid, R. A. Jaumann, E. Kneiß, J. Kösl, B. Schade. — Leipzig, A. Schumanns Verlag, 1896. — Preis M. 6.—

Emil Aschendorff: Die Wäh-

rungsreform. Eine gemeinschaftliche Darstellung der Währungsfrage. — Berlin W., Verlag von Hermann Walther (Friedrich Becht), 1896. — Preis 30 Pf.

Sophie Behr: Skizzen. — Berlin, 1896, Verlag von August Teubner. — Preis M. 2.—

Dr. Georg von Selow: Das Duell in Deutschland. Geschichte und Gegenwart. — Kassel, Verlag von Max Brunnemann, 1896.

Karl Bleibtreu: Ein Freiheitskampf in Siedebürgen. Kulturhistorischer Roman. — Jena, Hermann Costenoble, Verlagsbuchhandlung. — Preis M. 5.—

Thomas Henry Budke: Essays. Nebst einer biographischen Skizze des Verfassers. — Aus dem Englischen übersetzt von Eugenie Jacobi. — Leipzig, 1896, August Schupp.

Anna Croissant-Rust: Der Katakomben- und Prinzessin auf der Erbe. — Leipzig, 1896, Verlag von August Schupp. — Preis M. 1.50.

Ego: Schlusskapitel eines Hagestolzen. — Berlin, 1896, Verlag von August Teubner. — Preis M. 2.—

Dr. S. E. Epstein: Hermann von Helmholtz als Mensch und Gelehrter. Sonderabdruck aus der „Deutschen Revue“, herausgegeben von Richard Zeischer. — Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1896.

K. V. Erdmann: Die Alkoholfrage im Zusammenhange mit der gesellschaftlichen Bedeutung der Genussmittel. — Bamberg, Druck und Verlag der Handelsdruckerei. — Preis M. 3.—

Alfred Erich: Leiden. Skizzen. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis M. 1.—

Adolf Wilhelm Ernst: Neue Beiträge zu Heinrich Leutholds Dichterporträt. Mit 48 Originalüberzeichnungen und mit litterarhistorischen Aufsätzen Leutholds. — Hamburg, Conrad Kloss, 1897. — Preis M. 2.—

Rabbiner Dr. Daniel Fink: Glaube und Kritik. — Ein offenes Wort zur Verständigung an alle Bibelverächter und zugleich ein solches der Entgegnung auf die Schrift: „Jesus und das alte Testament“ von H. J. Reinhold, a. o. Professor der Theologie zu Bonn. — Leipzig, 1896. Hermann Goack, Verlagsbuchhandlung, früher Fr. Nautes Verlag. — Preis M. 2.50.

Arnold Fischer: Brennende Tagesfragen, I. Für oder wider das Duell?

— Koftod, E. J. E. Soldmann, 1896. — Preis 75 Pf.

Arnold Fischer: Brennende Tagesfragen, II. Christlich-sozial als Zeitproblem. — Koftod, E. J. E. Soldmann, 1897. — Preis 80 Pf.

Leonor Goldschmid: Die Kaufleute. Soziales Drama. — Berlin, 1896, Verlag von August Deubner. — Preis M. 1.50.

Leonor Goldschmid: Im Morgengraun. Soziale Novellen. — Berlin, 1897, Verlag von August Deubner. — Preis M. 2.—.

Karl Grimm: Die Postparassen. Erster Teil. Geschichte und Hauptresultate der bestehenden Postparassen. — Stuttgart, Trud und Verlag von Strecker & Koier, 1896. — Preis 50 Pf.

Edward von Hartmann: Kategorienlehre. — Leipzig, 1896, Hermann Haude, Verlagsbuchhandlung (früher Fr. Nautes Verlag). — Preis M. 12.—.

Heilemann-Wollshausen: Zur Reform der Volkswirtschaft. — Kritiken und Vorschläge. Aufruf zur Befreiung von politischer Parteiwirrnis. — Berlin W., Verlag von Hermann Walther (Friedrich Bechth), 1896. — Preis M. 2.—.

Harald Höfßing: Ethische Prinzipienlehre. — Ethisch-sozialwissenschaftliche Vortragskurse, veranstaltet von den ethischen Gesellschaften in Deutschland, Österreich und der Schweiz, herausgegeben von der schweizerischen Gesellschaft für ethische Kultur (Zürcher Reden), Bd. I. — Bern, Verlag von A. Liebert, 1896. — Preis 15 Pf.

Johannes Jacobi: Herzog Bernhard. — Vaterländisches Drama in fünf Akten. — Bremen, Verlag und Druck von R. Heinisius Nachfolger, 1896. — Preis M. 2.50.

S. Kohn: Ein deutscher Handelsherr. Roman. I. Teil. — Zürich, Verlag von Caesar Schmidt, 1896.

Dr. med. Anna Ruhnow: Gedanken und Erfahrungen über Frauenbildung und Frauenberuf. — Leipzig, 1896. Hermann Haude, Verlagsbuchhandlung (früher Fr. Nautes Verlag). — Preis 60 Pf.

Rudolf von Larisch: Der Schönheitsfehler des Weibes. Eine anthropometrisch-ästhetische Studie. Mit mehreren vom Autor gezeichneten Abbildungen. — München, Verlag von Jos. Albert, 1896.

Professor Dr. M. Lazarus: Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. Dritte

Auflage. Dritter Band. — Berlin, Ferd. Dümmler, Verlagsbuchhandlung, 1897. — Preis M. 6.—.

R. A. Leifin: Unsere Landsleute auf Reisen. Humoristische Schilderung der Erlebnisse des Ehepaares Nikolai Iwanowitsch und Klafira Semenovna Iwanow auf ihrer Reise über Berlin nach Paris und zurück. Aus dem Russischen überfetzt von Helene Nordaunt. — Berlin, 1896, Verlag von August Deubner. — Preis M. 2.50.

Detlev von Pilieneron: Foggfred. Runderbuntes Epos in 12 Cantosen. — Berlin, Verlag von Schuster & Loeffler, 1896. — Preis M. 3.—.

Rag Lusi: Die Sünderin. Realistischer Roman. — München, August Schupp, 1896. — Preis M. 1.80.

John Henry Kaday: Wiedergeburt. Der Dichtungen dritte Folge. Mit dem Bilde des Dichters. — Berlin, E. Fischer, Verlag, 1896. — Preis M. 2.—.

Gustav A. Müller: Goethe in Straßburg. Eine Nachlese zur Goethe- und Friederiksenforschung aus der Straßburger Zeit. Mit vielen neuen Abbildungen. — Leipzig, Neuer Verlag von Georg Heyne, Jnh.: Wilhelm Hagedorn, 1896.

Otfried Wylus: Biemanns Erben oder das geraubte Testament. Roman. Lieferung 27—29. — Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt. — Preis pro Lieferung 10 Pf.

J. F. Peyer im Hof: Streiflichter auf die Währungsfrage. — Berlin W., Verlag von Hermann Walther (Friedr. Bechth), 1896.

Karl Proben: Mathildis. Ein rheinischer Winnefang aus der Zeit der Hohenstaufen. — Schleswig, Julius Bergas, Verlag und Druckerei, 1896.

Ratgeber bei Veranstaltung von Vergnügungen und Festlichkeiten für Verein und Familie. Herausgegeben von G. Danuers Theaterbuchhandlung, Mühlhausen i. Thür. Sechste Auflage. — Druck und Verlag von G. Danner, Mühlhausen i. Thür.

Gabriele Reuter: Der Lebenskünstler. — Berlin, E. Fischer, Verlag, 1897. — Preis M. 3.—.

Hermann Ritter: Die höchste Kunst. Lebensbetrachtungen. — Druck und Verlag der Handelsdruckerei in Bamberg. — Preis M. 2.—.

Prof. Herm. Ritter: Sommer und Winter. Band 1—3. — Bamberg, Druck und Verlag der Handelsdruckerei. — Preis à Bd. M. 1.—.

Prof. Herm. Ritter: Wellenschläge

der menschlichen Kulturentwicklung und unser Kulturideal. Kulturgeschichte und ethische Betrachtungen. — Druck und Verlag der Handelsdruckerei in Bamberg. — Preis M. 1.—

Karl Rosner: Auferstehung. Schauspiel in drei Akten. — Verlag von Schuster & Loefler, Berlin, 1896. — Preis M. 1.50.

Prof. Dr. Ludwig Schädel: B. S. von Nohl, der Poet der deutschen Novelle. Zeitfragen des christlichen Volkstums. Herausgegeben von E. Febr. von Ungern-Sternberg in Berlin und Fr. D. Diez in Bischofsheim. Heft 7, Band XXI. — Verlag der Besserschen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. — Preis M. 1.—

Hugo Schneider: Eigene Pfade. Gedichte. — Berlin, 1896, Verlag von Freund & Jodel (Carl Freund).

Karl Scholl: Religion auf Kommando. Die neuesten Vorgänge in Preußen. — Druck und Verlag der Handelsdruckerei in Bamberg. — Preis 30 Pfg.

Carl Scholl: Was droht uns von Rom? Ein Mahnruf an die Schlafenden. — Verlag der Handelsdruckerei in Bamberg. — Preis 50 Pfg.

Jules Simon: Der Kaiser. Eine Charakterstudie Wilhelms II. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen. — Breslau, Verlag von L. Frankestein, 1896. — Preis 60 Pfg.

Heinrich Seiger: Schubart, der Gefangene auf Hohenasperg. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Mit einem Porträt Schubarts. Druck und Verlag der Handelsdruckerei in Bamberg. — Preis 60 Pfg.

Carl Splitteler: Der Gotthard. — Frauenfeld, Verlag von J. Huber, 1897. — Preis M. 2.40.

Albert Steck: Johannes Wedde. Eine literarische Studie. — Hamburg, Verlag von Hermann Grüning, 1896.

Fritz Stern: Gegen Abend. — Genf, Verlag von G. Robert. — Preis M. 2.—

Modernes Strandrecht: Rein Roman, eine altentworfene Geschichte einer Entmündigung wegen Geisteskrankheit. — Zürich, Verlag von Casar Schmidt, 1896. — Preis M. 2.—

H. Stursberg: Seine Schuld. Roman. — Jena, Hermann Costenoble, 1896. — Preis M. 5.—

Alexei Suworin: Am Ende des Jahrhunderts. Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Elise von Schabelski. I u. II. Band. — Paris, Leipzig, München (München, Kaulbachstraße 51 a), Verlag von Albert Vagan, 1896. — Preis M. 4.50.

Hermann Tlemann: Im deutschen Urwald. Wahrheit und Dichtung im altdeutschen Gewande. — Hildesheim, Druck und Verlag von Gebr. Versteberg, 1896.

Grig Leo Tolstoi: Patriotismus oder Frieden? Vom Verfasser autorisierte Übersetzung aus dem Manuskript von Sophie Behr. — Berlin, 1896, Verlag von August Deubner.

Marie Tyrol: Das Dummchen. Erzählung. — Jena, Hermann Costenoble, 1896. — Preis M. 5.—

Universum, illustrierte Familienzeitschrift. — Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. — Preis 60 Pfg.

Pauli Viktor: Kindergeschichten. — Berlin, Deutsche Schriftsteller-Gesellschaft, 1896. — Preis M. 2.—

Günther Walling: Deutsche Lieder. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1896. — Preis M. 3.—

Dr. Albert Wittstock: Das ästhetische Erziehungssystem. Ein Grundriss. — Leipzig, 1896, Verlag von Hermann Haacke (früher Fr. Kaulski Verlag). —

Wir bitten, sämtliche Manuskripte, Bücher, u. Sendungen ausschließlich an

Hans Merian, Verlag der „Gesellschaft“,
in Leipzig

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.



Frank G. 195.

Dezember 1896.

Die verbündeten Staaten Europas.

Utopie oder Weisfagung von O. Umfrid.

(Stuttgart.)

Wenn ich jetzt die Nationen im Krieg gegen einander begriffen sehe, so ist es, als ob ich zwei besoffene Kerle betrachtete, die sich in einem Porzellanladen mit Prügeln herumschlagen, sagt der Engländer Hume. Das Bild ist derb, aber treffend. Wir haben heute Frieden, aber wer weiß, wie bald der Herrgott blutigrot den Kriegsmantel wieder aus dem Himmel hängt, wie bald die Scherben fliegen in dem Porzellanladen der europäischen Kultur. Warum schlägt man sich eigentlich? Nun, weil man Differenzen hat. Aber lassen sich diese auf keinem andern Wege austragen, als auf dem der blutigen Gewalt? Läßt sich kein anderes Mittel denken, um nationale Streitigkeiten zu schlichten, als der Krieg? Muß die politische Anarchie, die thatsächlich in Europa herrscht, sich verewigen, muß das nationale Faustrecht in Permanenz erklärt werden? Seit alten Zeiten haben begabte „Schwärmer“ den Traum des ewigen Friedens geträumt; sie haben sogar den Mut gehabt, Einrichtungen vorzuschlagen, die den Frieden garantieren sollten. Sie wurden verlacht, verspottet, vergessen. Die Weltgeschichte schien ihnen Unrecht zu geben; und Treitschke schien recht zu behalten mit seinem scharfen Wort: „Das ist ein epidemischer Wahnsinn, der zu Zeiten in den Köpfen spukt; da mußte ja die Welt stille stehen; die Prediger des ewigen Friedens sind sammt und sonders schlechte Köpfe gewesen (auch Kant?!); sie haben aus der Weltgeschichte nichts gelernt.“ Man könnte aber hier ein altes Wort mit Variation wiederholen: Wenn zwei dasselbe sehn, so sehn sie nicht das Gleiche. Der eine sieht in der Weltgeschichte mit dem Auge des Empirikers nichts anderes als die tausend Blätter, die mit Blut geschrieben sind, und

schließt daraus: so blutig, wie es bisher zugegangen ist, so wird es weiter gehen bis ans Ende der Tage. Der andere sieht mit einem philosophisch geschärften Blick dasselbe Buch mit den vergilbten Blättern; allein er bringt den Glauben an das Ziel der Menschheit mit, er sieht, wie langsam, aber doch allmählich Licht hineinkommt in das unerquickliche Gewirre, und wie die Menschheit aus dem blutigen Krieg zum goldenen Frieden strebt. Was in vergangenen Zeiten ein vergeblicher Versuch geblieben ist, weil, kurz gesagt, die Welt nicht reich dafür gewesen ist, es naht sich heut mit raschen Schritten der Erfüllung. Um nochmals an das Bild von Humu zu erinnern: die Menschheit wird vernünftig werden; sie wird begreifen, daß es thöricht ist, mit Knäppeln sich unter Porzellan und Glas herumzuschlagen, weil nachher die wenig angenehme Stunde kommen wird, wo es gilt, die Rechnung zu bezahlen. Sie wird mit einem Wort der Ungezogenheit der Flegeljahre mehr und mehr entwachsen und im Mannesalter angelangt begreifen, daß sie besseres zu thun hat, als sich die Köpfe blutig zu schlagen. Der Streit, der „Vater aller Dinge“, wird sich auch in Zukunft nicht aus der Geschichte eliminieren lassen; es fragt sich nur, ob keine anderen Formen für den Streit der Nationen auszudenken sind, als die bis jetzt beliebten, die mit diplomatischen Schachzügen beginnen und auf eine Kriegserklärung hinauszu laufen pflegen.

Wir werden gut thun, uns bei unserer Frage auf Europa zu beschränken, da wir mit dem Blick auf die bewohnte Welt im Ganzen leicht ins Vage uns verlieren könnten. Ob Europa sich in absehbaren Zeiten dem Gesetz des Friedens beugen wird, das ist die Frage, die wir stellen. Es sind verschiedene Wege vorgeschlagen worden. Man sprach von gegenseitig garantierter Abrüstung, von der Errichtung permanenter Schiedsgerichte und von Völkerföderation. Wir glauben, daß der letztgenannte Weg zum Ziele führt, so daß die Einsetzung des Völkertribunals das stättliche Gebäude krönen würde, indes die Abrüstung die letzte Folge der Entwicklung wäre.

Wir formulieren das Problem genauer: Ist es möglich, daß die europäischen Staaten mit Ausschluß der Türkei, denn diese schließt sich durch die periodisch wiederkehrenden Rücksälle in die krasseste Barbarei von selbst aus dem Concert der kultivierten Völker aus, in welches sie durch die Komödie vom Jahre 1856 ausgenommen wurde —, ist es möglich, daß die europäischen Staaten sich zu einem Bund zusammenschließen unter irgend einer Form des Rechts, wodurch sie sich den Frieden garantieren? In dieser Formulierung wird die Frage heute schon von Tausenden bejaht, indessen noch vor wenigen Jahrzehnten nur ein mitleidiges Lächeln die Antwort auf dergleichen ernstgemeinte Anregungen war. Die Friedfertigung

Europas wird nicht bloß von seiten der Friedensbewegung, deren Wogen-
gang nach Björnstjerne Björnsons treffendem Ausdruck allmählich ins
oberste Stockwerk hinaufschlagen muß, mit allen Kräften angestrebt; sie
figuriert seit lange schon auf dem demokratischen wie auf dem sozialdemo-
kratischen Parteiprogramm; die christlichen Kirchen können dem Streben nach
Frieden ihre Zustimmung grundsätzlich nicht verweigern, hat sich doch der
Papst ausdrücklich zum Vorkämpfer einer friedlichen Verständigung unter
den Völkern gemacht; und selbst den Regierungen gehen allmählich die
Augen drüber auf, daß sie es hier mit einer zukunftskräftigen Strömung
zu thun haben, welche die Volksseele in ihren Tiefen zu ergreifen fähig ist.

Im Hinblick auf die Durchführung des angedeuteten Gedankens gehen
nun, wie es nicht anders denkbar ist, zunächst die Meinungen noch aus-
einander. Wenn die Sozialdemokratie das Heft in der Hand hätte, sagt
Wilhelm Liebknecht, so würde uns die elsass-lothringische Frage keine
fünf Minuten aufhalten, ja in einer halben Stunde hätten wir die polnische,
die dänische, die österreichische, die orientalische Frage auch gelöst. Ja
wenn —, sagt der Kladderadatsch. Und selbst, wenn die sozialdemokratische
Partei in Deutschland den Sieg erränge, so wäre doch nicht daran zu
denken, daß zu gleicher Zeit alle europäischen Staaten in sozialdemokratische
Republiken verwandelt würden. Und selbst vorausgesetzt, daß die rote
Internationale in allen europäischen Ländern siegte, so wäre der politische
Zustand, den sie herbeizuführen gedenkt, gar nicht einmal wünschenswert.
Denn so sicher die Nationen aus der gegenseitigen Entfremdung, in der
sie jetzt einander bis an die Zähne bewaffnet gegenüberstehen, herausgeführt
werden müssen, so unglücklich erscheint doch der Gedanke, etwa die politischen
Grenzen als solche zu verwischen und ganz Europa in eine ungeheure
Fabrik mit ineinandergehenden Maschinenräumen zu verwandeln. Nein,
die nationalen Unterschiede haben ihre Berechtigung, und erst durch die
Mannigfaltigkeit der politischen Formen und der eigenartigen Volkscharaktere,
die sich gegenseitig ergänzen und sich schließlich mit voller Behauptung ihrer
Selbständigkeit zu einem höheren Ganzen zusammenschließen werden, kommt
in die Welt das frische Leben und die bunte Farbe, die wir nicht ver-
missen möchten.

Interessant ist der rein demokratische Versuch, die schwebende Frage zu
lösen, wie er von seiten der *ligue internationale de la liberté et de la
paix* gemacht wurde. Es ist dies eine Liga, die unter der Autorität eines
Garibaldi und eines Viktor Hugo ihre ersten Erfolge erzielte, ihre Kon-
gresse in der Schweiz abhält und durch ihr Blatt mit dem Titel „Die ver-
einigten Staaten Europas“ ihre Ideen verbreitet. Schon der zweite Kon-
grest anno 68 hat es unzweideutig ausgesprochen, daß der Friede und die

Freiheit unvereinbar seien mit dem System der monarchischen und zentralisierten Staaten, daß dagegen das republikanische Bundesystem das einzige sei, welches den Völkern die freie Bestimmung über sich selbst garantiert, und daß daher die verschiedenen Staaten Europas nach dem Vorbild der schweizerischen und amerikanischen Konföderation sich zusammenschließen sollten. Auf dem dritten Kongreß anno 69 wurde erklärt, das einzige Mittel, den Frieden in Europa zu begründen, sei die Bildung einer Völkerföderation unter dem Namen der „vereinigten Staaten Europas“, deren Regierung republikanisch und föderativ sein müßte. Der achte Kongreß ergänzte die vorgetragene Idee nach der Seite der Praxis, indem bemerkt wurde, daß die „vereinigten Staaten“ sich schon für konstituiert erklären könnten, wenn nur wenigstens drei Staaten mit genügender Widerstandskraft sich vereinigten in der Art, daß die Union offen bliebe für alle, welche ihre Zustimmung zum Prinzip erklärten. Damals wurde die Proklamation eines internationalen Völkerrechtsbuchs verlangt, damals wurde ferner den Staaten, welche dem Bund beitreten würden, die Verpflichtung nahegelegt, auf das Prinzip der Eroberung zu verzichten und die Rechte der annektierten Bevölkerungen als unveräußerlich anzuerkennen. Damals wurde bereits die Formel eines „Schiedsgerichtsantrags“, der von den „vereinigten Staaten“ angenommen werden sollte, vorgelegt, aus dessen zwölf Artikeln wir folgende drei hervorheben: Das Recht der Völker sich selbst zu gehören und sich selbst zu regieren, ist unveränderlich und unveräußerlich. Unerlaubt ist jeder Angriff auf die Autonomie eines oder mehrerer Völker. Unerlaubt ist jeder Krieg außer dem Verteidigungskrieg; unerlaubt ist jede Eroberung, jede Okkupation, Annexion, Abtretung und Erwerbung eines Landes ohne Zustimmung der Einwohner. Auf dem 21. Kongreß anno 87 wurden folgende Forderungen formuliert: Europa benötigt zu seiner Friedfertigung 1) eine föderative Konvention; 2) ein internationales Gesetz; 3) ein ständiges Tribunal; 4) eine Exekutivgewalt, die sich diesem Tribunal zur Verfügung stellen müßte.

Man muß es den Vertretern dieser Richtung lassen, daß sie konsequent zu denken fähig sind. Man kann auch die Vorzüge schweizerischer Freiheiten und amerikanischer Verfassungen bereitwillig zugeben, und wird doch mit den ultrademokratischen Grundgedanken der Ligueurs sich nicht befreunden können. Napoleon I. hat einmal gesagt: „Ehe 50 Jahre verfloßen seien, wird Europa entweder republikanisch oder kosakisch sein.“ Die Weissagung hat sich im Lauf der Zeiten nicht erfüllt. Und so groß die republikanische Bewegung innerhalb der Kulturstaaten sein mag, wir halten sie nicht für so mächtig, daß wir ihr die Beseitigung der monarchischen Verfassungen zutrauen könnten. Jedenfalls würde die Friedfertigung Europas,

wenn sie von der Durchführung der demokratischen Regierungsform abhängig wäre, auf eine unabsehbar ferne Zeit hinausgeschoben. Zudem ist es nicht jedermanns Ding, sich an dem Gedanken zu erbauen, daß jeder europäische Staat etwa auf die Stufe eines schweizerischen Kantons herabgedrückt werden sollte. Geradezu verhängnisvoll für die Bedeutung der *ligue internationale* ist aber ihre unhistorische Auffassung der Thatfachen. Die amerikanischen Ansiedler haben jenseits des Ozeans gewissermaßen einen leeren Tisch gefunden, auf dem sie ihre Karten nach dem Lineal aufzeichnen konnten, während wir in Europa auf tausend Wurzeln Rücksicht nehmen müssen, die auf dem alten historischen Gebiet unserer Kulturstaaten im Boden liegen, und über die wir straucheln müssen, wenn wir sie nicht beachten.

Mehr Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse finden wir bei dem berühmten Völkerrechtslehrer Bluntschli. „Es giebt Ideale, so erklärt er in der „Gegenwart“ vom Jahre 1878, die nur in der Phantasie, nie in Wirklichkeit existieren können; aber es giebt andere Ideale, die von großen Männern aus der Ferne klar gesehen werden, und die, wenn ihre Zeit herangereift ist, ausgeführt werden! Die Einigung der europäischen Staatenwelt ist ihm ein solches Ideal. Diefelbe ist nicht in der Form einer Universalmonarchie zu verwirklichen (ein Traum, aus dem der korsische Eroberer im Winter 1812 unsanft erwachen mochte); sie ist nur ausführbar in Form des Staatenbundes. Der Vorschlag einer europäischen Gesamtrepublik müßte an demselben Widerstand der Nationalitäten scheitern, an dem der Plan des europäischen Weltreichs scheitern mußte.“ Man darf, so führte Bluntschli aus, den souveränen Staaten nicht einen oberherrlichen Gesamtgouverneur vorsetzen, weder einen Weltkaiser noch ein Weltdirektorium. Die wirklich politische Macht muß bei den Staaten bleiben. Sein Vorschlag kommt darauf hinaus, einen europäischen Bundesrat aus 21 Delegierten und einen europäischen Senat aus 105 Mitgliedern zu bilden. Der Bundesrat würde unter Zustimmung des Senats rechtlich verbindliche Beschlüsse fassen. Die nötigenfalls gewaltsame Vollziehung derselben würde von den Regierungen der Staaten besorgt, da dem Bundesrat keine eigene Armee zur Verfügung stände. Bluntschli schließt seine interessanten Ausführungen mit den glaubenshaften Sätzen: „Ich weiß nicht, wenn ein neuer ernster Versuch der Lösung ins Leben gerufen wird; aber ich habe das Vertrauen, daß ein oder einige große europäische Staatsmänner in einer nicht allzu fernen Zukunft die Erfüllung der Aufgabe unternehmen werden. Das Werk ist viel leichter als das der Gründung des deutschen Reichs gewesen ist . . . Auf dem Boden der Freiheit aller Völker und der Selbständigkeit aller Staaten läßt sich eine Verfassung schaffen, die für kein einzelnes Glied bedrohlich, aber für alle wohlthätig wirkt.“ Entschiedene Bedenken gegen Bluntschlis Vor-

schlag müssen sich erheben, sofern die Kompetenz des Bundesrats nicht scharf umschrieben ist und die Errichtung eines europäischen Senats den Apparat zu kompliziert erscheinen läßt. „Der Versuch,“ sagt E. Schlieff, „eine internationale Legislative und Exekutive zu statuieren, muß auf das Nachdrücklichste zurückgewiesen werden, weil damit die Selbständigkeit der bestehenden Staaten beeinträchtigt würde . . . Die Truppenkontingente der verschiedenen Staaten würden sich nie auf den internationalen Kongreß einschwören lassen, um unter Umständen gegen ihre eigene Regierung zu Feld zu ziehen“ . . .

Bei allen Zweifeln, welche sich gegenüber derartigen Vorschlägen erheben mögen, ist es aber doch noch lang nicht angebracht, nun pessimistisch an der Zukunft unseres Weltteils zu verzweifeln. Es ist nicht bloß der kriegerische Chauvinismus, es ist zugleich der traurige Pessimismus, der eine Schrift durchweht wie das bekannte Buch von Jähns „Krieg, Frieden und Kultur“. „Hüten wir uns“, so schließt Max Jähns sein Buch, „durch das Fortdämmern im Traum vom ewigen Frieden unsere Nerven zu erschaffen, unsere Sehnen abzuspannen! Verhehlen wir uns nicht, daß die Waffen der unerläßliche Schutz der Kultur sind in jener dunklen Zukunft, die vor uns liegt. Früher oder später muß doch der langgefürchtete Weltkrieg entbrennen. . . Halten wir also unser Pulver trocken, und benehen wir es nicht mit Thränen unfruchtbarer Empfindsamkeit!“ Nun ja, der Weltkrieg wird entbrennen, wenn die Völker nicht bei Zeiten auf die Stimme der Vernunft und der Versöhnung hören lernen. Aber was dann? Dann wieder Krieg und wieder Krieg; denn, sagt Max Jähns, der Krieg wird einer der mächtigsten Kulturförderer der Menschheit bleiben, weil er allein fähig ist, zwischen den Völkern das neue, ihrer wirklichen Kraft entsprechende Recht zu setzen, das Recht, das mit uns geboren ist; er wird in dieser seiner weltbeherrschenden Stellung bleiben, weil die Erziehung zu ihm Mannestugenden entwickelt, die ohne diese absterben würden, und deren Bethätigung im Kampfe selbst die edelste Blüte der Menschheit zeitigt, das Heldentum.“ Wir wollen nicht genauer untersuchen, wie viel in diesen Worten Phrasen ist. Nur soviel wollen wir behaupten: der Krieg mag eine lange Zeit die unvermeidliche zum Fortschritt treibende Geißel der Menschheit gewesen sein; er mag sogar in gewissem Sinne als „Vater der Kultur“ bezeichnet werden, aber das Kind wird mündig und emancipiert sich von dem rohen Vater. Und im allgemeinen bleibt es doch dabei: Es ist eine trostlose Weltanschauung, die den Krieg, „des Menschengeschlechts Brandmal, der Hölle lautestes schrecklichstes Hohngelächter“, wie ihn Klopstock genannt hat, in Permanenz erklärt, eine trostlose Weltanschauung, die keine anderen Formen der Entwicklung und des Fortschritts kennt, als große Völker-

schlächtereien, die in der Meinung gipfelt, daß die Welt versumpfen müßte ohne Blutvergießen, versumpfen angesichts der ungeheuren immer neu entstehenden gewaltigen Kulturaufgaben, die noch vor uns liegen.

Die Geschichte steht nur scheinbar auf der Seite unserer Gegner. Eine Reihe von Versuchen sind gemacht worden, um die Friedfertigung des Erdteils anzubahnen. Sie sind mißlungen, aber daraus folgt doch nicht, daß sie auch künftig stets mißlingen müßten. Sie werden wiederkommen, und endlich wird der große Plan ins Leben treten, wenn die Völker dafür reif geworden sind. Ein Rückblick mag verdeutlichen, was wir im Auge haben. Daß sich im Kaisertum und Papsttum mitten in der Nacht des Mittelalters der Gedanke einer weltlich-geistlichen Centralmacht über all dem Unterschiede und Interessenwiderstreit der Nationen glanz- und lebensvoll verkörpert hat, obgleich bei all der Unfertigkeit der Verhältnisse damit der Krieg nicht ausgeschlossen war, zumal man in der Zeit des Rittertums noch gar nicht fähig war, den Widerspruch sich klar zu machen, der zwischen Christentum und Krieg bestand und noch besteht; daß aber eben jene beiden höchsten Mächte mitten im chaotischen Kampfgewoge als die Strebepfeiler einer höheren Ordnung sich erwiesen, die dem Kriege aller gegen alle einen Damm entgegensetzten in Gestalt der Treuga Dei und des Landfriedens; das ist zu oft schon ausgesprochen worden, als daß wir es ausführlich wiederholen müßten. In den Kreuzzügen aber hat sich eine großartige Bethätigung jenes Einheitsstrebens kundgethan, das über den Unterschied der Nationalitäten übergriff und wenigstens im Keim ein einiges Europa vorgebildet hat. Als der Glanz des Kaisertums erlosch und die Kirche sich unfähig zeigte, die Führung der Völker auf die Länge zu behaupten, da ist doch die Idee der Einigung nicht ausgestorben, da ist sogar erst recht das Zukunftsbild des Friedens in Europa aufgetaucht. Es war im Winter 1462/63 (nach M. Jähns), als Georg von Podiebrad, Wahlkönig von Böhmen, den Abschluß eines inlmen Bündnisses zwischen den Königen von Frankreich, Böhmen, Polen, Ungarn, den Herzogen von Burgund und Bayern und der Republik Venedig beantragte „zur Herstellung eines definitiven Friedens in Europa und zur kräftigen Bekämpfung der Osmanen.“ An der Spitze des Bundes sollte nach der Idee Podiebrads ein Parlament und ein Bundesrat stehen. Das erstere hätte im Fall von Streitigkeiten Schiedsrichter zu ernennen und gegen Widerstrebende die vereinigte Kriegsmacht des Bundes aufzubieten. Der Bundesrat hätte die Heere und Geldmittel aufzubringen gehabt, die zu einer gemeinschaftlichen großartigen Kriegsführung gegen die Türken notwendig waren. Der Vorsitz im Bundesrat, sowie die Hegemonie im Westen war dem König von Frankreich zugebacht, während Podiebrad selbst als oberster Hauptmann die Christenheit

gegen die Türken führen wollte. So unvollkommen der Gedanke war, besonders auch in der Beschränkung des Bundes auf wenige Mächte, so unklar auch im einzelnen die Bestimmungen über die höchsten Gewalten sein mochten, so kühn war doch der ganze Plan des scharfblickenden Mannes. Daß die Zeit für seine Pläne nicht gekommen war, das hat er selber bald genug erfahren. Aber daß es möglich war, mitten in den verwirrten Zuständen des zu Ende gehenden Mittelalters die Skizze eines Völkerbundes mit der Spitze gegen die Osmanen zu entwerfen, das ist ein Beweis für eine starke Lebenskraft, die dem Gedanken innewohnt.

Im 16. Jahrhundert hat bekanntlich der geniale König Heinrich IV. von Frankreich in Gemeinschaft mit seinem Minister, dem Herzog von Sully, die Idee Podiebrads wieder aufgenommen. Weitblickend, wie er war, erhoffte er den ewigen Frieden Europas von der Durchführung zweier Prinzipien 1) der Gleichberechtigung der Glaubensanschauungen und 2) der Durchführung des Nationalitätsprinzips. „Von religiösen Kämpfen erlöst, politisch auf dem Zusammenwirken unabhängiger Staaten begründet, sollte die Christenheit sich als eine Macht empfinden lernen, um so der ganzen übrigen Welt entgegenzutreten, welche sie zu erobern und zu christlicher Gesittung zu führen berufen sei.“ Aus 15 Staaten sollte sich der Bund zusammensetzen, später sollte auch den Russen der Zutritt ermöglicht werden. Das Konseil, welchem die Leitung der Politik zu übertragen gewesen wäre, sollte in Metz oder Köln zusammentreten, um durch seine Schiedsprüche jedem Krieg und jeder Revolution zuvorzukommen. Der Kaiser, der Papst, die Könige von Frankreich, Spanien und England hätten je vier Abgeordnete, zusammen zwanzig, die übrigen Mächte ebenfalls zwanzig Deputierte zu senden gehabt. Die erste Aufgabe der christlichen Republik wäre die Vertreibung der Türken nach Asien gewesen. Daß die Hegemonie innerhalb der „europäischen Republik“ von dem Haus Habsburg, dessen Hand mit Centnerschwere auf den Völkern lastete, nach dem Plan Heinrichs IV. an Frankreich übergehen sollte, daß er auch sonst sich einige egoistische Vorteile für seine Regierung von der Durchführung des großen Gedankens versprach, daß der Versuch bloß auf dem Papier geblieben ist, weil der Dolch Navailles den großen König hinderte, ihn ins Leben umzusetzen, daß nach dem Tod Heinrichs sich zunächst niemand bereit finden ließ, ihn wieder aufzunehmen: aus all dem mag die Lehre der Geschichte abgenommen werden, daß auch damals bei den durch und durch unfertigen Verhältnissen der europäischen Staatenwelt die Zeit zur Durchführung des Völkerbundes noch nicht gekommen war. Wer aber daraus auf ein „Nie-mals“ schließen wollte, der bewiese nur, wie wenig gründliches Verständnis er der Entwicklung menschlicher Dinge entgegenbringt. Oder ist etwa daraus,

daß der Versuch, den Panamakanal zu durchstechen, bis jetzt mißlungen ist, zu schließen, daß er überhaupt niemals gelingen wird?

Wir übergehen den Versuch Saint-Pierres, die Grundgedanken Heinrichs IV. weiter auszuführen. Der fromme Abt hat nach dem Urtheil Kluntzschs die Ideen seines großen Vorbilds nur verwässert. Wir übergehen ebenso die interessanten Abrüstungsgedanken des dritten Napoleon, der im Jahre 1870 hoffen konnte, nach siegreich geführtem Krieg den Völkern die frohe Botschaft bringen zu dürfen, daß sie nun den schweren Panzer niederlegen könnten, und weisen lieber auf die Zeit zurück, da Europa zitternd unter den Erschütterungen, die der Wahnsinn Bonapartes über eine halbe Welt verhängte, sich nach Ruhe sehnte, da war es die heilige Allianz, welcher die europäischen Mächte einen 40jährigen Frieden zu verdanken hatten. Es waren die humanen Grundgedanken, welche damals von den Regenten anerkannt und zum Ausdruck gebracht wurden. Wenn sie sich der gegenseitigen Bruderliebe versicherten, sich bereit erklärten, einander beizustehen, und sich verpflichteten, die Religion, den Frieden, die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten, so klingt das wie eine Vorahnung von einer neuen Zeit. Die heilige Allianz war aber auch ein Typus dessen, was kommen soll. Es war ein Bündnis mit Anerkennung der gegenseitigen Integrität, ein Bündnis, das zugleich dem Beitritt aller europäischen Staaten offen stand. Aber noch konnte Europa nicht zur Ruhe kommen; die deutsche, die italienische Frage mußte gelöst werden; das Nationalitätsprinzip, zu sehr aus der Natur der Dinge herausgeboren, als daß es nicht mit Macht sich durchzusetzen suchen mußte, fing an die Welt in seinem Sinne zu gestalten. Als ein zweischneidig Schwert hat es sich bis heute bewährt. Diese Idee ist noch kaum geboren, schreibt E. de Laveleye, und schon hat sie mehr als einen Thron gestürzt und hat das alte Gleichgewicht zerstört. Sie entzündet die Herzen unsrer Zeitgenossen mit glühender Leidenschaft, wie im 16. Jahrhundert die religiösen Ideen sie entzündeten. Sie hat Griechenland, Rumänien, Serbien, Bulgarien und Rumelien befreit, sie hat die Einheit von Italien und Deutschland geschaffen, sie erschüttert ohne Unterlaß die Völkerschaften Oesterreichs und der Türkei, und unter dem Namen Panflavismus und Pangermanismus erschreckt sie die Einbildungskraft. Morgen vielleicht entfesselt sie den fluchbeladenen Krieg, indem sie die Völker aufeinander heßt, die der freundliche Austausch der Ideen und Güter zu einem brüderlichen Bund vereinen sollte.“

Aber daß die Nationalitätenfrage, abgesehen von den bodenlos zerüttelten Verhältnissen in der Türkei, die freilich alles thut, um den von ihr gequälten Völkern einen Kampf bis aufs Messer aufzudrängen, nicht notwendig auf kriegerischem Weg gelöst werden muß, daß man sich vielmehr

andere Mittel denken kann, die sicherer zum Ziele führen, das sollte nicht geleugnet werden. Eine wirkliche Fundgrube von tüchtigen und scharfburchdachten Vorschlägen haben wir in einem Buch von Eugen Schlieff „Der Friede in Europa“ entdeckt, ein Buch, das wir als Führer durch die vielverschlungenen Pfade der modernen Politik nicht genug empfehlen können. E. Schlieff geht davon aus, daß die Friedensbewegung einen bestimmt ausgestalteten historisch-politischen Hintergrund voraussetzt, in Ermangelung dessen alles Nachdenken über die einschlägigen Verhältnisse erfolglos bleiben muß. Er tritt nun aber auch energisch für die Ansicht ein, daß Europa, abgesehen von dem Türkenregiment, auf einer Stufe der Entwicklung angekommen ist, auf der man ohne Schwärmerei den Frieden für erreichbar halten könne. Die Abgrenzung der Länder, das ist einer seiner Grundgedanken, entspricht den Bedürfnissen der Völker und berechtigt die Politik zu der Annahme, daß innerhalb des gegebenen Rahmens auch in Zukunft eine gedeihliche Entwicklung der Staaten möglich sein müsse; jedes Volk hat nach ihm so viel Raum, um innerhalb desselben seiner Kultur-aufgabe voll und ganz gerecht zu werden*). Die schroffen Gegensätze aber, welche lange Zeit die Nationen auseinander hielten, fangen an, sich stufenweise abzuklären und zu mildern. Nachdem durch Herausbildung der in sich abgeschlossenen Nationalitäten ein natürlicher Gegensatz zwischen denselben geschaffen worden ist, macht sich ein Gesetz geltend, welches ebensosehr auf dem Gebiet der Politik wie der Naturerscheinungen gilt, daß die Gegensätze einander anziehen. Eine Solidarität der Kulturinteressen ist in Wirklichkeit getreten. Die Verwendung der Dampfkraft und Elektrizität, sowie die Leitung des Schalls haben einen Zusammenhang der zivilisierten Menschheit geschaffen, welcher noch bis vor kurzem unbekannt war. Handel, Gewerbe und Industrie fordern einen regen Anschluß der Kulturstaaten untereinander, weil das wirtschaftliche Leben in jedem Fall eine Art von Organisation bedarf, welche die einschlägigen Verhältnisse zum unmittelbaren Gegenstand der Politik machen muß. Die Handelsverträge werden in diesem Zusammenhang als ein Ereignis von unendlicher Tragweite betrachtet. In den Verkehrsverhältnissen hat jene Solidarität einen ganz besonders deutlichen Ausdruck gefunden. Man denke an den Weltpostverein, das Telegraphenwesen, das Eisenbahnsystem, an das Netz der Schiffsahrtsverbindungen, das so gestaltet ist, daß jede seefahrende Nation zum großen Teil der Frucht-

*) Damit soll der Pflicht und dem Recht der Kolonisation keineswegs präjudiziert werden. Karl Zentsch wird recht behalten, wenn er erklärt: „Wenn ein Volk seines Glückes Schmied sein soll, so muß seine Werkstatt groß genug dazu sein. Die des deutschen ist entschieden zu klein. Wir werden sie daher vergrößern müssen; aber nicht auf Kosten unsrer europäischen Nachbarn, sondern durch Besitzergreifung von unkultivierten oder halbkultivierten Gebieten im Einverständnis mit dem übrigen Europa.“

föhre der andern wird. Die Intensivität der gegenseitigen Beziehungen läßt nicht den geringsten Zweifel darüber bestehen, daß ein politischer Antagonismus mehr und mehr als ein völliges Urding erscheint.

Die Fragen aber, welche Europa heute noch in Atem halten oder bald genug in Atem halten werden, in der Hauptsache die orientalische, die elsass-lothringische, die italienische und die österreichische Frage, — sie sind nicht von der Art, daß die europäischen Kulturkräfte dadurch notwendig unter sich in einen Krieg verwickelt werden müßten. Es sei erlaubt, in Kürze anzudeuten, wie sich Schließ die fernere politische Gestaltung denkt. Es ist ein Widersinn, erklärt er mit Bezug auf die Türkei, die Befenner des Islam noch länger an demjenigen Teil Europas zu dulden oder wenigstens unumschränkt walten zu lassen, an welchem die Interessen fast aller Kulturkräfte zusammenlaufen. Es bleibt nur ein doppelter Ausweg: entweder die Vertreibung der Türken aus Europa durch ein gemeinsames Vorgehen der Kulturkräfte und Gründung eines neutralen Staats (oder sagen wir: mehrerer neutraler Staaten) an ihrer Stelle; oder aber die Statuierung einer Art von Suzeränität der Kulturkräfte über der Pforte in Verbindung mit einer Besetzung Konstantinopels und anderer wichtiger Punkte durch europäische Heere, wobei der hohen Pforte selbst die Unterhaltung einer größeren Militärkraft zu unterfragen wäre. Ein einseitiges Vorgehen eines einzelnen am goldenen Horn interessierten Staates, eine rein selbstsüchtige Ausnutzung der gegebenen Machtverhältnisse im Sinne einer rücksichtslosen Interessenpolitik wäre, wenn eine wirkliche völkerrechtliche Verbindung der europäischen Staaten vorhanden wäre, nicht zu gestatten. Die Russen zum Beispiel könnten billigerweise nur den ungestörten Zugang zum Mittelmeer verlangen, — ein Ziel, das erreicht würde, sobald die sogenannte negative Neutralität, welche für den Bosphorus und die Dardanellen bereits anerkannt ist, und derzufolge nur die Handelsschiffe aller Nationen die Meerengen passieren dürfen, in die positive Neutralität verwandelt wäre, bei welcher auch den Kriegsschiffen sämtlicher Nationen (nicht bloß den kleinen russischen Kreuzern, was Rußland in einem Privatabkommen mit der Türkei herausgeschlagen hat) der Durchgang gestattet würde. Man kann verschiedener Meinung über die Möglichkeit einer derartigen Umgestaltung der orientalischen Verhältnisse sein, man kann in der schwachen neuerdings zu Tag tretenden Verbindung Rußlands mit der verrückten türkischen Despotenwirtschaft*) ein neues Zeichen davon sehen, daß die Lösung der

*) Rußland spielt gegenwärtig der Türkei gegenüber die Rolle des galanten Wüstlings, welcher der verfolgten Unschuld seinen Schutz anbietet, um sie nachher selber zu verführen, oder die Rolle des Knaben, der die Äpfel in dem Garten seines Nachbarn vor den Dieben schützt, um sie nachher selber zu verzehren.

orientalischen Frage eben darum fast zu den Dingen der Unmöglichkeit gehören dürfte, weil die Mächte in ihrer heillosen Eifersucht weder zu einem gemeinsamen Vorgehen sich entschließen, noch einer einzelnen Macht gestatten wollen, den letzten Stoß zu führen, der nicht bloß der Türkei den Tod brächte, sondern auch der in Aktion tretenden Macht einen Vorteil über ihre Nebenbuhlerinnen verschaffte: man kann das alles zugeben und doch der Meinung sein, daß nur dann befriedigende Zustände geschaffen werden können, wenn die Großmächte sich zu einem gemeinsamen Vorgehen entschließen. Ein europäischer Kongreß hätte die Verhältnisse im Orient zu ordnen, die Erbteilung des kranken Mannes vorzunehmen, den Weltbrand zu vermeiden, was um so vernünftiger wäre, als nach dem europäischen Krieg, der an dem Pulverfaß der orientalischen Krise sich entzünden könnte, ja doch die Hilfe eines Kongresses in Anspruch genommen werden müßte, woraus dieselben Resultate sich vermutlich ergeben würden, die auch ohne Krieg auf dem Weg friedlicher Verständigung erzielt werden könnten.

Was die Annexion von Elsaß-Lothringen betrifft, durch welche dem französischen Volksgemüt eine bis heute nicht vernarbte Wunde geschlagen wurde, so ist die Ansicht Schliefs, daß der Eroberung, die so viel böses Blut hervorgerufen hat, nicht als ein Unrecht betrachtet werden könne, so lang ein Völkerrecht, das die Eroberung als rechtswidrigen Akt hätte erscheinen lassen, gar nicht bestand, daß aber Frankreich auch nach dem Verlust der Reichslande noch durchaus als lebensfähiger Staat zu betrachten sei, der seine Kulturaufgabe nach wie vor in vollem Maße erfüllen könne.

Den Irredentisten, die mit Österreich grollen, um des „unersätigten Italiens“ willen, giebt er zu bedenken, daß die Lebensadern Österreichs unterbunden würden, wenn ihm der Zugang zu dem völkerverbindenden Meer genommen würde, daß dagegen Italien selbst in seiner meerumschlungenen Lage sich in einem durchaus befriedigenden Zustand befinden könnte — auch ohne Triest.

Die Italiener kämen übrigens vielleicht zu dem erwünschten Ziel, wenn Österreich selbst, was gar nicht ausgeschlossen ist, am Nationalitätsprinzip zu Grunde geht. Die Möglichkeit wird scharf ins Aug' gefaßt, daß die slavischen Völkerschaften Österreichs sich für autonom erklärten, daß Deutsch-Österreich sich mit dem Deutschen Reich verbände, indessen das Haus Habsburg mit der Stephanskronen sich begnügen müßte.

Nach all' dem Angeführten liegt es nahe, daß wir mehr als einer kriegerischen Verwicklung entgegengehen dürften. Dagegen zeigt sich auf der andern Seite auch das Streben, solchen Katastrophen vorzubeugen und der europäischen Welt durch Bündnisse den heißersehnten Frieden zu verbürgen. Zwar wird dem kranken Maun am Bosporus wohl nur ein

kriegerischer Gnadenstoß zu seinem wohlverdienten Ende helfen. Ein solcher Feldzug aber, vom „vereinigten Europa“ im Namen der Zivilisation unternommen, wäre eine, wie uns scheint, berechtigte Ausnahme vom Prinzip. Europa würde, wenn die Türken nach Asien zurückgeworfen würden, von einem Druck befreit, der immer unerträglicher zu werden droht. Aber auch in diesem Fall dürfte die Ausnahme die Regel bestätigen. Denn all die andern Fragen, die unserm diplomatischen Korps zur Lösung aufgegeben sind, vertragen eine friedliche Behandlung und sind keineswegs so „knotenhaft“, daß sie nur mit dem Schwert zerhauen werden könnten.

Wie aber denkt sich Schlieff die künftige Ordnung unsres Kontinents? Es handelt sich nach ihm darum, ein wirkliches „Völkerrecht“ zu statuieren; denn was bisher so genannt wurde, die Sammlung von Grundsätzen, nach denen z. B. den Verwundeten eine gewisse Pflege, dem Privateigentum eine gewisse Unverletzlichkeit zugesichert wurde, — das waren nur Gepflogenheiten, an welche sich die Kulturstaaten stellenweise durch die politische Moral gebunden glaubten. Es war aber kein wirkliches Recht, vielmehr nichts andres als die Karrikatur eines solchen, da es doch wesentlich dem Zweck diente, zu zeigen, wie man sich gegenseitig mit Anstand abschlächtet. Ein wirkliches Recht erscheint erst dann, wenn die Selbsthilfe nicht mehr als letztes Mittel für die Entscheidung der Meinungsverschiedenheiten bestehen bleibt, wenn vielmehr ein internationales Prozeßverfahren statuiert wird, durch welches über Recht und Unrecht der einzelnen Staaten in unwiderstehlicher Weise entschieden wird. „Es ist die Frage“, lesen wir bei Schlieff, „ob es nicht möglich ist, das Völkerrecht so auszugestalten, daß der Krieg zwischen zwei zivilisierten Völkern unbedingt als ein völkerrechtswidriges Verfahren, als ein revolutionärer Akt erscheint.“ Es kommt nur darauf an, ob sich die europäischen Mächte dazu herbeilassen, sich zu einem „Staatenystem“ im vollen Sinne des Wortes zusammenzuschließen. Daß sie keine wirkliche Einbuße dabei erleiden würden, im Gegenteil nur gewinnen könnten, das sollte der Vernunft allmählich faßlich werden. Sehr empfindlich sind die modernen Staaten in Beziehung auf das Recht der Souveränität, und für unantastbar halten sie das einmal überkommene Gebiet. Die Souveränität würde aber (nach Gaston Moët) durch die Unterwerfung der Staaten unter ein Tribunal ebensowenig untergraben, als die Freiheit eines Schweizerbürgers dadurch, daß er sich den Gerichten seines Landes unterwirft. Wird aber die Souveränität so weit getrieben, daß den Staaten ein Recht vindiziert wird, den Krieg zu erklären, so ist das in Wahrheit nur das Mittel, eventuell den Schwachen Ansprüche aufzuzwingen, die mit ihrem Recht im Widerspruch stehen.“ Immerhin wird zuzugeben sein, daß die anarchische Selbstherrlichkeit, wie sie die Staaten heute in

Anspruch nehmen, ebensogut eine Einbuße wird erleiden müssen, wie die zügellose Freiheit des Wilden, wenn er sich den Gesetzen eines geordneten Staatswesens fügt; denn *libertas non est licentia*, hat schon Tacitus gesagt.

Ein anderes ist es mit der Unantastbarkeit des überkommenen Gebietes. Die in den Völkerbund eintretenden Staaten werden sich die Unverletzlichkeit ihres Gebietes zu garantieren haben; das sich bildende Staatensystem muß als grundsätzlich stabil angesehen werden; die völkerrechtliche Stellung der neutralen Staaten, denen die Vertragsmächte die Unantastbarkeit ihrer Grenzen schon heute gewährleisten, muß gleichsam wie die skizzenhafte Vorstudie zu dem großen Gemälde des europäischen Staatensystems angesehen werden. Die so statuierte Stabilität dürfte aber freilich nicht dem Versuche gleichkommen, die Geschichte zum Stillstand zu verurteilen und die Ruhe des Kirchhofs in Europa herzustellen. Es ist ganz falsch zu meinen, wenn der Friede in Europa zum Prinzip erhoben wäre, „so dürften aufstrebende Völker nicht mehr aufstreben und sterbende Staatsgebilde nicht mehr sterben“. „Man kann natürlich“, sagt Schlies, „nicht einen Staat, der sich als nicht mehr lebensfähig erweist, künstlich und durch Zwangsmittel von außen am Leben erhalten; einer Verschiebung der Grenzen soll nicht ein für allemal vorgebeugt werden, sondern nur jedem gewaltsamen Eingriff in die gegebene Länderkonfiguration“. Es muß einem Volk möglich sein, sich von seinen bisherigen Verbindungen zu trennen und andere Verbindungen einzugehen. Ein Staat wie Oesterreich müßte aus den Fugen gehen können, ohne daß darum das ganze europäische Staatensystem aus dem Gleichgewicht kommen müßte: es wäre nur für die neu entstehenden Staatsgebilde Raum zu schaffen, in der Art, daß sie in das Völkerkonzert ausgenommen würden, wie Oesterreich vorher darin aufgenommen war.

Der Weg zum Ziel ist übrigens nicht nur durch die Stellung der neutralen Staaten in der europäischen Welt vorgezeichnet, sondern *mutatis mutandis* auch durch die Gründung des Dreibundes und des Zweibundes. Dem Dreibunde wenigstens liegt die grundsätzliche Anerkennung des *status quo* zu Grunde. Die verbündeten Staaten gewährleisten einander die Unverletzlichkeit ihres Gebietes, sie verpflichten sich, einander gegenseitig zu unterstützen, aber auch den Besitzstand der nicht dem Bunde zugehörigen Staaten zu achten. Und wenn der Zweibund auch seinerseits wirklich nur die Bedeutung hat, daß Frankreich und Rußland sich gegen etwaige räuberische Überfälle von seiten ihrer Nachbarn zu schützen suchen, so stehen sich in Europa zwei große in sich geschlossene Organisationen gegenüber, welche auf ganz dasselbe Ziel, die Erhaltung des Friedens, hinarbeiten. Und nun setze man den Fall, daß nur einmal der vielgerühmte Dreibund

aus der Sphäre der diplomatischen Konjunktur heraustreten und sich in Wahrheit zu einem Institut entwickeln würde, welches zur Lösung einer etwa entstehenden Differenz ein festgeordnetes völkerrechtliches Prozeßverfahren statuierte, so wären wir unserem Ziele um einen großen Schritt näher gekommen.

Wie ist nun aber das mehrerwähnte völkerrechtliche Prozeßverfahren genauer zu denken? Es sind im Sinne Schliefs zwei Organe zur Durchführung des Rechtszustandes in unserem Staatenbunde zu unterscheiden: ein internationaler Gerichtshof und ein in kritischen Zeiten einzuberufender internationaler Kongreß. Der erstere hätte das als bestehend vorausgesetzte lobifizierte Recht auf die einzelnen Streitfälle anzuwenden; der letztere hätte das werdende Recht mit Rücksicht auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker zu schaffen.

Uns interessiert hier vor allem der Staatengerichtshof. Zu Richtern sind sämtliche souveräne Staaten selbst berufen; die jeweiligen Souveräne sind berechtigt, ihre Delegierten in das Tribunal zu schicken. Dieses selbst wäre in jedem einzelnen Falle besonders zu bilden, da ein in Permanenz erklärter Gerichtshof sich leicht zu einer Zentralregierung auswachsen könnte oder aber eine sehr spärliche Thätigkeit ausüben würde. Jede Regierung könnte die Berufung des Gerichtshofes beantragen. Die Zusammensetzung des Tribunals ergibt sich, wenn man auf den Unterschied der Staaten Rücksicht nimmt: 5 Kleinstaaten hätten über 5 Stimmen, 5 Mittelstaaten über 10 Stimmen, 7 Großstaaten (Spanien ausgeschlossen) über 21 Stimmen zu verfügen, so daß, wenn zwei Großstaaten als streitende Parteien gezwungen wären, aus den Verhandlungen auszuschcheiden, da niemand in eigener Sache Richter sein kann, den Großstaaten immer noch 15 Stimmen verbleiben, also so viel wie den kleinen und mittleren zusammen. Wenn man einwendet, daß sich innerhalb des Gerichtshofes eine patetische Voreingenommenheit geltend machen könnte, so ist darauf zu erwidern, daß dieselbe Gefahr bei jedem Zivil- und Kriminalgericht vorhanden ist, und daß es um deswillen doch niemandem einfällt, die Durchführbarkeit eines wirklichen Gerichtsverfahrens zu bestreiten, sodann aber, daß die regierenden Interessen in dem Völkerareopag einander gegenseitig die Wage halten würden, endlich, daß dabei allerdings eine sittliche Erneuerung des ganzen Rechtsbewußtseins, wie es R. Chr. Pland gemeint hat, vorausgesetzt werden muß, deren Möglichkeit nicht bestritten werden sollte, angesichts des ungeheuren Umschwungs, der sich gegenwärtig z. B. mit Bezug auf die soziale Frage in unserem Volksbewußtsein vollzieht.

Der Vorsitz des Gerichtshofs würde unter den sieben Mächten ersten Ranges abwechseln. — Die Geschäftssprache wäre das Französische, da

dieses schon jetzt als die internationale Verkehrssprache gilt. — Der Gerichtshof dürfte keinen festen Sitz haben; die jeweilige Präsidialmacht hätte den Tagungsort zu bestimmen. — Eine Berufung ist ausgeschlossen, da es über den souveränen Staaten keine Instanz geben kann. — Was die Exekutivgewalt anbelangt, so ist dem Gerichtshof keine bewaffnete Macht zur Verfügung zu stellen. Wird der Entscheidung der Gehorsam verweigert, so ist die offene Revolution vorhanden. Es kann aber in dem Vertrag, durch den die Völker sich verbünden, von vornherein bestimmt werden, daß, wenn das Abkommen gewaltsam von einem der Kontrahenten gebrochen würde, alle übrigen sich verpflichteten, dann einen *casus belli* für gegeben zu achten und zu einer gemeinsamen Allianz gegen den Friedensstörer zusammenzutreten. — Wenn ein derartiges Staatensystem zustande käme, so würde sich auch eine allgemeine Abrüstung nahezu von selbst, ohne besondere darauf gerichtete Anstrengungen ergeben.

Soweit Schlieff, dessen nüchterne, vorsichtig abwägende, von aller Schwärmerei sich freihaltende Ausführungen wir im Vorstehenden nur mit wenigen Ergänzungen vorgetragen haben.

Wir sind nach all dem Ausgeführten nunmehr in der Lage, eine Antwort auf die Frage zu versuchen, ob der Gedanke einer europäischen Völkerföderation als Utopie oder Weissagung zu betrachten sei. Wir wissen wohl, daß es nicht bloß ein völkerrechtlich politisches Problem ist, das seiner Lösung entgegendrängt, daß vielmehr auch die sittlich-religiöse und die nationalökonomische Seite der Sache berücksichtigt werden will. Handelt es sich doch darum, daß die Völker, deren öffentliche Meinung wir gewinnen wollen, von den mächtigen Ideen der Gerechtigkeit und des Friedens sich ergreifen lassen und gerade im Gegensatz zu den wahnwitzigen Grausamkeiten, wie sie gegenwärtig von unmenschlichen Barbaren an einem wehrlosen Volk begangen werden, sich die christliche Grundlage ihrer Civilisation wieder zum Bewußtsein bringen. Gilt es doch zugleich, besonders die internationale Seite der die europäische Menschheit in den tiefsten Tiefen aufwühlenden sozialen Frage ins Auge zu fassen, sich klar zu machen, daß wir zu keinem guten Ziele kommen, wenn nicht durch gegenseitigen Vertrag die Verkehrsverhältnisse der Staaten unter sich geregelt, die heimische Industrie gegen Überschwemmung und Unterbietung von außen geschützt wird; daß aber eine wirklich befriedigende Ordnung weder auf dem Weg der einseitigen Schutzjollpolitik noch auf dem Wege des Freihandels hergestellt werden kann, daß vielmehr der Austausch der Erzeugnisse nach gegenseitiger Übereinkunft über Preis und Masse sich vollziehen muß. Es ist nicht möglich, im Raum einer Abhandlung diese Gedanken weiter auszuführen. Es genüge für heute, auf die geistvollen Ideen des schwer ver-

kannten schwäbischen Philosophen Mandt, wie er sie insbesondere im „Testament eines Deutschen“ niedergelegt hat, zu verweisen. — Merkwürdig genug ist es immerhin, daß selbst die Schutzöllner allmählich einsehen lernen, daß es nicht genügt, nur einen einzigen Staat zu schützen, daß vielmehr wenigstens auch ganz Centraleuropa in das Schutzgebiet mit einbezogen werden müßte, wenn eine Rettung aus der gegenwärtigen Mißere erzielt werden soll. So hält es G. Schmoller („über die Epochen der Getreidehandelsverfassung und -Politik“ im Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, 20. Jahrgang, Heft 3) für wahrscheinlich, daß sich ein europäischer Staatenbund mit freiem Getreidehandel im Innern, geschützt durch einen Zoll gegen Amerika, erhebe; und wünschenswert erscheint es ihm, daß für die Zeit des Ablaufs der Handelsverträge ein Getreidezollbund womöglich der sämtlichen mitteleuropäischen Staaten geschlossen werde, der, wenn er groß genug wäre, auch eine mäßige Erhöhung unserer Getreidezölle gegen die nicht einbezogenen Staaten ertragen würde, im Innern aber freien Getreideverkehr hätte. Durch die Meißbegünstigung erster Klasse aber, die wir unseren nächsten Nachbarn einräumen müßten, erhielten wir die Möglichkeit, einen europäischen Zollverein vorzubereiten. Es liegt uns ferne, an dieser Stelle in eine Kritik der Schmoller'schen Vorschläge einzutreten oder sie zu unterstützen; nur die Bemerkung können wir uns nicht versagen: Als in Deutschland ein Zollverein gegründet wurde, da war der erste Schritt zu der deutschen Einheit gegeben; die Parallele, welche sich von hier aus für den angestrebten europäischen Staatenbund ergibt, muß einem Blinden deutlich sein. Man redet heute schon von einem europäischen Zollverein, wie bald wird man von einer Einheit unseres Welttheils reden! Wer Augen hat, zu sehen, der muß zugeben, daß alles über die engen Grenzen der Rationalitäten hinausdrängt auf eine internationale Staatenordnung hin. So werden wir nicht irre gehen, wenn wir das Resultat des Ausgeführten kurz dahin zusammenfassen: Der Gedanke an eine europäische Völkerföderation ist keine Utopie, sondern eine Weissagung, deren Erfüllung, wenn nicht wir, so doch unsere Nachkommen erleben werden.



Die wirtschaftliche und nationale Gefahr im deutschen Osten.

Von Arthur Dig.

(Köln b. Oliva.)

Der bekannte Agrarpolitiker v. d. Solz sagt in seinen Abhandlungen über „Die ländliche Arbeiterklasse und der preussische Staat“:

„Wenn die Entwicklung in dem seit 2—3 Jahrzehnten befolgten Gange fortschreitet, dann ist die Polonisierung der östlichen preussischen Provinzen bloß noch eine Frage der Zeit.

Die Möglichkeit ist keineswegs so fern gerückt, daß das von unseren Vorfahren zuerst im Kampfe, dann und namentlich durch langjährige Kulturarbeit für das Deutschtum errungene Gebiet wieder verloren geht, zuerst nach der Nationalität und Kultur seiner Bewohner, und als Folge davon nach seiner politischen Zugehörigkeit zum preussischen Staat und zum Deutschen Reich.“

Trotz des antipolnischen Ansiedelungsgesetzes, trotz des Vereins zur Förderung des Deutschtums in den Ostmarken ist und bleibt die Gefahr in der That vorhanden; sie ist bedingt durch den Großgrundbesitz im Osten und seine wirtschaftliche Lage. Der Großgrundbesitz hat einerseits den deutschen Bauernstand verschlungen, anderseits zieht er ein Heer polnischer Arbeiter in das Land. Die Folge ist eine dauernde Verschiebung der Bevölkerungsziffer zu Gunsten des Polentums.

Wenn die Verhältnisse bei uns auch ganz bedeutend günstiger liegen als etwa in England, so ist doch immerhin in den sieben östlichen Provinzen mehr als ein Fünftel der Gesamtfläche in den Händen von nur 2498 Privatbesitzern mit 5320 Gütern von mehr als 1000 Hektar; wie viele Bauern könnten auf diesen Flächen leben und das Land unvergleichlich besser ausnützen, statt dessen ernährt der Boden nur eine verhältnismäßig geringe Arbeiterzahl, und da die deutschen, teureren Arbeitskräfte sich bessere Stätten aussuchen, werden die billigeren Polen ins Land hereingezogen. Um noch einen Augenblick bei der Latifundienbildung zu verweilen: Sind es etwa gesunde, der Gesamtheit dienliche Zustände, wenn im Osten 7^A v. J. der gesamten Grundfläche in den Händen von nur 148 Privatbesitzern ruhen, die zusammen 1744 Güter von mehr als 5000 ha besitzen? Es ist hier nicht der Ort, näher nachzuweisen, um wie viel geringer der Boden

im Großbetrieb ausgenutzt wird, als in kleinen Wirtschaften; nur beispielsweise sei ein von dem vortrefflichen Kenner agrarischer Verhältnisse, Prof. Sering, berichteter Fall angeführt, in dem ein Kolberger Großgrundbesitzer die Verhältnisse seines in alter Kultur befindlichen und wegen vorzüglicher Bewirtschaftung weit bekannten Gutes mit denen eines benachbarten Dorfes vergleicht, welches ziemlich die gleichen Bodenklassen aufweist. Auf 100 ha entfallen auf dem Gute nur 5, im Dorfe 21 Haushaltungen; es ernährt also derselbe Boden mehr als viermal so viel Leute; auch der Staat hat abgesehen hiervon einen bedeutenden pekuniären Vorteil, da dort für dieselbe Fläche nur 168, im Dorfe aber 318 Mark Staatssteuern entrichtet werden; für die höhere Kultur spricht ferner, daß auf dem Gute nur 6 Pferde, im Dorfe 14, dort 8 Rüge, hier 33, dort 6 Stück Jungvieh, hier 22 auf dieselbe Fläche kommen. Die Latifundien entziehen den Boden zu Gunsten eines Einzelnen einer bedeutenden Schar von Bauern, die ihn obendrein weit besser ausnutzen, die dem Staate und der Gesamtheit größere Erträge liefern, unter Notständen aber weit weniger leiden würden. Statt dessen entvölkert das Land sich mehr und mehr, der Großgrundbesitz fühlt die gedrückte wirtschaftliche Lage am meisten, er muß sich ihr anzupassen suchen und strebt naturgemäß nach einer Verbilligung seiner Produktionskosten durch Verbilligung der Arbeitskraft; der deutsche Arbeiter weicht den ungünstigen Verhältnissen, sucht lohnendere Beschäftigung und wandert aus oder ab, dem billiger arbeitenden Polen das Feld überlassend. Die wirtschaftliche und nationale Gefahr ist von v. d. Goltz treffend in den Worten angedeutet: „Die Abnahme der ländlichen Bevölkerung im Osten birgt große Gefahren in sich. — Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß die Zunahme der Bevölkerung eine entsprechende Zunahme der einheimischen Produktion an Nahrungsmitteln wünschenswert erscheinen lasse. Beim Fortgang der jetzigen Entwicklung wächst aber die Differenz zwischen Produktion und Bedarf fortdauernd, und damit steigt die Gefahr, daß bei Unterbrechung der Zufuhr aus dem Auslande, z. B. in Kriegszeiten, ein bedenklicher Mangel an Nahrungsmitteln eintritt. Ferner wird die Wehrkraft des deutschen Reiches geschwächt.“ Diese Worte sind verschiedentlich benutzt, um den Ruf nach Hilfe für den Großgrundbesitz zu begründen, während sie praktisch gerade gegen den Großgrundbesitz ihre Spitze kehren und das Verlangen nach einer Vermehrung des kleinen deutschen Bauernstandes auf Kosten des Großgrundbesitzes begründen. Dadurch, daß die Entwicklung den umgekehrten Weg gegangen ist, ist die Gefahr für den Staat eingetreten. Er verliert, wie Oppenheimer in seinem kürzlich erschienenen Werk „Die Siedlungsgenossenschaft“ sagt, „als Steuerempfänger ungeheure Summen; es könnten in seinen Grenzen doppelt und mehr

Einwohner haufen und würden das Vielfache des Einkommens erarbeiten und versteuern, was heute die Landmagnaten einziehen und versteuern. Die Industrie könnte Werte im Betrage von annähernd einer Milliarde Mark, die heute für Korn und Vieh ins Ausland gehen, im Inlande absetzen und sich einen neuen Markt schaffen, größer, als der heutige In- und Auslandsmarkt, und würde gleichfalls steuerkräftiger werden.“ — Aber statt der Stärkung des deutschen Bauernstandes erfolgt eine Überflutung mit polnischen Arbeitern von minderwertiger Kultur, minderwertiger Arbeitskraft, ohne jeden Nutzen für den Staat — im Gegenteil! Sie „verkürzen den einheimischen Arbeitern die Arbeitsgelegenheit, wirken drückend auf die Lohnhöhe, nötigen sie oft, die Heimat zu Gunsten der Fremdlinge zu verlassen. Es treten ähnliche Erscheinungen, wenn auch in etwas abgeschwächtem Grade, zu Tage, wie sie infolge der massenhaften Einwanderung der Chinesen in einzelnen Staaten Nordamerikas sich gezeigt.“ So die ernste Mahnung v. d. Goltz' vor dieser drohenden nationalen Gefahr! Derselben Quelle entnehmen wir einige ziffernmäßige Belege; danach hat in der ersten Hälfte des Jahrhunderts eine Abnahme des Polentums stattgefunden, in den letzten Jahrzehnten aber ist z. B. in Westpreußen der Prozentsatz der Deutschen um 10% gefallen und der der Polen entsprechend gestiegen.

„Auch in den Regierungsbezirken Königsberg, Gumbinnen, Posen, Bromberg, Oppeln hat in den letzten Jahrzehnten eine verhältnismäßige Abnahme der Deutschen und eine eben solche Zunahme der Polen stattgefunden. In Westpreußen zeigt sich ferner die wichtige, aber leicht erklärbare Thatsache, daß das Polentum am meisten zunimmt, wo der Großgrundbesitz am stärksten vertreten ist.“ Der Grund ist eben die mehrfach erwähnte Thatsache, daß der Großgrundbesitz verhältnismäßig wenig leistungsfähig ist, dabei von jedem durch den Weltmarkt bedingten Sinken der Konjunktur schwer getroffen wird und, um einigermaßen das Gleichgewicht zu halten, zu den billigsten Arbeitskräften greifen muß. Die hierdurch, sowie durch eine Reihe anderer, hinlänglich bekannter Gründe veranlaßte starke Fortwanderung der deutschen Arbeiter hilft die Nothlage nur vergrößern, so daß thatsächlich häufig in verschiedenen Bezirken die Ernte aus Mangel an Arbeitern nicht völlig eingebracht werden konnte, was einen Schaden von Millionen verursacht hat.

Die Auswanderung, die gerade aus den östlichen, am schwächsten bevölkerten Provinzen am stärksten war, hat ihren Höhepunkt in der ersten Hälfte der achtziger Jahre überschritten. Von 1881—1885 wanderten aus den Ostprovinzen über See 341540 von 541645 Auswanderern aus Preußen überhaupt! Und zwar stammen diese Auswanderer zweifellos zum

bei weitem größten Teil aus den Gebieten mit überwiegendem Großgrundbesitz; nach genauen statistischen Berechnungen läuft die Zahl der Auswanderungen durchaus parallel mit dem Umfange des Großgrundbesitzes, während der überwiegend bäuerliche Besitz naturgemäß sehr viel weniger Auswanderer liefert. Genau dasselbe gilt für die jetzt so stark überwiegende Abwanderung, die dem preußischen Osten nach Oppenheimer in fünf Jahren dreimal so viel Menschen entzogen hat, als die Auswanderung. Wenn die Abwanderung (Sachfengängerei u. s. w.) in neuester Zeit ein wenig (aber auch nur recht wenig) nachgelassen hat, so muß man das wohl auf Rechnung der Rentengutsbildung im Osten setzen.

Ja, die Rentengutsbildung! Sie giebt dem Agrarpolitiker genug zu lauen. So lange die Hohenzollern östliches Land unter ihrer Krone beschirmt, haben sie sich dort die innere Kolonisation angelegen sein lassen. Schon vor Friedrich II. waren in Ostpreußen nach G. Schmöller etwa 150 000 Einwanderer angesiedelt, unter diesem Herrscher dann weitere 300 000. Gegen 1000 Dörfer mit einigen 100 000 Stellen wurden gegründet. Vieles haben die Latifundien verschlungen, ein Teil dieses alten Kernes aber blieb stets bestehen. Unsere Zeit hat neue Versuche entstehen lassen! über das Ziel ist man sich einig, die Wege sind verschieden, die Resultate aber bisher nicht gar zu groß und wenig befriedigend.

Die zwar gründliche, aber ungemein langsame Arbeit der Ansiedelungskommission mit ihrem ausgesprochen anti-polnischen Charakter hat bald ihre 100 Millionen verbraucht, hat inzwischen eine Reihe würdiger bürokratischer Fehler begangen und — das ist so ziemlich alles. Die teils recht schnell, im Grunde aber auch mit unerträglicher bürokratischer Langsamkeit arbeitenden Generalkommissionen erlitten gleichfalls bei ihrer Rentengutsbildung Klagen über Klagen; der Hauptsache nach haben sie 3233 deutsche und 1630 polnische Bauern bisher fest angesiedelt.

Das ist ja immerhin etwas, aber doch noch recht wenig, zumal wenn man alle bei der Rentengutsbildung gemachten Fehler in Betracht zieht, deren oberster das Herrschen des bürokratischen Zopfes ist. Zudem haben die Polen einen sehr starken Anteil an der Selbsthastmachung, wodurch die wirtschaftliche und nationale Gefahr wiederum hervortritt; denn im allgemeinen ist Wirtschaft und Kultur auf den polnischen Besitzungen gegenüber den deutschen stark im Rücklande, es bleibt also zum Teil die mangelhafte Bodenausnutzung; dazu tritt die nationale Gefahr, die ein großer polnischer Bauernstand namentlich im Falle eines östlichen Krieges darstellt. Es fragt sich nur, was in diesem Sinne und im Interesse der Kultur gefährlicher ist, ein Schwarm kulturell ganz unterwertiger polnischer Arbeiter aus Rußland, oder eine politisch wohlorganisierte Schar fest an-

säßiger polnischer Bauern. Immerhin aber ist eine beträchtliche Verschiebung infolge der Rentengutsbildung zu Gunsten des deutschen Elementes in vielen Bezirken nicht zu leugnen, wenn in andere auch das Polentum auf diesem Wege erst eigentlich eingeführt wird. Es bleibt aber auch, im Interesse der nationalen Sicherheit und des wirtschaftlichen Aufschwunges, die Hoffnung, daß der Kampf ums Dasein die Reihen der Polen, so weit sie wirtschaftlich-kulturell zurückstehen, von selbst lichten wird, und daß dem kräftigen deutschen Bauernstande der Sieg bleibt. Doch ist, um die Bildung gesunder Bauernwirtschaften überhaupt zu fördern, eine durchgreifendere und rationellere, weniger zopfige Arbeit auf dem Gebiete der inneren Kolonisation erforderlich. —

Kein Zweifel: Die Notlage des Großgrundbesitzes ist es, die die wirtschaftliche und nationale Gefahr im Osten in erster Linie begründet; der Lohn aber liegt nicht auf „Notlage“, sondern auf dem „Großgrundbesitz“, und will man dem Übel zu Leibe gehen, so darf man sich nicht scheuen, dem Großgrundbesitz selbst zu Leibe zu gehen. Das wird kein eifriger Politiker leugnen, wenn er sonst auch noch so große Sympathie für den Großgrundbesitz hegt. Wir haben die Wahl: Entweder wir lassen es bei den heutigen Zuständen, bezw. fördern noch den Großgrundbesitz, indem wir ihm durch Gewaltmittel über die Krisis hinwegzuhelfen suchen — dann bleibt es bei der höchst mangelhaften Bodenausnutzung, bei den geringen Erträgen, dem beschränkten Markt für die heimische Industrie, bei der minimalen Bevölkerung des platten Landes, bei der Arbeiternot, kurz bei der ganzen wirtschaftlichen und nationalen Gefahr. Oder wir beseitigen diese, soweit es mit einem ersten, aber großen Schritte möglich ist, durch Schaffung eines großen, möglichst deutschen Bauernstandes im Osten, durch möglichst ausgedehnte Beseitigung des Großgrundbesitzes und Heranziehung leistungsfähiger Bauern aus dem ganzen Reiche, die den Boden besser ausnutzen, der Gesamtheit in jeder Hinsicht mehr Erträge liefern, in schweren Zeiten besser stand zu halten vermögen, die Arbeiternot nicht kennen, dafür aber zahlreiche und sichere Existenzen neu begründen.

Dann, und nur dann wird es verhindert, daß die zu Eingang angeführten Worte v. d. Goltz' ihre traurige Bestätigung erfahren. Nur dann wird der Osten endlich all die Mühe in vollem Maße lohnen können, die so lange auf ihn verwandt ist. Dann wird die wirtschaftliche und nationale Gefahr in den Ostmarken schwinden und der Staat dieses Schmerzenskinds endlich froh werden.

Freie Bahn den deutschen Bauern!



Das Lied von der Erde.*)

Von Franz Evers.

(Berlin.)

Meine Erde, ich liebe dich so.

Auf, mein Wille und singe das eh'rne Lied von der Erde!

Laß deine Stimme wie Sturm und wie Donner erdröhnen und werde stark und trutzig wie ein junger Riese in Waffen.

Die dich genährt, deine heilige Mutter, sollst du mir loben;
auf! und rede wie klingendes Erz, denn siehe von oben
strahlt dein leuchtender Richter, der Gott, der den Lorbeer geschaffen.

Auf, mein Wille! dein Singen wirke wie Wein so berauschend,
sage den Menschen, wie du, das Herz der Tiefen beiauswend,
drinnen in leisem Gang Geheimnis und Rätsel vernommen.
Wie du, ein reißiger Held, die Küstung von dir gestoßen,
Krone und Schwert dazu, und hinunterstiegest mit den bloßen
Gliedern tief in der Felsen Schooß, von Gefahren umglommen.

Auf, mein Wille und künde, was wild mein Leben gepeinigt,
bis ein neues Erkennen gerettet mich hat und gereinigt,
als du lang und tief aus verborgenem Quell getrunken:
Mimirs Born war deiner Nacktheit reines Erquickend —
und nun stehst du da und schaust mit ewigen Blicken —
und es sprühn dir vom Munde der Sprache begeisternde Funken . . .

* * *

Neonen fluten dahin, seit sie sich aus dem Nebel rang;
in unsern Herzen waltet neu des Schöpferwortes stolzer Klang;
vor unserm Auge weicht die Nacht, und leuchtend liegt der Morgen da,
und Auferstehung feiert nun der Erde altes Golgatha.
Ich seh sie kreisen nebelleicht, ich seh sie glutenfeuerig glühn,
ich seh im wilden Chaosdrang die ersten Lebenskeime sprühn;
vor meinen Augen dehnt sie sich, die schwanger von Geburten war,
und meinem Geiste ward ihr Schooß, ihr ganzes Werden offenbar.
Aus Urweidünsten hebt sie sich in gotteschöner Morgenpracht,
mit Farb' und Form belebt sie sich und trägt der Wesen bunte Tracht:
tausend Gestalten wachen auf, es wächst des Menschen junge That,
und Lichtgedanken lachen auf und sän jahrhundertreiche Saat.
Das ist des Lebens frühlingsdrang, den tühn das Schicksal vorwärts treibt,
der sich unendlich wiederholt und jung in unsern Herzen bleibt;
der aus der Mutter-Erde Schooß in uns sein neues Wirken schafft,
in Leid und Freude, Sieg und Not, in Herrschermacht und Dichterkraft. —

*) Aus den demnächst im Verlage von Schuster & Lüffler, Berlin, erscheinenden „Hohen Liedern“.

Gott, du der Weiten ichter Grund, gieb meinem Liede deinen Glanz,
mit Wahrheit tränke meinen Mund, denn dir gehört mein Wirken ganz;
mein Wille ist ein stolzer Held, du Einziger, dem er sich beugt,
gieb ihm die Fülle deiner Welt, wenn er von deiner Erde zeugt!

*

Vor meinen Augen, halb umschlungen noch
vom wirren Nebel der Vergangenheiten,
erstehn die Menschenvölker, die vom Joch
des dumpfen Zwanges, Erde, dich befreiten.
Unendlich, zahllos wogen her die Schaaren,
daß kaum mein Wille solche Menge bannt;
doch hab ich ihre Ersten wohl erkannt,
drin alle anderen sich offenbaren.
Und trübten meinem Auge sich die Bilder,
die wie ein Weitentraum vorüberschwanken,
dann haftet fest mit sinnenden Gedanken
mein Blick am Einzelnen — und klarer, milder
seh ich der Menschen Werk in einem Helden,
den seine Völker als den größten meiden.
Von Zeit zu Zeiten wurden sie geboren,
die Wenigen, die herrschergleich erstehn,
die als Gesetze durch die Menge gehn
und schaffend sich ihr eigen Reich erkoren.
Sie wuchsen auf aus tiefstem Schicksalsgrunde,
Leuchttürme in dem Sturmesmeer der Zeit,
sie haben mit dem Ewigen im Bunde
sich ihrer Heldenherrlichkeit geweiht.
Ob nun in Freuden, reich und vielgestaltig,
ein Volk sich ihnen gab mit Jubelruf,
ob sie der König Schmerz, schicksaligewaltig,
in ihrer Einsamkeit zu Heiden schuf:
sie sind der Erde stolze Riesenöhne,
und übermenschlich scheinen sie dem Blick —
Sei stark, mein Lied! daß ich sie würdig kröne,
gieb in Akkorden deine vollsten Töne,
singe der Menschheit wandelndes Geschick.

* * *

Von Zeit und Raum hat sich mein Blick befreit,
und Dinge, die schon im Verborgnen schliefen,
enthüllen sich voll Sinn und Deutlichkeit.

Mir werden offenbar die grauen Tiefen:
unendlich wälzen sich nach Ost und West
die Völkerströme, die die Welt durchfließen.

Ich halte still den Athem angepreßt . . .
 Aegypten zeigt mir seine heiße Zone;
 da wogt das Volk beim lauten Fisisfest.

Da thront der König mit der Doppelkrone.
 Er läßt die Tempel in die Felsen haun,
 und zwingt ein fremdes Volk zu harter Fronen.

Sie müssen ihm sein Monument erbaun;
 wie ein Geheimnis soll es ihn umgeben.
 Jahrtausende noch werden es erschauen.

Die Sonne sieht er durch den Himmel schweben —
 er sieht die Kraft, die nie versiegen kann,
 und jenen Glauben, daß die Toten leben.

Als Sohn der Sonne beten sie ihn an.
 Er aber muß dem Sklavenwolke weichen,
 dem nun erwächst ein wunderbarer Mann.

Denn Moses fühlte seiner Sendung Zeichen.
 Er sammelte sein Volk mit starker Hand
 und konnte kühn das Rote Meer erreichen.

Und Moses sprach — und wie ein Wunder stand
 die Flut. — Als stürmend die Aegypter kamen,
 war schon gewonnen der ersehnte Strand.

„Du sollst“ verkündet er in Jahwes Namen.
 Ich seh ihn wachen auf dem Sinai,
 und seine Seele spricht ein großes Amen.

Durch Wüste und Entbehrung führt er sie,
 bis sein Gesetz in That und Sitten blühte.
 So kam das Land, nach dem ihr Sehnen schrie.

Und als im Morgenglanz der Horeb glühte,
 da betet er zum letzten Mal um Sieg,
 beim heißen Kampf, in dem sein Volk sich mühte.

Mit seinem Innern lag er da im Krieg:
 Er wußte, seine Stunde war gekommen,
 nun Israel zum Jordan niederstieg.

Der Himmel ist in Siegesglanz entglommen.
 Er betet — und sein eigenes Gebot:
 Du sollst! hat unerbittlich er vernommen.

Er schaut sein Land noch fern im Abendrot.
 Da wächst gigantisch auf ein dunkler Schatten,
 und schließt die offenen Arme ihm: der Tod. —

Mein durstig Auge will noch nicht ermatten . . .
 Die Babylonler drängten sich vorbei
 zur Zeit, als Juda sie vernichtet hatten,

Ich sehe Herrscherwahn und Schwelgerei.
Assyrer, Perser ziehen schwer vorüber —
und jetzt im Osten wird die Aussicht frei.

Die Bilder, die dazwischen sind und trüber
als andre mir erscheinen, schwinden schon,
und fern nach Indien will mein Blick hinüber.

Da haftet er an jenem Königssohn:
Siddhartha, der die Pracht der Krone kannte,
und der verließ sein Weib und Kind und Thron.

Er zieht einher, den man den Buddha nannte,
weil seine Lehre das Erkennen war,
im dürrn Kleid, das Blut und Staub verbrannte.

Ihm ward das Leid der Erde offenbar.
Das große Mitleid ging durch seine Seele.
Zu Tausenden wuchs seine Jüngerschaft.

Er zieht einher und predigt ohne Hehle,
daß jeder seinen Weg erfüllen muß
nach einem unerforschlichen Befehle.

„In der Notwendigkeit liegt euer Muß!
Und Leib und Lüste lerne du verachten:
Nirwana ist des Lebens letzter Schluß!“

Ich seh nach seinem Spruch die Menge schmachten,
„Du mußt! — Das zu erkennen bleibt dir nur!“
Und waren keine, die sein Wort verlachten.

Denn Licht und Frieden lagen auf der Flur,
wo seine Füße durch die Menschen schritten;
und als er schied, blieb eine lichte Spur.

Er hat die ganze Menschheit miterlitten
und voll Barmherzigkeit sein Thun erfüllt,
und hat sich so das größte Reich erstritten. —

Die Nebel haben mir sein Bild verhüllt . . .
Und nach Europa wird mein Blick gezogen,
wo sich die Schönheit selig mir enthüllt.

Ein Griechenfest. An des Kepheios Wogen
erlebt ein Traum der Freude, der nicht lügt;
die Ufer sind von holdem Tanz durchflogen.

Vor mir erhebt, wenn nicht mein Auge trägt,
in selgem Rhythmus nun ein nackter Reigen,
von Jünglingen und Mädchen schön gefügt.

Darüber wehn die Pinien und neigen
sich schattend nieder, und die Wiesen sind
voll Blüschchen, die die großen Blüten zeigen.

Die Winde bringen Düste, weich und lind;
 und Götterbilder leuchten aus den Tiefen . . .
 und Seligkeit wird mir wie einem Kind.

Als ob mich wohl Erinnerungen riefen,
 so bin ich still in diese Welt gebannt,
 voll Innigkeiten, die im Innern schliefen.

Und lächelnd hab ich dann das Wort erkannt:
 Es darf ein Volk in trunkenr Luft genießen,
 wenn seine Seele rein und groß entbrannt.

Du darfst! — Das war das Wort zum Überfließen,
 das den Hellenen ihre Schönheit gab;
 sie sahn den Gott in allen Formen sprießen.

Sie sahn den Gott im Himmel und im Grab —
 und die Natur ward ihnen schöne Erde,
 den leichten Wanderern am leichten Stab.

Ich seh sie kämpfen um die Heimatherde.
 Voll stolzem Mut gewinnen sie die Schlacht.
 Die Perfer stichn mit Schmach und Schamgeberde.

Und dann kommt eine lange bange Nacht
 voll Kämpfen und voll fühnem Untergehen,
 bis ihnen Alexander noch erwacht.

Noch bleiben ihre Philosophen stehen,
 wenn jener Schwärmer auch sein Reich verlor,
 der Große, der den Indus wollte sehen.

Er war der letzte Grieche, der den Chor
 der schönen Lebensharmonie verstanden,
 der mit dem Herzen fest zu Hellas schwor.

Und wenn auch seine Träume Grenzen fanden,
 ich seh noch, wie sein Feuerauge blickt,
 und fühle seine hohe Seele branden.

Ihm hat der Tod zu zeitig zugenickt.
 Ein Sonnenjüngling ging er durch das Leben,
 der plötzlich vor der Nacht zusammenschrückt. —

Und immer neue Bilder ziehn und schweben
 an mir vorbei . . . Mein Auge muß der Stadt
 der sieben Hügel staunend sich ergeben.

Ich sehe, wie sie Kraft gewonnen hat,
 die große Siegerin, in Macht und Waffen,
 die stolz vernichtet, was verträumt und matt.

Italien konnte sie zusammenraffen;
 schon dringt ihr Eisenarm nach Norden, als
 im Süden ihm Carthago macht zu schaffen.

Dem großen Punier beugt Rom seinen Hals;
und durch die Felder von Italien wogen
die Afrikanervölker Hannibals.

Mit ihnen hat die Alpen er durchzogen,
er, der als Sieger dann den Tod sich gab,
vom Vaterland verlassen und betrogen.

Die Römer siegten über seinen Grab.
In alle Winde stoben Freudenfunken;
in alle Länder kam ihr Herrscherstab.

Der Glanz der Völker ist zu Staub gesunken.
Europa, Afrika und Asien sahn
die Legionen kampfs- und siegestrunken.

Und dann seh ich die Bürgerkriege nah:
Und aus den Bürgerkriegen hebt sich mächtig
ein Mann und findet seine stolze Bahn.

Sein Auge bligte scharf und wissensprächtlich,
und seine Mienen waren wie aus Erz;
die Stirne war von Weltgedanken trächtig.

Caesar, der Römer, hat ein Vaterherz;
Caesar, der Sieger, träumt von Purpurfalten;
Caesar, der Mensch, erliegt in Gram und Schmerz.

Er lehrte sie das Reich zusammenhalten;
er wollte allen der Vermittler sein;
und mußte dann an einem Wahn erkalten.

Dor ihm verlor sich, was verbrieft und klein;
er hat den Schein der Größe nicht vermieden;
er stand mit seinem großen Traum allein.

Und so erschienen jene trüben Iden
des März'es, wo er seuzend und durchbohrt
von dreiundzwanzig Dolchen hingeschieden . . .

Ihr Volkstribunen, die ihr euch verschwort,
ihr seid des Mordes niemals froh gewesen!
und wußtet bald, was ihr an ihm verlor.

Nicht konnte Rom von seinem Tod genesen,
sein geistig Erbe hat sich noch erfüllt
in jenen Kaisern, die nach ihm gewesen. —

Von schwanken Schleiern wird ihr Bild verhüllt . . .
denn in Judaea ist ein Mann erstanden;
der hat mit seinem Wort die Welt erfüllt.

Er brach, ein Eifrer, mit des Todes Banden:
Das ewige Leben war sein Lichtgebet —
bis alle Zweifel, die ihn trübten, schwanden.

Der Sohn des Zimmermanns von Nazareth,
den seine Jünger aus dem Volk umgeben,
erscheint ein Feuer, wie er vor mir steht.

„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben,
denn niemand kommt zum Vater, denn durch mich!“
So klingt sein Wort. Die Menge laufst daneben.

Im groben Kleide geht er königlich
und segnet rings das Volk mit mildem Munde . .
„Seht! alle Schmerzen überwinde ich.“

„Denn alle Engel sind mit mir im Bunde;
und mir gehört des Vaters ewiges Reich.
Ich bin der Sohn! Es naht die Richterstunde!“

Sein Auge macht das Herz der Harten weich;
und Wunder werden unter seinen Händen;
er heilt die Kranken am Bethesdaeich.

So schürt die Geister er mit heißen Bränden,
Er, der dem Volk in Herz und Nieren sah —
und muß, von Priesterhaß gekreuzigt, enden.

Er aber fühlt des Vaters Willen nah
und beugt sich seinem irdischen Geschehe . . .
Ich seh das Kreuz erhöht auf Golgatha.

Zum düstern Himmel hebt er noch die Blicke,
wo schon die Sonne ihren Schein verliert,
und steht zu Gott, daß er den Schmerz erlicke.

„Es ist vollbracht!“ . . . Ein banges Schweigen friert
durch alle Herzen, die das Kreuz umstehen.
Sie haben noch nach seinem Kleide gegiert.

Der Leib verschied. Doch seine Jünger gehen
in alle Welt, von seinem Wort gespeist,
und predigen von Licht und Auferstehen.

Und wo sie reden, strömt ein heil'ger Geist.
Sie tragen in die Nacht des Kreuzes Zeichen,
ein Weltaymbol, das in den Himmel weis.

Und wie sie nun die Riesenstadt ertelchen,
das stolze Rom, da stürzt es sterbend hin . .
Wie die Caesaren noch im Rausch erleichen!

„Christus ist unser Leben und Gewinn!
Christus ist Sieger! Selig, ihm zu sterben!“
dröhnt es ans Ohr der großen Bühlerin.

Und sie vergeht . . . Denn jene Worte werben
um einen Rächer, der von Norden dringt,
und die Germanen sind des Geistes Erben:

Ein kernig Volk, das Rom zu Boden zwingt,
und das in vollen Schaaren überflutet,
weils aus dem Norden frische Kräfte bringt.

Aus euern Wäldern, drin ihr lange ruhtet,
sieht euch mein Auge kommen hoch und jung,
bis sich im Süden euer Sturm verbiutet.

Vernichtend braust die Völkerwanderung . . .
Ich muß die Eider eine Weile schließen,
denn also wogt es in der Niederung.

Da meine Kräfte mählig mich verließen,
bedarf ich eines Tranks, der mich ergänzt . . .
ich fühle ihn schon aus meinem Innern fließen.

Und nun ich spüre, daß mein Auge glänzt,
erheb ich es voll Sehnsucht in die Ferne,
und sehe mich von dunkler Nacht umkränzt.

Am weiten Himmel brennen tausend Sterne.
Der Mond ist fort . . . Der Geist der Erde wacht . . .
und führt mich weiter, daß ich von ihm lerne.

Da hab ich groß die Augen aufgemacht —
Die Wüste dort. Ein Mann vor weißen Zelte,
der jählings auffpringt, wie von Blut entfacht.

Und als das Sternenlicht ihn nun erhellte,
erscheint er mir nicht jung und auch nicht alt
im schwarzen Haar, das seine Stirn umwellte.

Ein Turban krönt die mächtige Gestalt.
Er breitet seine Arme auf den Himmel,
und betet laut voll eherner Gewalt.

Dann steigt er funkeläugig auf den Schimmel.
Das krumme Schwert klirrt an des Pferdes Bug
Und hinter ihm entsteht ein dicht Gewimmel.

Von braunen Beduinen drängt ein Zug
sich ihm zur Seite. Seine Worte klingen.
Und durch die Wüste brausen sie im Flug.

„Allah il Allah!“ Mir zu Ohren dringen
die Worte: „Muḥamed ist sein Prophet!“
„Allah il Allah!“ braust das wilde Singen.

„Du kannst!“ das ist sein ehernes Gebet,
womit er diese Schaaren trunken machte,
„Du kannst!“ das Wort, das durch die Erde geht.

Oh Wort, das alle Leidenschaft entfachte!
Es wird vernichtet mit dem nackten Schwert,
was nicht dein heißer Sturm zu Falle brachte.

Die dunklen Männer sind wie siegbewehrt.
Sie stürzen sich in dichte Feindeshaufen,
weil Muhamed es, ihr Prophet, begehrt.

Sie dringen vor, die halbe Welt zu taufen.
Sie opfern Allah ihre Seele ganz,
damit sie sich in seinen Himmel kaufen.

Vor ihrem wüthen Ansturm bricht Byzanz.
Sie sind bis nach Hispanien gezogen.
Nun steht das Reich des Muhamed in Glanz. —

Und dann seh ich die Welle rückwärts wogen . . .
Kreuzfahrer rüsten sich zum heiligen Kampf
fürs Grab, um das der Islam sie betrogen.

Durch haib Europa donnert das Geklapp
der Krieger, die nach Palaestina ziehen.
Es wüthet ein jahrhundertlanger Kampf.

Auch der will meinem Angesicht entfliehen,
damit mein Wort euch Andres künden soll.
Den Mächten Dank! die mir die Sprache liehen.

Es ist mein Herz von all den Dingen voll;
doch soll ich fester meine Zunge zügeln,
weil schon mein Mund von Vielem überquoll.

Denn später muß ich noch mein Lied besüßeln,
daß es wie Flamme durch die Nächte loht;
dann schweb ich mit ihm über allen Hüßeln.

Und nur das Höchste, das dem Kleinen droht,
soll dann von meinen warmen Lippen klingen
wie Meeresbrausen und wie Morgenrot. —

Noch einmal will Italien mich bezwingen . . .
Da blüht die Kunst und freie Menschlichkeit,
und meine Dichtung darf von beiden singen.

Aus engen Banden ist ein Volk befreit;
vom Himmel hat es einen Glanz auf Erden,
und alles reißt im Dienst der Christenheit.

Da seh ich trohig stolze Menschen werden;
da brütet Welken Michelangelo
und trägt voll Größe Kränkung und Beschwerden.

Er wird wie Dante nicht des Lebens froh.
Sein Geist bleibt auch verbannt und unverstanden;
drum liebte er den Florentiner so.

Die Gaben, die in Leonardo branden,
erkennt mein Blick und sieht die Stätten blühen,
wo Raphael und Eljian erstanden.

Und nun erwacht ein allgemeines Mühn,
ein kühner Reigen ungekannter Thaten —
Ich fühle wohl, wie meine Wangen glühn.

Die Sonne hat Copernicus erraten.
Columbus ahnte das erkämpfte Land.
Die ganze Erde sproß in neuen Saaten.

Als jener Bauer sein Bekenntnis fand,
erhob im Norden sich ein junges Wehen,
und auch an alter Erde rief es: Land! . . .

Ich sehe Shakespeares Riesengeist erstehen,
der alle Menschheit faßt mit Hirt und Sinn,
in jenen Worten, die niemals vergehen.

Noch schau ich hinter seiner Königin
Cromwell mit unerforschetem Antlitz schrelen —
dann schwindet alles mir im Traume hin. —

Nur meine Ohren hören wildes Streiten —
Verwüstung, Kampf und Unsal fühl ich schon . . .
bis dumpfe Wirbel mir ins Innre gleiten.

Ich wache auf! — Da bricht ein Könlgsthron.
Ein anderer folgt. Die dichten Massen schreien.
Vor mir wühlt dumpf die Revolution.

Sie schlagen Sturm; sie wollen sich befreien.
In Frankreich steht das ganze Volk in Brand.
Sie wollen, daß die Fürsten Menschen seien.

Und weiter frist es sich von Land zu Land.
In Ost und Westen zucken rote Flammen.
Kein Privilegium hält ihnen Stand.

Die Bürger rotten sich in Groll zusammen;
vor ihnen zittert — denn es ist Paris —,
wen sie zum Guillotinenbell verdammen.

Der Sturmwind, der in dieses Feuer bles,
heißt Schwelgerei und hohe Prasserlaune,
bis er es schließlich auseinanderfließ.

Und tausend Funken sprühen, daß ich staune,
wie solch ein Sturm so schönes Schauspiel giebt,
daß ich sein Bild in meine Dichtung raune.

Nicht Jeder ist, der eure Wildheit liebt,
ihr der Empörung feurige Genossen,
nun ihr euch mutig in das Weltbuch schreibt.

Schon hält der Feindesring euch fest umschlossen,
der wie ein nahes Ungewitter war,
da kam es stolz aus euch herausgeflossen:

„Auf! auf! Das Vaterland ist in Gefahr!“
 Zerlumpt und hungrig greift ihr noch zur Wehre.
 Das Wort flog euch voran, ein starker Mar.

Und lauter Siege trinken eure Heere.
 Die Völker zittern vor der Republik.
 Die Marseillaise wetteifert mit dem Meere . .

Da steht ein Mann. Er biegt den Kopf zurück.
 Sein Wille wird von keinem noch erraten.
 Ich seh ihn deutlich mit dem Adlerblick.

Mit Feuerworten führt er die Soldaten.
 Das Auge blüht . . und seine Lippe träumt:
 Ich bin berufen zu den größten Thaten.

Wie steh vor ihm der feinde Streitmacht bäumt.
 Er steigt! Er steigt! . . Napoleon Bonaparte! . .
 Und schnell hat er Italien ausgeräumt.

Sein Blick hängt immer an Europas Karte;
 bei Tag und Nacht mißt er nach Raum und Pfad,
 und prüft das ganze Land von seiner Warte.

Und dann kommt jener Tag, wo er den Staat
 der Republik in seine Hände presste
 und so das wilde Chaos kühn zertrat.

Dann schlug er noch der Völker matte Reste.
 Der stolze Glanz ließ ihn nicht widerstehn:
 Der Kaiser träumt noch mehr, als Krönungsfeste.

Er fühlt hoch über sich sein Schicksal gehn.
 Er muß ihm folgen und zur Sonne steigen.
 Er will Europa steh zu Füßen sehn.

Er träumt von fernen Alexanderflügen . . .
 Das Land des großen Peter trotzt ihm noch.
 Und dem Phantome muß er unterliegen.

Er zwingt die Völker einmal noch ins Joch:
 fünfhunderttausend führt er nach dem Osten . . .
 Und Sieg auf Sieg! Und weichen muß er doch.

Ein dunkles Muß läßt Nero und Waffen rosten.
 Und Moskaus Flamme zehrt den Glauben auf.
 Der stolze Sieger soll Vernichtung kosten.

Denn unerbittlich ist des Schicksals Lauf.
 Es rächt sich hart an dem Cäsarenerben —
 und ganz Europa steht in Waffen auf.

Seht hin! wie seine Grenadiere sterben!
 In zwanzig Schlachten leuchtet sein Genie;
 und hundert Tage können Ruhm erwerben.

Das herbe Schicksal aber fordert: Viel —
 Er fühlt sich an der Übermacht ermatten . .
 Sein Stern erleuchtet, der ihm den Sieg verlieh.

Und durch die Länder ziehen breite Schatten.
 Die Schlachten schwinden, die mein Auge sah —
 und mir verdunkeln Städte sich und Matten.

Vor meinem Blick taucht auf Sankt Helena.
 Ich seh den Kaiser in die Mächte sinnen.
 Der Ozean liegt unermessen da.

Doch seine Träume können nichts gewinnen.
 Sie finden nur die große Einsamkeit,
 und in der Einsamkeit ein neu Beginnen. —

Mein heilig Herz, nun halte dich bereit!
 denn in der Nacht darfst du von Zukunft träumen,
 denn in der Nacht ist Frieden weit und breit.

Wo unter dir die großen Wasser schäumen
 und über dir der ewige Himmel sternt,
 darfst du dich wiegen in beglückten Räumen.

Du hast vom Leben lang und viel gelernt . . .
 Verachtet nicht mein Herz! wenn es begeistert
 sich über eure Gegenwart entfernt.

Mich hat ein Bild voll Herrlichkeit bemeistert;
 ich barg es hütend in der engen Brust;
 nun steht es da, das meinen Traum durchgeistert.

Nun wird es stark! nun ward es mir zur Lust!
 Ich fühle, daß ich euch das Rechte sage,
 und bin mir seines Wertes wohl bewußt.

Wahrlich! es kommen neue Heilandstage.
 Die Erde fühlt den Athem stillestehn . . .
 Der Neue Mensch erwacht und tilgt die Plage.

Ich seh ihn leuchtend durch die Lande gehn.
 Er ist die Stärke, und sein Blick ist lauter.
 „Ich will“ tönt seiner Worte stolzes Wehn.

Er scheint mir als ein lange schon Vertrauter:
 den Seelengrund sah ich in Buddha ruh'n;
 sein Leib ist ein hellenenschön gebauter.

In Christus wirkte sein lebendig Thun.
 Er fühlt in sich die unermessnen Tiefen,
 und öffnet euch den Schooß der Erde nun.

Seht ihr ihn wohl, den meine Rhythmen tiefen? —
 In Kraft und Schönheit zieht er durch die Welt
 und weckt die Kräfte, die verborgen schliefen:

Er, der Zukünftige, der starke Held,
der König mit dem wunderbaren Worte:
„Ich will, daß jeder seinen Thron bestell!“

„Ich will, daß jeder öffne seine Pforte,
im eignen Land ein eigener König sei;
dein Haus sei dir gleich einem heiligen Ort!“

„Ich will!“ das Wort macht dich erlöst und frei!
Dein Eigner sei in Welt und Kampf und Leben!
Ich will, daß Gott beständig in dir sei!“ —

Ich will! fühl ichs durch meine Seele beben . .
Mein Auge wacht. Die Nacht ist licht, so licht . . .
Ich seh ein Glänzen über Deutschland schweben.

Die tausend Sterne stehen dicht an dicht.
Hell über Rußland stralen Doppelsonnen . .
Ich will! das eine Wort vergeß ich nicht . . .

Nun hat mein Leben wieder Land gewonnen —

* * *

Schweige nun, trunkenes Herz! deine Träume hast du gesehen;
über die Lande fühlst du schon den Geist der Zukunft wehen;
und in heiliger Harmonie durchbraust deine Erde die Nacht.
Durch den Himmel ist ihr Lied wie ein voller Akkord erklungen,
mir ins bebende Blut sind ihre Geheimnisse selig gedrungen,
und ich schaue mit hellem Blick der Erde eiserne Wacht.

Herrlich stehen sie da und ruhn, vom Vollmondschimmer begossen,
ruhn wie ergene Hüter der Kraft, aus deinem Schooß entsprossen,
hüten Herz und Heiligtum mit stäternem Blick und Schwert.
Mutter-Erde, nun nimm du hin mein letztes Zweifeln und Jagen,
denn noch wachen dir Helden wie einst in diesen und künftigen Tagen:
heiliges Herz, schweig still! du hast nicht vergeblich begehrt.

Erde, du stralender Ball, du leuchtender Stern unter Sternen,
mütterlich trägst du auch mich durch die dunklen himmlischen Fernen,
laß dir mein Leben ein reiches, ehernes Opfer sein.
Nacht und Not laß mich mit klarem Auge durchwachen . . .
Deine Zukunft will sich schon mir unermessen entfachen —
und ich bete still in ihren Glanz hinein.



Unser Dichteralbum.

Böse Hände.

<p>§ Schmiegfam zarte Rosenhändchen § Hielt ich innig lang umschlungen — Ist sie plötzlich, unheilahnend, Wie ein Reh so scheu und ängstlich Von der Seite mir entsprungen.</p>	<p>Fernher ihre weichenblauen Augen auf mich niederstammten; „Böser Mensch!“ die Lippen hauchten, Bleich und bebend, voll Erinnerung An Vergangnes mich verdammten . . .</p>
---	--

Und ich sah auf meine Finger,
 Seufzend: Ach, nicht ohne Mängel
 Ist die Hand, die weich verwöhnte,
 Eines schönheitfrohen Mannes —
 Aber Du, Du bleibst ein Engel!

Oscar Kink.

Der Dichter.

Ich möchte heut von Glück und Schönheit sprechen,
 Ich möchte für Euch Rosen, Lilien brechen,
 Von Liebe überschwillt mein Herz.
 Doch weh! ich fühl's, noch darf ich es nicht wagen,
 Wie Hohn Kläng's nur in Euer Klagen,
 In Euren Haß, in Euren Schmerz.

Ich möchte Euch die schöne Erde zeigen,
 Die junge Saat, die Knospen an den Zweigen,
 Den weißen Apfelblütenschein.
 Doch hör' ich schon das grimme gelle Lachen
 Und Millionen, wie ein heißer Rachen,
 Nach Brot wie Wahnsinn gräßlich schrein.

Ich möchte tröstend von der Zukunft reden:
 Da blüht die Liebe, Glück für jeden, jeden,
 Des Menschentages Morgenrot.
 Doch seh' ich nur sich wilde Flüste ballen
 Und höre wüstes Jöhlen, Röcheln, Lallen
 Und sehe Blut und sehe Tod.

Und doch, fern diesem höllentrunknen Lärmen
 Muß ich von Schönheit, Glück und Liebe schwärmen,
 Wovon die Seele mir erklingt.
 Noch weiß ich Plätze, tief im Nicht verschwiegen,
 In Nacht und Sternensichte friedsam liegen,
 Wohin kein Menschenlaut je dringt.

Es ist da grünes stilles Eden immer
 Und liegt ein heller Kühler Hirschschimmer
 Weit über dieser meiner Welt.
 Und da kommt zu mir Sie und dunkel wieder
 In Kronenglanz und himmlischem Gefieder,
 Das Antlitz wunderbar erhellt.

In ihren blauen Augen ist ein Grüßen,
 So licht, selbst Todesleid mir zu versüßen:
 Doch bin ich Glück und Liebe ganz.
 Sie neigt sich nun zum Kusse still hernieder,
 Aus meiner Seele werden Lieder, Lieder —
 Und Traum ist Leben, Klang und Glanz.

Fiechtendorf (Waldeck).

Willy Kentrodt.

Das dunkle Lied.

Ich sänge gern von Licht und blauer Luft,
 Wenn nur das Leben statt der finstern Nächte
 Mir einen sonnenklaren Frühling brächte,
 Der Friedensblumen aus der Tiefe ruft.

Ich wäre gern ein Ritter allem Schönen,
 Und malte rosenfarbig, was ich schaue,
 Kömmt' ich die Wahrheit, diese ewig graue,
 Mit dem erträumten, reinen Glanz versöhnen.

Wohin ich blicke, seh' ich stetes Kämpfen,
 Statt Himmelssonnen schwüle Wettergluten,
 Und seh' des Elends zähe Lava fluten
 Und keine Macht den Weltenbrand zu dämpfen.

Die nackte Wahrheit, die mein Auge sieht,
 Den Taumeltanz um eines Kraters Becher,
 Das Todesringen der verstoßnen Zecher
 Vom Tisch des Lebens, sucht mein ernstes Lied.

Werk.

Rote Rosen in den dunklen Locken,
 Wangenschmelz und frischer Lippen Kuß,
 Und des Fleders erste Blütenflocken
 An der knospenwarmen Mädchenbrust.

In den Augen aber liegt verborgen
 Hinter Kinderblicken heiße Stut,
 Bis ein sonnenreicher Frühlingsmorgen
 Bricht die Schranken der gedämmten Flut.

Sommerglanz und fernes Donnerrollen,
 Schwüler Taumel, halberstickte Rufe —
 Und mir heut ein Gott den übervollen
 Freudenbecher von des Thrones Stufe.

Reife Ähren traf der Sichel Schnaide,
 Von den Zweigen wirbeln dürre Blätter,
 Die Natur im sahlen Sündenkleide
 Fühlt das Nahen rauher Winterwetter.

Bleiche Wangen, wirr das Kofenhaar,
Siehst Du stumm das Schöne rings verderben;
Und im feuchstumflorten Augenpaar
Müdes Lächeln, sehnst Du Dich nach: Sterben.

Eger.

Carl Schmidt-Mar.

In der Flußmündung.

Harrt mich auf einmal denn ein böser Traum?
Noch eben lachten mir der Küste Saum,
Das ruhige Meer in heitrer Farbenpracht —
Da wird es plötzlich dunkler wie die Nacht,
Es schiebt und wälzt sich schichtend Wand an Wand
Und legt sich lautlos über Meer und Land.
Kühl überrieselt mich ein Regenguß.
Ich kühl' mich nicht: dicht vor mir murr't der Fluß.
Unheimlich braun die Nebel. Bild an Bild
An mir vorüberfliehet phantastisch wild —
Und plötzlich fällt mir ein: Ist nicht der Ort,
Die Stunde recht bequem für einen Mord? —
Mir graust — „Heh, Führmann, heh!“ — Ich schreck' empor —
Was war? Wer rief? Horch, Koffschuß im Moor! . . .
„Heh, Führmann, heh“ . . . der Nebel schluckt es fort —
Das Blut braust mir im Ohr. Mich bann't der Ort —
Und noch einmal: „Heh, Führmann, heh“ . . . und bang
Verharrt die Stille. Dumpfer Schwerterklang.
Getümmel und Gestampf. Ein Todeschrei!
Im Fluß ein Gurgeln. Koffeschuß. Vorbei.
Mein Atem stockt. Im wilden Wirbel drehn
Die Nebel sich, und plötzlich kommt ein Wehn,
Ein schwefelgelbes Licht verzehrt die Wand —
Im heil'gen Sonnenfrieden liegt das Land.

Berlin.

Hans Benzmänn.

Die Propheten.

Cerynen.

¶ Sie hatten für ihr Volk nur Eins erbeten:
Daß sich der Kriegsheld zum Tyrannen krönte,
Mit Füßen das verfaul'te Recht zu treten!

Bis er das Volk mit seiner Macht verhöhnte,
Als Gottes-Geißel peitschte bis aufs Blut
Und endlich jedes Sklavenfinns entwöhnte.

Das war, bei Gott, der alten Trägheit gut!
Das machte längst vergessne Kräfte schlumen
Und reizte den verbissnen Grimm zur Wut.

Zum Aufruh' hießen sie das Volk sich bäumen,
Die morsche Sitte ganz in Stücke gehn
Das Reich erwuchs aus ihren Träumen

Und ließ die Welt ein stolzes Schauspiel sehn.

Leipzig.

Kurt Martens.

Herbst.

Ge' nicht von mir! Nun will der Wald sich färben,
Zu Boden taumelt leise Blatt um Blatt,
Soll mit dem Sommer unsre Liebe sterben,
Die jung und prächtig erst in Blüten trat?
Viel hat des Lebens Herbsthauch mir getödet, —
Nur Dich, Du meiner Seele lichte Hier,
Hab' ich aus meinem Frühling mir gerettet,
Du bist mein Alles nur! Geh' nicht von mir!

Des Nächsten Weib.

Dein Bild entnahm ich heut dem dunklen Schrein.
Sei, hold'er Trug, dem Einsamen willkommen!
Gieß Frieden mir ins wilde Herz hinein
Aus Deinen Augen, Deinen kindlich-frommen! —
Mir ist, ich sei bei Dir. In Deinen Schoß
Berg' ich mein Angesicht, das thränenfeuchte,
Und all mein Leid, das ich Dir schein verschloß,
Nun blutet's aus. So hör' denn meine Weichte.

Ich liebe Dich! Kann es denn anders sein?
Ich habe Dich geliebt von jener Stunde —
Weißt Du es noch? — Da tratst Du herein
So sieghaft schön, ein Lächeln auf dem Munde,
Ich aber stand gebannt und sah Dich an
Mit heißem Blick. Wie brannten meine Wangen!
An jenem Tag ward ich ein sel'ger Mann, —
Und doch unselig und gefangen.

Unselig — ja! Es kam der Lenz ins Land, —
Ein Klingen und ein Blühen auf allen Wegen —
Da rafft' ich mich empor, mit müder Hand
Ein sündig Hoffen in das Grab zu legen.
Du ahntest nicht, was ich im Stillen iitt;
Ich saß bei Dir, wie oft, im Stüblein droben
Und sprach und scherzt' und — schied, mit festem Schritt,
In Todestrauer, doch das Haupt erhoben.

Dann zogst Du fort. Mir aber war's zu Sinn,
 Als sei die Sonn' am hellen Tag geschieden.
 Grau schlich mir eines Sommers Pracht dahin, —
 Ich schrieb und sann und schuf, und suchte Frieden.
 Umsonst! — Da warf ich in die bunte Flut
 Des Lebens mich, im Taumel zu genesen:
 Ich schlürfte Weibestuf und Traubenblut
 Und — ward unsel'ger noch, als ich gewesen. —

Nun leuchtet Deiner Augen Sternenglanz
 Mir wieder auf des Lebens irren Pfaden.
 Schwebt endlich wieder mit dem grünen Kranz
 Apollons Tochter her, mich zu begnaden?
 Die sie mir heut, die Blüten, stecht' ich all
 Ums liebe, liebe Haupt Dir zum Geschmeide, —
 „Und wenn der Mensch verstummt in selner Qual,
 Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide!“

Graz.

Franz Goltzsch.

Blasse Lippen.

Mein Kind, wie sind Deine Lippen so blaß,
 Dein Braunaug — wie es glüht!
 Ist's brennende Liebe, ist es Haß,
 Was mir entgegensprüht?!

„Ich weiß nicht, was sie so blaß gemacht,
 O komm' und küsse sie rot! —
 — Seit jener selig unseligen Nacht
 Ist all mein Denken tot.“

Es treibt mich zu Dir das klopfende Blut,
 — Ich kann ja nimmer zurück! —
 Komm', küsse mich wieder mit heimlicher Glut,
 Und halte Dein bebendes Glück!“

Karlsruhe i. B.

Adam Heid.

Geklimper.

Klimpre, kleines fluges Kind,
 Klimpre die alte Weise!
 Meine Gedanken fliegen auf,
 Fliegen auf weite Reise.

Fliegen durch manches lange Jahr
 Hin in selige Zeiten,
 Und wie erstes Unschuldsgrün
 Dämmert's aus jenen Weiten.

Jugendzeit, in diesem Lied
 Grüßt Du mich leise, leise —
 Klimpre, kleines fluges Kind,
 Klimpre die alte Weise!

Wien.

Emil Rebert.

Finkenfang.

Und wenn der Herbst im Busche kam,
Da paßt' ich längst auf ihn und nahm
Mein Fanggerät zu Händen,
Mehlwürmer such' ich in der Truh,
Hollunderbeeren noch dazu,
Und thät mich buschwärts wenden.

Einmal strich ich bis zum Jägerhaus —
Ein dreister Goldtopf lugt' heraus
Mit Augen zum Durchbohren;
Ich stand verduht, dann lief ich weg,
Und übermütig schlug mir, keck,
Ein Lachen um die Ohren.

Wer weiß, wie weit mein Reifhaus ging?
Auf einmal war's, als ob ein Fink
Im Jägerhäuschen schlüge;
Flugs macht' ich Halt, und zehenteils
Schlich ich zurück, zog Kreis an Kreis
Um's Häuschen zur Genüge.

Nesselwih O./S. -

Mein Gott! wie drin das Finklein schlug,
Ich hörte mich nicht satt genug,
Ich legt' mich auf die Lauer. —
Und eh' der Herbst zu Rüste ging,
Wahrhaftig, saß der lose Fink
In meinem Vogelbauer.

Heut ist er schon ganz brav gezähmt
Und hat sich auch noch nie gedrämt,
Daß ich ihn heimgetragen,
Er hat sich eben zierlich jezt
Auf meinen Schoß verliebt gesetzt
Und hebt nun an zu schlagen.

Ein Kiedlein klinget von jungem Glück,
Ein Kengraß an den Wald zurück,
An Blumenblühn und -blinken,
Und dann ein Gruß hinaus, hinaus
An jene Zeit, wann einst mein Haus
Ein Nest voll junger Finken.

Cari Klings.

Neue Übertragungen horazischer Oden.

I, 23.

Stille Furcht.

Du siehst mich — so das junge Reh
Entiert vor Wind- und Waldestrauschen,
Wenn einsam es auf Bergeshöh'
Die Mutter nimmer kann erlauschen.

Denn schauert leis der Keng herein,
So bebt ihm Herz und Knie beim Hauche,
Es zittert, wenn ein Eidechstein
Grünlichimmernd raschelt in dem Strauche.

Nicht folge ich in Lücke Dir,
Nicht wie der Keu auf Mord ich sinne —
So laß' die Mutter, komm' zu mir,
Du bist erblüht — es harret die Minne.

III, 10.

Ständchen.

Stätt' ich mein Lieb am schwarzen Meer,
Wo Spatz nicht kennt ein Eheherr,
Und ich stünd' da in Nacht und Wind,
Sie ließ mich ein geschwind.

Du spielst die Spröde — gib es auf —
Leicht schnarrt das Seil zurück im Lauf:
Nicht sind doch, wo Du her bist, traun,
Penelopen die Frau'n.

Das ist ein Sausen — hörst Du nicht
Wie's röhret im Park, am Haus sich bricht,
Wie's rührt die Thür und frosteshart
Vor ihr der Schnee schon knarrt?

Da hab' ich Dich beschenkt wie reich,
Ich geh' umher tekojenbleich,
Und überdies hat's Deinem Mann
Die Jose angethan.

Umsonst — es bleibt die Chäre zu —
 O Steinern Herz, o Schlange Du!
 Es regnet gar — wer hielt es aus?
 Schlaf' zui Ich geh' nach Haus . . .

III, 26.

Zur Siemal noch!

Im Minnesold hab' ich gedient in Creuen,
 Nicht socht ich ruhmlos, und nicht lang ist's her —
 Nun, Meerentfliegne scheid' ich aus den Reihen,
 Zur Linken Dir soll die gediente Wehr,

Soll diese Laute nun im Tempel hangen!
 Die fackeln bringt, die mir gestrahlt, herbei
 Und meinen Bogen und die Hebelstangen:
 Manch' Wallthor brachen sie — das ist vorbeil

Doch, hör' mich, thronend Du in sel'gem Walten
 Auf Cypren und in Memphis, sommermild,
 Noch Einmal, Herrin, laß die Geißel schalten:
 Die stolze Chloë ist es, der es gilt.

Darmstadt.

B. Hanftmann.



Aus Langerweile.

Von Hans Schenk.

(Bremen.)

Das Fenster stand offen und die Nacht schaute mit ihren stillen Stern-
 augen ins Zimmer.

Er lag auf dem Ruhebetto, den Kopf tief in die Rissen gewählt.

„Dies Ekelhaft-Müde, Schleimig-Träge . . . und doch nicht ruhen,
 nicht schlafen, nicht vergessen können . . . zu faul zu jeder Bewegung —
 einfach ekelhaft! . . .

— 'mal bißchen Nikotin einpumpen!“

Er brannte sich eine Brasil an.

„Ach was, hilft ja schon lange nicht mehr . . . bißchen mit Opium
 würzen.“

Er begann wieder zu rauchen und stierte zum Fenster in die blaue
 Nacht hinaus . . .

— — Die Sterne dort silberklar — und das reine, tieffatte Indigo-
blau des Himmels . . . hm — — malen können . . . weiter nichts —
unten eine Sphing — ach was, auch so abgeleckt. Jeder, der 'n „bischön
in Symbolistik macht“, kockt 'ne Sphing — und dann mit diesen riesigen
Guterbrüsten . . . nein nur . . . nur mit einem Menschen, der lacht —
sich den Bauch hält vor Lachen — kapitaler Gedanke, der lacht — lacht —
Ja.

Ober eine solche Nacht, da von den Sternen Stricke 'runterhängen,
an denen armselige Poeten 'naufstrabbeln, nauftrazeln, . . . da oben —
das Geheimnis steht und jedesmal den Strick durchhaut, wenn einer hoch
genug 'nauf ist, um sich beim Herunterfallen den Schädel einzuschlagen . . .
und unten alles voll von Schädeln und Knochen . . . und das Geheimnis
muß grinsen, so recht wütend lustig grinsen . . . dies Grinsen muß man
fühlen, . . . das muß einem durch die Knochen schrillen . . . und in
Flammenschrift muß oben am Himmel stehen — ah ba — das wäre
banal — nur das Grinsen — weiter nichts. . . —

Nun der Mond da, voll und rund. Eine Tasse Orange-Ober-Bouillon.
— Voll — Rund! — Beim Mond geht's an. Nur bei den Weibern
nicht. Schlang. Mimosenhaft fein. — Diese Säugetiere — diese lebenden
Karlsbadannoncen . . . puh Teufel . . . ach guck . . . dieser Mond. Da
rückt er an. Immer näher . . . da bist du ja, du riesiges vergoldetes
Thalerstück. . . Weißt du . . . famosste Platte! Auf dich möcht' ich mein
Selbstporträt malen, mein Teufelskrätzchen auf Rheinweingoldgrund . . .
So am Himmel mein Selbstporträt — ah — fein! Auf dir, du aller-
liebste, runde, goldene Himmels- — — — backe, wirklich fein! Ach, nun
thu' mir nicht die Augen zu, alte Schlafmütze, oder ist dir meine Bra-
minenweisheit zu langweilig . . . du wirst ja grau . . . ärgerst du dich . . .
Selbstporträt? — hm — Himmels- — — — backe -- hm? — Ganz
grau — müde —

Ja, weißt du, müde — müde — müde — bin ich auch — ganz
müde

— Die Landschaft ist öde und traurig . . .

Weite, schwarze, nachtüberblaute Heide . . .

Der Mond ist verwandelt. Ein Menschenantlitz blickt in unendlicher
Trauer hernieder. . .

Die dunklen, schwermütigen Augen mit den langen Wimpern, mit den
tiefen Ringen . . .

Er sieht sie weinen, sieht deutlich zwischen den vors Gesicht gepreßten
Fingern Thränen rinnen

— Er steht jetzt selbst in der Haide und sie kommt von fern. Die langen, schwarzen Haare fallen weit über ihr weißes Gewand. Sie eilt auf ihn zu und küßt ihm die Füße.

Die Füße brennen ihm

— Wald . . . stiller Wald . . . Bäume und Büsche zart, auf blauem Grunde . . .

Auf grünblauem, glattem See eine Wasserrose.

Die Blume —

Sie verändert sich. Es ist ihr Gesicht, das ihm aus dem Wasser entgegenstarrt, mit gramzerschnittenen, müden Zügen . . .

Da der Tod mit der Narrenkappe . . . mit dem Netz . . . aus dem Netz nimmt er einen Schädel und spielt Fangball . . . — Es ist so glühend heiß im Lokal . . . Bierdunst und Cigarrenqualm.

Er sieht sie, nur sie, wie sie am Schwebereck Armwelle macht, wie die zarten Brüste vorgebrängt kommen und gehen, kommen, schwinden — schneller — immer schneller — das Publikum heult vor Vergnügen . . .

— Von der Linde singt's:

Ich hatt' mal ein Lieb, du glüh

Die ist nun tot, tüt — tüt — tüt

Ich lebe noch, puit, puit, puit

— So eng sind die Gassen und die Laternen flackern trübe . . .

So eng sind die Gassen und eine Thür klinkt . . .

Sie liegt ganz still und rührt sich nicht . . . die eingefallenen, welken Wangen, die starren, aufgerissenen Augen mit dem krassen Weiß. Und um den schwangeren Leib schlingt sich eine Schlange, . . . buntscheckig . . . braunschwarz und rotfeuergelb. . . .

— Eine kahle, öde Fläche und ein Mensch auf den Knien

Als er am Morgen erwachte, trieb der Wind klatschend Regentropfen durchs Fenster. Seine Zoppe, die dort auf einem der Stühle lag, war ganz durchnäßt.

II.

Es ging doch aber nicht anders, philosophierte er.

Ich hätte mich und meine Kunst und sie ruiniert. Da war abschneiden das beste. Sie allein ruinieren.

ego — ego —

Verdammt! daß einem noch immer diese eingetropfte Humanität im Blute steckt.

Er ging langsam durch den feinen, weichen Sprühregen. Der Wind hatte nachgelassen.

Ja, aber wer konnte auch annehmen, daß sie gleich —

Es ist auch 'ne Schweinerei. Jeder Bauernlummel ist glücklich mit seiner Frau; aber wir Cerebralmenschen — — seelische Scham — will sagen: Scham des Intellekts vor den Aeußerungen der Begierde — ich könnte ein Weib nicht zweimal beschlafen — — da ist also von vornherein die Sittlichkeit — bäh — die Anständigkeit tot — und alle die im Banne derselben stehen, gehen an uns zu Grunde.

„He, Anderer!“

„Na!?“ brummte er ärgerlich.

„Kolossaler Skandal! die kleine Mickwitz, die Du mal gemalt hast, ist mit dem jungen Bernhausen durchgegangen.“

„Weiß schon!“ knurrte er und schob sich weiter.

Was schert mich die dumme Mickwitz mit ihrem Zwiebackgesicht — — Muß übrigens mächtig in Erotica veraulagt sein.

Hab' ich dem kleinen Mehlkuten gar nicht zugetraut.

Er schwenkte in eine Weinkneipe ab.

„Madeira!“ Es wollt' ihm grad' nichts anderes einfallen.

„Wunderbares Geföß!“

Er brannte sich eine Cigarre an.

Es war auch so ein „Durchgehen“ damals. Unsere Flucht in die Haide. Ah! — die Haide blühte.

Und sie und ich ... sie und ... ich ...

Als die Dämmerung sank. Unter den Birken in der weiten blühenden Haide.

Sonst immer so ausgelassen, das Kind.

Jetzt ganz still wie ein verschüchtertes Vögelchen ...

Es ist eigentlich ... schlimm ... daß ich hier mit Dir bin ...

Ich darf nicht lieben, hat Vater gesagt ... Wenn ich liebe, sagte Vater, dann kriegt ich von ihm Prügel, dann könnt' ich nicht mehr Arm- welle machen und nicht mehr Kopf stehen. ...

Und ich hab's doch gethan.

Geheheh — ego — ego — ego —

Es schien ihr auch zu schmecken.

Geheheh —

Er zahlte hastig und ging.

III.

Er überlegte auf dem Wege zum Leichenschauhause:

Ihr Vater wird sich hüten und die Kosten des Begräbnisses tragen wollen.

So gehört sie mir! — —

— Dort hinter dem Glas lag sie. Die Leiche war ziemlich wohl erhalten, hatte ja auch kaum eine Stunde im Wasser gelegen.

Er bestellte den Sarg und ordnete die Überführung in seine Wohnung an.

Am Abend brachte man sie.

Die Träger leuchteten die Treppen herauf und stellten den Sarg ins Atelier. Dann gingen sie wieder.

Unten klinkte die Thür. Er war allein mit ihr.

Der Lachgeruch des Sarges schrob sich beklemmend in seine Sinne.

Er mußte erst wieder einige Züge Opium rauchen.

Dann öffnete er.

„Guten Abend, Maus.

Es geht Dir gut jetzt, nicht?“ Er nickte zur Bestätigung.

„Keine Widerrede Maus. Es geht Dir jetzt sehr gut.

Sieh, Maus, jetzt hast Du keine Schmerzen mehr. Keine. —

Du brauchst jetzt nicht mehr Armmulle zu machen und Kopf zu stechen.

Vater schlägt Dich nicht mehr.

Es geht Dir sehr gut jetzt.

Wenn ich Dir das vorher gesagt hätte, Du hättest es nicht geglaubt. Ich habe aber doch recht gehabt.

Es ist alles sehr gut so. Nicht? . . .

Und Du bist mir auch gut. . .“

Die halb offenen, gebrochenen Augen starren an ihm vorbei ins Leere.

„Ja aber, liebe Maus, heiraten konnt' ich Dich doch nicht. Wir wären ja alle beide daran zu Grunde gegangen.

Es ist viel besser so.“ Er spricht ganz leise.

„Viel besser so.

Weine nicht, Maus.

Thu' mir den Gefallen und weine nicht.

Wenn ich Dich wirklich geheiratet hätte, wir hätten uns gegenseitig langsam zu Tode gemartert.

Du mich. Ich Dich.

Sieh', Du bist nun drüber hin. Und Dir ist jetzt so köstlich wohl.

Aber Du hättest es doch nicht thun dürfen. Jetzt noch nicht thun dürfen.

An unser Kind hast Du nicht gedacht?

An unser Kind, das da in Deinem Leibe schlummert . . .

Aber es ist doch besser so.

Du hast unser Kind vor Schmerzen bewahrt.

Und es giebt so viele Schmerzen im Leben, nicht, Maus? — Weine nicht, Maus, thu' mir den Gefallen und weine nicht. So haben wir ein

Kind gehabt, das gar keine Schmerzen gefühlt hat, das ganz glücklich gewesen ist.

Es hat seinen Tod nicht einmal gefühlt.

O, was für ein glückliches Kind haben wir gehabt, Maus. — — —
Aber einen großen Schmerz hast Du im Tode.

Daß Du den lieben Gott nicht zu sehen kriegst.

Nicht wahr, das thut Dir weh.

Aber sonst bist Du so glücklich, so zufrieden . . .“ ganz leise: „selig.

Vielleicht ist das der liebe Gott? das die Seligkeit?

Sei zufrieden, Maus.

Daß wir im Tode keine Schmerzen mehr fühlen, das ist der liebe Gott, die Seligkeit . . .

. . . So, und nun schlafe wohl, meine liebe, liebe Maus, gieb mir noch einen Kuß. So — so — so —. Und Du mein liebes Kind, das ich nie geschaut . . . Gute Nacht, Ihr beiden!“

Er zündete eine Kerze an und stellte sie zu Häupten des Sarges und setzte sich am Fuße nieder auf einen Schemmel.

Man hatte ihr ein weißes Spitzenhemd angezogen, wie er befohlen, und Blumen über Busen und Leib gestreut. Veilchen und Lilien.

Er starrte in die Flamme — —

— — Stockend und leise, ohne sie anzusehen: „Ist der Tod sehr schwer? — — Es thut sehr weh, nicht?“

Pause.

„Dir hat es nicht weh gethan? —

Wie mich das freut!“

Tiefe Pause — — —

— — — Und nun der Tag mit grauen Augen.

„Addio, Maus — Addio —“

Er küßte ihr Stirn, Mund, Busen, Leib —

„Addio — Addio —“ .

Er schraubte den Sarg zu.

Die Kerze war ausgebrannt.

IV.

„Nicht sehen, wie man sie wegträgt! — — Nicht sehen!

Fortgehen und nachher die Stelle leer finden. Den Schmerz glätten . . .“ Der Ausdruck gefiel ihm.

„Nicht dieses Zukende, Reißende, wenn man sie aufnimmt und fortträgt . . .“

Er ging hastig, in einer Viertelstunde mußten die Träger kommen.
Draußen triefte alles von Sonnenlicht.

Das Licht that ihm weh . . . Er drückte den Hut tiefer in die Stirn.
Er hatte das Gefühl, als wenn ihn tausend Augen anstarrten, bitter,
voll Haß, tausend Augen voll Haß.

Gequält ging er weiter.

Er hatte doch eigentlich keine Schuld daran.

Seine Gedanken kletterten noch einmal die ganze Schlußkette herunter.
„Erste Prämisse. Existenz von homo sapiens x (männlich) und
homo sapiens y (weiblich).

Zweite Prämisse.

x, moderner Kulturmensch. Schöbiger Ausdruck . . . nun, ich weiß,
was ich sagen will. Sensitiv . . .

y, Natur und noch mal, Natur. Naiv, hübsch, sinnlich und sinnereizend.
Folglich. x liebt y. Das steht bombensfest.

Halt! Eine Prämisse ausgelassen: Die Gelegenheit ist günstig!
Weiter.

Folgerung aus Prämisse I und II:

Beide „lieben“. Er aus Berechnung, sie aus — „Natur“.

Das ist doch reichhaltig! Warte mal. x ist raffiniert, raffinierter
Genußmensch. Sie — nun gut, weiter!

Was ist die Folge, falls die Gelegenheiten mal wieder günstig sind?
Das Weib wird schwanger.

Gut bis soweit.

Nun aber vorständig.

y hat ein Gewerbe, dessen Ausübung durch Schwangerschaft ver-
hindert wird.

Folge: Konflikte.

Erster Konflikt zwischen Tochter und Eltern, die von dem „Lohne“
der Tochter leben.

Zweiter Konflikt, betreffend x und y. x soll y „unterhalten“. y hat
keine Mittel. x kann nicht helfen. x ist zur „Ehe“ zumal verdoeben, jawohl
ver — dor — ben —

Folge: y ist auf sich angewiesen.

Folge (die nötigen psychischen Qualitäten vorausgesetzt): y stirbt.
Strich, Dolch, Revolver, Gift zu — sagen wir — kompliziert. Bleibt über
— Wasser. Das ist doch verdammt einfach alles.

Und dennoch — dennoch —

Wo steckt denn nun der tragische Punkt in dem Dreck?

Er wischte sich den Schweiß.

Jetzt muß man sie forttragen, schoß es in ihm auf. Wie gelähmt blieb er stehen.

Eine krankhafte Sucht überfiel ihn, den Schmerz durchzukosten, im Schmerz zu wühlen, sich zermürben zu lassen von Schmerz.

Er kehrte um. —

Man trug sie gerade die Treppe herunter.

Zwei Mann vorn, zwei in der Mitte, zwei hinten. Jetzt waren sie unten.

Die Klappe hinten am Wagen wurde geöffnet, und mit einem surrenden, knirschenden Geräusch der Sarg hineingeschoben, die Klappe geschlossen.

Die Träger ordneten sich zu dreien neben den Wagen. Leise zogen die Pferde an — die Blumen auf dem Sargdeckel schütterten.

Es folgte niemand.

V.

Diese Gedanken los werden . . . Immer dieses Centrum, auf das alle Gedanken loschießen, von dem alle Gedanken ausgehen . . .

Diese Selbstspecierung, bei der ich nichts finde, als Unrat . . .

„Sie ist tot. Basta!“

Äh, verflucht! Daß sich Vorstellungen, Schlüsse nicht kommandieren lassen.

Daß man so viele Unwillkürlichkeiten hat, daß man von einem Souverän da oben im Schädel kommandiert wird. Wie es ihm gefällt. Bald zwickt und zwackt er mit glühenden Zangen, bald rädert er, es sollte mich freuen, wenn er endlich mal Ernst machte und mich henkte —

Der Mensch ist die vollkommenste, absolute Monarchie. Aber wo steht der Monarch?

Alles Quatsch — trallala — alles Quatsch trallala —

„Denkſte denn, denkſte denn —

Du Berliner Pflanze,

Daß ich Dich heiraten thu,

Weil ich mit Dir tanze!“

Donnerwetter! — Das muß doch 'n Mensch kapiern. Na kapiert hat sie's ja auch. Sie ist ja darum gestorben. Ich wollte, ich könnte jetzt huſſen und meine Gedanken sähen als Bacillen im Auswurf! — — —

VI.

Er malte. Zum ersten Male wieder.

Die Vorhänge waren runtergelassen. Weißes Dämmerlicht. Lene lag hinten auf dem Ruhebetto. Nacht.

Es sollte eine Psyche werden, so eine Künstlerpsyche. Eine Mädchen-
gestalt, die sich an eine Sphinx schmiegt, an deren Brüsten saugt. Halb
verhüllt von schwarzer Haarflut.

Es lagen nur erst die Umrisse der Sphinx auf der Leinwand, und er
begann eben die Psyche.

„Den linken Arm weiter nach vorn. Die Hand zum Greifen — als
wenn Du — so — so geht's.“

Er begann zu zeichnen —

„Ist mir zu dunkel. Man sieht Dich ja kaum.“

Er zog den Vorhang auf.

Das Fleisch leuchtete im zartesten Rot. . .

Er begann wieder zu zeichnen — — —

„Du,“ begann sie, „ist das aber unbequem. Mir kneift's schon
ordentlich.“

„Nu, dann zieh' die Fahne mal ein.“

Man pausierte.

„Du, die Leindorfer Marie hat sich übrigens schön angeführt mit
ihrem Herrn Trautmann —“

„Um Gotteswillen! Schweig!“

„I, wie eklig.“

Wenn die Sphinx einen Habichtskopf erhielte, wenn sie der Psyche
das Hirn aussträß. —

Er berauschte sich an dem Gedanken und stand wie verückt.

„Schade, daß das nicht malerisch darstellbar ist.“

Er begann wieder zu zeichnen.

„Nun aber den Arm, Leni!“

Ein Seufzer aus der Ecke.

„Bist Du aber auch ein langweiliger Kauz.“

Lange Pause.

Jetzt die Brüste, eng angepreßt an den Stein.

Er zeichnet eifrig.

„Ist's bald elf!“ klingt es von hinten.

VII.

Das Atelier war vollständig dunkel. Er lag durch Opiumrauchen ein-
geschláfert auf dem Ruhebetzte.

Er sah sein Bild. Bis in alle Einzelheiten deutlich. Der graue Ton
der Sphinx, die aus steinerner Ruhe erwacht mit mordgierig funkelnden

Augen der Psyche das Hirn aushackt, und die Psyche, festgeklammert, selbstvergeffen in wollüstiger Gier an den vollen Brüsten saugend.

Ein klingendes, silbernes Leuchten in der Luft und das Geschrei von Kranichen.

Die Psyche zuckt und schüttelt und fällt zurück und sinkt herab.

Die Sphing wieder in stummer, steinerner Ruhe . . . In der Luft ein Brausen und Lächeln.

Dann Nacht.

Und die Sphing in stummer, steinerner Ruhe.

Wie das Verhängnis.

VIII

Tagebuchblätter.

Was soll das alles?

Daß ich das male, z. B.

Andern den Genuß bereiten? — Das fehlte noch. Das will ich ganz allein, für mich genießen, ganz allein, ganz intim.

Wenn ich das in Gedanken male, habe ich selbst den größten Genuß davon.

Ergo: gemalt wird nichts.

*

Gestern war Zimmer hier. Der quatscht mir 'ne halbe Stunde von seinem neuen Bilde: Kühe im Fluß, oder Ochsen vor dem Berge, ich weiß nicht mehr genau, bis ich ihn gewimmelt habe.

Dauthendey — der müßte Hände haben — müßte der malen können!

*

Den ganzen Tag summt mir eine Melodie im Kopfe herum . . . Ich blase die Rauchwolken meiner Cigarre im Takt dazu.

Ich bin sehr viel ruhiger geworden. Es ist Herbst, und es liegt so eine große Verjöhnung in der Luft.

Nur Geräusch kann ich nicht hören. Ich liebe so eine große, schlafende Stille. Die ist so wunderbar köstlich. Vielleicht male ich die noch mal.

*

Eben sehe ich meinen Schreibtisch an. Man sollte meinen, Hegen hätten darauf getanzt und jede eine Spur darauf zurückgelassen. Es macht mir Spaß, das einmal ad notam zu nehmen:

Tintensaß, Federhalter, Korb, „eine Sommerschlacht“, eine Zahnbürste, 2. Band von „Menschliches, Allzumenschliches“, Notizblock, Schädel, Borneo-

Cigarre, Brieföffner, Schrankschlüssel, Aschenbecher, Briefwage, Cigarettenspitze, Lampe, ein Band Schopenhauer, Tabaksdosen, Pfeife, Schachtel mit Schweden, Löcher, Schreibmappe, Kneiferfutteral, Briefbeschwerer, Wasserkaraffe, Katalog der Kunstausstellung (vom vorigen Jahre natürlich), Schachtel mit Cigaretten, gebratener Entenflügel, Messer und Gabel, Schere, Photographien, Bindfäden, Uhrschlüssel, Kamm, angebrannte Zündhölzer und oben drüber Apoll vom Belvedere in Gyps.

Über allem aber Staub, viel Staub.

*

Daß man immer Glück will!

Daß ich es immer gewollt habe.

Pah! Das Glück ist auch nur ein Weib, dessen Schoß von Fehlgeburten stinkt.

Es ist wie ein Hund. Man muß es treten, mißhandeln.

*

Sie ist so ganz anders. Ich weiß auch nicht, wie ich dazu komme, sie schön, liebenswürdig zu finden.

Ihre Augen. Ich glaube da steckt der Zauber. Es sind Augen von strahlender Klarheit, die so unendlich milde, weich sprechen können. Mit solch verheißungsfrohen Tiefen.

Es sind schöne Augen.

Die Nase ist schmal und gerade.

Ganz anders alles. Maus hatte Stumpfnäschen und daun das blonde Haar.

Ob es „seidenweich“ ist oder sonst was, weiß ich nicht. Auf jeden Fall ist es blond, ganz hell. Es sitzt Sonne darin. Ich soll die malen. Das Bild wird gut.

*

Ich hab das heute rundweg abgeschlagen. Ihr Vater ulkte mich heute energisch drum an, als ich bummeln ging.

Das wäre ja wieder dieselbe Kiste geworden. Ich hätte sie gemalt. Wenn ich das Bild fertig gehabt hätte, hätte ich auch was anderes fertig gehabt.

Der Alte schien ziemlich brummig.

Ist doch so übel nicht, das Gretel.

Ich, brüsst, um mir gleich jede Annäherung abzuschnelden:

Ich finde sie einfach unausstehlich!

„So, darum?“

Darum!

Großes Mienenspiel auf der anderen Seite. Gut gezogen. Links abgeschwenkt. Ich weiter.

Was die wohl denkt. Einmal mit ihr gesprochen. Und ihr dann sagen lassen, (daß der Alte klatscht ist ja selbstverständlich), Sie sind unausstehlich!

Derartiges kriege ich allein fertig.

Schadet nicht.

Ich hab an der Maus genug zu schleppen.

*

Mein armer Kopf, als wären Nägel hineingeschlagen.

IX.

Er kommt erst spät.

Der Zwischenvorhang scheint eben gefallen. Es wird stark applaudiert. Er nimmt seinen Sitz in einer der hinteren Sperrsitze.

Ein Backfisch in der zweiten Reihe vor ihm sieht sich nach ihm um.

Er beantwortet ihren Blick mit einem müden Starren.

Der Herr zu seiner Rechten wendet sich zu ihm:

„Famoser Valentin, der Heiborn, was?“

„Weiß nicht!“

„Dieses Feuer, diese Leidenschaft! Das muß man doch anerkennen?“

„hm, ja. Jawohl. — Sie haben ganz recht.“

„Wissen Sie, ich veräume nie eine Vorstellung des Faust. Es ist doch das größte Meisterstück der Litteratur!“

„So.“

„Meinen Sie nicht?“

„hm, ja. Jawohl. — Sie haben ganz recht.“

„Nur — die Einheitslichkeit. Der erste Teil — äh — ich weiß nicht.

Der zweite Teil paßt doch nicht zum ersten.“

„So.“

„Ja. Meinen Sie nicht?“

„hm. Ja. Jawohl. Sie haben ganz recht.“

Klingelzeichen.

Die Fächer klappen zusammen. Man rückt. Stimmengesurr.

Klingelzeichen.

Die Rampe wird hell. Der Raum verdunkelt sich. Der Vorhang geht auf.

„Wie anders, Gretchen, war Dir's,
Als Du noch voll Unschuld
Hier zum Altar tratst,
Aus dem vergriff'nen Bücheldchen
Gebete lauldest,
Halb Kinderspiele,
Halb Gott im Herzen!
Gretchen!
Wo steht Dein Kopf?
In Deinem Herzen
Welche Missethat!
Bist Du für Deine Mutter, die
Durch Dich zur langen, langen Pein hinüber schlief?
Auf Deiner Schwelle weissen Blut?“

— Blut — Blut — im Sarg war doch kein Blut,

„— — — — regt sich's nicht quillend schon,
Und ängstigt Dich und sich
Mit ahnungsvoller Gegenwart?“

— Ich hab sie doch um Verzeihung gebeten. Ich, ich — sie war doch nicht mit Blut — die Augen waren so gräßlich — das Kind hat ja nicht gelebt.

„Dies irae, dies illa
Solvat saeculum in favilla.“

„Dieser Geruch von Menschen hier.“ Er tastet sich hinaus.

„Und Dein Herz,
Aus Aschenruß
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeschaffen —
Wohlt auf.“

X.

Er geht auf und ab, auf und ab mit hastigen, unruhig nervösen Schritten.

Es quält ihn etwas.

Ein dumpfes Prickeln in den Nerven. Die Mundwinkel sind heruntergezogen, die Nasenflügel gehoben; in der Stirnhaut liegen drei scharfe, senkrechte Falten.

Es ist still im Hause. Nur das monotone Klappen der Fußsohlen auf den Dielen.

Die Hände ballen sich krampfhaft, das Gesicht verzerrt sich.

Er kann das Klappende Geräusch nicht hören und wirft sich auf die Ruhebedette. Schließt die Augen.

Große, graue Flecke, mit gelben Lichtpunktschen getüpfelt, durcheinander schwimmend. Langsam. — Schneller. —

Er steht wieder auf und löscht das Licht.

Legt sich wieder nieder, beginnt zu zählen: 2, 4, 6, 8, 10, 12, 14, 16, 18, 20, 22, 24, 26, 28, 30, 32 . . . „32!“ das ist die Hausnummer. Merkwürdig, daß er gerade — 32 — wohnt.

Er sieht das Nummer Schild. Die plumpe, glöckende 3. Die 2 mit dem unförmlichen Wasserlopf . . .

Er beginnt zu pfeifen, leise.

Der Schein der Laterne, der von draußen durchs Fenster ins Zimmer fällt, quält ihn.

Er geht und schließt die Vorhänge.

Nun ist es dunkel. Ach . . . so weich . . .

Er streicht mit den Händen durch die Luft und hat das Gefühl, als bewege sich seine Hand über Sammet, dunkelroten, weichen Sammet . . . Dann legt er sich nieder und versucht zu schlafen. Es geht nicht.

Er erhebt sich wieder, zerrt die Vorhänge auseinander und starrt auf die Straße hinunter.

Die Brechung des Lichts der Straßenlaternen in den Regenspfützen beschäftigt ihn eine Zeit lang.

Die Kirchenguhren beginnen zu schlagen.

Er zählt. Es ist zwölf.

Jetzt ist wieder alles still.

Unten beginnt ein Trunkener zu gröhlen: „Ach Schaffner, lieber Schaffner . . .“ Sein Tritt verhallt auf dem Pflaster.

Er öffnet das Fenster.

Die Luft ist herb und kühl. Er hört es jetzt wieder deutlicher: „Daß meine Mutter nichts erfährt . . .“

Da kommen zwei die Straße herauf. Sie sprechen leise. Er kann ihre Worte nicht verstehen.

„So — hm“ — wär nicht übel.

Er schließt das Fenster und verläßt leise das Haus. — Schon in der nächsten Straße.

„Du mußt mir aber versprechen, kein Wort zu sprechen . . . Ich kann Geschwätz nun einmal nicht hören . . .“

Sie gehen schweigend . . .

— — — Nach einer Viertelstunde läßt er sie wieder.

„'naus!“

Er hätte sie treten, mißhandeln können, so widerlich war sie ihm da. Er ist wieder allein, und wieder der grenzenlose Ekel.

„Nur den Mut haben ... (schreiend) wenn ich nur einmal den Mut hätte! ...

Jetzt gleich! — Jetzt, könnte ich ...“

Er nähert sich dem Schranke, auf dem der große, gelbe Lichtfleck einer Laterne liegt.

„Watte und ... und ...“ Da stand's. In kleinen, scharfen Lettern: Chloroform. Der Totenkopf mit den gekreuzten Knochen.

Er nimmt die Flasche zitternd mit beiden Händen und tritt in das Dunkel zurück. Schwerfällig setzt er beides auf den Tisch.

Er beginnt zu zittern.

„Nein ... nein ...!“

Und doch morgen derselbe Schwindel wieder ...

„Das Lieb ist aus ...“

Er empfindet einen fürchtbaren, stechend nagenden Schmerz in der linken Schläfe.

Das erinnert ihn daran, wofür er immer gefürchtet. Wieder zum Rinde werden ... Gefüttert und gepöppelt werden ... Ah — nein!

Und doch! — und doch! —

Er sieht wie Maus im Sarge lag.

So ruhig — frieblich — erlöst — — —

Er lispelt es leise: „Erlösung ...“

Diese fürchtbare Langerweile los werden ... Immer dasselbe ... vom Genuß zum Ekel ... vom Ekel zum Genuß ... vom Genuß zum Ekel, ohne Aufhören bis ans Ende.

„Wie einer der sich erbricht, und seinen Auswurf immer wieder frißt ...“

Wenn man ihn dann morgen sände ...

„In die Zeitung würde kommen“ (ganz leise): „Der Maler Hoffen hat gestern seinem Leben durch Chloroform ein Ende gemacht. Wahrscheinlich war unglückliche Liebe sein Beweggrund. Wieder ein Fall zur Decadence unseres Zeitalters, oder so ähnlich ...“

Er lachte heiser auf.

„Ja — ja — Decadence —!“

Das wollen wir doch etwas spezieller abfassen.

Er trat an den Tisch und schrieb bei Laternenschein mit zuckenden, großen Kinderzügen: Aus Langerweile ...

„So.“

Übrigens, was geht es denn die Schafsköpfe an, warum ich sterbe? — Verflucht! ich möchte, das wären doch meine eigenen Sachen.

Seine Finger zerreißen den Zettel.

Im — warum ich sterbe. Sterbe ich denn schon? Wer sagt, das ich das tue!

Der Schweiß bricht ihm aus.

Er setzt sich aufs Ruhebett und seine Augen, stier auf einen Punkt geheftet, saugen sich in das Dunkel . . .

Plötzlich schreckt er aus seinem Brüten wieder auf.

„Nur zu — nur zu.“

Er wird schwach. Die Beine sind ihm schwer wie Blei. Auf der Junge hat er einen üblen, faden Geschmack, wie Spinnweben im Munde.

Nur zu — nur zu — endlich einmal zu —

Er bindet sich die Watte vor Mund und Nase, faßt die Flasche und schleicht zu seinem Lager, schwerfällig, plump, scheu und gebückt wie ein gepelzter Hund. Die Augen brennen ihm in den Höhlen, quillen unter einem dumpfen Druck zum Kopfe heraus. Schweiß läuft ihm in Strömen über das Gesicht.

„Addio — Maus — jetzt stirbst Du noch einmal. In mir. Addio — Nur nicht weinen, Maus . . .“

Er entforst und träufelt die Flüssigkeit auf die Watte. Den ganzen Inhalt.

Ah — so süß — schwer — Violettfestimmer — höher — ganz leise und sacht — immer höher — — höher — in Wolken — wie flüssiges Gold — — Sturz — Sturz — fallen —

Seine Muskel spannen sich. Beine und Arme zucken — zittern —

Er liegt wieder ruhig, atmet nur noch leise . . .

Einige Minuten — und es ist vorbei.



Bartel Turaser.

Drama in drei Akten von Philipp Langmann.

(Brünn.)

(Schluß.)

Zweiter Akt.

(Eine Stur, die ehemals die Tenne der Schenke war. Ein großes Thor, in das die Eingangstür eingeschnitten ist, nimmt den größten Teil der rückwärtigen Wand ein. Rechts eine Thür zum Wohnzimmer Turasers. Links die Bansenwand, etwa 1 m hoch, die den Raum in zwei Teile teilt und vom linken Thorposten bis zur Lampe reicht; sie wird von einigen als Bank benutzt. Das Licht fällt durch die Dachfenster und durch einige Mauerschlitze. Ein alter Tisch, zwei Bänke. Die Färber versammeln sich hier, um den Bericht des Streikkomités entgegenzunehmen und das Resultat der Gerichtsverhandlung abzuwarten.)

(Adolf, Adolfin, Meizner, ein Mädchen, Raßwetter.)

Meizner: Das ist das größte Glück für die Welt, daß sich die Arbeiter rühren. Sonst möchte ja nichts geschehen, niemand möchte fragen, was soll jetzt geschehen, was ist notwendig, sollen wir einen Handelsvertrag machen, ein neues Gesetz? Da passen sie immer auf, was wir sagen, was die Arbeiter wollen, und darnach richten sie sich ein.

Adolf: Ist denn die Welt früher nicht gegangen?

Meizner: Gegangen ist sie freilich, aber wie?

Adolf: Gerade so mit wunden Füßen und mit Ach und Krach wie heute auch. Früher hat es arme Leute gegeben, jetzt hat's ihrer und werden immer sein. Und mit den schlechten auch so.

Meizner: Es muß aber nicht sein! —

Adolf: Es ist halt eine Partei mehr. Die wird das Kraut nicht fett machen.

Meizner: Das ist eben der Unterschied, Ihr, die aus der alten Zeit, meint, es muß so sein; weil die Menschen die paar hundert Jahr so gelebt haben, so müssen sie ewig so leben. Das ist aber nicht wahr. Wir Neuen sagen, das muß nicht sein, daß es Arme und Reiche giebt, daß ist nur eine fehlerhafte Einrichtung. In der menschlichen Natur liegt das nicht, und darum kann es anders gemacht werden. Ganz anders!

Raßwetter: Wir sind keine Partei, wir sind das Volk.

Adolf: Wer nicht arbeitet, kriegt auch nicht zu essen.

Meizner: So, und heute? Haben vielleicht die am meisten zu essen, die am meisten arbeiten? Gerade umgekehrt!

Adolf: Dann wird es heißen, wann du nicht arbeitest, Lump, kriegst nichts, mußt verhungern!

Raßwetter: Und jetzt heißt es, Lump, wennst auch arbeiten willst, mußt verhungern!

Meizner: Wenn Du keine Arbeit kriegst und der Mehrwert Dir die Hälfte auffrisht. Das alles kommt mir so vor wie auf dem Exerzierplatz. Der eine läßt das Bataillon in der Front aufmarschieren und giebt als Marschziel: der Baum am Rand. Der Baum ist aber viel zu nah, und so kommen sich die Flügel männer immer näher, je länger sie marschieren, und immer näher, und die ganze Linie kommt in Unordnung. Der andere aber sagt: Marschziel der Berg dort! — Da geht die ganze Linie hübsch gerade, und keines stößt ans andere. Das sind wir, und der Berg, das ist die Abschaffung der Armut! — Wir wollen die Armut abschaffen.

Adolf: Dann mußt auch den Neid abschaffen. Und wenn der eine mehr arbeitet als der andere und mehr zu essen hat, so wird der andere auf ihn neidisch sein.

Raßwetter: Wir wollen ja keine Engel machen, wir wollen nur, daß das Unglück, das nicht sein muß, was nicht in der menschlichen Natur ist, aus der Welt kommt. Wenn das möglich wär, was der Adolf meint, hätt es schon der liebe Gott gemacht.

Meigner: Wir wollen es so einrichten, daß jeder ehrlich sein kann, wenn er ehrlich sein will.

Adolf: Das kann jeder heutzutage auch sein.

Meigner: Das kann er nicht sein. Weinaß alle Verbrechen schreiben sich von der Not.

Adolf: Unter den reichen Leuten glebt es auch Lumpen, die man einsperren muß; die haben keine Not.

Raßwetter: Warum sperrt man sie denn nicht ein?

Meigner: Weil nur die kleinen Diebe gehängt werden. Und wer nicht ehrlich sein will, der wird dann halt auch eingesperrt werden.

Adolf: Wenn also alles beim Alten bleibt, so lassen wir es lieber. Mir alten Mann wird keiner mehr einen andern Kops aufsetzen, ich bleib schon so wie ich bin. Und wenn ich wem Unrecht thu, was wollt Ihr mit mir machen? Ich bin so aufgewachsen, ich bin als Färber noch auf die Wanderschaft gegangen, von Meister zu Meister, ich bleib schon so. Das was Ihr da sagt, es mag ja alles recht schön sein, aber wir erleben es nicht mehr, und unsere Kinder und Kindeskinde auch noch nicht, und während dem hat sich die ganze Welt wieder geändert, was grün war, ist gelb worden und was schlecht, gut. — Wir müssen durch, durch die schwere Zeit, da nützt kein Weinen. Daß es gerade uns getroffen hat, und daß gerade wir den Wagen ziehen müssen, wenn der Weg am schlechtesten ist und die Sonne gar so brennt, das ist unsere Bestimmung. Wer weiß wozu das gut ist.

Meigner: Aber wehren muß man sich.

Adolf: Wer es kann, soll sich wehren. Aber ausrichten wird er nichts.

Meigner: Einer nicht, aber alle!

Adolf: Alle! — Das schaut sich nur von weitem so aus, es ist immer der eine, den es trifft.

Meigner: Also soll man sich nicht wehren, soll man alles über sich ergehen lassen, als wär man eine Herde Schaf, hat man nicht Pflichten gegen die andern?

Adolf: Du sorg nur für Dich selber. Wer hat Dir denn den Auftrag gegeben, für andere zu sorgen? Kommt eine andere Zeit, so wird die wieder einen andern Kummer haben.

Meigner: Schau, Adolf, ich kann aber nicht für mich sorgen, ohne auch den andern zu helfen. Wie oft ist jeder von uns zum Kleppl

gegangen, er hat nicht wollen! — So haben wir alle zusammenhalten müssen, gezwungen, weil der eine allein nichts ausgerichtet hat.

Adolf: Glaubst, wir werden alle zusammen was gegen den Kleppl ausrichten? Wenn Du es glaubst, dann bist am Holzweg.

Rafswetter: Das werden wir über heut und morgen schon wissen.

Adolf: So lang haben wir noch die Hoffnung.

Meizner: Es wird sich alles im guten auflösen.

(Zacharias mit anderen Arbeitern tritt auf.)

Zacharias: Auf dem Wege in die Stadt, heute früh, begegne ich dem Turaser, der sagt mir, so ganz auf das Gewisse weiß er es nicht, beschwören könnt' er es nicht, hör ich, das was die Marie selber sagt. Ich schau ihn an, — na hörst! — (Pause.)

Meizner: Das wird er nur so gesagt haben.

Adolfin (spricht ihrem Manne leise ins Ohr, der dann abwehrend den Kopf schüttelt).

(Es treten allmählich sämtliche Färber auf. Die meisten mit einfachem Gruß, einige schweigend, ohne das Haupt zu entblößen, einige ein Kind an der Hand führend, Weiber, zwei mit Kindern auf dem Arm, im Ganzen etwa vierzig Personen. Meizner breitet indessen einige Papiere auf den Tisch. Die Versammlung verharret lautlos.)

Meizner: Wie Ihr Euch erinnern werdet, hat man mich, den Adolf und den Rafswetter vor vierzehn Tagen in das Comité gewählt, das die Gelder einzunehmen und zu verteilen hat. Wir erhielten damals den Auftrag, zu einer geeigneten Zeit Rechnung zu legen und einen Bericht zu erstatten. Wir haben also den heutigen Tag dazu bestimmt. Wer eine Beschwerde vorzubringen hat, der soll es hier gleich vor allen sagen, daß wir in Ordnung kommen. Dann wird die Rechnung geschlossen. Also: wir sind im Ganzen Färber fünfundsüdreichzig Personen in den Ausstand getreten und haben jetzt die zweite Woche hinter uns. Wir haben eingenommen und den Empfang durch die Zeitung bestätigt: Von der Gewerkschaftskommission einen einmaligen Beitrag von fünfzig Gulden. Dazu ist zu sagen, daß die Kommission selbst sehr wenig zur Verfügung hat, und nur weil die Prüfung ergeben hat, daß wir nur durch die ärgste Not gezwungen in den Streik gegangen sind, so hat man uns diesen Betrag bewilligt. Andere bekommen weniger, die meisten gar nichts. Also das sind fünfzig Gulden. Die haben wir am 2. Dezember bestätigt. Hier liegt der Brief von der Kommission, und kann ihn jeder lesen, daß es wirklich fünfzig Gulden waren. Dann haben die Arbeiter aus unserer Fabrik im Geheimen gesammelt, und zwar nach jeder Auszahlung hat jeder so viel gegeben, als er hat geben können. Es sind im Ganzen zweiundsüdreichzig Gulden sechsundsüdreichzig Kreuzer eingekommen.

Dann sind eingekommen von den Färbern bei Gasparides & Comp. vier Gulden, von der Appreturfabrik Rabitsky drei Gulden fünfzig Kreuzer; private Spenden durch die Zeitung zwei Gulden achtzig; ein unbekannter Wohlthäter drei Gulden. Summa: hundertfünfzehn Gulden sechsundsechzig Kreuzer. Hat jemand etwas dazu zu sagen?

(Nach einer Pause):

Zacharias (verlegen): Ich möchte nur also — also ich möchte nur bemerken (stodt, setzt sich).

Meigner: Zacharias hat das Wort.

Zacharias: Also, ich mein, wir bedanken uns . . . Ich stelle den Antrag, wir bedanken uns.

Meigner: Es ist sehr schön vom Zacharias, daß er den Antrag stellt. Wir haben uns schon überall schriftlich bedankt, aber es ist gut, daß die Versammlung, daß Ihr alle davon wißt, und daß wir dann noch einmal, nicht als Comité, sondern alle uns dafür bedanken. Wer dafür ist, der hebe die Hand.

(Alle heben die Hand.)

Meigner: Jetzt kommen die Ausgaben. Wir sind überein gekommen, daß jeder Ledige seinen Gulden auf die Woche bekommt und jeder Verheiratete einen Gulden fünfzig Kreuzer. Wir haben also bis jetzt den Ledigen dreißig Gulden und den Verheirateten sechzig alles in allem ausgezahlt. An Briefporto siebenzig Kreuzer; andere Spefen sind keine. Es bleiben also noch vierundzwanzig Gulden und sechsundneunzig Kreuzer, also beinahe fünfundzwanzig Gulden in der Kassa. Wer wünscht zu den Ausgaben das Wort?

Eine helle Stimme (ruft): Verteilen.

Meigner: Jemand hat gerufen: verteilen. Ich mache darauf aufmerksam, daß es sich jetzt um die bisherigen Ausgaben handelt, dann kommt erst zur Sprache, was mit den fünfundzwanzig Gulden geschehen soll.

Dieselbe Stimme: Verteilen! (Gemurmel.)

Meigner: Wer ruft dort. Mir scheint es ist die Wohanka.

Eine Stimme: Sie hat keine Zeit, die Mutter ist krank.

Meigner: Also, hat jemand sein Geld nicht bekommen?

Die Stimme: Ich hab nur zwei Gulden bekommen.

Meigner: Wer ist das? — Der Hackl. Wißt ledig, Hackl? — Ist er ledig? (Rufe: ja!) Dann also kann der Hackl nicht mehr bekommen.

Er soll ein anderes Mal die Ohren besser aufmachen.

Eine Stimme: Ich hab den ersten Gulden verloren.

Meigner: Die Anna Klitsch hat einen Gulden verloren. Wenn ich sie recht verstehe . . Was will die Klitsch?

Die Stimme: Ich kann nichts dafür, ich bitt, ich glaub, es hat ihn mit jemand genommen. (Schluckt laut. Gemurmel.)

Weizner: Also die Klitsch will noch einen Gulden haben. Darüber könnt Ihr jetzt entscheiden, ob sie den Gulden ersetzt haben soll. (Ungünstiges Gemurmel.) Wer dafür ist, daß die Klitsch noch einen Gulden bekommt, der hebe die Hand. (Pausse. Niemand hebt die Hand.) Niemand ist dafür. Sie soll ein anderes Mal besser acht geben. Jetzt frag ich, hat noch jemand was zu sagen?

Eine Stimme: Ich möcht bitten, bekomme ich von der Krankenkasse etwas? Ich bin schon fünf Tag krank.

Weizner: Sie bekommen eine Unterstützung, nachdem Sie noch Mitglied der Kasse sind. Aber das gehört nicht her. Hat jemand was gegen die Ausgaben?

Eine helle Stimme: Verteilen!

Weizner: So glaube ich, daß Ihr zufrieden seid.

Zacharias: Ich bitt . . wir danken dem Comité.

Adolf: Dem Comité ist nicht zu danken — glaub ich.

Weizner: Der Zacharias soll im Namen der Versammlung unterschreiben, daß die Ausgaben in Ordnung und richtig sind. Er kann das aber thun, bis wir den letzten Punkt erledigt haben. Was soll mit den fünfundzwanzig Gulden geschehn? (Pausse.) Ich mache darauf aufmerksam, daß dieses Geld unser letztes ist. (Pausse.)

Adolf: Da geht es vorher darum: soll weiter gestreift werden oder gehn wir morgen in die Arbeit.

Rahwetter: Da sollt man doch vorher abwarten, wie die Verhandlung ausfällt.

Ein Weib: Was hat denn die Verhandlung und was hat der Streit mit den fünfundzwanzig Gulden zu thun? Wir brauchen die paar Kreuzer! (Bewegung.)

Stimme: Verteilen! Deshalb sind wir gekommen.

Weizner: Ich hab schon gesagt, es ist die letzte Verteilung. Nachher ist aus! —

Rahwetter: Wer ist für die Verteilung?

(Bewegung. Rufe: „Verteilen, Alle“.)

Weizner: Ich hab schon in Erwartung, daß es so kommen wird, das Geld mitgebracht. Wir haben wieder jedem Lebigen sechzig Kreuzer und jedem Verheirateten achtzig Kreuzer verrechnet. Hat jemand dagegen etwas einzuwenden? Wenn nicht, dann wird der Rahwetter jedem sein Bißli einhändigen. (Er giebt ihm die geschlossenen Päckchen, die Rahwetter sofort austheilt. Da einige im Begriffe sind fortzugehen, ruft):

Rafswetter: Dableiben! — (Zhm nach, einige andere: Dableiben! Pause.)

Meizner: Es handelt sich jetzt darum. Was hat weiter zu geschehen?
— Es muß einig vorgegangen werden. Gehen wir also morgen in die Arbeit oder nicht?

Adolf: Ich geb Euch zu bedenken, daß heute das Letzte verteilt worden ist. Wir haben auf gar nichts mehr zu greifen. Ich weiß, jeder ist beim Greisler schon so viel schuldig, ich weiß aber nicht, ob jeder beim Greisler noch Kredit hat. Also es ist wahr, daß man eigentlich warten soll, bis der Prozeß aus ist, daß man weiß, wie es ausgegangen ist, vielleicht läßt sich doch noch etwas heraus schlagen. Aber, wiederum, wir sind jetzt alle beisammen. Jeder will weg, jedem dauert es schon zu lang. Und Entscheidung muß sein. Also — (Schweigen.)

Zacharias: So soll der Adolf selber sagen, was er meint. Und der Meizner.

Adolf: Also wenn ich schon sagen soll, und wenn ich aufgefordert werde zu sagen, so — ich bin ein alter Mann, ich hab Erfahrung, ich sag, gehn wirs morgen an. —

Rafswetter: Ich glaub, eine Wochen könnten wir schon noch aushalten. Vielleicht Steuern die aus der Fabrik doch noch etwas zusammen. — Und ich sag: Nieder mit den Tyrannen! —

Meizner: Das ist alles recht schön, wir rufen auch recht gern: nieder mit den Tyrannen, aber essen muß man . . .

Eine Stimme: Gehn wirs an!

Meizner: Es muß ein Antrag gestellt werden.

Ein Mädchen: Ich stelle den Antrag, wir melden uns morgen; wir werden sehn, was man uns sagen wird.

Adolf: Ich geb Euch zu bedenken, daß es heute schon der fünfzehnte Tag ist, daß wir weg sind

Meizner: Es liegt ein Antrag vor. Wer dafür ist, daß sich morgen wieder alle in der Färberei einfinden, der hebe die Hand. (Der größte Teil hebt die Hand.) Der Antrag ist angenommen. — Morgen früh alle in die Arbeit. Alle. —

(Der Buchhalter, von einem Manne begleitet, der die Arbeitsbücher trägt, tritt auf.
Die Blicke aller richten sich auf ihn. Alles hört starr zu.)

Buchhalter (auf Meizner zugehend): Hier bringe ich den Leuten die Arbeitsbücher. Legen Sie her, es sind fünfunddreißig.

Meizner (laut): Was kümmern denn uns die Arbeitsbücher?

Buchhalter: Sie gehören doch den Leuten und Ihnen auch.

Meizner (heftig): Nehmen Sie die Arbeitsbücher nur gefälligst mit, Herr Buchhalter. Die brauchen wir nicht.

Buchhalter: Bedauere sehr, ich habe den Auftrag, hier die Arbeitsbücher jedem einzelnen einzuhändigen, und ich führe diesen Auftrag aus.

Meigner: Oho, so sieht die Sache nicht. Die Arbeitsbücher bedeuten die Kündigung.

Buchhalter: Jawohl. — Die Kündigung ist bereits gestern Abend erfolgt. Die Zurückstellung der Bücher ist nur die Verständigung über die Kündigung.

Raßwetter: Das ist eine Gewaltthat.

Meigner (ruhig): Herr Buchhalter, ich gebe Ihnen zu wissen, daß die hier anwesenden Arbeiter der Färberei, es fehlt höchstens einer oder zwei, beschlossen haben, morgen anzutreten.

Buchhalter: Ja, das ist möglich, das ist sogar sehr vernünftig, aber Sie begreifen, ich bin machtlos! — Ich kann höchstens dem Herrn Direktor mitteilen, daß dieser Beschluß gefaßt worden ist, aber meinen Auftrag muß ich ausführen.

Adolf: Sie können es ja wieder zurücktragen, Sie haben uns nicht gefunden, wir haben die Büchel nicht nehmen wollen, oder wir haben Sie hinausgeworfen. Haben Sie doch eine Menschlichkeit im Leib.

Buchhalter: Adolf, ich versichere Ihnen, daß mir die Angelegenheit höchst peinlich ist, aber ich bin Familienvater, und ich kann meinen Posten verlieren, wenn ich meine Pflicht nicht erfülle. Sie wissen ja, es ist vom hiesigen Industriellenverein beschlossen worden, einen Ausstand, der länger als vierzehn Tage dauert, unter keinen Umständen zu dulden und sofortige Entlassungen vorzunehmen. Wir sind durch den Beschluß gebunden, wir können nicht anders.

Eine Stimme: Nicht annehmen!

Zweite Stimme: Schmeißt ihn hinaus! (Bewegung.)

Meigner: Wir werden Sie gewaltsam hindern, Ihren Auftrag zu erfüllen.

Buchhalter: Damit erreichen Sie gar nichts. Die Kündigung ist bereits öffentlich kundgemacht, und diese Überreichung der Arbeitsbücher nur eine Formalität. Sie sind gekündigt auch ohne das, und da kann Ihnen alles nichts helfen. Es ist keineswegs ausgeschlossen, ja ich glaube sogar, daß es als sicher anzunehmen ist, daß Sie morgen mit Ihren Büchern wieder aufgenommen werden, aber jetzt müssen sie dieselben nehmen. Übernehmen Sie die Verteilung, Meigner, meine Aufgabe ist erfüllt, adieu! — (Ab mit dem Arbeiter.)

Raßwetter (setzt die Verteilung des Geldes fort und giebt auch die Arbeitsbücher aus).

Schimmel (tritt auf, laut rufend): Alsdann, aufgepaßt, aufgepaßt, der Kleppl ist freigesprochen! — (Rufe und Bewegung.) Freigesprochen ist er worden, der Kleppl, er ist unschuldig, der Kleppl. Der Kleppl ist ein brauer

Mann. Der Turaser hat's beschworen. (Paus.) Der Turaser hat's beschworen, daß er ein braver Mann ist, der Kleppl — —

Raswetter (auf Schimmel zutretend): Verfluchter Kerl, willst den Turaser verdächtigen? . . .

Schimmel (schreit): Also wir sind die Schlechten, wir sind die Hezer, der Kleppl ist ein Ehrenmann, der Turaser hat's beschworen — —

Raswetter: Wirst die Goshen halten, Hund, verfluchter! —

Schimmel: — — Hoch Kleppl, hoch Kleppl!

Raswetter: Ich hau Dir die Fressen ein . . . (Wird von Zacharias und Weigner festgehalten, die Menge ist still.)

Raswetter: So ein Kerl! . . . Laßt's mich auf ihn!

(Marie und Anna selber. Anna weinend.)

Marie (zu Raswetter): Was willst denn? Was willst von ihm? — —

Raswetter: Er heßt auf den Turaser.

Marie: Weißt denn Du, ob er nicht einen Anlaß hat? vielleicht hat er recht (Zur Menge): Der Kleppl ist freigesprochen! Das was ich mit meinen eigenen Ohren gehört hab, das was mir der Kleppl gerade ins Gesicht gesagt hat, ist nicht wahr, es ist gar nicht wahr! Ich hab's gehört mit meinen Ohren, es ist aber nicht wahr, er hat's nicht gesagt: freigesprochen! (Unruhe.) Pßst! Also hört's und überlegt Euch die Geschichte. Der Richter frag mich, was ich von der Sache weiß. Ganz einfach, Herr Richter, sag ich, der Kleppl hat auf meine Schwester Anna schon lang gespißt, er hat ein Aug auf sie gehabt, wie man sagt, und weil sie ihm nicht zu Willen war, so hat sie müssen vor einem Jahr aus der Fabrik hinaus. Ich glaub, das ist genug, wenn ein ehrliches Mäd'el sein Brot verlieren muß wegen so einem — — Sind Sie vorsichtig, sagt er mir da, Sie stehen vor dem Gericht. Aber wahr ist es, sag ich, wahr ist es, daß sie hat müssen drei Wochen lang ohne Arbeit sein, und daß er auch mich gedrückt und sekirt hat, wo er es nur hat können. Weil er sich hat rächen wollen, sag ich, ja, ist so ein Mensch anständig, Herr Richter? — Das sind, hör ich, nur Ihre Behauptungen, das vermuten Sie bloß, es ist durch nichts bewiesen. — Wie kann ich das beweisen? Beweis genug, daß sie hat müssen aus der Arbeit und hat keine andere gehabt und hat immer ehrlich gearbeitet und war unbescholten und niemand hat ihr etwas nachsagen können. Alle haben gewußt, daß ihr der Kleppl nachsteht. Warum hat sie dann auf einmal weggehn müssen? Die Antwort kann sich da jeder selber geben, da braucht es keinen Beweis. Und dann, was weiter gekommen ist, Herr Richter, ist das vielleicht nicht genug? — Erzählen Sie den Hergang! — Also ich bitte,

so erzähl ich den Hergang. Vor der Färberei geht man auf einer kleinen Bretterstiegen auf den Boden. Dorten waren wir vier beim Aufspannen der weißen Pappware auf den Rahmen. Vormittag um elf Uhr kommt der Kleppl zu uns herauf, um nachzusehen, ob wir arbeiten. Eine war auf der anderen Seite ganz weg von uns, und die zwei waren bei der Hausmeisterin nach ihrem Essen schauen. Ich hab gerade bei der Stiegen aufgenabelt. Er stellt sich zu mir und schaut mir zu. Nach einer Weile sag ich: Herr Kleppl, sag ich, Sie könnten die Anna doch wieder in die Arbeit nehmen. Wir brauchten gerade eine und die erste Beste kann man doch auch nicht zu der Arbeit nehmen. — Ja, meint er, es hat seinen Haken. — Was für einen Haken, Herr Kleppl, sie hat sich ja nichts zu schulden kommen lassen? — Sie ist grob gewesen. — Das wird sie nicht mehr sein, sag ich, ich bitt, Herr Richter, ich hab sie ja bei mir haben wollen, ich hab halt so gesagt, aber sie war gewiß nicht grob, sie hat sich mit ihm nicht einlassen wollen, das ist das Einzige. — Dann sagt er, sehens Marie, Sie sind ein vernünftiges Mäd'l, ich weiß, sie ist keine Heilige, warum ist sie gerade gegen mich so? Bin ich schlechter als ein anderer? — Aber, sag ich, Herr Kleppl, lassen Sie die Dummheiten, meine Schwester ist ordentlich und läßt sich mit einem verheirateten Mann nicht ein. Und dann sind Sie schon alt und haben große Kinder, lassens das gehen, Herr Kleppl, und nehmen Sie sie in die Arbeit. Ja, sagt er, aber — sie darf keine Fragen machen, sie wird nicht gleich ins Kindbett kommen! — Das hat er gesagt, Herr Richter, das kann ich beeiiden. (Bewegung.) Der Turaser ist gerade bei der Stiegen gestanden und hat die gefärbte Ware angefehn, der muß es gehört haben, es ist nicht gearbeitet worden, es war ganz still. — Der Turaser steht auf und stottert etwas hin und her und schließlich kommt es heraus, er hat es nicht gehört, oder er hat es nicht genug deutlich gehört, und am Ende hat es geheissen, es ist nichts bewiesen, und alles ist nach Haus gegangen. Mir aber, hat man gesagt, mir wird gleich der Prozeß gemacht, ich werde wegen einer Ehrenbeleidigung — ich hab dem Kleppl seine Ehr beleidigt — angeklagt und werde verurteilt. Acht Tage werde ich sitzen, acht Tage eingesperrt sein, wegen diesem verfluchten Gauer! (Sie stampft mit dem Fuße, hält sich das Tuch vor das Gesicht und weint. Starke Bewegung, man schreit durcheinander und geht hin und her.)

Anna: Und ich bin gekündigt, und die Marie ist auch gekündigt. Solche kann man nicht brauchen, die könnten bei uns auch so was anrichten.

Meizner: Mach Dir nichts daraus, wir sind alle gekündigt, jeder hat schon sein Buch bei sich.

Marie (laut): Und ich sag es jetzt ganz offen (schreiend): der Turaser ist bestochen! — Bestochen ist er, und deshalb haben sie Courage bekommen, Euch zu kündigen, und deswegen seid Ihr alle auch gekündigt worden, weil sie schon im voraus gewußt haben, daß die Verhandlung für sie gut ausfallen wird; weil der Turaser schon versprochen hat, er wird zu Ihren Gunsten aussagen.

(Tumult, wilde Ausrufe: Verräter! Lump! Erschlagt ihn! Ein wirres Durcheinander, in dem das Rufen Abolts, Reizners ohne Wirkung bleibt. Hagwetter ist schweigsam, die Weiber umringen die Schwestern, die Männer scharen sich zu Haus, man ruft: Auseinandergehn! Dableiben! Schlagt ihn tot! — Wieder mit dem Kleppl! — Auf die Plätze, Ruhe, Ruhe! — In dem Tumulte öffnet sich die Thüre zu Turasers Wohnzimmer, und Albine stürzt laut rufend auf Marie los.)

Albine: Betrügerin! Betrügerin! Lügnerin! — Glaubt ihr nicht, was sie gesagt hat, es ist alles nicht wahr, was sie sagt, es ist alles nicht wahr, sie lügt vom Anfang alles! — Der Turaser hat gar nichts gehört, der Turaser weiß von nichts, von unten bei der Stiegen kann man nicht einmal hören, wenn oben auf dem Boden laut gesprochen wird und wenn nur still gesprochen wird, hört man gar nichts. Man hört gar nichts. Es ist nicht wahr, daß er etwas gehört hat. Er hat mir es zwanzigmal gesagt, er weiß von nichts. Die Zelber ist von oben herunter gekommen und hat ihn dort gesehen und hat gleich gesagt, hast es gehört? Was, hast es gehört? Er hat aber gar nichts gehört. Sie hat es ihm gleich gesagt, was sie mit dem Kleppl gesprochen hat, er hat aber nichts gehört, er hat es nur gewußt, weil es ihm die Zelber gesagt hat, weil sie ihn zuerst getroffen hat, gerade so wie sie es jedem von Euch gesagt hat. Und wenn sie jeden von Euch zum Gericht gezogen hätte, so hätte jeder von Euch gerade so aussagen müssen, wie der Turaser. — Und ich sag Euch, die Zelber hat es selber nicht einmal gehört, es ist alles nicht wahr, was sie da vom Kleppl erzählt hat, sie hat sich es so ausgedacht, weil sie immer und überall Unfrieden stiften muß, sie ist eine Lügnerin — eine Lügnerin — — (Sie schnappt nach Atem. Der Wärm hat sich während ihrer Rede gelegt, bricht aber jetzt mit neuen Berwünschungen los.)

Die Schwestern Zelber (rufen dazwischen): Was hätten wir davon, wozu soll ich mir denn das aussinnen, ich hab ja nichts davon, sie ist verrückt!

Albine: Nein, ich bin nicht verrückt, aber Du, Marie Zelber, Du bist schlecht, Du schlechtes, infames Weib, pfui! pfui! — Glaubts ihr ja nicht, glaubts ihr nicht. Sie stiftet immer nur Unglück. — Die Klitzpera ist da, die kann Euch's bezeugen! Erinnerst Dich, wie sie von Dir in der Fabrik erzählt hat, Du haltst es mit dem Schloffer, und wie dann der Schloffer Deinen Mann dann gehaut hat? — Erinnerst Dich noch?

— Jetzt stellt sie sich so, als wär der Kleppl ihr Todfeind, aber immer ist sie hinter ihm hergetrocken, die Schlecte, und so lang hat sie Euch gehetzt, bis alles auf den Kleppl los gegangen ist. Und ich sag Euch's, es ist nicht wahr, daß das der Kleppl gesagt hat — —

Meizner: Aber daran liegt ja nichts, ob es der Kleppl gesagt hat, wir stehen im Lohnkampf, wir stehen vor dem Thor und wissen nicht ob hinein oder hinaus.

Albine: Aber sie hat gesagt, der Lurajer ist an allem schuld, sie hat uns ins Unglück bringen wollen.

Marie: Schweig Dich aus! —

Albine: Schweig Du, Du Unglücksstifterin.

Marie: Ich sag Dir es ins Gesicht, Dein Mann ist bestochen und dreimal bestochen.

Albine: Und wenn er zehnmal bestochen ist, Dein Mann wird er darum doch nicht mehr!

(Während dieser Rede sprechen die übrigen leise mit einander, es wird hin und her gegangen, es bilden sich Gruppen, die leise disputieren. — Es wird nicht mehr ruhig.)

Marie: Hahaa, daß ich nicht lach! — Mein Mann, Du lieber Himmel, was Dir nicht alles einfällt!

Albine: Warum hast denn auf ihn eine solche Wut, warum willst ihn denn zu Grunde richten? — Warum? Sag doch! — Sag! —

Marie: Weil er uns alle ins Unglück gebracht hat, darum! — Verstehst?

Albine: Weil Du die Wut nicht verschmerzen kannst, daß ich Dir ihn weggefischt hab, darum! — Aber jetzt sag ich Dir's: — hinaus! — Dort ist die Thür, gehst hinaus, (sie geht drohend durch eine Menschengasse auf sie zu) gehst hinaus! hinaus! — Marsch hinaus! Du insames Weibsbild, Du miserabliges! — Du Luder, was sein Lebtag kein Kind gehabt hat, Du willst eine Familie zu Grund richten, ich — — — ich — — — (Sie wird von den Weibern festgehalten.)

Marie: Ja, ich geh, deswegen aber wird Deiner noch immer nicht rein-gewaschen, deswegen bist Du auch nicht besser. Wir sehen uns noch, wir zwei. Wir treffen uns schon wo. (Ab, mit ihr ein Hause.)

Albine (zu den Weibern): Ich sag Euch, es ist nicht wahr. (Die Leute gehen allmählich alle ab.)

Ein Weib: Es ist doch auffallend, das werden Sie einsehen, und wenn man der selber nicht recht geben kann, weil man eben nichts sicheres weiß, so ganz unrecht wird sie wohl nicht haben. Warten wir's ab.

Albine: Es ist nur ein unglückliches Zusammentreffen, dafür kann doch mein Mann nicht, er hat halt nicht schwören können. Hätt er es ganz sicher gehört, so hätte er geschworen. Es hat's aber nur die selber gehört,

und ich sag Euch, sie lügt. Aber wie hängt das mit der Kündigung zusammen? Mein Mann ist ja auch gekündigt. Drinn auf dem Tisch liegt das Buch; geh, ich bitt Dich, Raßwetter, hol das Buch, drinn auf dem Tisch liegt es, und bring es herein. Da könnt Ihr's lesen. Was hätte denn mein Mann davon, jetzt wo er gerade so gekündigt ist, wie jeder andere! Deshalb sag ich, die Zelber ist schlecht, sie ist ein böses Weib, weil sie einen unschuldigen Menschen ins Unglück bringen will, mit Gewalt ins Unglück bringt mitsamt den unschuldigen Kindern. Weißt, kannst Dich erinnern, wie sie über Dich geklatscht hat, hast schon vergessen an den Schloffer? — Wer war schuld daran — die Marie Zelber war schuld daran!

Ein Weib: Nun, ob so oder so . . . was vergangen ist, ist vergangen. Morgen werden wir nichts mehr zu essen haben. — Du Gott im Himmel, schau auf uns! — (Sie gehen alle langsam hinaus.)

Albine (zu Meigner): Glauben Sie es, Meigner — glauben Sie es?

Meigner (zuckt die Achseln).

Albine (zur Adolfin): Glauben Sie es, daß der Turafer daran schuld ist?

Meigner: Warum hat er es sich denn so schnell überlegt? Hat niemandem was gesagt, daß er es nicht deutlich gehört hat, hat niemandem widersprochen, der sich auf ihn berufen hat. Hat sich als Zeugen rufen lassen, so muß er es doch gehört haben.

Albine: Ein Schwur, Meigner, ein Schwur ist ein Schwur. Hätten Sie geschworen, Adolf, wenn Sie nicht ganz sicher gewesen wären. Er war halt nicht ganz sicher —

Adolf: Ich sag ja nichts. — Hab ich etwas gesagt? Ich denk mir meins und laß jedem seins.

Adolfin: Ja . . . mir — — mir lassen einem jeden seins . . . einem jeden! (Alle ab.)

(Albine und Raßwetter. Pause.)

Albine: Du bist noch da?

Raßwetter: Ich hab das Büchel gesehn. Aber das beweist nichts.

Albine: Du glaubst auch . . . ?

Raßwetter (nicht bejahend).

Albine (schweigt).

Raßwetter: Hörst . . . mir kannst es sagen, ich bin der beste Freund vom Turafer, er ist wie mein Vater gewesen, er ist mehr als mein Vater, den ich nicht gekannt hab, sag mir, hat der Turafer reine Hände? . . .

Albine: Vor Gott im Himmel und vor seinen armen, verhungerten Kindern hat er reine Hände! — — —

Raswetter: Das ist genug — mehr brauchst mir nicht zu sagen. Jetzt geh ich.

Albine: — Du gehst auch?

Raswetter: Kann ich anders?

Albine: Halt zu uns, es wird Dir gut gehen.

Raswetter: Jetzt muß man zu dem halten, dem es schlecht geht. Die Sach thut mir leid, das kannst mir glauben — —!

Albine (barsch): Also geh!

Raswetter: Ich geh der Letzte und werde dann wieder der Erste sein. (Ab.)

(Albine, Bartel.)

Albine (in Gedanken verloren).

Bartel: Mammi, wird der Vater bald kommen? — Mammi!

Albine: Er wird.

Bartel: Wirst nicht Feuer machen?

Albine: Ja, gleich. Geh hinein, geh, mein Kind, geh hinein und schau zum Mädel, und spahn Holz, daß wir gleich ein Feuer machen können. (Man hört einen Ruf.)

Bartel: Jemand ruft.

Albine (ängstlich): Geh, Burschi, geh ins Zimmer. (Derselbe Ruf, länger.)

Bartel (ab).

Albine (geht zur Thür. In diesem Augenblick wird die Thür aufgerissen, und Turafser als Verfolgter stürzt bleich und entsetzt herein).

Turafser (schreiend:) Mach zu! Halt zu! Sie kommen, Sie kommen, halt fest! Halt fest. (Er eilt über eine Leiter auf den Balken, wo er verschwindet.)

Albine (anfangs saunungslos, eilt die Thüre zu schließen, doch schon hat sich ein Mann hereingezwängt; sie drückt fest zu, es entsteht ein kurzes Ringen, ehe es ihr gelingt; ihn hinauszudrängen und die Thüre zu schließen. Man hört Rufe, einzelne, dann mehrere, Steine schlagen an die Wände, ans Thor, auf das Schindeldach; im Zimmer klirrt das eingeschlagene Fenster, Pfiffe. Sie verriegelt die Thür und versperrt sie, angstvoll beachtend, ob ein Körper, der sich zuweilen wüthig gegen sie wirft, die Angeln lockere).

Albine: Komm herunter! — Komm herunter, es ist niemand da. Hilf mir die Thür vernageln.

Turafser (oben, schweigt).

Albine (ruhig sprechend, zu Bartel ins Zimmer): Wubi, bring mir den Hammer und die langen Nägel, ja?

Bartel (nach einigen Augenblicken das Gewünschte bringend, das Albine sofort heilig nimmt und die Thür vernagelt): Ein Stein ist hereingeflogen, Mammi, das Fenster ist zer schlagen. — Kommt nicht der Vater? — Ich fürcht mich, Mammi, — kommt der Vater?

Turafser: Pff! pff! — (Der Lärm außen wird schwächer, die Steinwürfe vereinzel, das Stoßen gegen die Thüre hört auf, einzelne Pfiffe.)

Albine: Bleib jetzt noch oben, sie gehen schon. Die Thür hält! —

Turaser: Sie haben keine Stange bei sich, sonst wären sie schon längst herein.

(Pause.)

Eine Stimme (durch das Schlüßelloch von außen hereinrufend): Turaser, wir erwischen Dich noch, gib acht, wirft Deine Weiner im Tüchel z' Haus tragen! Hollodrooh, Hollodrooooh! Die Zeiler sein doo! (Er preist gelend am Schloß durch die zwei Finger. Gelächter außen. Stille. Die Familie lauscht.)

Turaser (den Kopf vornübergebeugt, horcht hinaus): Weg sind sie! Weg! — Gut ist es gegangen, nichts ist geschehn, gerad so wie Du es gesagt hast. Du hast es richtig vorausgesagt, es wird ein Lärm sein, ein ordentlicher, ein Krawall, und hernach ist das Wasser abgelauten.

Albine: In die Arbeit darfst nicht gehen eine Wochen lang, sonst wird es gleich heißen: aha, der Turaser! Nach einer Wochen kannst ruhig anfangen. Alle sind gekündigt.

Turaser: Gekündigt.

Albine: Alle, der Buchhalter hat die Büchel hergebracht. Das war eine Tour, ehe ich die selber hinausgebracht hab.

Turaser (nachdenklich): Sie muß eine Woche sitzen — — verurteilt. — —

Albine: Das freut mich. Das geschieht ihr schon recht. Wie sie gehetzt hat, wie sie in die Leute hinein geredet hat, gerad als müßt sie uns alle ins Unglück bringen. Es ist ein böses Weib, die Marie.

Turaser: Sie ist verurteilt, wegen Ehrenbeleidigung — acht Tag.

Albine: Daran wird sie nicht sterben.

Turaser: — — Sie ist bescholten, verstehst?!

Albine: Was ist das?

Turaser: — Sie ist vom Gericht verurteilt, sie hat keinen ehrlichen Namen mehr — den Dienst verliert sie, das versteht sich ehe.

Albine: Deshalb hat sie so eine Wut gehabt.

Turaser (springt auf, lebhaft, wie um seine Gedanken zu verschleudern): Aber jetzt lauf, geh, bring! Bring ein gutes Fleisch, ein warmes Gefelchtes, bring ein paar Flaschen Bier, aber ordentlich Fleisch, nicht ein paar Bissen, ich hab den ganzen Tag nichts gegessen, mein Magen ist krank vor Hunger. Was willst denn, Bartel, mein kleiner Bub, was willst denn, sag, sag nur, was Du willst, kriegst, alles, sag! —

Bartel: Würstel! —

Turaser: Bring Würstel, zehn Paar — —

Bartel: Feigen —

Turaser: Einen Kranz, Albin — Was willst denn noch, Bubi, willst Bäckerei haben? — Bring was süßes. Ein paar gute Buchteln, mit Töpfen und Kuchen — —

Bartel: Mit Schaum — —

Turaser: Bring ein paar Schmettenrollen — —

Albine: Na, na, ich werd gleich einen Möbelwagen anfahren lassen — Gotteswillen, jetzt muß ich ja erst die Thür aufnageln, jetzt hab ich mit dem Zeug da wieder die Arbeit — — Und was hat der Kleppl gesagt? (Arbeitet mit der Zange.)

Turaser: Der war froh. (Er nimmt den Knaben auf den Arm.) Hat aber nichts merken lassen. Hat aber verflucht aufgeatmet, wie ich ausgefagt hab. Ich hab gesagt, ich hab nichts gehört, ich hab es nicht so deutlich gehört, daß ich beschwören könnt, daß ich es gehört hab. Dann hat es mir gleich darauf die Zerber erzählt, und so hab ich am Anfang geglaubt, ich hab es wirklich gehört. Und dann die But auf den Kleppl, der uns allen so verhaßt war, so hab ich geglaubt, daß ich es gehört hab. Aber dann, wie es zum Schwur gekommen ist und ich mir die Geschichte noch einmal ordentlich vor das Gedächtnis gebracht hab, ist es mir doch so geworden, so — unsicher — ja, und jetzt, mein ich, daß ich gar nichts gehört hab. — — Dann sagt der Richter, wir werden auch den Kleppl beelden. Und dann haben sie auch den Kleppl beeidet. — Haben Sie das der Marie Zerber gesagt. — Nein! — Ich mache Sie auf das Gewicht Ihrer Aussage aufmerksam. — Nein! — Und dann war die Marie verurteilt. — — Die haben alle Augen auf mich gemacht! — (Nachdenklich.) — Wie mich alle angesehen haben —

Albine: Du hast halt nicht schwören können, das ist etwas! —

Turaser: — Die haben Augen gemacht! Die Zerberischen haben geweint... — — Nun — so geh doch schon! — Zum Teufel!

Albine: Gleich, gleich, friß mich nur nicht auf — (Sie macht sich an die Thüre, Nägel auszuziehen.)

Bartel: Und das Eichkagl?

Turaser: Morgen, morgen kriegst es, morgen, kauf ich Dir's und ein neues Gewand, und ein Mägerl

Bartel: Mit einem geraden Schirm — eine französische — —

Turaser: Mit einem graden Schirm —

Albine: Hilf mir doch da — — —

Turaser (setzt den Knaben ab und greift zu Zange und Hammer): Du glaubst, ich soll noch eine Woche dableiben?

Albine: Du mußt!

Turaser: Der Kleppl hat mir gesagt, ich soll morgen kommen. (Arbeitend): — Also entlassen hat er sie, der Schuft. Alle entlassen.

Albine: Was — ?

Turaser: Das ist ein Gewichster! — Entlassen! — Das muß aber ge-

wesen sein? — Was? — So, jetzt ist offen — geh! (Sie lauschen.) — Es ist alles vorüber! — Geh! — (Nimmt den Knaben wieder auf, indes Albine Korb und Tuch holt und abgeht.) Jetzt mußt aber essen wie es sich gehört. Wirst? — So bist mein guter Bub. — — Wie ist das doch mit dem: (singt): Wer will unter die Soldaten, der muß haben ein Gewehr, der muß haben ein Gewehr

Bartel (singt): Das muß er mit Pulver laden und mit einer Kugel schwer!

Beide (singen, Turaser tanzt): Hopp hopp hopp, hopp hopp hopp, Pferdlein lauf, lauf Galopp, hopp hopp, hopp hopp, hopp hopp, hopp hopp — hopp hopp hoohopp, Pferdlein lauf, Pferdlein lauf, lauf Galopp, hopp hopp hopp! — (Er küßt den Knaben und tanzt mit ihm auf dem Arm in kleinen Kreisen).

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt.

(Scene wie im 1. Akt; zehn Tage später. Wenn der Vorhang aufgeht, sieht man zwei kleine Särge hinaustragen, denen einige Leidtragende folgen.)

(Turaser hockt auf einem Schemel beim Sparherd, Albine tritt zu ihm.)

Albine: Gehst nicht mit? —

Turaser: Nein.

Albine: Der Vater soll also nicht dabei sein?

Turaser: Hast Du sie zur Welt gebracht, so geh Du sie auch begraben.

Albine: Und Du druckst Dich? — — Wie schaut denn das aus, wenn Du nicht mitgehen willst? — Was werden sich die Leute denken?

Turaser: Das ist mir gleich. Sollen sich die Leut denken, was sie wollen. Was die Leut reden, auf das ist nichts zu geben. Das rinnt ab wie's Wasser, hast gesagt.

Albine: — Aber

Turaser: Hast es gesagt oder nicht? — So geh. Laß mich in Ruh. — Ich will es nicht sehen, wie sie's in die Erd verscharren.

Albine: Ich soll es ansehen (Nach einer Pause): Sind ja Deine Kinder so wie meine! — Komm, geh mit, Turaser, ich bitt Dich, komm! — (Turaser schweigt verstockt.)

Albine (erregt): Ihr Männer! — Das sind Männer! — Jedes alte Weib ist mehr als Ihr, Eschlasmützen, Schwackköps! — Was geht Dir denn im Kopf rum?

Turaser: — Geh, die warten draußen auf Dich — —

(Albine rasch ab. In der Thüre kommt ihr Rahwetter entgegen.)

Albine: Geh, bleib da und red ihm die Mucken aus, ich muß laufen . . .
(Ab.)

(Naswetter setzt sich. Man hört durch die offen gebliebene Thür die Einsegnung, die Tritte der Fortgehenden. Naswetter geht nach, das Thor und die Thüre zu schließen, und setzt sich wieder. Sie verharren eine Zeit lang schweigend.)

Turaser: — Was machst denn Du bei mir?

Naswetter: Darf ich nicht zu Dir kommen?

Turaser: Zu so einem Auswurf —?

Naswetter: Du bist doch derselbe, was Du warst. Für mich bist immer derselbe.

Turaser: Es ist genug schön, daß Du nach einer Ausred suchst.

Naswetter: Was brauch denn ich eine Ausred! —

Turaser: Was werden denn die andern dazu sagen, daß Du zu dem Auswurf gehst?

Naswetter: Die haben anderes zu thun, als nachschauen, ob ich mit Dir red oder nicht.

Turaser: Sieh Du nur gut acht, was die andern von Dir sagen. Hast denn Du ein Urtheil über Dich? — Weißt denn Du, wer Du bist, was Du heißt? — Das weißt Du nur davon, weil Du hörst, was die Leute sagen.

Naswetter: Wenn man auf alles geben möchte, was die Leut sagen —!

Turaser: Auf alles muß man geben, was die Leut sagen. Erfunden wird nichts, nur schlecht verstanden und ausgesprengt.

Naswetter: Du hast recht, schlecht verstanden. Ist etwas noch so seltsam, die Leut glauben gleich immer das Schlechte.

Turaser: Das haben die Leut wieder recht. Das Schlechte kannst gleich glauben; wennst wo was Gutes hörst, dreh es erst dreimal um, ehe daß Du es nimmst.

Naswetter: Ich kann aber nicht alles glauben, ich will nicht, Turaser.

Turaser: Du willst nicht glauben, was die Leut von mir reden —? Ist recht?

Naswetter: Ich will es von Dir nicht glauben, Turaser.

Turaser: Jedes Warum hat sein Darum, hat einmal einer gesagt. Wenn mir also mein Bartel stirbt, so muß es sein Darum haben. Siehst, um das Darum dreht sich alles. Bei jedem muß man nur immer das Darum finden. Es wär doch zu dumm, wenn wo was wär, das nicht sein Darum hätt; deswegen schon muß alles sein Darum haben. Jetzt frag ich, warum stirbt mein Bartel, warum nicht der andere, warum nicht andere tausend Buben, warum meiner? Sind doch genug Kinder in der Welt, warum wird meiner ausgefuchst? Manche sagen, weil er zu gefuchelt war.

Raswetter: Gescheit war er.

Turaser: Aber gar zu gescheit war er nicht. Er war ein gutes Kind, ein aufgewecktes, war brav in der Schul, hat besser gelernt, als alle andern in seiner Klass, das ist aber nichts besonderes. Was — unter die armen Buben, die zu Haus keine Ruh haben und wenig essen — deswegen! — Nein, er war nur ein weiches Herzerl . . . weicht? — Ja — so ein gutes Kind. Deswegen thut mir das Herz so weh um ihn . . . Er hat sich übergeessen, sagen die Leut.

Raswetter: Die Leut verstehn nichts.

Turaser: Hat man schon einmal gehört, daß sich ein Bub übergeessen hätt!

Raswetter: Ein Bub, nie im Leben!

Turaser: Das hat ja einen Magen —, von wenig essen krank werden, aber von viel?

Raswetter (selbe): — Er war es vielleicht nicht gewohnt?

Turaser (säht den Stich): — Er hat ja immer feins gehabt. War es auch nicht so nahrhaft und gut, wie er es hätt' brauchen können, zu essen hat er immer gehabt. — Daß er sich mit ein paar Sachen sollt zu Grund gerichtet haben — er hat ja nicht einmal viel geessen. Und wenn es wahr wär, was ist dann? — Warum muß gerad er daran sterben, wo Kinder alles zusammenessen wie die Enten, warum er? — Dazu will ich das Darum haben!

Raswetter: Du denkst an die Bestimmung.

Turaser: Nein, daran hab' ich nicht gedacht: an die Vergeltung! — Aber das ist ein schönes Wort: Bestimmung. Da wird man so ruhig dabei. Wenn die Idee nur nicht gar so keck wär. Ja, gar so keck. So viel dürfen wir uns vor die andren Würmer und Fliegen nicht einbilden, daß es irgendwo schon voraus aufgeschrieben steht —

Raswetter: Und das Darum? — Was ist das?

Turaser: Das ist nicht dasselbe. Das Darum ist der Weg, den das alles gegangen ist, das ist der Fluß, der durchs Land rinnt. Die Bestimmung ist der Regen vom Himmel, den alle annehmen müssen.

Raswetter: Sterben müssen alle.

Turaser: Warum aber der eine zuerst, der andere hernacher? — Warum trifft es mich? Und warum jetzt? —

Raswetter: Er kann nicht mehr reden, wenn er es auch wüßt.

Turaser: Er kann nicht mehr reden. Freilich. Und wenn er reden könnt, glaubst er möcht? — So ein Kind . . . man weiß gar nicht, wen man da neben sich hat. Das hört zu, sieht zu, denkt nach und denkt nicht nach und versteckt alles in sich. Ja, versteckt's in sich. Er hat mich fortwährend so angeschaut . . . so angeschaut . . . Jesus

Maria alle sind gewichen, gewichen von mir wie vor dem
 Lustwurf er auch hat mich so angeschaut
 (Er bedeckt das Gesicht mit den Händen.)

Raßwetter: Was versteht ein Kind —!

Turafser: Als wär er an mir irr worden Und ich hab es doch
 nur für ihn gethan, sein junges Leben zu fristen, ihm alles zu geben,
 was er braucht zur Stärkung, daß er wieder zu sich kommt, daß er
 sich nicht braucht abzuhärmen und abzusehnen, mein lieber Jung. Und
 er ist an seinem Vater, an seinem geliebten Vater — — irre worden.
 Mein gutes, braves Kind

Raßwetter: Was Du Dir da wieder einbildst! —

Turafser: Kann man denn in so ein Kind hinein sehen, das versteht
 alles vor den andern und vor sich selber. Spricht es nicht aus, sich
 nicht und den andern nicht, und geht an einem Kummer zu Grund.
 Das Herz kann einen übergroßen Kummer nicht ertragen ja —.

Raßwetter: Ich bitt Dich, das sind alles so Deine Einbildungen. Brauchst
 nicht gleich zu glauben, daß es jeder gleich mit allem so schwer nimmt
 wie Du. Nicht einmal die, was mit Dir arbeiten, höchstens vielleicht
 die selber — aber die denken ja nicht mehr daran; außer wenn
 die Red darauf kommt. Aber wo denkst denn hin, so ein Kind!
 Was Dir nicht alles einfällt!

Turafser: Das war kein gewöhnliches Kind.

Raßwetter: So denkt jeder.

Turafser: Ja, die dummen Eltern halten ihre Kinder immer für was
 Besonderes. Aber der Bartel war doch was Besonderes. Wer weiß,
 was er hätt werden können, was aus ihm für ein großer Geist hätt
 sein können. Er war in sich gefehrt, er hat manchmal so gefragt, daß
 ich nicht gewußt hab, woher immer schnell das Wort nehmen, um
 ihn nicht ins Unrichtige zu führen. Wer weiß, auf was ihn das Schick-
 sal geführt hätt! — Vielleicht ein Ingenieur, der wer weiß was er-
 findet, oder einer, der mit der Feder umgeht, oder ein Doktor, der
 den Leuten hilft — — und alles dahin! —

Raßwetter: Für ihn ist es ja vielleicht besser.

Turafser: Wenn ich bedenk, daß sein Leben in meiner Hand gelegen ist,
 daß er mir ist anvertraut worden von der Vorsehung, und wie ich
 mit ihm umgegangen bin! — — Daß ich nicht gewußt hab, was so
 ein zartes Gemüt braucht

Raßwetter: Es hat gewiß keinen besseren Vater gegeben als Dich! —

Turafser: Ist es denn ums Essen und Trinken allein?! — Die Reinheit

braucht's! — Das Wenige was er gehabt hat, Vater und Mutter, das ist ihm getrübt worden; auf was er hätte stolz sein können

Rafswetter (erschüttert): Du bist arg gestraft, Turaser! —

Turaser: Endlich, daß es aus Dir heraus ist! — Gestraft bin ich! — Gestraft bin ich, wie noch nie einer ist gestraft worden. Ja, das ist es! — — Aber wissen mücht ich, nach welchem Gesetz, wo das Gesetz geschrieben ist und von welchem Richter! — Das mücht ich wissen. Verfluchte Arglist, verfluchte tödtliche Bosheit, verfluchtes, verfluchtes Leben, das mich hat so hineingebracht! Hat mich wer hineingebracht, sei es wer immer, hat mich wer hineingebracht — alsdann ist er selber daran schuld, nicht ich! — Soll über sich selber Gericht sitzen und über sich urteilen und sich selber bestrafen! — So wird es gemacht!? Ich muß unglücklich sein, schuldig werden, und hernach wird eine Straf diktiert, die kein Mensch ertragen kann? Höllische Bosheit, die das eingerichtet hat! — Da hört aber alles Fragen auf: es kann gar nicht gut sein, was auf solchen Wegen geht, das Allerletzte, wohin wir kommen, der äußerste Rand, muß gar arg sein, oder gar dumm, wenn die Mittel so dumm, so ungerecht sind, die zu ihm führen. Im besten Fall ist es die Ruh! — Wozu dann diese Martern? Die Ruh hätte ich besser haben können, wär ich gar nicht zur Welt gekommen! —

Rafswetter: Wir müssen ja alle das Leben abbüßen.

Turaser: Freilich, weil jede Straf verbüßt sein muß.

Rafswetter: Ganz verbüßt, bis zu End verbüßt. —

Turaser: Meinst — — — niemand darf dem Kerker entfliehen, der nicht seine Jahre abgefessen? — Wenn ich aber unschuldig verurteilt bin?

Rafswetter: Unschuldig sind alle verurteilt.

Turaser: Alsdann — bis zu End verbüßen, bis zu End, wenn man sich auch alles denken kann und alles weiß! Die Medizin kennen, die einem helfen kann, und sie doch nicht nehmen!

Rafswetter: Siehst, es hat alles sein Gutes. Ist Dir nicht jetzt doch so, ich weiß nicht, ob Du mich verstehst — leichter!

Turaser: Ja, wie so einem, der fort auf die Abstrafung gewartet hat.

Rafswetter: Bist wenigstens die Unruh los.

Turaser: Ja.

Rafswetter: Das hast ja gewußt, daß Du einmal wirst gefangen werden. Jetzt bist gefangen, hast Ruh. Hättest denn nur eine ruhige Stund gehabt, hättest ruhig schlafen können, hättest den Leuten ins Gesicht sehen können?

Turaser: Und jetzt?

Rafswetter: Ist die Sach anders.

Turafser: Schön?

Rafswetter: Was meinst?

(Sorige, Marie selber.)

Marie: Turafser, grad komm ich heraus, vom Landesgericht. Mein erster Weg ist her zu Dir. Sag mir nur, wie das geschehen ist, um Gotteswillen!

Turafser: Beide Kinder.

Marie: Wie so denn nur? Der liebe Bartel! —

Turafser: Übereffen —

Marie: Wirklich —!

Turafser: Na, wie denn anders. Es hat mir keinen Segen gebracht, das Geld vom Kleppl, hat mich zu Grund gerichtet — —

Rafswetter: Turafser, ich geh derweil; komm später wieder, Dir die Mucken vertreiben, (mit einem Blick zu Marie): Deine Mucken — ja! —

Turafser: Komm nur und bring einen Fliegenklapper mit, einen ordentlichen Fliegenklapper, die Mucken zu erschlagen. Aber auch die Mucken, die da drin sind (weist auf seine Stren), die muß man totschlägen. Raustreiben — und totschlägen — — das wär gut, das thät mir wohl. (Rafswetter ab. Turafser hält sich die Schläfen): Mein armer Kopf! — Wie es da drinnen herumgeht! Das halt ich ja nicht aus, das halt ich nicht aus! — Ach, niederlegen . . .

Marie: Es geht vorüber, es geht alles vorüber!

Turafser: So? — Glaubst? — Freilich, Du hast Deine acht Tag abgeessen, jetzt ist es vorüber. Gepeilst zu haben!

Marie: Bin daran nicht gestorben.

Turafser: Darfst nicht meinen, daß es mir so um Dich geht oder gegangen ist. Gar keine Spur davon. Nicht so viel hätt ich mir daraus gemacht, so viel nicht! So ein Schuft wie ich, was macht sich der aus so was! Wenn solche zehne wie Du, jede hätt Zuchthaus gekriegt zu zehn Jahr — ich hätt mein Judoageld eingestrichen, da ist das Geld, was weiter geschieht, ist mir Wurst. Ich hab meine Magen im Sack, geht die Welt zu Grund, ich hab' meine Magen im Sack! — So einer bin ich, verstanden! — Wenn alles gegangen wär, wie es hätt sollen, laß ich Euch alle aus und könnts meinewegen verhungern, auf einem Haufen verhungern, im Winter. Hätts können noch weiter zum Greisler gehn, bis Euch alle Greisler hinausgeworfen hätten. Ich hätt keinen Finger gerührt, keinen Kreuzer von meinem Geld hätt ich hergeben. Ja, so einer bin ich! — Aber jetzt, jetzt ist es anders! Ein Lump war ich, ein Lump bin ich, aber dasig bin ich worden! — Ja, dasig! — So klein, so — so — so kleinwunzig, wirklich merkwürdig,

wie es mich heruntergedrückt hat! Ja, meine Liebe! — — — — Und alle tausend Teufel sind hinter mir her, wie bei einem Wettrennen. (Er schüttelt sich und rüchert.) Huuu — iih!

Marie: Jetzt ist es nicht mehr zu ändern.

Turaser (sich aufrichtend): Oho! — Da wirst staunen, da wirst aber Deine Wunder erleben. (Er klopf sich auf die Brust.) Ändern werde ich's.

Marie: Bild Dir das nicht ein. Dein Leben wirst nicht mehr ändern, was geschehen ist, ist geschehen, und wenn der Himmel einstürzt, kannst es nimmer ungeschehen machen.

Turaser: Abbüßen will ich.

Marie: Mach keinen Unsinn.

Turaser: Eine That gegen die andere. Abzuwarten steht, welche die stärkere ist.

Marie: Was geschehen ist, ist geschehen, aus der Welt kannst es nicht mehr schaffen. Dann — —, willst was abbüßen, wo Du gar keine Schuld hast?

Turaser: Keine Schuld?

Marie: Denk nach, Turaser, denk nach! Hast Du es thun wollen oder nicht?

Turaser: — — — — — Marie, was sagst da?

Marie: Das, was Du Dir denkst.

Turaser: Wir sind alle nur Menschen.

Marie: Sie hat Dich ins Unglück gebracht, sie ist Dein Unglück —

Turaser: Kannst mir noch immer nicht verzeihn — — —?

Marie (auffschluchzend): Hab Dir es ja schon längst verziehn

Turaser: — — Alte Zeiten, Ritschi! Sei gut mit mir! — Ich hab kein Glück gehabt die ganzen Jahre durch. Ich hab's zu nichts gebracht. Das Leben ist mir verfloßen, die Ehr hab ich verloren, die Kinder sind mir gestorben

Marie: Halt aus, Turaser halt aus!

Turaser: Ich geh bis ans End, Marie.

Marie: Was willst denn machen — — ?

Turaser: Sei ruhig um mich. Bin ich ein schwacher Mann gewesen mein Leben lang, ich will es gut machen.

Marie: Wer weiß, wozu es gut ist. Ich will Dir nicht zu- und nicht abreden, thu was Dir Dein Gewissen sagt. Folg immer Deinem Gewissen und laß Dich nicht ablenken. Und was das Übrige betrifft, das sind alles abgethane Sachen, ich trag Dir nichts nach, es ist alles gut bei mir es ist alles gut, Turaser.

Turaser: Deine Seel ist die beste von der Welt —

Marie: Also leb wohl, Turaser. Wir ziehen weg von da, wir gehen nach Wien. Hier bekomm ich so keine Arbeit mehr, leb wohl!

Turaser: Leb wohl!

(Marie ab. Pause. Die Bühne verdunkelt sich allmählich im Hintergrunde; der Vordergrund bleibt im Dämmerlicht.)

(Adolf und Turaser.)

(Adolf bleibt die Scene hindurch in der Dunkelheit des Hintergrundes und unsichtbar.)

Adolf: Turaser! —

Turaser: Wer ruft?

Adolf: Ich bin's, der Adolf.

Turaser: Du? — Komust mich heimsuchen?

Adolf: Sollst nicht glauben, daß Dich in Deinem Unglück alle verlassen.

Turaser: Was sagen die andern von mir?

Adolf: Nun, sie reden so —.

Turaser: Ich bin gewiß fünfhundertmal verflucht worden, gewiß haben sie an mir kein gutes Haar lassen —?

Adolf: Das darf man nicht so nehmen, das muß man begreifen, wir sind nur arme Leute und leben von der Hand in den Mund, das weißt Du ja gut.

Turaser: Also, was sagen sie, was sagt der Meizner, der Zacharias —?

Adolf: — Es ist schäd um Dich.

Turaser: Und weiter nichts?

Adolf: Warst immer ein ordentlicher Kamerad.

Turaser: War ich?

Adolf: Ja. Hast Dich durch so viele Jahr als ordentlich gezeigt und verlässlich. Eine schwache Stund.

Turaser: So! —

Adolf: Und die Weiber, hör ich.

Turaser: Und wie steht's mit Euch, mit der Arbeit? Hat der Kleppl wirklich keinen mehr genommen?

Adolf: Ein paar hat er genommen: den Zacharias und noch ein paar, mich nicht, den Meizner nicht — — —.

Turaser: Habt Ihr schon was?

Adolf: Ja. Der Meizner ist beim Engel, und ich in der Zutefabrik. Was mit den andern, weiß ich nicht. Auf Probe, haben sie gesagt. Sie nehmen so alte nicht gern. Wie ich aber gesagt hab, ich bin ein ausgelernter Färber und versteh mich auf Zute, so haben sie mich genommen, auf Probe. Wir arbeiten auf Blauholz. Aber was muß das alles. Wir haben keinen Kreuzer Geld. Das Weib ist

mir krank worden und liegt schon eine Woche, niemand will mir borgen — — — Du hast Geld

Turafser: Ja.

Adolf (wimmernd): Geh, Turafser, gib mir was, gib mir etwas, einen Gulden. Ich hab nicht auf Dich geschimpft, ich bin zu Dir gekommen, gib mir was. Ich kann kein Feuer mehr machen schon seit vierzehn Tag, wir haben es kalt zum Erfrieren, Turafser, und die Alte liegt.

Turafser (greift in die Tasche): Das Wenige, das ich noch hab, das mir übrig geblieben ist, will ich ehrlich teilen, Dir die Hälfte und meinem Weib die Hälfte. (Er zählt die Papiere in der Hand.) So, das ist Dein Teil. (Er geht nach rückwärts und kommt gleich wieder nach vorn zurück.) Nimm's und sag Deinem Weib, der Turafser hat an uns gut gemacht so viel er hat können. Wirst das sagen? —

Adolf: Ich werd es sagen. Ich werde es jedem sagen, der es hören will, daß der Turafser immer ein ordentlicher Mensch gewesen ist —

Turafser: Bis auf die schwache Stund — — —

Adolf: Für unsereinen ist die Verführung gar zu mächtig. Es ist schwer, ein ehrlicher Mensch zu bleiben, wenn man nichts zu essen hat.

Turafser: Sag, Adolf, wenn er zu irgend einem gekommen wär, zu itgend einem von Euch, und wenn er an ihn herangetreten wär mit Geld und guten Worten, und wenn sein Kind krank gewesen wär und hätt nicht gesund werden können, und wenn ihm alle die Ohren voll geblasen hätten mit dem und jenem und so, wär einer von Euch ein ehrlicher Mensch geblieben?

Adolf: Keiner, Turafser.

Turafser: Daß es gerad an mich herangetreten ist, kann ich dafür? Das war meine Bestimmung, und daß es gerad dann gekommen ist, wie ich in Not war und so leicht hab fallen können, das war ein Unglück. Und wenn ich nicht hab widerstehen können und darin bin umgekommen, so kommt das, weil ich ein schwacher Mensch bin und immer war. So einem schwachen Menschen kannst die Stärken nicht einblasen und den Charakter, er ist schon einmal so, wie er ist erschaffen worden und kann sich nicht anders machen, er muß so sein, wie er von Anfang an ist. Aber, warum hab ich müssen deswegen so gestraft werden, warum hab ich gar so streng Rechnung legen müssen? Um das geht's! (Adolf entfernt sich, von Turafser unbemerkt; man hört die Thüre leise schließen.) — — Um das! — Wer giebt eine Antwort darauf, wen kann man fragen? — Wirst sagen, geh in die Kirch, die sind dazu da, wenn Du fragst, Dich zu hören und zu antworten. Das weiß ich, was die mir sagen werden: das ist die Prüfung, wen Gott liebt, den straft er, er

bleibt den bußfertigen Sünder. Warum hat er mir nicht Zeit gelassen, mich zu bußfertigen, warum ist er gleich losgefahren wie ein Jähzorniger? Und die Prüfung! — So schaut eine Prüfung aus? — Das ist ja der Seelentotschlag! Wenn er alle Sünder gleich so trifft wie mich, bleibt nicht viel übrig. Dann brauch ich das alles nicht. Ich straf mich selber, dazu bin ich mir Mann und Herr genug. Ja, aber das ist die Frag, hätt ich mich kastelt, wenn mir der Bub am Leben geblieben wär, hätt ich mich als Sünder gefühlt!? Jetzt erst hab ich mich mit der Marie versöhnt, jetzt erst das Geld verschenkt, jetzt erst will ich Buße thun. — Ihr verzeiht mir alle, so wie man einem verzeiht, von dem man weiß, der hat einen Hieb für sein Leben lang, der Denkkettel bleibt ihm, lassen wir ihn laufen. Glaubt Ihr denn, daß es mir so um Euch geht? Deswegen wär ich schon mit mir selber fertig worden. — Das Kind mein gutes, armes Kind

(Er setzt sich und bedeckt das Gesicht mit den Händen. Es wird während einer Pause ganz finster und dann im Hintergrunde bläulich dämmerungshelle, es knistert und Bartel, mit einem langen, weißen Hemde bekleidet, die Krue weit ausgestreckt, erscheint im Hintergrunde.)

Bartel: — Pappi! —

Turafser (erwachend): Bist Du's? Kommst mich heimsuchen? (Kniet nieder.) — Oder was willst? — Sag, was willst von mir, Bartel, sag mir's, mein Bubi. (Die Erscheinung legt sich ihm um den Hals.) Oder kommst Deinem Vater verzeihen? — Ja, das ist's, deswegen kommst zu Deinem armen Vater. Bist ein gutes Kind, wie Du es immer warst. Also tragst es mir nicht nach? — Nein nicht! Ich hab es ja nur Dir zur Lieb gethan nur Dir zu Lieb!

(Die Erscheinung zieht sich zurück und verschwindet. Pause, während welcher Turafser ins Dunkel der Erscheinung nachstarrt. Man hört Stimmen. Albine und Raßwetter treten auf. Bei ihrem Eintritt wird es plötzlich wieder helle und Turafser geht ihnen lebhaft, wie von Innen gestärkt und aufgerichtet, entgegen.)

Turafser: Grüß Dich, Raßwetter. Weißt wo der Doktor wohnt?

Raßwetter: Welcher?

Turafser: Mein Verteidiger vor Gericht —

Raßwetter: Wer war denn das nur gleich?

Turafser: Der Doktor Schwarzweiß in der Neuthorgassen — weißt, in dem neuen Haus am Eck? Nicht weit von hier.

Raßwetter: Weiß schon.

Turafser: Lauf schnell zu ihm, so schnell wie Du kannst und bring ihn her. Nimm Dir einen Einspänner.

Raßwetter: Gleich?

Turafer: Gleich. Er soll alles liegen und stehen lassen und soll zu mir kommen. Er wird schon; sag ihm nur, der Turafer hat mit ihm was wichtiges zu besprechen. Lauf! (Raßwetter ab.) Albin, der Adolf war bei mir, sein Weib ist krank, ich hab ihm was gegeben. Der Rest gehört Dir. Da hast. Alles ist beglichen, brauchst davon niemandem was zu geben. (Giebt ihr eine Börse.)

Albine: Was hast wieder vor, Bartel?

Turafer: Ich will der Sach ein End machen, ich will das wieder gut machen, was wir auf dem Gewissen haben.

Albine: Willst Dich angeben? — Willst von mir weg?

Turafer: Ich muß.

Albine: Hast mir nicht geschworen, als ein treuer Ehemann bei mir zu bleiben?

Turafer: Wenn es abgebußt ist, komm ich wieder zurück, dann fangen wir ein neues Leben an.

Albine: Im größten Schmerz laßt mich allein?

Turafer: Ich werd auch allein sein.

Albine: Zu zweit tragt es sich besser.

Turafer: Es muß überstanden werden. Und es ist mir so froh und frei, wenn ich daran denke, wahrhaftig so leicht und fidel bin ich dabei, es ist am besten so. Das Recht muß seinen Lauf haben. Wir haben betrogen und belogen, heraus muß die Wahrheit, heraus muß die Wahrheit und das Recht! Offen will ich alles sagen und bestraft sein und dann von Anfang anfangen.

Albine: Bist ja schon gestraft, Vater.

Turafer: Von den Menschen noch nicht. Auch die Menschen müssen mich strafen, nach dem Gesetz, das aufgeschrieben ist, ob das Gesetz gut oder schlecht ist. Das Recht muß seinen Lauf haben. Ich kann nicht ruhig leben. Hab ich geschlafen die letzten Wochen? Hast Du geschlafen? Wir sind nicht dazu geschaffen, unrechtes Gut und Geld zu haben: Zum Schuft muß man auch geboren sein. Wir sind aber ehrliche Menschen.

Albine: So geh ich mit Dir.

Turafer: Du hast nichts verbrochen.

Albine: Ich hab Dich dazu gehabt, mein guter Mann, ich bin an allem schuld, verzeih mir es, Bartel, verzeih mir! Die Kinder

Turafer: Über die Kinder brauchst Dir keinen Kummer zu machen, die sind, wo es besser ist als bei uns da, in dieser schmutzigen Welt.

Albine: Ich kann aber nicht allein da sitzen, ohne Mann und Kinder.

Turafer: Büß auch Du ab! — Es wird ja nicht so lang dauern, dann

bin ich wieder draußen, und wir fangen von vorne an, und wenn wir Glück haben, kriegen wir wieder ein Kind.

Albine: Die Schand . . . die Schand!

Turafser: Aber die Erleichterung!

Albine: Die selber, mein Himmel, was wird die sagen?

Turafser: Das ist alles schon ins reine gebracht — —

Albine (rasch): War sie da? — Was hat sie gesagt? —

Turafser: Sie war da. Gleich aus dem Arrest ist sie zu mir gekommen, weil sie von unserem Unglück gehört hat. Unschuldig ist sie gefessen und hat ihre bürgerliche Ehr verloren, und doch ist sie gekommen! — Sie ziehen weg von hier — nach Wien.

Albine: Nach Wien? — Was soll ich denn nur um Gotteswillen in der Einsamkeit da machen? — Denkst denn gar nicht an mich, willst mich denn ganz verlassen? —

Turafser: Bleib da, geh in die Arbeit oder geh nicht, hast was zum Zufetzen und wart bis ich komm. Kannst mich besuchen kommen, in der Woche einmal oder zweimal.

Albine (ausbrechend): Ich laß Dich nicht allein gehn, ich geh mit Dir. (Sich ihm um den Hals legend.) — Geh, Turafser, laß mich mit. Laß mich mit Dir. Ich bin ja daran schuld, nicht Du, ich hab Dich ja dazu gehabt, ich hab Dich verführt. Das werd ich vor dem Gericht sagen.

Turafser (küchelnd): Wirst ja gar nicht vor Gericht kommen! —

Albine: Das sag ich vor dem Gericht. Ich bin die Ursach gewesen von dem allen, ich allein, Du bist unschuldig!

Turafser: Ah, laß schon, was ist daran viel gelegen! Mir macht es nicht viel, und Du wirst es auch überstehen. Mach daraus keine solche Geschichte. Da liegt ja gar nichts daran. Laß ruhig das Gericht sein Urteil sprechen und verwickel es nicht noch mehr, als es so schon verwickelt ist, und alles ist gar.

(Rechtsanwalt Dr. Schwarzweiß und Raßwetter.)

Raßwetter: Also da ist der Turafser. Soll ich weggeh'n?

Turafser: Bleib nur da, das kann jeder hören, der es hören will. Herr Doktor, ich hab falsch geschworen vor Gericht.

Schwarzweiß: Wünschen Sie, daß ich das dem Gericht bekannt gebe?

Turafser: Ja. Ich bitte darum.

Schwarzweiß: Ich mache Sie aufmerksam, daß dann ein neuerliches Verfahren eingeleitet werden wird. (Seht sich.)

Turafser: Ja. Und was geschieht dann?

Schwarzweiß: Dann wird untersucht, ob Ihre neuerliche Aussage auf Wahrheit beruht.

Turafer: Sie beruht auf reine Wahrheit.

Schwarzweiß: Das wird sich dann herausstellen. Wenn es sich also ergiebt, daß Sie bei der ersten Verhandlung falsch geschworen haben, dann, Turafer, dann werden Sie eingesperrt.

Turafer: Und was geschieht weiter.

Schwarzweiß: Der Zelter Marie werden alle ihre bürgerlichen Rechte wiedergegeben. Es wird erklärt, daß sie unschuldig war. Die acht Tage, die sie abgefessen hat, die freilich kann ihr niemand nehmen noch auch bekommt sie irgend welche Entschädigung.

Turafer: Dann aber, was geschieht weiter?

Schwarzweiß: Sie werden verurteilt — wahrscheinlich zu einem Jahr Gefängnis.

Rafswetter und Albine: Ein Jahr?! —

Turafer: Ruhig sein, wenn der Herr Doktor spricht! — Dann, was geschieht dann?

Schwarzweiß: Ja so! — Herr Kleppl wird ebenfalls in Untersuchung gezogen und wird, falls Ihre Angabe auf Wahrheit beruht —

Turafer: Sie beruht auf reine Wahrheit.

Schwarzweiß: — ebenfalls eingesperrt.

Turafer: Das ist mir eben recht.

Albine: Wie viel?

Schwarzweiß: Eher mehr, als weniger.

Rafswetter: Mehr als ein Jahr?

Schwarzweiß: Wahrscheinlich.

Albine: Aber ich, Herr Doktor, bin an allem schuld!

Schwarzweiß: Wieso Sie?

Turafer: Halt's Maul! — Herr Doktor, ich bitt schön, sie ist eine Gans. Sie bildet sich ein, sie hätt mich zu dem falschen Schwur gehabt.

Schwarzweiß: Sie hätte Sie dazu verführt?

Turafer: Ja. Es ist aber ein Unsinn.

Albine: Ich hab ihn dazu gehabt. Er hat den Kleppl hinauswerfen wollen. Der Kleppl ist gekommen und hat ihm zweihundert Gulden gegeben und einen schönen Taglohn versprochen.

Turafer: Das Geld ist weg. — Die Kosten für die Leich und so — mehrere Wochen ohne Arbeit.

Schwarzweiß: Das kümmert das Gericht nicht. Das muß sich Herr Kleppl mit Ihnen ausmachen. Dann aber, Frau Turafer, haben nicht Sie, sondern Herr Kleppl verführt. Mit Ihnen hat also das Gericht auch nichts zu schaffen, sondern bloß mit Ihrem Mann. Sagen Sie mir, Turafer, haben Sie sich auch alles wohl überlegt, was sie mir da gesagt haben?

Turaser: Wohl überlegt, Herr Doktor. Noch nie habe ich mir etwas so wohl überlegt, wie das.

Schwarzweiß: Warum wollen Sie das thun?

Turaser: Ich will mein Gewissen frei haben.

Schwarzweiß: Ist wohl eine schöne Sache, ein gutes Gewissen. Aber, ich bin nicht der Richter, noch der Staatsanwalt, ich habe nicht dafür zu sorgen, ob Recht, Recht bleibt, sondern ich habe Ihr Interesse zu wahren. Überlegen Sie wohl, um was es sich hier handelt. Jetzt sind Sie ein unbescholtener Mensch — vor Gericht. Niemand darf Ihnen etwas nachsagen, sonst wird er im Klagefalle bestraft — vom Gericht. Wenn auch alle Welt sich denkt und munkelt — vor dem Gericht sind Sie der Ehrenmann, der sie waren. Jetzt also, nachdem die ganze Angelegenheit beigelegt ist, die Marie selber ihre Strafe abgebüßt hat, wollen Sie sich selber des Meineides anklagen. Von dem Augenblicke an, da ich die Anzeige erstatte, werden Sie in Haft behalten. Wenn das Gericht Ihre Aussage als wahr erkennt, werden Sie verurteilt; Sie werden ihr Leben lang vor Gericht — als Abgestrafter gelten, vor den Menschen als ein wegen Meineid Verurteilter. Sie verlieren die bürgerliche Ehre; Sie hören auf, unbescholtene zu sein. Haben Sie das alles wohl überlegt?

Turaser: Wohl überlegt.

Schwarzweiß: Und Sie beharren trotzdem darauf, daß ich Sie auf das Landesgericht führe und dort die Anzeige erstatte?

Turaser: Ich bitte darum.

Schwarzweiß: Und Ihre Familie?

Turaser: Herr Doktor, das ist meine Sorge. (Pause.)

Schwarzweiß (erhebt sich): — Also . . . wenn es sein muß, Turaser . . . ich weiß nicht was das Gericht sagen wird, aber ich weiß, daß die anständigen Leute sie für einen anständigen Mann halten werden. (Er reicht ihm die Hand.) So, und jetzt wird gegangen.

Turaser: Leb wohl, Albine!

Albine (schluchzt).

Turaser: Sie kann mich doch besuchen? Ist wahr?

Schwarzweiß: Gewiß! — Ich will alles mögliche thun.

Turaser: Schönsten Dank, Herr Doktor. Wir sind arme Leute.

Schwarzweiß: Also —! — Vorwärts!

(Nafswetter reicht Turaser die Hand, der Anwalt schreitet voran, alle hinter ihm, dem Ausgang zu.)

Der Vorhang fällt.



Okkultistische Heilmethoden.

Von G. W. Geßmann.

(Graz.)

Es ist eine traurige, aber leider unanzweifelbare Thatfache, daß das menschliche Geschlecht infolge vielfacher schädigender Einflüsse, als da sind: das Leben in großen Städten, harter Kampf um Subsistenzmittel, nicht in letzter Linie auch unvernünftige Zerstreungsweise, in gesundheitlicher Beziehung arg verfallen ist. Unter diesen Umständen kann es uns nicht wundern, daß trotz der vielen Ärzte und Spitäler, trotz der Legion von offizinellen und nichtoffizinellen Heilmitteln, trotz Hydro-, Elektro-, Balneo- und wie die heute gebräuchlichen Therapien alle heißen mögen, dennoch immer noch neuen Heilsystemen gesorcht wird, und vielfach Anstrengungen zu erkennen sind, alte, okkulte Heilverfahren wieder zu Ehren zu bringen. Es mag aus diesem Grunde vielleicht nicht uninteressant sein, wenn wir im folgenden die wichtigsten dieser okkultistischen Heilmethoden Revue passieren lassen. Bevor wir jedoch hierauf näher eingehen, mag es uns gestattet sein, um vielfach irrigen Ansichten entgegenzuarbeiten, die Bedeutung des Wortes „Okkult“ ein wenig zu erläutern. Wie weit das Unverständnis für derartige Dinge selbst in Kreisen, welchen man wohl einige Bekanntschaft mit diesem heute oft genug gebrauchten Worte zutrauen sollte, geht, dafür mag folgendes Zitat aus einem großen politischen Provinzialblatte Steiermarks Zeugnis geben. Dort heißt es unter anderem: „Was ist denn dieser Okkultismus eigentlich? Unter „Okkulta“ versteht der Lateiner heimliche, verborgene Dinge, Geheimnisse. Okkultismus wäre also die Lehre von Dingen, die wir nicht wissen können“ u. s. f. Wie man sich eine Lehre von einem Dinge, über das man nichts wissen kann, vorzustellen hat, das bedarf jedenfalls noch der Aufklärung durch den betreffenden scharfsinnigen Erklärer des Wortes „Okkulta“. —

Es ist eine bekannte Sache, daß im Altertum die Pflege der Wissenschaften Privilegium gewisser Volkskassen, namentlich der Priester war, und daß dieselbe fast alleinig in den Tempeln betrieben wurde. So war es in Indien, Aegypten, bei den alten Römern und Griechen zc. Um das gläubige Volk besser im Zaume halten zu können, wurde die Kenntnis der Naturgesetze in den Tempeln dazu benützt, um dem Volke anscheinend übernatürliche Dinge, Wunder, vorzuführen. Damit aber etwa scharfsinnigere Köpfe aus den Volkskreisen nicht dahinter kämen, daß die scheinbaren angeblich durch die Macht der Gottheiten bewirkten Wunder nur auf ein weitgehendes Einge-

weißsein in die Naturwissenschaft zurückzuführen sei, wurde eben diese Kenntnis streng als Geheimnis gehütet, nur innerhalb der höheren Grade der Priesterschaften und da nur unbedingt vertrauenswürdigen Personen mündlich überliefert. Daher der Ausdruck „Tempelmysterien“. Als sich in späteren Jahrtausenden dieses System nicht mehr aufrecht erhalten ließ, wurde ein Teil dieser geheimen Kenntnisse teils aus politischen Gründen, teils durch Verrat weiteren Kreisen zugänglich, der Rest aber blieb noch immer streng gehütet und wurde nur in einzelnen geheimen Bruderschaften, und da unter Androhung der Lebensstrafe bei allenfalligem Verrate weiter überliefert. Diese Überlieferungen wurden als okkultes (geheimes) Wissen — aber nur in dem Sinne „wenigen auserlesenen Personen bekannte Naturgeheimnisse“ — bezeichnet. Gegenwärtig ist unter „Okkultismus“ dergartiges nur besonderen Personen oder Gelehrtenklassen bekanntes Wissen zu verstehen; im übertragenen Sinne will man aber mit dem Ausdruck „okkultes Wissen“ die Kenntnis und das Verständnis jener Naturgesetze bezeichnen, welche bislang von der exakten materialistischen Naturwissenschaft noch nicht anerkannt werden. Z. B. war der Hypnotismus und die Suggestionstherapie bis vor wenigen Jahren „okkultes Wissen“, weil die modernen Ärzte die Tatsächlichkeit der hypnotischen Erscheinungen nicht anerkannten.

Das Vorhergesagte dürfte wohl genügen, um ein richtiges Verständnis des Wortes „Okkultismus“ — dort wo man verstehen will — zu ermöglichen, und gehen wir nun direkt zu den okkultistischen Heilmethoden über. Es wird nach dem Vorausgeschickten wohl selbstverständlich sein, daß man als okkulte Heilmethoden jene Systeme der Gesundheitsherstellung zu verstehen hat, welche auf Tatsächlichkeiten irgend welcher Art beruhen, die aber heute von der modernen Schulmedizin nicht anerkannt und befehdet werden.

Wir haben da der Hauptsache nach zwei Gruppen solcher Methoden zu unterscheiden, und zwar erstens „Heilungen, bei welchen angeblich als kurativer Faktor irgend eine magnetische, elektrische oder fluidale Kraft wirkt“; zweitens „Heilungen, bei welchen durch irgend einen äußerlichen Faktor der eigene Wille und die Einbildungskraft im Wege einer Suggestion angeregt wird und das Übergewicht des seelischen Prinzips im Menschen denranken, grob stofflichen Organismus in heilkräftigem Sinne beeinflusst.

Es wird zweckmäßig sein, der Kürze der Verständigung halber die erste Gruppe als „magnetische“ oder „magische Heilungen“, die zweite als „Suggestionheilungen“ zu bezeichnen.

Wir wollen unsere Aufmerksamkeit vorerst den magnetischen Heilungen zuwenden. Es ist bekannt, daß schon der Tempelschlaf der alten Völker

nichts anderes als eine magnetische Heilmethode war. Die Geschichte hat uns sogar den Namen des ältesten ägyptischen Magnetiseurs, welcher die Schwägerin des Königs Ramses XII. namens Benitrosch auf magnetische Weise heilte, erhalten. Er hieß Thotembi und wurde als „Herr seines Willens und Meister seiner Finger“ bezeichnet; Ausdrücke, welche unwiderleglich darthun, daß er auf magnetische (mesmerische) Weise seine Kuren vollbrachte. Um auf spätere Zeiten überzugehen, wollen wir erwähnen, daß das Heilen auf magnetischem Wege, welches die Römer und Griechen von den altorientalischen Völkern übernommen haben, durch vielfache klassische Zitate erhärtet erscheint. So heißt es z. B. in den von Stobbaeus gesammelten Sentenzen des Solon: „Großes Leiden ist oft von geringem Schmerz gekommen, und es wurden umsonst lindernde Mittel gereicht, doch wer bitter gequält von böser beschwerlicher Krankheit mit den Händen berührt wird, siehet plötzlich gesund.“

Eine Stelle bei Martial besagt: „Die Berührerin durchläuft mit geschickter Kunst den Körper und besprenget mit fertiger Hand alle Glieder. Bei Plautus findet sich folgender Satz: „Wie wenn ich ihn mit gezogener Hand berührte, daß er schlafe.“ Auch Apulejus und Aurelius Prudentius kannten und beschrieben in ihren Werken die Erzeugung des künstlichen Somnambulismus.

König Pyrrhus von Epirus, dann die römischen Kaiser Vespasian und Hadrian werden als gute Heilmagnetiseure erwähnt. Auch der berühmte Leibarzt Theodosius des Großen, sowie der Empiriker Marcellus sind als tüchtige Mesmeriseure angeführt. Plinius empfiehlt das magnetische Anhauchen der Stirne als ein bewährtes Heilmittel, und Vaco von Verulam schreibt, daß nach Gewohnheit der persischen Jungfrauen Mädchen den König David mit Myrrhen und anderen aromatischen Stoffen hätten einreiben müssen, um ihm neue Lebenskräfte einzuflößen. Diese Art durch frische Lebenskräfte junger Mädchen bresthafte Männerkörper wieder zu verjüngen, führte in weiterer Konsequenz zu der Anwendung des Blutes zu magischen Zwecken, welche in den scheußlichen Blutbädern der im 17. Jahrhunderte lebenden ungarischen Gräfin Radasdy ihren Gipfelpunkt erreichten. Diese Frau soll nicht weniger als 600 junge Mädchen hingeschlachtet haben, um deren Blut zu Bädern zu verwenden und dadurch ihre Körper Schönheit zu konservieren.

Der medizinische Schriftsteller Reinhardt nannte das Zusammenleben alter Greise mit jungen lebensfrischen Mädchen ein „Labfal der Greise“, und derselbe Gewährsmann erwähnt, daß Friedrich Barbarossa von einem jüdischen Arzte der Rat gegeben wurde, sich an Stelle von Kataplasmen junge, gesunde und starke Knaben auf die Magengegend zu applizieren.

Moses Maimonides empfiehlt die Körperwärme junger Mädchen als das beste Mittel gegen Lähmungen und Gesichtschmerzen. Diese Art der magnetischen Heilung findet sogar in unseren Tagen noch in einem gewissen Herrn Budtenstedt einen berebten Fürsprecher. Dieser empfiehlt in seinem Buche „die Übertragung der Nervenkrast“ in sehr warmer Weise die Verwendung junger Mädchen als Pflaster für diverse Körper-Gebrechen und scheint allen Ernstes naiv genug zu sein, um zu glauben, daß eine Erneuerung dieses barbarischen und unmoralischen Gebrauches wieder aufleben könne. Ernstere Autoren empfehlen die Verwendung junger Tiere, welche mit der enthaarten oder entfieberten Haut auf die schmerzenden Stellen aufzulegen wären. Und dies im Zeitalter der Tierschutzvereine, freilich auch dem der Vivisektion.

Doch verlassen wir diese Blütenlese eines brutalen Aberglaubens und lehren wir wieder zu den geschichtlichen Heilungen durch Magnetismus zurück. Wir finden da in der Geschichte der Heiligen, daß Wunderheilungen durch Auslegen der Hände, Berühren, Einspeicheln zc. unzähligemale anzutreffen sind. Der heilige Bernhard, Cosmas, Damianus, Peter von Amiens, König Olaf der Heilige, dann die heilige Margaretha, Katharina, Elisabeth, Hildegard u. s. f. vollbrachten durch „Chirothese“ — wie die Kirche dies nennt — tausende von solchen magnetischen Heilungen. Allerdings mag in vielen Fällen auch einige Suggestion dabei mitgewirkt haben.

Allgemein bekannt ist es, daß mehrere französische und englische Könige die Gabe besaßen, auf magnetische Weise die Kröpfe zu heilen.

In Spanien war im vorigen Jahrhundert unter dem Namen „Saludadores“ (Heilkräftige) und Ensalmadores (Besprecher) eine ganze Sekte von Heilmagnetisireuren populär geworden, welche eine Art von Genossenschaft bildete, und deren Mitglieder das Laub kreuz und quer durchzogen. Ja selbst gegenwärtig sollen im südlichen Frankreich noch solche Heilkräftige unter dem Namen „Saludados“ eifrig thätig sein. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts, als die Jesuiten noch eine mythische, ascetische Sekte waren, haben viele Mitglieder derselben ebenfalls magnetische Heilungen zu vollbringen vermocht.

Bis zum Jahre 1662, zu welcher Zeit ein irischer Landadelmann namens Valentin Greaterakes durch einen Traum auf seine heilmagnetische Begabung aufmerksam wurde, bleiben diese Wunderheilungen im Stadium geschichtlicher Überlieferung. Bei Greaterakes beginnt die Reihe jener Magnetisireure, welche wissenschaftlich kontrolliert wurden, und deren Leistungen somit in gewissem Sinne exakt — wissenschaftlich beglaubigt erscheinen. Insbesondere ist es der Arzt J. N. Pechlin, welcher Greaterakes kuren als Augenzeuge beobachtete und, obwohl Skeptiker, in einem eigenen Werke

günstig des Eingehenden darüber berichtet. Dieser Magnetiseur heilte alle erdenklichen Krankheiten einzig und allein durch Auflegen seiner Hand und wurde sogar im Jahre 1666 an den englischen Hof berufen, woselbst jedoch seines Bleibens nicht zu lange war, da übermütige Höflinge ihn in unerträglichster Weise neckten. Graeterakes berührte bei seinen Kuren die leidende Stelle und strich dann mit den Händen von derselben abwärts. Auf diese Weise zerteilten sich arge Geschwüre während seines Streichens. Nachfolger Graeterakes sind der Domherr Matthias Will, der schottische Fischer Jennis, der Bauer Martin aus Württemberg und endlich der berühmte Pater Gafner, welcher jedoch weniger als Heilmagnetiseur, denn als Suggestionär wirkte.

Erwähnt muß noch werden, daß in dieser Zeit auch vielfach durch den Mineralmagnetismus geheilt wurde, eine Therapie, die besonders durch Paracelsus in Fluß gebracht worden war.

Die magnetisch-sympathetische Theorie des Paracelsus ist für das Verständnis später zu besprechender magischer Kuren dringend nötig, weshalb wir ihr Wesen in kurzen Worten hier schildern müssen. Paracelsus sagt: „Der Magnetismus ist eine kosmische Kraft, die in der Identität des Makrokosmos und des Mikrokosmos (der großen und der kleinen Welt) gegründet ist. Der Mensch besitzt etwas Eiderisches — von den Sternen Stammendes — Feinstoffliches — in sich, welches mit der großen Welt, von der er stammt, in Verbindung steht, und dessen Kräfte an sich zieht. Es verhält sich also gewissermaßen wie ein Magnet; weswegen es Paracelsus auch den „Magnes Microcosmi“ nennt. Dieser ist gewissermaßen als der Lebensgeist des Menschen zu betrachten.

Hieraus gründet Paracelsus seine magnetisch-sympathetische Heilmethode. Er glaubt, daß dieser Lebensgeist jedes Teilchen des menschlichen Körpers erfüllt, zum Teile auch an jenen haste, welche — sei es als Exkremente oder als Blut, als Nägel, Haare zc. — vom Körper unter Umständen getrennt werden können. In diesen „Mumien“, wie es in der magisch-sympathetischen Terminologie heißt, liegen alle körperlichen Kräfte, so daß eine kleine Dosis derselben alles Homogene aus dem Körper aus und an sich zu ziehen vermag. Bringt man nun einen Teil der von einem kranken Körper stammenden Mumie einem anderen gesunden Körper bei, so zieht dieser — gewissermaßen magnetisch — das Leiden an sich, vernichtet die geringe Dosis Krankheit, die ihm beigebracht wurde, und wirkt gesundmachend auf den kranken Körper zurück.

Die Art und Weise, wie dies praktisch ausgeführt wurde, ist in den alten magisch-sympathetischen Werken des Ausführlichen besprochen und besteht gewöhnlich in einer Applizierung einer unter besonderen Vorrichtungen

hergestellten „Mumia“ an einen gesunden Körper, welcher auch dem Tier- oder Pflanzenreiche entnommen werden kann. Dieser geht nach eingetretener Heilung entweder selbst zu Grunde, oder muß direkt vernichtet werden. Nur bei geringfügigen Krankheiten ist der „Magnes Microcosmi“ des gesunden Körpers stark genug, um das ihm beigebrachte Gift (Mumie) unschädlich zu machen und selbst dabei gesund zu bleiben.

Im Orient, so in der Türkei, in Ägypten, Algier wird diese magisch-sympathetische Methode, einigermassen modifiziert, heute noch ausgeübt, indem man nämlich aus einem beliebigen formbaren Materiale in der Regel Wachsfiguren oder Bildsäulen der Person herstellt, welche krank ist. Diese Stellvertreter des Kranken werden mit einer Mumie desselben in Verbindung gebracht, und nun wird das Wachsbild durch lebensmagnetische Prozeduren behandelt. Man will auf diese Art eine Krankenbehandlung „par distanco“ möglich machen. Dieselbe Methode soll aber andererseits auch dazu anwendbar sein, um Personen krank zu machen, ja selbst zu töten. Ehefrauen, welche sich mißliebiger Nebenbuhlerinnen auf für sie selbst ungesährliche Weise entledigen wollen, zahlen bedeutende Summen an derartige magisch-sympathetische Künstler, welche selbstredend das Geld im voraus einstecken und sich dann um den Erfolg — an den sie vielleicht oft selbst nicht glauben — nicht weiter kümmern. Im Falle des Mißlingens ist eben irgend ein Gegenzauber hindernd in den Weg getreten; das Honorar bleibt aber für die Mühe verfallen, was ja für den Arzt doch die Hauptsache ist.

Wir kommen nun dazu, dem Begründer einer auch heute stark florierenden okkulten Heilungsmethode (Mesmerismus) einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Franz Anton Mesmer, dieser vielgeschmähte und vielverkannte Menschenfreund, der im Jahre 1734 zu Inngang in Bayern geboren wurde, bemerkte in seiner Jugend, daß, wenn er bei einem der damals viel angewendeten Aderlässe gegenwärtig war und das Blut ausfloß, die Geschwindigkeit des Ausströmens sich änderte, je nachdem er näher kam oder aber sich von der betreffenden Person entfernte. Auch nahm er wahr, daß manche Personen, wenn er mit seiner Hand in der Nähe ihres Gesichtes Bewegungen machte, ganz eigenartige Gefühle wahrzunehmen angaben. Dadurch aufmerksam gemacht, experimentierte er weiter und kam in der Folge dazu, ein System der Heilkunde auszuarbeiten, welches unter dem Namen des „tierischen Magnetismus“ oder Mesmerismus bekannt geworden ist und ebensoviele Anhänger als Gegner zählt.

Mesmer studierte in Wien Philosophie, wurde dabei mit den sympathetisch-magischen Lehren des Paracelsus bekannt, und erwarb sich später noch den Titel eines Doktors der Medizin, um seine Heilmethode ausüben

zu können. In seiner Doktorendissertation entwickelte er die Grundzüge seines Systems, welches als eine Erweiterung der Paracelsischen Lehre vom kosmischen Magnetismus anzusehen ist. In dieser Dissertation sagt Mesmer: „Ich gründete meine Theorie auf bekannte durch Erfahrungen bestätigte Grundsätze der allgemeinen Attraktion, welche uns die gegenseitige Beeinflussung der Himmelskörper beweisen. Diese Weltkörper wirken auch auf alle wesentlichen Bestandteile lebender Körper, vorzüglich aber auf das Nervensystem, vermittelt eines alles durchdringenden Fluidums ein. Ich nannte diese Eigenschaft der tierischen Körper, welche sie des Einflusses des Himmels und unseres Erdkörpers fähig macht, „tierischen Magnetismus“, und erkläre aus ihm alle periodischen Veränderungen, welche die Ärzte der ganzen Welt von jeher bei Krankheiten beobachtet haben.“ . . .

Mesmer sieht also ähnlich wie die Paracelsisten im Allmagnetismus ein Universalmittel für alle Krankheiten. Vorerst glaubte er, durch die Kuren des Jesuitenpaters Hell in Wien auf den Mineralmagnetismus*) aufmerksam gemacht, daß dieser Magnetismus der Träger des kosmischen Magnetismus sei. Er fand aber bald, daß seine Hände ohne den Magneten beim Bestreichen mit denselben genau die nämlichen Wirkungen hervorzubringen vermochten, ja daß die Einwirkung sogar eine stärkere war, wenn er ohne Magnet operierte. Mesmer machte in der Folge, trotz den unglaublichen Anfeindungen von Seiten der Ärzte der alten medizinischen Schule, teils in Wien, teils in anderen Orten Österreichs großartige Kuren, bis ihm das Verbleiben in Österreich durch unerträgliche Chitanen verleidet wurde und er nach Frankreich und zwar nach Paris übersiedelte. Er wurde daselbst anfänglich freundlicher aufgenommen und erhielt zahlreiche Schüler. Hier war es auch, wo er die sogenannten „Baquets“**), das sind eigenartige mit Wasser, Glas und Eisenstückchen gefüllte Zuber errichtete, welche es möglich machen sollten, daß man mehrere Patienten zugleich magnetisch behandle. In Paris war es auch, wo auf Befehl des Königs Ludwig XVI. eine eigene Kommission aus Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften gewählt wurde, welche die Mesmerischen Kuren genau prüfen und untersuchen sollte. Das Gutachten fiel gegen Mesmer aus, obwohl die einzelnen Kommissionsmitglieder nicht einig waren, ja zwei derselben sogar ein separates Gutachten, das für Mesmer günstig lautete, herausgegeben hatten. Mesmer protestierte gegen die falschen Schlußfolgerungen, welche die Kommission

*) Siehe G. B. Geymann: „Magnetismus und Hypnotismus“ (Wien, A. Hartleben), 2. Auflage, sowie E. Ranetho: „Oktultistische Bilderbogen“ (Leipzig, Max Spohr).

**) Ausführliche Daten über Mesmers Lebensschicksale sind in Kiefewitters vorzüglichem Buche: „Franz. Ant. Mesmers Leben und Lehre“ (Mag Spohr, 1803) vorzufinden.

aus den beobachteten und wirklich zugegebenen magnetischen Kuren zog. Damals erwuchs ihm in dem berühmten Botaniker und Professor der Arzneimittellehre Laurent de Jussieu ein eifriger Verteidiger.

All das nützte aber Mesmer nichts, denn die offizielle Medizin hatte im voraus beschlossen, Mesmers Heilsystem totzumachen.

Trotzdem aber begannen die Anhänger des Mesmerismus sich zu vermehren und zu erstarken, und nach dem Jahre 1784 finden wir allenthalben in Frankreich mesmerische Anstalten eingerichtet, zu deren Erziehen die zahlreich gebildeten mesmerischen oder „harmonischen Gesellschaften“, wie sie sich nannten, viel beitrugen. Besondere Förderer der mesmerischen Richtung waren die beiden Marquis de Puisegur, welche auch das Bestehen eines höheren magnetischen Zustandes des „Somnambulismus“ erkannten und somit als Entdecker des Somnambulismus betrachtet werden müssen.

Als Mesmer seine Lehre in Frankreich gesichert sah und ein schönes Vermögen erworben hatte, brach die französische Revolution aus, durch welche er um seine Besitztümer gebracht wurde und nach der Schweiz fliehen mußte. In den letzten Jahren seines Lebens, welche er teils in der Schweiz, teils in Deutschland und auch wieder in Paris verbrachte, gelang es ihm, vom Französischen Direktorium eine kleine Entschädigung für sein verlorenes Vermögen zu erwirken. Er starb im Jahre 1815 hochbetagt in Merseburg.

Seine Lehre wurde von seinen Schülern und Nachfolgern weiter ausgebildet, kam in den politischen Wirren zu Anfang unseres Jahrhunderts einigermassen in Vergessenheit, um dann von den Vertretern der exakten Medizin ganz in Vann gethan zu werden. Nur in England, Amerika, Frankreich und in neuerer Zeit auch in Deutschland wird mit Lebensmagnetismus geheilt. In Deutschland haben besonders die Magnethopathen Kramer und Tornin in Düsseldorf, sowie Willy Reichel in Berlin bedeutende Erfolge zu verzeichnen. Die immer mehr überhandnehmende Prestigehaftigkeit unseres Geschlechtes, sowie die wachsende Unzufriedenheit mit dem allopathischen Heilsysteme ebnet den anderen Heilmethoden immer mehr den Boden, sodasß beispielsweise in Frankreich durch ein Edikt der Regierung das magnetische Heilverfahren als gleichberechtigt mit allen anderen anerkannten Heilverfahren erklärt wurde. —

Ein weiteres ebenfalls okkultistisches Heilsystem ist das des Grafen Cesare Mattei aus Bologna, welches unter der Bezeichnung „Elektro-Homöopathie“ bekannt wurde, jedoch bei uns in Osterreich verboten ist. Die Elektro-Homöopathie muß als ein echt okkultistisches Verfahren bezeichnet werden, da es sich auf die Grundlehren der alten Alchymisten stützt und als ein rein spagyrisches Verfahren angesehen werden kann. Be-

kanntlich suchten die alten Spagyriker ein Universalmittel herzustellen, welches nicht durch ein materielles, sondern durch das geistige Prinzip wirken sollte. Sie nahmen an, wie im Menschen ein sinnliches (fleischliches oder tierisches) Prinzip mit einem geistigen oder göttlichen stets im Kampfe liege, so sei dies in der gesamten organischen und anorganischen Natur der Fall. Nach spagyrischer Anschauung sind also auch die Pflanzen und deren Säfte von zwei gewissermaßen polaren also entgegengesetzten Gewalten beherrscht. Das eine derselben, das materielle Prinzip, hielten sie für ein zerstörendes Gift, das andere, das geistige oder göttliche Prinzip, für einen heilenden Balsam. Die spagyrische Kunst hatte sich's nun zur Aufgabe gestellt, das Gift von dem Balsam zu scheiden, um dadurch ein Mittel, ein Arkanum zu gewinnen, welches bei vollster Unschädlichkeit die höchste Heilkraft besitzen sollte.

Die Herstellung eines derartigen Arkanums war aber mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, indem nicht nur beim Einsammeln der hierzu benötigten Materialien — welchem der drei Naturreiche immer dieselben angehören mochten — nicht nur auf Zeitpunkt und Fundort, sondern auch auf den Stand der Gestirne, Mondphasen zc. Rücksicht genommen werden mußte. Auch war ein sorgfältiger oft Monate beanspruchender Reinigungs- und Purifikationsprozeß dabei durchzuführen.

Mit welchem Erfolge die Spagyriker arbeiteten, das lehrt die Geschichte der Alchemie und die Suche nach dem Stein der Weisen. Die Idee der Polarität in den Heilmitteln, sowie der Erzielung der höchsten Wirkung durch möglichste Verfeinerung wurde anfangs unseres Jahrhunderts wieder aufgenommen und erfolgreich, wenn schon in einigermaßen verändertem Sinne durch die Hahnemann'sche Homöopathie wieder eingeführt. Hahnemann suchte das gleiche Ziel wie die alten Spagyriker in richtiger Erkenntnis der antagonistischen Grundwirkungen durch infinitesimale Verdünnung der Medikamente zu erreichen. Es ist bekannt, daß die Homöopathie große Erfolge zu verzeichnen hat und gegenüber der Allopathie — welche mit ihren starken Dosen giftiger Medikamente oft recht unangenehme Begleiterscheinungen hervorruft — entschiedene Vorzüge aufzuweisen hat. Man wirft aber der Homöopathie mit Recht vor, daß sie noch immer das ideale Endziel der Heilkunst: nämlich nur das heilende Prinzip der Medikamente zur Verwertung zu bringen, nicht erreicht hat. Dies Ideal ermöglicht zu haben, behaupten nun die Vertreter der Mattei'schen Elektro-Homöopathie, Die Mattei'sche Heilmethode*) geht von folgenden Grund-

*) Vergleiche das interessante Büchlein: „Zatrochemie und Elektrohomöopathie“ von Saturnus, S. 7, 14, (Leipzig bei Wils. Friedrich) und „Das elektrohomöopathische A, B, C, von Theod. Krauß. (Prag 1895.)

säßen aus. Es ist jeder Körper und zwar der sichtbare stoffliche Menscheleib ebenfalls von einem zweiten ganz kugelförmigen, aber dem Sinnenauge unwahrnehmbaren fluidalen (Dd) Körper durchdrungen, und zwar derart, daß jedem Atome Materie ein positives und negatives Datom entspricht. . . Man hat sich also nach dieser Anschauung den Menschen eigentlich aus zwei Menschen bestehend zu denken, nämlich aus einem grobstofflichen, welchen wir mit unseren normalen Sinnesorganen wahrzunehmen vermögen, und aus einem feinstofflichen (astralen) Körper von gleicher Gestalt, welcher den ersteren vollkommen durchdringt, aber unseren Sinnen für gewöhnlich nicht erkennbar ist.

Wir haben gehört, daß nach dieser Theorie jedes Atom des Körpers ein polares obisches Verhalten zeigt. Die Beeinflussung nun durch einen Krankheitsprozeß aus dem polaren Gleichgewichte gekommener Atome des menschlichen Körpers durch die polare Anziehung der elektro-homöopathischen Medikamente ist es, worauf die heilende Wirkung dieses Systemes beruhen soll. Betrachten wir beispielsweise den normalen d. h. gesunden Körperzustand als den vollkommenen polaren Neutralität, so stellt sich eine Erkrankung uns gewissermaßen als eine überwiegende Positivität oder Negativität dar. Mit anderen Worten gesagt: ist der Körper krank aus Überschuß, so ist dies eine Positivität oder Exaltation; ist er krank aus Mangel, so ist dies eine Negativität oder Depression. Je nachdem nun durch das Medikament Negativität oder Positivität erzeugt wird, tritt wieder Neutralität ein, d. h. der als vollkommene Gesundheit bezeichnete Gleichgewichtszustand. Auf dieser molekularen Polarisation soll also die Wirkung der infinitesimalen Dosen der elektro-homöopathischen Medikamente begründet sein.

Wir müssen schließlich noch eine hierhergehörige Heilmethode betrachten, welche in neuerer Zeit von Amerika herübergebracht wurde und in Deutschland und Frankreich, sowie in England, zahlreiche Verehrer hat. Es ist dies die sogenannte Licht- und Farben-Therapie des New-Yorker Professors Dr. Edward Babitt.*) Es ist eine bekannte Thatsache, daß verschiedenfarbiges Licht auf nervöse, sensitive Personen verschiedenartig einwirkt, und daß solche Personen manche Farben als angenehm beruhigend, andere hingegen als aufregend und unangenehm bezeichnen. Professor Babitt hat nun in dieser Beziehung eingehende Untersuchungen angestellt, welche ihn zu dem Schlusse führten, daß die aufregend wirkenden Farben auf das Nervensystem anregend, die beruhigenden Farben kühlend und beruhigend

*) Babitt hat sein Heilsystem in einem in New-York erschienenen Werke „Principles of Light and Color“ ausführlich begründet.

einwirken. Er fand weiter, daß es hauptsächlich das Sonnenlicht ist, dessen farbigen Bestandteilen diese Wirkungen zukommen. Wenn man nämlich die Lichtstrahlen der Sonne durch ein Prisma in bekannter Weise in seine farbigen Bestandteile zerlegt und durch eine geeignete Vorrichtung nur den jeweilig gewünschten Farbenstrahl des Spektrums einwirken läßt, so kann man folgende Tabelle in Bezug auf das Verhältnis der chemischen und physikalischen Eigenschaften der Lichtstrahlen und ihren physiologischen Einfluß feststellen:

Elektrische Strahlen — Dunkelviolett, Violett, Indigo, Blau, — wirken kühlend und besänftigend auf Blut und Nerven:

Lichtstrahlen — Blaugrün, Gelbgrün, Gelb, Gelborange — wirken nur auf die Nerven erregend ein.

Hitze-Strahlen — Orange, Rot, Dunkelrot, Ultrarot — wirken nur auf das Blut erregend ein.

Babitt suchte nun diese einmal erkannten Eigenschaften in der Heilkunde zu verwerten und konstatierte dabei, daß die Lichtstrahlen roter Farbe auf das arterielle Blut stimulierend einwirkten und den Körper auffällig belebten.

Die gelben Strahlen bilden, namentlich wenn sie durch orange und rot unterstützt werden, das centrale Prinzip der Nerven-erregung; sie wirken purgierend, im Übermaße angewendet, brechen-erregend.

Die blauen Strahlen in allen ihren Schattierungen von violett, indigo und dunkelviolett wirken kühlend, fiebertreibend und beruhigend. Violett wirkt mehr direkt nervenberuhigend, während blau mehr blutberuhigend wirkt.

Babitt konstruierte nun eigene Apparate, welche es ermöglichten, einzelne kranke Körperteile bestimmten Lichtfarben auszusetzen, und er gelangte dazu, einzelne lokale Krankheiten durch örtliche Einwirkung farbigen Lichtes zu heilen. So soll z. B. jede Blutung oder Brandwunde durch blaues Licht rasch geheilt werden; Hautflecken und Gicht sollen durch gelbes Licht, Kröpfe, sowie verschiedene Tumoren, durch rotes und gelbes Licht, welches mittelst starker Linsen appliziert wird, ebenfalls in kurzer Zeit wesentlich gebessert werden.

Was ist aber hierbei das wirksame Prinzip wird man sich fragen? Babitt geht von der Anschauung aus, daß mit dem Lichte von der Sonne elektrische Äther-Strahlen ausgehen, welche in beständiger Bewegung sind, allen körperlichen Atomen mitgeteilt werden, und dort entsprechende atomistische Bewegungszustände vermitteln.

Es soll aber nicht einmal nötig sein die kranken Stellen direkt mit derartigen Farbkräften — wenn man so sagen darf — zu laden, es ge-

nügt, wenn man Milchzucker vermittelst der durch ein Prisma erzeugten Farbstrahlen obdiziert, d. h. obisch ladet und die Patienten den obidierten Zucker einnehmen läßt. —

Wir hätten damit die erste Gruppe der magischen Heilsysteme besprochen, und es erübrigt uns noch, der zweiten Art, nämlich der suggestiven Heilungen kurz zu gedenken.

Als in den achtziger Jahren endlich der Hypnotismus anerkannt wurde, hat man von Seite der exakten Ärzte dem hypnotischen Schlafe eine weit mehr als gebührende Bedeutung als Heilmittel beigemessen. Ein Verdienst der Nancyer hypnotischen Schule ist es, bald erkannt zu haben, daß die Erzeugung des hypnotischen Schlafes meist überflüssig ist, und daß man durch einfache Suggestion in einem wachen hypnotischen Zustande viel besser auf den Patienten einzuwirken vermag, als während des tiefsten hypnotischen Schlafes. Diese Suggestivmethode besteht darin, daß man der betreffenden Person unter Anwendung gewisser Kniffe solange etwas einredet, bis sie die Idee fest in sich aufgenommen hat und dieselbe gar nicht mehr als eine fremde Eingebung betrachtet.

Wesentlich dabei ist, daß der Wille der betreffenden Person auf die Heilung der Krankheit gerichtet und zwar in gegen das Normale erhöhtem Grade hingewendet wird. Die moderne Suggestiv-Therapie hat dadurch wahre Wunderheilungen vollbracht, und insbesondere auch in Krankheiten des Nervensystems, welche bekanntlich medikamentös am undankbarsten zu behandeln sind, bedeutende Erfolge erzielt.

Während die Suggestiv-Therapie in Europa noch so ziemlich in den Windeln liegt, ist sie in Amerika bereits ins Stadium der Reife getreten; die Schulen der „Geist-Heiler“ oder „metaphysischen Heiler“ haben in der suggestiven Praxis bereits eine derartige Vollkommenheit erreicht, daß ihre Erfolge an die Wunderheilungen der Geschichte erinnern. Der Geist-Heiler geht der Hauptsache nach darauf aus, in dem Patienten die Überzeugung zu erwecken, daß er aus einem körperlichen Menschen und einer Seele bestehe, welsch letztere das herrschende Prinzip sei, demnach den Körper unbedingt beeinflussen könne. Durch die Macht ihres Einflusses erreichen sie es in der Regel sehr bald, diese Überzeugung zu erwecken, und wo dies der Fall ist, da gelingt die Heilung selbst bei schweren Erkrankungen recht bald.

Das Ideal der suggestiven Heilung ist und bleibt aber unbedingt das sogenannte „statuolische System“ des vor mehreren Jahren verstorbenen Arztes Dr. Valer Fahnestock.*) Fahnestock verstand es nämlich, seinen

*) Vergleichs: Statuoloneo oder der gewollte Zustand und dessen Nutzen in Krankheiten von V. B. Fahnestock. Deutsch von G. B. Wittig. (Leipzig, bei D. Neuge.)

Patienten zu lehren, sich selbst in einen hypnotischen Zustand zu versetzen, während dessen sich zu autosuggestionieren und dadurch eine ganz unglaubliche Gewalt über den eigenen Körper zu erlangen. Der Statuolische kann nach Belieben in seinem Zustande der wachen Hypnose einen beliebigen Körperteil gegen Schmerzen zc. gänzlich unempfindlich machen, er kann durch einen einfachen Willensakt krankhaften Prozessen Einhalt gebieten, so wie der Hypnotiseur z. B. imstande ist, durch einen einfachen Befehl die Herzthätigkeit, Atmung zc. seines Mediums zu beeinflussen; sowie er weiter imstande ist, durch eine einfache Suggestion Brandwunden und andere Stigmata entstehen zu lassen. — —

Wie man sieht, ist in den okkulten Heilmethoden der Medizin ein gar gefährlicher Gegner erwachsen, welcher um so gefährlicher ist, als er auf die schwächsten Seiten der Menschheit, nämlich Phantastie, Aberglauben und Wundersucht spekuliert. Das kommende Jahrhundert dürfte in dieser Beziehung harte Kämpfe auszufechten haben, hoffentlich wird die darauf folgende allgemeine Morgenröthe auch auf medizinischem Gebiete für die Menschheit segensvoll sein.



Frauenarbeit.

Von **May May.**

(Bridelberg.)

Die Erweiterung der Frauenrechte, die Vergrößerung des Arbeitsfeldes der Frauen, die Zulassung der Frauen zu gelehrten Fächern, zu wissenschaftlichen Berufen und mindestens zu wissenschaftlichen Studien an den Hochschulen, wozu selbstverständlich auch die Einrichtung von Mädchengymnasien gehört, wird tagtäglich in Zeitschriften und Zeitungen und auch in Büchern und Broschüren besprochen, aber wir gedenken eine andere Seite der Frauenarbeit zu behandeln und wollen nur vorausschicken, daß die für erweiterte Rechte, für vermehrte Arbeitsgelegenheit streitenden Frauen unsere vollste Sympathie haben. Was wir in Nachstehendem über Frauenarbeit zu sagen haben, würde vielleicht teilweise überflüssig werden, wenn die Kämpfe der Frauen einigen Erfolg haben.

Was wir besprechen wollen, sind bestehende Zustände und Verhältnisse; die Frauenrechtserweiterung und die vermehrte Gelegenheit zur Berufsthätigkeit für Frauen aber gehören der Zukunft.

Noch giebt es zu Viele in den herrschenden Männerkreisen, die ohne langes Erwägen kurz erklären:

Die Frau gehört in das Haus, die Familie ist ihr Arbeitsfeld, weder das Bureau noch die Lehrkanzel, weder das Spital noch das wissenschaftliche Laboratorium sind für die Frau, mag sie die geistige Befähigung für gelehrte Berufe besitzen oder erwerben können oder nicht.

Und wie es Viele giebt, die das aussprechen, so giebt es nicht minder Viele, die es ohne Widerspruch anhören.

Thatsächlich gehört aber eine Mehrheit der Frauen längst nicht mehr lediglich der Familie, ist die Frau längst nicht mehr lediglich Hausfrau, Mutter oder Erzieherin. Ob es je eine große Zahl Frauen gegeben, die ausschließlich Hausmutter gewesen, und wodurch das Verhältnis sich dahin mehr und mehr änderte, daß die Frau auch Erwerbsarbeit leisten mußte, ist eine Frage, die sowohl dem Volkswirt wie dem Kulturhistoriker zu großen Arbeiten und Forschungen Veranlassung giebt und gegeben hat, und es soll uns hier nicht weiter beschäftigen, da das, was wir über Frauenarbeit zu sagen haben, den Beweis erbringt oder des Beweises nicht bedarf, daß heute unzählige Frauen genötigt sind, für den Erwerb zu arbeiten, weil die Arbeit des Mannes nicht ausreicht, um die Familie zu ernähren, zu erhalten und Kinder zu nützlichen Menschen zu erziehen.

Es ist nicht nur die Frau des Lohnarbeiters im engeren Sinne, die Frau des Fabrikarbeiters, des Handwerksgehilfen, des Tagelöhners und Gutsknechtes gezwungen, zu dem Lohne des Mannes noch etwas hinzu zu erwerben, um die Familie zu ernähren und fort zu entwickeln; der Kreis der Ehefrauen, die am Erwerb des Mannes mitarbeiten oder einem selbständigen Erwerb nachgehen müssen, ist weit, weit größer.

Nicht nur das Gehalt des kaufmännischen Angestellten, des kleinen Privat- oder Staats- und Kommunalbeamten ist vielfach unzureichend, um der Frau zu gestatten, sich lediglich dem Beruf der Hausfrau und Mutter ganz hinzugeben, auch der kleine Kaufmann, der Handwerker bedarf der Mitarbeit der Frau, sei es als Verkäuferin oder für schriftliche Arbeit, sei es in tatsächlicher Handwerksarbeit, wie man das bei Schuhmachern, Schneidern, Sattlern, Tapezierern und noch vielen anderen Handwerkern antrifft.

Weder der kleine Kaufmann noch der Handwerker kann den Lohn entbehren, den eine Hilfskraft kostet, wie sie ihm die Frau für seine Berufsarbeit zu leisten vermag; allerdings nur zu leisten vermag unter Hintersetzung des Hausfrauen- und Mutter-Berufs.

Solang es unzählige Familien giebt, deren Existenz eine kümmerliche ist, muß die Frau dem Manne erwerben helfen, bis sie etwa von erwachsenen Kindern abgelöst wird.

Aber auch diese Ablösungen sind zuweilen nur von kurzer Dauer, indem die erwerbenden Kinder selbst wieder Familien gründen und die Eltern entweder allein lassen oder in die Lage versetzen, allein für jüngere Geschwister sorgen zu müssen. Es sind jedoch nicht etwa nur die Ehefrauen allein gezwungen, mit für Erwerb zu sorgen, sondern nicht minder auch ledige Frauen, Töchter des Wenigbemittelten und Armen müssen es frühzeitig lernen, für die Erhaltung der Gesamtfamilie zu erwerben.

Daß ledige alleinstehende Frauen, daß ganz besonders Witwen — zuweilen unter gänzlicher Vernachlässigung der Pflichten als Hausfrau und Mutter — für den Erwerb arbeiten müssen, versteht sich ja ohnehin von selbst bei Allen, denen nicht Reichthümer in die Wiege gelegt wurden, oder denen es nicht gelang, solche zu erwerben.

Aber auch unter den Ständen, die nicht zu den Ärmsten gezählt werden, bei Familien mit einigem Besitz, mit einem mehr oder weniger festen oder zuverlässig sicherem Einkommen, wie etwa bei Subalternbeamten reicht vielfach das Einkommen nicht zu einem — allerdings oft auf einer Einbildung beruhenden — standesgemäßen Auskommen, reicht nicht, um einer größeren Kinderzucht eine entsprechende Berufsbildung zu geben, reicht nicht, um neben dem Notwendigen auch Nützlichcs und besonders Angenehmes zu beschaffen, reicht nicht, um teilnehmen zu können an den vielfachen und vielseitigen Annehmlichkeiten des Lebens.

Genügt auch der Erwerb des Mannes, eine Pension, eine Rente oder irgend ein Einkommen, das ohne Arbeit der Frau dem Haushalt zufließt, zum Notwendigen, so muß aber noch erarbeitet werden, was für das Annehmliche verwendet werden soll, sei es auch vielleicht ganz harmlos und dem eigentlichen Genußmenschen, dem Wohlhabenden und Reichen unbedeutend erscheinend.

Schon der Kleideraufwand für Frau und Kinder ist zuweilen nicht anders zu beschaffen, als durch besondere Erwerbsarbeit von Frau und Töchtern, und so erst recht die Teilnahme an irgend welcher Geselligkeit, irgend welchen Vergnügungen, Kunstgenüssen, von Theater und Volkskonzert.

Kann es daher auffallen, daß von Jahr zu Jahr das Heer der arbeitenden Frauen in allen Zweigen des Erwerbes sich steigert, die Konkurrenz der Männerarbeit vermehrt und erweitert wird, und die Frauen unter sich den Konkurrenzkampf weit erbitterter führen als die Männer! Mehr und mehr haben sich die Männer zur Verminderung und Abschwächung des Konkurrenzkampfes zu Fachvereinen zusammengethan, die Frauen noch wenig und selten, und ganz besonders diejenigen Frauen nicht, welche neben ihrer Hausfrauenarbeit noch Erwerbsarbeit übernehmen.

Die Dienstbotenlöhne sind allenthalben entsprechend unseren neuen

Wertmessungen gestiegen, die weiblichen Dienstboten sind daher meist gut bezahlt gegen früher und gesucht.

Die Fabrikarbeiterinnen nehmen in manchen Industrieen ganz, in andern doch teilweise, die Vorteile mit wahr, die ihren männlichen Mitarbeitern geboten werden oder von ihnen erkämpft wurden, nehmen fast ganz so teil an den Lohnkonjunkturen wie die Männer.

Hingegen da, wo weibliche Fabrikarbeit ausschließlich in Frage kommt, und ganz besonders in den Arbeitszweigen, wo Fabrikarbeit mit Hausindustrie Hand in Hand geht oder durch letztere ganz ersetzt werden kann, finden wir meist, ja fast überall grauenhafte Zustände.

Die Arbeitgeber entschuldigen sich, wenn sie von der öffentlichen Meinung verurteilt werden, vielfach nicht grundlos, mit dem Uebermaß von angebotenen Arbeitskräften, mit den ihnen von den Arbeiterinnen oder von ihren Konkurrenten aufgezwungenen niedrigen Löhnen und sonstigen Arbeitsbedingungen, die das Elend der arbeitenden Frauen und Mädchen erzeugen.

Die Arbeitsausstände in der Konfektion, in der Herstellung von Kleidungsstücken für Damen, Kinder und Männer, die in neuester Zeit stattfanden, haben nur aufs neue gezeigt, zu welchen Hungerlöhnen Frauen arbeiten und dadurch auch Männer zwingen, zu erbärmlichen Löhnen arbeiten zu müssen.

Die Thatfachen standen längst fest, und es wäre Arbeiterfreunden nicht möglich gewesen, etwas bessernde Hand anzulegen, hätten sich nicht die Arbeiter und Arbeiterinnen dieser Arbeitszweige selbst aufgerafft, die gute Konjunktur auszunutzen und Aufbesserungen zu erzielen.

Aber die Arbeiter der Konfektionszweige sind noch nicht einmal die schlechtestgestellten, weit schlechter stehen noch die Arbeiterinnen der Wäscheindustrie, die Herstellerinnen von Arbeiterhemden, Arbeiterblousen, von Schürzen, von billigen Hüten und dergleichen Artikeln, die fast oder ganz ausschließlich unter sich sind bezüglich des Geschlechtes und keine etwa für sie mitkämpfenden männlichen Kollegen haben.

Eine Untersuchung in Wien hat neuerdings Zustände nachgewiesen, die auch das härteste und selbstkügigste Gemüt erweichen mußten.

Für das Garnieren eines Damenhutes wird dem armen Mädchen 7 Pfa., sage: Sieben Pfennige, bezahlt, und wenn es einen Hut bei der Arbeit beschmutzt, beschädigt, etwa den Glanz an einer Stelle verdirbt, wird es mindestens mit 50 Kreuzern = 85 Pfennigen bestraft, so daß einige Straffälle den größeren Teil eines ganzen Wochenverdienstes hinwegnehmen würden. Und ähnlich wie in diesem Fache sind die Löhne der Hemden- und Schürzen-Näherinnen und vieler Anderer.

Lediglich das übergroße Angebot solcher Arbeit, und zwar nicht von eigentlichen Fabrik- und Industrie-Arbeiterinnen allein, sondern von Hausarbeit-

rinnen, die nicht ausschließlich von ihrer Hände Arbeit leben müssen, die vielleicht sogar vom Erwerb des Mannes oder Vaters ganz gut alles Notwendige bestreiten können und die Industriearbeit lediglich als Nebenerwerb für Luxusausgaben, für bessere Kleidung, Vergnügungen und sonstige Annehmlichkeiten verwerten. Solche können freilich zu niedrigem Lohn arbeiten, weil sie nicht davon leben müssen, sie drängen den Kaufmann, Verleger und Fabrikanten förmlich um Arbeit, machen sich unter sich selbst Konkurrenz durch Herabsetzen der Löhne und rauben den Armen und Armsten entweder die Arbeitsgelegenheit oder zwingen sie doch mindestens, mit den niedrigsten Löhnen zufrieden zu sein.

Wenn selbst die eigentlichen Industrie-Arbeiterinnen, seien sie in Fabriken oder anderen Betriebswerkstätten — etwa auch bei Zwischenmeistern, die nochmals den Lohn drücken, um daraus ihre Lebenshaltung zu bestreiten oder wohlhabend und reich werden zu wollen trachten — oder seien es Heimarbeiterinnen, Hausindustrielle — einig wären, sich organisierten, um bessere Lohn- und Arbeits-Bedingungen zu erreichen, was würde es ihnen nützen?

Die unzähligen Konkurrentinnen, die nicht die Not zwingt, bessere Preise für ihre Arbeit zu verlangen, die ernährt sind ohne den eigenen Erwerb, würden die Preise immer wieder aufs neue drücken.

Ein Appell an das konsumierende Publikum im humanitären Sinne hat keinen Erfolg, denn das Publikum will billig kaufen, kauft, wo das billigste Angebot gemacht wird, der Kaufmann muß dem folgen, und der Fabrikant nimmt deshalb die billigsten Arbeitskräfte, die sich ihm darbieten.

Eine ethische Beeinflussung der Fabrikanten und Kaufleute wird ebenso erfolglos bleiben, wie der Appell an das Publikum, und die Schutzgesetze, die der Staat giebt, können wohl die Mißstände in den Fabriken und Werkstätten, die übermäßigen Anforderungen hinsichtlich der Arbeitszeiten beseitigen, sie können aber weder die Löhne verbessern, noch die Konkurrenz aufheben, die gerade die Frauenarbeit an den Heimarbeiterinnen hat, die nur für einen Nebenerwerb arbeiten.

Verkürzung der Arbeitsdauer in Fabrik und Werkstatt kann wohl die Arbeitgeber zwingen, mehr Arbeitskräfte anzunehmen und dadurch die Konkurrenz vermindern, das Angebot herabsetzen und die Löhne steigern, aber wer kann Frauen und Töchtern einer Familie verbieten, früh und spät für einen Kaufmann oder Verleger in ihrer Wohnung zu Spottpreisen zu arbeiten.

Nur eine weise Selbstbeschränkung, sei sie auf Grund eigener Einsicht gewonnen oder durch moralischen Einfluß und Druck von außen entstanden, kann hier Besserung bringen.

Die Frauen und Töchter mögen ruhig dem Nebenerwerb nachgehen, der aus ehrlicher, eifriger Arbeit stammt, und die Männer mögen sich freuen, wenn sie von Frauen und Töchtern unterstützt werden bei Bestreitung des Haushaltsaufwandes oder entlastet werden von den Pflichten oder Wünschen, Mittel zu erwerben zu allerhand Entbehrlichem, sei es aus dem Gebiete des Annehmlichen oder des wirklich Überflüssigen, oder zu Schädlichem, das aber nun einmal zum Gewohnheitsbedürfnis geworden ist.

Den Armen und Ärmsten, den Witwen und Waisen, den kinderreichen Familien wie den alleinstehenden Frauen und Mädchen aber die Hungerlöhne immer aufs neue dadurch schmälern, daß man zu wahren Schundpreisen sich für Industriearbeit anbietet, das sollte denn doch endlich wieder aufhören, nachdem es in den letzten Jahrzehnten sich immer mehr eingebürgert hat.

Man möge doch erwägen, ob es nicht menschlicher gehandelt ist, eine Weile oder ganz dem Nebenerwerbe zu entsagen, der nur Mittel zu Annehmlichkeiten bringen soll, wenn man dadurch den Armen thatsächlich das Brot vor dem Munde hinwegnimmt und die in Not geratenen armen Frauen und Mädchen dadurch ins Verderben oder auf die Wege des Lasters drängt.

Wer sind denn nun aber diejenigen, die ihren armen Mitschweftern und deren Familien den Erwerb schmälern?

Sind es nur die Töchter und Frauen des Mittelstandes, der auch zur Not ohne den Erwerb der Frauen auskommt, sind es nur die Töchter und Frauen kleiner Beamten und Bediensteten, die für „Geschäfte“ arbeiten?

Nein! Es sind auch Damen aus den höheren Ständen, aus Beamten- und Offizierskreisen und aus den Kreisen kleiner Rentner und Pensionäre, die den bedürftigen Frauen Brot und Arbeit nehmen oder schmälern.

Hier ist zuweilen nicht einmal der Erwerb für Anschaffung von Überflüssigem oder für Beschaffung von Annehmlichkeiten nötig, hier ist es mitunter nur die Befriedigung eines berechtigten und vielleicht nur in falsche Bahn geratenen Thätigkeitsdranges, der zur Konkurrenz mit armen Arbeiterinnen führt.

Die Hausarbeit, das Instandhalten der Zimmer, das Kochen, Flecken, Stopfen, ja das Kleider- und Hütemachen ist für eine Dame nicht gut, sagt man; man hat aber auch keine Neigung für solche Arbeit, und man kann sich dafür Arbeitskräfte halten.

Aber man langweilt sich, man braucht Arbeit, und weder Musik noch Lektüre, weder Besuchemachen noch Konzerte und Theater füllt die Zeit ganz aus, die man als Stickerin oder als Zeichnerin oder Malerin hat.

Man findet Geschäftsleute, die Arbeit darbieten und das Verhältnis

geheim halten, weil sie gern so billig „Arbeitskraft ausnutzen“ und vielleicht an der Arbeiterin aus guter, wohlhabender Familie noch eine Reklamekraft gewinnen.

So werden den Zeichnern und Malern beider Geschlechter, so werden den Stickerinnen die Arbeiten entzogen und die Preise erheblich gedrückt, ohne daß man dem Kaufmann nur einen ernsten Vorwurf machen könnte. Die Dame zeichnet, malt, sticht um Spottlohn, gibt ihren Bekannten gegenüber die Arbeiten als Gelegenheitsgeschenke aus, die sie zu machen hat, und zuweilen täuschen sich zwei Damen so, obgleich sie beide für „Geschäfte“ arbeiten und sich sicher vor jedem Verrat wissen.

Die Schriftstellernden Damen, die eigene Geistesprodukte auf den Markt bringen, werden von einem Verleger oder Redakteur immer oder in der Regel nach dem Wert ihrer Arbeit bezahlt werden, aber schon die Übersetzerinnen gehören zu denen, die durch diese Geistesarbeit den Preis verdorben haben, denn sie gehören vielfach oder meist solchen Ständen an, die nicht um das tägliche Brot zu arbeiten brauchen. Hingegen die stichende, zeichnende und malende Dame, die um Spottpreise arbeitet, den Händler oder Fabrikanten bereichert, die arme Arbeiterin oder den armen Künstler und die arme Künstlerin, die aus Not Handelsware anfertigen, um Arbeitsgelegenheit bringt oder am Lohn schmälert, sie ist noch weit mehr zu verurteilen als die Frau und Tochter aus dem kleinbürgerlichen Hause, die Hemden näht oder Hüte für den Großhändler garniert.

Zur Befriedigung des Thätigkeitsdranges ist manche Gelegenheit geboten, ohne daß man zu Extravaganzen, zum Sport verschiedener Art, zu greifen braucht, es giebt nützliche Thätigkeit genug, auch für die Dame, ohne daß sie auf eine solche zu verfallen braucht, die den Armen den Verdienst entzieht oder vermindert. Auch da muß weise Selbstbeschränkung gefordert und um so mehr auch erwartet werden, als die Not der unteren Klassen die oberen schon von selbst auffordert, die Lust nicht noch mehr zu erweitern, die die Stände trennt.

Wenn die arme Arbeiterin schon ohnehin die Dame zu beneiden sich berechtigt glaubt, wie muß dieser Neid sich zum Haß gestalten, wenn sie zuweilen in solchen Damen auch noch Konkurrentinnen findet, die den Arbeitslohn drücken!

In Frauenkreisen warnend und belehrend über diese wirtschaftlichen Notstände aufzutreten, dürfte keine Mannesarbeit sein, und so empfehlen wir die Aufklärungsarbeit auf diesem sozialen Gebiet den nach Arbeit lechzenden Frauen als einen der besten und heute notwendigsten Zweige der Frauenarbeit.



Etwas Eigenes.

Von Franz Evers.

(Berlin.)

Ich soll Ihnen ein paar eigene Worte über mich sagen. Das muß nun auf gedrängtem Raume immer etwas aphoristisch und sonderbar wirken. Aber ich will's versuchen.

Zunächst also Ort und Datum meiner lieben leiblichen Geburt: Es war am 10. Juli 1871 zu Winsen an der Luhe am Rand der Lüneburger Heide. Ich bin also Niedersachse. Meine Geburtsstadt beglückte ich allerdings nur ein halb Jahr lang. Dann kamen die neun ersten Jahre meiner Kindheit in der Stadt Hannover — mit Schulbesuch, Indianerspielen und was sonst so dazu gehört. Ich hatte noch einen fast zwei Jahre jüngeren Bruder, der aber in Harburg a. d. Elbe nach einer kurzen heftigen Lungenentzündung starb (der „Sanitätsrat Dr.“ hatte ihn auf Darmverfälschung behandelt! — Ich möchte das nicht zu erwähnen vergessen).

In Harburg hatte ich mit meinem Bruder vier glückliche Jahre verlebt. Wir sahen oft Hamburg, das leicht zu erreichen war, wir sahen das bunte Treiben in den Häfen, sahen die Kolosse der Auswandererschiffe und den ewigen Jahrmarkt in St. Pauli. Wir lernten in Cuxhaven die Nordsee kennen in Ebbe und Flut — und ihren ernststen grauen Charakter gewann ich damals schon lieb, denn eine ausgesprochene Liebe zur großen Natur ist von Kindheit auf meine treue Begleiterin gewesen. — All die Eindrücke aus jener Zeit sind unverloren geblieben.

Kurz nach dem Tode meines Bruders wurde mein Vater nach Oberhessen versetzt — er war Stationsvorsteher. Das Gymnasium von Siezen war meine nächste Etappe. Da war es, wo mein Lateinlehrer mir erklärte, daß Hopfen und Malz absolut an mir verloren sei, denn vor seinen gereimten Grammatikregeln verschloß ich mich mit kalter Energie, während ich sonst ein guter Schüler war. (Übrigens hat er in der That recht behalten, denn ich bin kein Biertrinker.) Begeisterte schwarz-rot-goldene Burschenschaftsschwärmereien waren das Charakteristikum meiner „Flegeljahre“. Und ich nahm das sehr ernst, wie ich von je alles ernst nahm, wofür ich mich einmal erwärmte. Als Resultat blieb die Entdeckung unserer Geheimbündelei, ein strenges Verhör vor Direktor und Lehrern, das mir als einem Hauptattentäter das concilium absondi im Wiederholungsfalle androhte. Mein Vater verzichtete freiwillig und kam so meinen Wünschen entgegen. Friedberg in der Wetterau, wo ich vorher schon kurze Zeit ge-

wesen war, wurde mein Schulziel. Und von Gießen nahm ich nach meinem neuen geistigen Erziehungsheim eine Mappe glühender Freiheitslieder mit, über die ich noch heute lächle. Aber es war doch auch ein Resultat (außer einem kleinen Spottgedicht, das ich schon in Harburg auf einen meiner Lehrer gemacht hatte, der allzu heftig den Rohrstock gebrauchte). — In Friedberg übersprang ich mit Leichtigkeit alle Klippen. Meine Ergebnisse aber waren: ein litterarischer Geheimverein, ein riesiges Epos „Die Afen“, das in allitterierenden Hexametern geschrieben war, die sich außerdem noch reimten (man denke!) — und drittens der starke Drang, ein Maler zu werden. Das Dritte war auch der stille Wunsch meines Vaters, weil ich dafür eine starke Begabung zeigte. —

Mein Vater wurde dann nach Cassel versetzt, wo er bald darauf starb. Ich liebte ihn sehr: seinen Stolz, seine Ruhe, seinen Charakter. Und ich liebe ihn heute noch mehr, weil ich seit seinem Tode lernte die Dinge von innen anzusehen und nicht nur von außen, weil ich wach wurde und durch seinen Tod in jene inneren Gebiete gelenkt wurde, die wir heute einen unendlichen Frieden, eine stille Sicherheit und ein lächelndes Versiehn aller Lebenserscheinungen gegeben haben, das man meinetwegen Glück nennen kann. Kirchlich fromm bin ich nie gewesen.

Mit Primarreise verließ ich das Schulneß Friedberg und folgte meiner Mutter nach Goslar am Harz, um einen „praktischen Beruf“ zu ergreifen, und meine Träume von idealer Menschlichkeit, von Kunst u. s. w. schienen damit vollständig zu Wasser geworden zu sein. Mein Trauerspiel „Marich“, worin gegen fünfzig Personen zu thun hatten (!), wurde vorher cassirt, und nur ein Heft Balladen und Lieder nebst einer gefüllten Zeichenmappe zogen mit mir in Goslar ein. Ich trauerte damals um Manches — aber ich liebte meine Mutter, und mußte mich außerdem ja der Notwendigkeit fügen. Ich entschied mich dann, Buchhändler zu werden, um wenigstens mit meinen geliebten Büchern in Verbindung zu bleiben. Da begann für mich die Zeit eines raslosen autodidaktischen Studiums auf allen möglichen Gebieten, wozu ich die Nächte und jede freie Zeit benutzte, denn den Tag über mußte ich hinter dem Ladentische gute und schlechte Litteratur verkaufen (aber meist schlechte!). Ein halbes Jahr hielt ich's so aus. Dann entlud sich meine innere Auffpeicherung in den „Litterarischen Blättern“, die ich mit achtzehn Jahren herausgab — und nun wußte ich, daß ich ein Dichter sei. Die Zeitschrift, die zuerst für einen engeren Kreis bestimmt war, erweiterte sich bald. Ich war damals Buchhändler-„Stift“, Verleger und Herausgeber in einer Person. Ich hatte in kurzer Zeit Alt und Jung vereinigt, von Martin Greif und Hermann Lingg bis zu den Brüdern Hart, Villenron, Mackay, Heudell und den Allerjüngsten, unter denen

man mich selber wohl kaum vermutete. Es war damals die Zeit der ersten Jungsaat neuer Dichtung; sie war voll von gegenseitiger Begeisterung, ein schöner Morgentraum, sie war voll Rausch. — Schon im Jahre 1890 überließ ich die „Litt. Bl.“ dem Verlag von Gebr. Reichel in Augsburg. In den Goslarer Jahren hatte ich manchen Kampf durchzuführen. Nur meine Mutter war diejenige, die mich zunächst von den Verwandten still verstand. Ich danke ihr. —

Da mir von den neuen Verlegern der „Litt. Bl.“ zugleich die Stelle eines zweiten Redakteurs an ihren „Augsburger Neuesten Nachrichten“ angeboten wurde, ließ ich den Buchhandel fahren und übersiedelte nach Augsburg. Eine neue Zeit! Ich ödete mich in Reporterthätigkeit und mußte meine Stunden in der Redaktionsstube oder in Regerversammlungen z. totschlägen. Vor Schluß des Theaters hatte ich überhaupt kaum einen freien Augenblick und mußte auf die Natur und ihre mütterliche Erquickung gänzlich verzichten. Ich eignete mich wohl auch nicht für die journalistische Thätigkeit. Die Dinge flossen mir damals noch nicht leicht genug hin. Ich arbeitete noch zu sehr in mir. Aber ich bekam einen Blick für soziale Verhältnisse und für die Intelligenz praktischer Technik. Weil ich die Sinne für alles offen hielt, habe ich daraus gelernt, wie ich überhaupt aus allen Dingen, die mich trafen, glaube gelernt zu haben. Also auch hier kein Minus. — In die Augsburger Zeit fällt noch die Herausgabe meines ersten lyrischen Buches, der „Symphonie“, die größtenteils schon in Goslar zusammengestellt wurde.

Nach einem halben Jahre hatte die Augsburger Herrlichkeit ein Ende. Die „Litt. Bl.“ wurden nach Berlin verkauft. Ich selbst übersiedelte dorthin mit tausend Hoffnungen. Ich kam an. Der Verkauf der Zeitschrift wurde vom neuen Verleger aus hier nicht anzudeutenden aber begründeten Ursachen rückgängig gemacht. Ich selber verzichtete und mußte verzichten. Die Zeitschrift ging ein. Und ich sah mit meinen Träumen und einem winzigen Rest Geld im Beutel in Berlin auf dem Sande. Da habe ich hungern gelernt. —

Aber in mir die Stimme verließ mich nicht. Ich schlug mich tapfer durch. Es war die Zeit, in der man zuerst die sozialdemokratischen Volksversammlungen besuchte und „mit thut“. Ich lebte jedenfalls — und das mag genügen. Allmählich gelang es mir auch, durchzukommen. Als ich davorstand, in die Redaktion eines politisch=feuilletonistischen Blattes einzutreten, lud mich Dr. Hübbe-Schleiden ein, an der Begründung einer neuen „Theosophischen Vereinigung“ und an der Leitung der von ihm herausgegebenen „Sphinx“, einer Monatschrift für Seelen- und Geistesleben, teilzunehmen. Ich sagte zu und übersiedelte mit nach Steglitz bei

Berlin ins neue theosophische Heim. Hier fand ich nun für mein erwachsen-
des Erkennen Sammlung und Ruhe und die Möglichkeit, mein intensives
Innenleben still und sicher auszugestalten. Das war Ende des Jahres 1892.
Die Erweiterung meines Wissens in Okkultismus, Mystik, Esoterik und die
eigene praktische Läuterung und innere Verfeinerung, Selbstsucht und der
Wille zum Höchsten waren für mich die Resultate. Aber ich lernte auch
vereinsduselnde Eitelkeit, borniertes Pharisäer- und Schwägerthum und be-
denkliche Krankhaftigkeit über die Maßen kennen. Davon ist mir bis heute
noch ein Greuel geblieben. Der feinsinnige Dr. Hübbe-Schleiden war nicht
Organisator genug, um die Spreu vom Weizen zu scheiden. Und ich wollte
nicht „mitmachen“, wie man mir vorwarf. Ein theosophisches Wunderkind
zu werden, behagte mir allerdings nicht. Dazu war ich zu ehrlich. Und
so trennten wir uns. Aber es ist vielleicht meine größte Versuchung gewesen.

Ich übersiedelte Anfang 1894 nach Friedenau und arbeitete auf
eignem Boden weiter — und seitdem haben meine Irrfahrten aufgehört.

Inzwischen hatte ich die geistige Leitung des neugegründeten Verlages
Reisende Ringe (Max Spohr) in Leipzig übernommen, zu dessen kurzer
Charakterisierung ich ein paar Worte aus einem kleinen Prospekt hersetzen
muß — meinethwillen —:

„Im Verlag Reisende Ringe erscheinen Werke geistigen Gepräges,
die der sich mehr und mehr entwickelnden neuen Art packenden Ausdruck
geben. —

Es ist notwendig, die Vertiefung und Beredelung modernen schöpferischen
Geistes auch nach außen hin rücksichtslos zu betonen, damit ein junges
Geschlecht endlich freimütig und stolz seine Verinnerlichung Wort und That
werden lasse.

Die Neue Seele findet in den Veröffentlichungen des Verlages
künstlerisch-plastische Gestaltung und die weitesten Ausblicke. In Innerlich-
keit, Selbsterkenntnis und Selbstbewußtsein beruhen ihr Charakter und ihre
Stärke! Und diese Stärke wird die Stärke des kommenden Geschlechtes sein!“

Zuerst lachte man über den Titel des Verlages zc. Man redete von
Selbstverlag. Aber ich dachte mir: Wer zuletzt lacht, lacht am besten! —
Und jetzt, glaube ich, lacht man nicht mehr; denn man weiß, daß der Verlag
auch gute Honorare zahlt. Und das sollte ein Selbstverlag sein? Nein!
denn ich besitze keinen Pfennig. —

Vergessen soll nicht sein, daß ich im Oktober 1894 uniformiert wurde.
Man wollte mich durchaus zum Vaterlandsverteidiger in corpore machen,
denn man hatte den Mangel meiner Tüchtigkeit dazu zuerst nicht einsehen
wollen. Und mit meiner Begründung, daß ich dem Vaterland, so wie ich
war, viel bessere Dienste leistete, kam ich nicht weit. Ich lernte also acht

Tage langsamen Schritts auf dem Kasernenhof in Goslar — wurde aber dann „zur Beobachtung“ ins Lazareth geschickt, in ein Bett gepackt und mußte vier Wochen in blau und weiß gestreiftem Sträflingskostüm bei schmaler Krankenkost ausharren. — Endlich wurde ich wegen nervösen Herzklopfens entlassen und zum Landsturm ersten Aufgebots mit Waffe eingereiht („zum Schutze der Frauen und Jungfrauen im Lande“ heißt der Kriegsartikel). — Ob alle Dichter Herzklopfen haben?

Diese kurze Einjährigzeit hat mir aber doch so viel Zeit und Lust geraubt, daß eine Pause in meiner Arbeit eintrat, ohne die ich es sonst nicht aushalte. Was mir aber allein jene sechs Wochen an Humor, Satire und bitterstem Ernst geschenkt haben, ließe sich nur ganz ausführlich berichten oder etwa zu einer tragi-komischen Humoreske verarbeiten. Einsteilen also Schwamm drüber! Vielleicht später. —

Nun sitze ich vorläufig wieder da in Berlin, unternehme ab und zu Reisen, arbeite, lebe und glaube an das, was ich zu thun habe. Verlockt hat mich nie etwas, und in so manchen schwierigen Lebenssituationen habe ich stets den Kopf hochgehalten. Ohne Schmutz geht kein Mensch durch die Welt! — Wenn er nur rein dabei bleibt! Darauf allein kommt es an . . . So hat kürzlich die „Sphinx“ (Dr. Hübbe-Schleiden war ihr ebenfalls schon längst untreu geworden) ehe sie hinschied mir, der dem seligen Odipus ähnlich ihr den Untergang prophezeit hatte, einen späten plebejischen Fußtritt verfehlt, verbunden mit einem penetranten Gestank — und ich bin doch nicht unsauber dadurch geworden.

Beim Dichter wie bei jedem Künstler ist mir der Mensch, der dahinter steht, das Wichtige. Das nur hat Wert: Hat er etwas zu sagen? Trägt er eine rotierende Welt in sich? die sich nach und nach ihre eigenen Formen schafft — wie das Wurzelwerk eines mächtigen Baumes mählich und mählich sich verbreitert und schließlich die ganze Erde ringsum durchdringt.

Ich übergib manche trüben Menschen, manche trüben Erfahrungen mit Schweigen, weil ich vom Leben nichts verlange, sondern nur alles von mir selber. Reif sein ist alles! sagt der große Britte. Bei meinem Tode mag man urteilen. Bis dahin werde ich in Demut vor dem Ewigen und voll Stolz allen äußeren Erscheinungen des Lebens gegenüber mir mein Haus, mein Reich, meine Welt erbaut haben. Das walte die Zukunft! —

*

Bibliographie:

Erschienen sind bis jetzt: *Symphonie. Ein Gedichtbuch* (1890). — *Fundamente. Ged.* (1891/92). — *Sprüche aus der Höhe* (1892). — *Die Psalmen* (1893). — *Eva. Eine Überwindung* (1893). —

Königslieder (1894), 2. Aufl. (1895). — Deutsche Lieder (1895). —
Hohe Lieder (1896). — Maria. Ein Mysterium (1896). —

In Vorbereitung: Letzte Nacht. Novellen. — Drei Tote. Novellen.
— Paradiese. Ged. — Sonnenjöhne. Dichtungen. — Ein Messias.
Trauerspiel (geschrieben 1891).



Soziale Chronik.

Von Bruno Rehald.

(Leipzig.)

(Reform des Reichstagswahlrechts — Konservativer Delegiertentag — Gründung des national-sozialen Vereins.)

Am 10. November ist der Reichstag aus neue zusammengetreten. Auf sein Programm hat er bedeutungsvolle Fragen gesetzt, die wir schon zum Teil an dieser Stelle besprochen haben: Handwerksorganisation, Konvertierung der Staatsanleihen, Militärstrafprozessreform, Novelle zu den Arbeiterversicherungsgesetzen, Justiznovelle x. All das soll offen und ehrlich im Angesichte des Volkes behandelt werden, wie es einem modernen Staate ziemt. Nur eine Frage ist offiziell mit keinem Worte genannt, trotzdem sie die wichtigste ist: Reform des Reichstagswahlrechts pflegt man sie zu formulieren. Hinsichtlich dieser Frage hat man ein schlechtes Gewissen; man setzt sie nicht auf die Tagesordnung, man will sie wie einen Diebstahl im geheimen erledigen. Und um einen Diebstahl handelt es sich in der That, um einen Diebstahl an den arbeitenden Massen des Volkes, die durch die drohende Wahlreform ihrer politischen Rechte beraubt werden sollen.

Man müßte Politiker der Bierbank sein und nur für „drennende Tagesfragen“ Interesse haben, um das Attentat auf unser Reichstagswahlrecht für eine müßige Erfindung sensationslüsterner Journalisten halten zu können. Ein paar Jahre rückwärts den Blick gerichtet! Als das Sozialistengesetz aufgehoben war, wollte man das Proletariat mit den langen Bettelstüppen sogenannter sozialer Reform, mit ein paar Thälern Versicherungsgeld und einer homöopathischen Dosis Arbeiterschutz abspülen. Aber das Proletariat war mit den hingeworfenen Brosamen nicht zufrieden und forderte mehr. Entrüstet darüber ließ der Kaiser den Schlachtruf erschallen: „Auf zum Kampfe für Religion, Sitte und Ordnung wider die Mächte des Umsturzes.“ Mit Begeisterung wurde dieser Ruf von den staatsverhaltenden Ordnungsparteien, den Konservativen und Nationalliberalen aufgenommen, und die Feße wider die Sozialisten begann. Ein neuer Belagerungszustand sollte über sie verhängt werden: Dem Parlamente wurde die Umsturzvorlage eingereicht. Sie ist mehr gewesen als ein stroherner Popanz, den Volkheldittel zur Belustigung des Böbels durch die Strafen trugen, um die hohe Puppe schließlich auf offenem Marktplatze unter Hurrageschrei zu verdrennen. Begraben wurde die Umsturzvorlage allerdings; die Centrumsteute waren die Totengräber. Aber die Umsturzvorlage ist wieder auferstanden, hat den pumphen, irdischen Leib eines Ausnahmegesetzes gegen

die Sozialdemokratie abgeworfen und steht nun in reinerer, verkürzter Gestalt vor uns: als Wahlreform, umstrahlt von dem Glorienscheine des Dreiklassen-systems. Mit einem neuen Ausnahmegesetz war nicht durchzubringen, so versucht man es nun mit einer die Sozialisten aus den Parlamenten ausschließenden Wahlrechtsänderung. Das Königreich Sachsen ist hierin vorbildlich vorangegangen, indem es sein allgemeines, gleiches Landtagswahlrecht durch ein Dreiklassen-system ersetzte. Das Reich ist gerüstet, dem Einzelstaate zu folgen; die Verteilung preussischer Orden an die sächsischen Wahlrechtsunfähiger weist schon äußerlich darauf hin. „Kampf gegen die Sozialdemokratie“, oder richtiger „Kampf gegen den vierten Stand“ ist heute die Losung der Regierung wie vor einem Jahre, nur die Waffen hat man klug gewechselt, statt der ungeschlachten Keule des Ausnahmegesetzes die heimtückische Lanze der Dreiklassenwahlreform gewählt. Was aber in Sonderheit unseren Monarchen anlangt, so ist genugsam von ihm bekannt, daß er mit bewundernswürdiger Ausdauer an einem ernstlich gefaßten Entschlusse festhält, doppelt fest, wenn es sich um eine so ruhmverheißende St. Georgs- that handelt, wie um die Vernichtung der vaterlandlosen Sozialdemokratie, jener Rotte von Menschen, die nicht wert ist, den Namen Deutsche zu tragen. Der Speer, mit welchem der Lindwurm Sozialismus getödet werden soll, ist bereits geschliffen, und die sächsischen Kreuzritter haben ihn auf seine Zuverlässigkeit erprobt. Es ist ein Notungspleh, den nur Wotan selber zerbrechen kann.

Müssen wir also als sicher annehmen, daß bei der Majorität des Bundesrates der bestimmte Wunsch zur Änderung des allgemeinen gleichen Reichstagswahlrechts im Sinne des preussisch-sächsischen Dreiklassen-systems besteht, so lassen uns die alten Kartellparteien, die Konservativen und Nationalliberalen keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß dieser Wunsch aus lebhaftester von ihnen geteilt wird. Als „staatsverhaltende Ordnungsparteien“, als „Stützen von Thron und Altar“ sehen sie den Kampf wider die Mächte des Umsturzes als ihre Hauptaufgabe an und halten jedes Mittel für recht, das zur endgültigen Vernichtung der Sozialdemokratie führt. Es giebt frivole Gemüther, welche daran zu zweifeln wagen, daß die Ordnungsparteien in ihrem Kampfe gegen den Umsturz nicht ausschließlich von patriotischen Gefühlen geleitet werden. Es fehlt nicht an Verdächtigungen, die Einführung des Dreiklassenwahl-systems ziehe nur darauf hin, die Reichen der alten Kartellparteien zu stärken, da sie unter dem allgemeinen gleichen Stimmrecht unrettbar ihrem Verfall entgegengehen. Ja pöbelhafte Naturen wollen sogar behaupten, das ganze Dreiklassen-system solle nur dem Geldsack und den diesen Geldsack besitzenden Vaterlandsfreunden die offizielle Herrschaft im Staate verschaffen. Zur Widerlegung solcher Verleumdungen genügt es, darauf hinzuweisen, daß wir in einem Rechtsstaate leben und der Gegensatz von besitzenden und besitzlosen Klassen nur von bösen Menschen erdichtet ist. — Die notwendige Vernichtung der Sozialdemokratie können sich Regierung und Ordnungsparteien natürlich nur als eine gewaltsame denken. Wie lächerlich die Phrase von einer geistigen Überwindung des Marxismus! Wie lächerlich die Redensart von einem Kampfe mit idealen Waffen! Die Stützen von Thron und Altar wissen besser, wie mit den blutroten Revolutionsmännern fertig zu werden ist: Sie rufen die Getreuesten der Getreuen, die preussische Garde zu Hilfe. Wir freuen uns aufrichtig über dies feisenfeste Vertrauen auf die pommerischen Grenadiere. Aber wenn aller Ehren Spott, wenn Trißan selbst betrog — könnten pommerische Grenadiere nicht auch betrügen? Doch daran denken die Edelsten unserer Nation nicht, wenigstens solange nicht, als noch die Militärgerichte ihre Urteile über Leben und Tod hinter verschlossenen Thüren fällen dürfen. Greute pocht man noch auf die Macht und

ist bestenfalls bereit, die Macht durch einen Parlamentsbeschluß mit dem Schein des Rechts zu umkränzen.

Das bedarf keiner weiteren Ausführung: Regierung, Konservative und National-liberale sind heute wie vor Jahresfrist einig darin, die Sozialdemokratie und die in ihr politisch vereinigten Massen der industriellen Arbeiterklasse mit Gewaltmaßregeln zu bekämpfen. Da man mit einem neuen Ausnahmegesetz nicht durchdrang, will man es jetzt auf einem anderen Wege versuchen: mit einer die Sozialdemokratie aus dem Reichstage ausschließenden Dreiklassenwahlreform. Aber wird zu einer solchen Änderung des allgemeinen gleichen Stimmrechts eine Majorität im Reichstage zu finden sein? Wird das ausschlaggebende Centrum dieser reaktionären Reform bestimmen? Man erlöse das Centrum von den Fesseln des Jesuitengesetzes, man erfülle seine stichenspolitischen und hierarchischen Forderungen, gebe ihm Orden und Klöster frei, und das Centrum sagt ja und Amen zu jeder Wahlrechtsänderung.

Warum sollten die Regierung und die verbündeten Ordnungsparteien den Ultramontanen ihren Herzenswunsch, mit dem der schwarze Turm steht und fällt, nicht erfüllen?

Das Jesuitengesetz und was von Ausnahmedefinitionen noch dran hängt, habe sich überlebt; Ausschreitungen der katholischen Kirche könne man mit den gewöhnlichen Gesetzen und Verwaltungsmaßregeln zurückschicken; der über alles wichtige Kampf gegen den Umsturz verlange ein geschlossenes Vorgehen aller Patrioten und zwingt zum Falllassen des Jesuitengesetzes, das unsere katholischen Brüder dem Vaterlande entfremde; von zwei Übeln müsse man immer das kleinere wählen; — mit solchen und ähnlichen Trostgründen werden sich Regierung und Ordnungsparteien mit der Bejähigung des Jesuitengesetzes abzufinden wissen. Überdies hat man alle Veranlassung, sich um die Gunst des Centrums, der mächtigsten Partei im Reichstage, zu bewerben und ist ihr obendrein zu Dank verpflichtet für das Zustandekommen des Bürgerlichen Gesetzbuches, für die Bewilligung namhafter Summen zur Flottenvermehrung, für die Verwirklichung der Überweisungen an die Einzelstaaten zu Gunsten des Reichs. Auch braucht man nicht zu befürchten, daß das Centrum mit Rücksicht auf die zahlreich in seinen Reihen vertretenen Mittelstandskräfte nicht in eine freiheitsfeindliche Wahlrechtsänderung willigen werde. Man sagt dem Mittelstande, die Sozialdemokratie sei sein ärgster Feind, eine durchgreifende Reform zu Gunsten des Mittelstandes könne erst nach Ausweisung der Sozialdemokratie aus dem deutschen Reichstage erfolgen, und die ehrjamen Mittelstandsherren werden sich ohne Murren zu Bürgern dritter Klasse erniedrigen, sich willig unter das goldene Joch der plutokratischen Bourgeoisie zwingen lassen.

Auf den thätigsten Widerstand des Centrums ist also bei der geplanten Wahlrechtsänderung ebensowenig zu bauen, wie auf das Gerechtigkeitsgefühl der Regierungen, der Konservativen und Nationalliberalen. Eine reaktionäre Reichstagswahlreform hängt über uns wie ein Damoklesschwert. Jeden Augenblick kann es auf unseren Nacken herabsürzen. Was haßt es Sachsen, der industrie- und bildungsreichste Staat Deutschlands zu sein? Die Industriearbeiter wurden gleichwohl aus dem dortigen Landtage hinausgeworfen! Man wagte es doch, dem sächsischen Volk ins Gesicht zu schlagen! Glaubt man, dieselbe nichtswürdige Behandlung dem ganzen deutschen Volke bieten zu können? Ein neues 1789 würde die Antwort geben. Wer Wind sät, wird Sturm ernten.

Wir sind weit entfernt von dem politischen Aberglauben, das allgemeine gleiche Reichstagswahlrecht sei absolut gut, heilig und unantastbar. Vielmehr sind wir uns der großen Fehler dieses Systems vollkommen bewußt. Immerhin meinen wir an unserem heutigen Reichstagswahlrecht als dem relativ besten fest-

halten zu müssen, da es unserer ständisch aufgelösten, atomistischen Gesellschaftszuständen durchaus entspricht und noch am ehesten die wahre Überzeugung des Volkes zum Ausdruck bringt. Die Gegner dieses Wahlsystems sollten doch nicht vergessen, daß seine Hauptfehler, die Mißachtung der Minoritäten und die mechanische Zersplitterung des Volkskörpers in Wahlkreise, Fehler unserer kapitalistischen Wirtschaftsordnung sind. Solange der wirtschaftliche Kampf aller gegen alle tobt und die individuelle Konkurrenz um den höchsten Gewinn in Geltung ist, müssen wir an unserem einzig auf die einzelne Person gegründeten Wahlrecht wohl oder übel festhalten. Erst wenn mit der umfassenden Geltung des sozialistischen Prinzips neue wirtschaftliche Stände geschaffen sind, kann daran gedacht werden, unser heutiges individualistisches Wahlrecht durch ein neuständisches der großen Kommunal- und Berufsgruppen zu ergänzen. Solange aber noch Kommunalvertretungen und Landtage aus Dreiklassenwahlen hervorgehen und somit von kapitalistischen Sonderinteressen beherrscht sind, solange neue wirtschaftliche Berufsstände nur im Keime vorhanden und die alten ideellen Berufsstände nicht festergefügt sind, kann gar nicht daran gedacht werden, unser individualistisches Wahlrecht durch ein neuständisches zu ergänzen oder zu ersetzen.

Aufrechterhaltung des allgemeinen gleichen Reichstagswahlrechts muß also unsere Lösung sein. Nur muß dafür gesorgt werden, daß dieses Wahlrecht, wie es uns verfassungsmäßig verbürgt ist, auch wirklich durchgeführt werde. Nicht in einer Ausdehnung des Wahlrechts auf Frauen und junge Männer vom 20. Jahre an, noch in einem proportionalen Vertretungssystem erblicken wir den Fortschritt, sondern in der Ergänzung der Abgeordnetenzahl. Statt 397 Abgeordnete haben wir 522 zu beanspruchen (1 Abgeordneter auf 100 000 Seelen). Das minus an 125 Abgeordneten hätte nichts zu bedeuten, wenn es sich auf alle Bezirke und Landestteile gleichmäßig verteilte. Dem ist aber nicht so. Vielmehr haben die den verlangten 125 Abgeordneten entsprechende Bevölkerungszunahme von dreizehn Millionen Seelen fast ausschließlich die Großstädte und Industriebezirke auszuweisen. Großstädte und Industriebezirke und die in ihnen angesammelten Massen von Arbeitern, Handwerkern und kleinen Beamten sind im heutigen Reichstage stark benachteiligt, so sehr benachteiligt, daß z. B. in den zwölf größten Städten Deutschlands, deren Bevölkerungszahl sich verdoppelt hat, das politische Recht eines jeden wahlberechtigten Bürgers auf die Hälfte eingeschrumpft ist, während die Stimmkraft des Individuums in den an Bevölkerungszahl nicht gewachsenen ländlichen Bezirken dieselbe geblieben ist wie vor fünfundschwanzig Jahren.

Mögen sich immerhin unter den neu zu wählenden 125 Abgeordneten eine gute Zahl Sozialdemokraten befinden. Wir haben keinen Grund sie zu fürchten. Im Gegenteil. Denn die weitere Heranziehung sozialdemokratischer Abgeordneter zur praktisch gesetzgeberischen Tätigkeit wird zweifellos die innere Umwandlung der marxistischen Sozialdemokratie in eine radikale Reformpartei beschleunigen und einen neuen Aufschwung der sozialen Gesetzgebung herbeiführen. Nichts Unangenehmeres könnte die kapitalistischen Kartellparteien treffen. Daher das Geschrei von Umsturz und Revolution. Ein neuer Aufschwung der sozialen Gesetzgebung würde aber in erster Linie neue große Berufsstände organisieren helfen und so einem neuen ständischen Wahlrecht den Weg bereiten. Gerade um zu dem ständischen Wahlrecht der Zukunft durchdringen zu können, müssen wir also noch mit aller Energie an unserem allgemeinen gleichen Reichstagswahlrecht festhalten und es verfassungsmäßig durchzuführen.

Daß wir nicht zu den Angstmayern gehören, deren überhöhte Phantasie Gespenster

sieht, wo keine sind, daß thatsächlich der Gedanke der Reichstagswahl „reform“ heute noch so innig im Schoße der konservativen und nationalliberalen Parteien gehegt und gepflegt wird wie vor einem Jahre, haben auch die jüngsten Parteitage wieder klar und deutlich gezeigt. Auf dem vor wenigen Wochen stattgehabten nationalliberalen Delegiertentage wurde die Zumutung, in einer Resolution für die Aufrechterhaltung des allgemeinen gleichen Stimmrechts einzutreten, von der überwiegenden Majorität entrüftet zurückgewiesen, mit der jesuitisch-scheinheiligen Begründung, daß sich für eine Partei wie die nationalliberale das Festhalten am allgemeinen gleichen Stimmrecht von selbst verstehe!! Sollen's der in Berlin am 19. November hinter verschlossenen Thüren zusammengetretene konservative Delegiertentag bezeichnete die Bekämpfung der Sozialdemokratie mit staatlichen Nachmitteln aufs neue als die Hauptforderung der konservativen Partei. Da, wie schon oben bemerkt, an eine Auffrischung des Sozialstengesezes unter heutigen Umständen nicht zu denken ist, kann unter der Bekämpfung der Sozialdemokratie mit staatlichen Nachmitteln nur eine Änderung des Reichstagswahlrechts im Sinne des preussisch-sächsischen Dreiklassen-systems verstanden sein. Daraus weist unter andern auch eine Bemerkung der „Allgemeinen konservativen Monatschrift“ hin, die in einer ihrer letzten Nummern sehnsuchtsvoll seufzt: „Im Königreich Sachsen hat man begonnen, dieser Frage (der Wahlrechtseignung) vom konservativ-monarchischen Standpunkte aus näher zu treten. Wann aber wird man auch in Preußen endlich wieder zu einer Politik zurückkehren, zu der die staatsfeindlichen Umtriebe der Sozialdemokratie immer bringender anfordern?“ —

A propos der konservativen Delegiertentag. Eine unvergeßliche Bedeutung muß ihm beigemessen werden. Denn mitten hinein in den widerwärtigen Kampf der Klassen gegen den Geist trug diese Versammlung wie eine überirdische Offenbarung den modernsten und hehrsten aller Gedanken, den individualistischen Gedanken des Herrentums: Christliche Opferfreudigkeit und Selbstverleugnung erklärten die konservativen Delegierten als un männliche Schwächlichkeit, als Niedrigkeit der Gesinnung, als die Wurzel alles Übels, und predigten an Stelle dessen das weiterführende Evangelium des Egoismus. Heil der konservativen Partei! In ihr haben wir endlich wieder, was wir so lange entbehrt, eine unmittelbar an den Hellenismus anknüpfende Partei, die nicht an der Schwindsuchtstrankheit der Liebe zum Nächsten leidet, sondern dem Willen zur Macht rücksichtslos huldigt. „Dem Födel die Peitsche!“ — wer wagt das in einer Zeit, wo die Herdeninstinkte die herrschenden sind, ohne viel Verklammerungen so offen zu bekennen wie die Konservativen? Wer wagt so kampfesfreudig wie sie den Schlachtruf: Hinaus aus unserm öffentlichen Leben mit allen sozialreformatorischen Ideen, durch die die Aristokraten auf gleiche Stufe mit der Masse heruntergezogen werden, hinaus vor allem mit den Sozialdemokraten! Aber auch schon die Volksfreundlichkeit der Antisemiten und Christlich-Sozialen und das agrarische „Demagogentum“ ist den Großgrundbesitzern des Ostens in die Nase gefahren. Die Herren Junker verlangen wieder nach parfümierter Atmosphäre, als auf Livoli wehte, und richten ihre königs- und waterlandstreuen Blicke sehnsuchtsvoll nach den Höhen, wo Fürsten stehn. Heilige Regierung hilf uns! *Odi profanum vulgus et arceo, faveto lingua!* Der Minnetempel, in dem die geborenen Herren des Geldes und Geistes aristokratisch-mammonistischen Mysterien huldigen, soll nicht besudelt werden mit dem Urflut der Herde.

Aber die Herde findet immer noch ihre Phantasten und Schwärmer, die gutgläubig von einer Beredelung der Massen, von einer Hebung des vierten Standes träumen und dem Kampfe ums Dasein durch die Operationszange der Sitlichkeit den

Stachel nehmen möchten. Solch reine Thoren, durch Mitleid wissend, sind da jüngst in Erfurt zusammengetreten und haben als Vorbereitung zu einer politischen Partei einen Verein gegründet, der dem Knaben Parzival nachzueifern bestimmt ist. Nationale Sozialisten nennen sich die reinen Thoren. Sie huldigen dem hohen Wahne, die böse Wunde, die der Zauberer Kapitalismus unserem Volke geschlagen, durch den Wunderbalsam der Tugend heilen zu können. Sie glauben fest daran, den Kampf aller gegen alle zu einem annähernd allseitig wieder befriedigenden Zustand hinauszuführen zu können, anstatt daß er zur Ausbeutung der Massen und zur Geldherrschaft der Besitzenden ausarte. Als ob Darwin nie seine „Entstehung der Arten,“ als ob Nietzsche nie seine „Genealogie der Moral“ geschrieben hätte! Als ob der christlichen Herrnmoral nicht schon zum Siege verholfen wäre! Offenbar nur die Unkenntnis der modernen Naturwissenschaft und Ethik kann zu dem kreuzgitterlichen Unternehmen verleiten, auch heute noch (wie es vor 1900 Jahren der berühmte Menschheitsretter erstrebte) aus Mitleid wissend die Menschen erlösen zu wollen. An Darwin und Nietzsche kann die höhere Politik nicht mehr vorübergehen. Das wissen die Konservativen. Hoffentlich lehren sie noch die nationalen Sozialisten, daß der Gefunde und Starke nicht dazu bestimmt ist, sich den Schwachen und Kranken unterzuordnen, sondern die Rasse auszubeuten und zu knechten. Das ist das Herrenrecht des Starken. Dem Pöbel die Peitsche.



Kritik.

Romane und Novellen.

„Bande des Bluts“ von Georg Vormann. (Berlin, Verlag Webr. Paetel.)

„Nur ein Modell“, zwei Novellen von D. Gayer. (Berlin, S. Fischers Verlag.)

„Aus den Memoiren eines Laubstroschs“ von Olof Hellgreen. (Schweizer Verlag-Anstalt, Leipzig.)

„Der Kampf des Geistes“ und „Ideal und Dämon“, zwei Romane in einem Bande von Otto Weddigen. (Leipzig, Verlag von F. A. Berger.)

„Späte Heirat“, eine Familiengeschichte von A. Ristner. (Berlin, Ferd. Dimmlers Verlag.)

Ich habe manchmal Momente, wo ich dem dicken Volumen der Bücher den Vorzug gebe: wenn ich auf der Bahn fahre und jeden Augenblick Gefahr laufe, durch irgend ein — sagen wir — Gesicht in der Lektüre unterbrochen zu werden,

oder wenn ich krank zu Bett liege, oder wenn mir andere Arbeiten schon genug zu denken geben, so daß ich mir in diesen lieben Tagen nur Erholung suche. Oder auch heute an diesem so programmwidrig verregneten Sonntage. Während die Freunde draußen irgendwo mit den hochgeschürzten Liebchen unter Bäumen oder glitschenaffen Felsenwänden einregnen, da sitze ich behaglich in meiner Sophaecke, drehe mir Cigaretten, bis es drinnen ebenso düster und wolkig ist, wie draußen, wo die Wassertropfen unablässig auf die Steine platschen. Nichts Besseres wüßte ich mir an solch verregneten Sonn- und Feler-tagen, als solch einen lieben, dicken Roman. Es braucht ja gar nicht viel drinnen zu stehen. Eigentlich ist dieser Wunsch bei besagten Tagen von vornherein meist ein frommer. Das wenigste aber, was er behandelt, wird oft mit solch wohlthunendem Bemühen erzählt, daß man nicht

baran denkt, es könnte wohl auch anders sein, oder auch, wie es wohl sein könnte, wenn es anders wäre. Ball und ganz giebt man sich den Intentionen des Autors hin. Wird's uns zu viel, dann schlägt man mal so einige Dupend Seiten um, thut dann den bewußten verstoßenen Blick nach dem Schluß und blättert so gemächlich durch, bis es zu dunkel wird, und wenn die Lampe kommt, dann greift man nach dem nächsten Band — um den ersten zu vergessen.

Ein solcher echter Roman nach dem alten Schnitt und Geschmack ist, obwohl gerade diese Bezeichnung weggelassen ist, Georg Vormanns „Pande des Blutes“. Mit Recht freilich ist dieser Kunsttitel weggeblieben, denn was wir darin überschauen, ist mehr ein Stück Leben, welches fast nach allen Seiten hin offen bleibt. Derselbe Mangel an Zusammenschluß ist leider auch im Innern des ganzen Kunstwerks allzusehr sichtbar. Vieles könnte da ganz wegbleiben, manches würde auch schon in kurzen Worten der Phantasie des Lesers genügend angedeutet sein, warauf der Autor ganze Seiten verschwendet, um uns von einem Kaufmann Hallstein sonar zu erzählen, wie dieser bei entschieden lautmännischer Begabung durch rastlose Arbeit und glückliche Kombinationen sein Glück macht. Er lebt und läßt auch andere, wie sein Faktotum Morbeck, leben, freilich nicht so gut, wie sich. Das drückt ihn als Schuld, und dies Schuldgefühl verwandelt sich in Haß, als Hallstein junior das väterliche Haus verläßt, um sich mit Morbeck's Tochter zu verbinden. So wird Hallstein junior aus dem Sohn eines Forvenus zu einem Gentleman. Auch der alte Hallstein kann so vielem Edelmut auf die Dauer nicht widerstehen, und so wechselt für die Liebhaber derartiger Romane eine Scene voll Edelmut und Tugend immer mit der anderen ab.

Wer D. Gayer's „Ester“ oder neuerzeit meine Besprechung dieser Novellensammlung gelesen und nun zu den jüngst

erschienenen 304 Seiten umfassenden zwei Novellen „Nur ein Modell“ und „Der Landarzt“ von derselben Verfasserin greift, wird eine gewaltige Enttäuschung erleben. Die Dame hat mir mit der ersten Novelle „Ester“ des ersten Bandes als Charakterbilderin durch ihr scharfes Blick- und Darstellungsvermögen gewaltigen Respekt eingepfläßt, und ich habe mit meinem Lobe nicht zurückgehalten. Ich habe damals ausgesprochen, daß sich von der Verfasserin der „Ester“ viel erwarten ließe, da ich nicht ahnen konnte, daß Ottilie Gayer, eine geborene Russin, schon vorher, in zu frühem Alter bereits gestorben war. Die Verlagsbuchhandlung S. Fischer hat es — wie ich inzwischen erfahren — unternommen, in sechs ähnlich starken Bänden die hinterlassenen Novellen der Schriftstellerin dem Publikum zu vermitteln. Der nun vorliegende zweite Band hat meine Hoffnung und Erwartung nicht bestätigt, vielmehr arg enttäuscht. Der Roman „Nur ein Modell“ erhebt sich in nichts über die Legion von Atellerromanen, die unsere Literatur, Gott sei's gedankt und geflagt, schon besitzt. In der zweiten Novelle erlebt es ein „Landarzt“, während eines mehrstündigen Aufenthalts auf der Durchreise in einem dürftigen russischen Nest von zwei Leuten als Beichtoaler in Anspruch genommen zu werden, und wir bekommen zugleich mit ihm ihre Lebensgeschichte zu hören. Die Rahmen-Erzählung vermag uns das Romanhafte im Roman nur wenig angenehmer und das ganze durchaus nicht recht wahrscheinlich zu machen.

Noch unglücklicher finde ich allerdings die Rahmen-Idee des Herrn Graf Hellgreen in seinen „Mémoires eines Laubsträucher's“, der uns allerlei Nettos über menschliche Dinge, Ansichten, Thorheiten und Einrichtungen sagen will, und, um recht außerhalb menschlichen Wesens zu sein, — gleichsam als Stimme von oben — sich als „Laubsträucher“ denkt, der im grün umspannenen Glase auf dem

Fensterbreit unter Menschen lebt und auf französische und deutsche Art „raisonniert“ über das alles, was er da um sich her sich abspielen sieht. Der Gedanke ist ja an sich gewiß ganz nützlich, unbekannt freilich, welches Kind hätte nicht einmal an einem Schulaufsatz geessen über das Thema „Was ein Thaler erzählen kann“. Auch „die Frösche“ haben ja seit uralten Zeiten für besonders humorbegabt gegolten. Für einen kurzen humoristisch-satirischen Vortrag wäre diese Betrachtungsmenschlichen Lebens durchs Froschauge von der Froschperspektive aus gewiß reizvoll gewesen, aber 320 Seiten lang sich in einen Frosch hineinzuwenden, das halte ein anderer aus. Recht sehr schade, daß viele wirklich nette und anziehende Beobachtungen des Autors durch diese umständliche Manier einem größeren Leserkreis vorenthalten bleiben werden.

Die beiden letzten Bücher kann ich nur voll hohen Lobes nennen. Der Roman „Der Kampf des Geistes“ von O. Weddigen hat mir den Wunsch erregt, bald mehr von diesem Autor, dessen Charakterkopf in vortrefflicher Reproduktion hinzugefügt ist, zu lesen, namentlich Kulturgeschichtliches, selbst wenn mein Interesse durch den zweiten Roman „Ideal und Dämon“ schon etwas enttäuscht sein sollte. Denn in diesem letzteren überwiegen allzu romantische und abenteuerliche Momente. Um so ruhiger und klarer ist dagegen der erstere Roman geschrieben: Eine prächtige Entwicklung des Lebensganges eines Mannes, der als hochbegabter Jüngling mit vollen Segeln ins Leben hinausgefahren, und dann in der bequemen Fahrbahn des Staatsbeamten, als Lehrer etabliert verflummert, auf gerettetem Boote. Weiß nicht, ob mich das als Philologen so besonders angezogen, jedenfalls aber war mir's aus dem Herzen geschrieben und so wünschte ich nur, daß recht viele diese seine geistreiche und scharf durchdachte Studie deutschen Lebens läsen. Otto Weddigen's Eigenheit, möglichst viele Gedichte einzustreuen, hat mich weniger

angesprochen. Einen ebenbürtigen, erwachsenen Gegner mit gleichen Waffen im edlen Wettkampf hat nun Weddigen in Anna Kistner gefunden. O, daß wir doch nur mehr, recht viele solche Studien zur modernen Gesellschaft bekämen wie diese „Späte Heirat“, solche Charakterköpfe, die nicht Träger berühmter Namen sind; die Kulturhistoriker von heute und später werden es zu danken wissen. Hier ist es die fünfundvierzig Jahre alte Auguste Lenner, welche die „späte Heirat“ mit einem Major a. D. eingeht, der sie — so edel er sonst auch denkt und lebt — nur des Geldes wegen heiratet, ja um ihre Rente bringt, freilich auch nur aus edlen Motiven — für seine Kinder. Wie vollendet diese Jungfer Auguste gezeichnet ist in ihrer Kofetterie, mit dem für alle ihr nahe Stehenden gütigen Herzen, das einen nicht begreifen läßt, wie sie nicht schon lange einer hat haben wollen; wie sie glücklich ist, als der Major dann um sie anhält, wie sie liebt, dann entehrt, alle beglückt — von alle dem will ich nichts verraten, — die Geschichte wird allen gefallen.

Johannes Kleinpaul.

Reinhold Ortman: „Um eine Fürstenkrone.“ Roman in zwei Bänden. (Mannheim, Verlag von J. Benschheimer.)

Dieser Romanfabrikant für Tageszeitungen von mittelmäßigem, resp. oft allermittelmäßigstem Werte hat mit der eigentlichen Litteratur noch nie etwas zu thun gehabt. Er will das vermutlich auch wohl kaum; na, und sollte der Mann am Ende doch noch seinen geheimen Ehrgeiz haben, so mag er sich beruhigen: die Liebe kritischer Durchschnittslejer fehlt ihm wirklich nicht. Ganz zweifellos wird seine „Dichtung“ von dieser unheimlich großen Zahl als unendlich rührend, interessant und vor allem „spannend“ anerkannt. Er verfügt ja auch über so ausnehmend schöne Titel wie „Um eine Fürstenkrone“ und — Fürstener her! — „Über dem Abgrund“, „Auf der Schattenseite“, „Funken unter der Asche“

u. s. w. Da muß man ja schon lesen, was unter dem Strich steht. Natürlich merkt man einem Reinhold Ortmannschen Opus den „Lokalanzeiger für Dingöda und Umgegend“ auch dann an, wenn es in Buchform erscheint. Das Geschäft muß eben doppelt gemacht werden. Wenn nur etwas Geschickteres dabei herauskäme — für den literarischen Leser nämlich!

— ol. —

Marie Stahl: „Frauenehre.“ Roman. (Otto Janke, 1806.)

Es wäre schlecht um die dichtenden Frauen bestellt, wenn ihre künstlerischen Qualitäten durchweg so minderwertig wären, wie diejenigen, die dieser Roman der Marie Stahl in sich birgt. Guter Wille mag ja da sein, leider reicht der jedoch nicht aus, um ein Kunstwerk zustande zu bringen. Im Gegenteil: das überall zu tage tretende „Wollen“ der Marie Stahl wirkt so aufdringlich und ärgerlich, daß man die Unfähigkeit erst recht merkt und sein Urteil um so schärfer zu fassen gezwungen ist.

— ol. —

Franz Hirschfeld: „Dür und Doll.“ Novellen. (Fork, Verlag von Richard Schaeffer.)

Eines jener heutzutage nicht allzu seltenen Bücher, in denen absoluter Dilettantismus mit künstlerischen Klüften vorgebracht wird. In diesem Falle kann man das beinahe der Ausstattung des Buches allein ablefen. Man nehme zu der bombastischen Umschlagbede und zu dem beigefügten, durchaus notwendigen Porträt des jugendlichen Autors den so klug gewählten Titel, der direkt auf Empfindungen hindeuten soll, die eventuell geweckt werden könnten, und der außerdem noch „modern“ zu klingen scheint! Das schaut alles zusammen so aus, als habe der Herr Dichter sagen wollen: „ja sehr, Leutchen: ich gehöre mit dazu! ganz sicher: ich gehöre mit dazu! Ihr dürft mir's schon glauben, wenn ich es Euch selbst versichere. Mit einem klünnen Sprung habe ich mich mitten in den Kreis zeitgenössischer Autoren gestellt. Ich! der

Franz Hirschfeld! Den Namen müßt Ihr Euch merken, damit Ihr mich nicht mit dem anderen, dem Georg Hirschfeld, verwechselt!“ So ettel muten diese kurzen Geschichten an, die durch ihren unbesonnenen Stil, durch Aufbau und Inhalt von vornherein jenseits von aller Kunst gestellt sind. Und da heißen denn Titel, Umschlag und Porträt herzlich wenig! Ja — daß ein Buch auch Text haben muß! — ol. —

Lyrik und Epos.

Junge Liebe von Heinrich Dieter. — 3. Aufl. (Salzburg, F. Dieter, 1. und 1. Hofbuchhändler, 1806), droßh. 80 Pf., geb. 1 Mt. — Liebenswürdig und gemüthvoll erzählte Reminiscenzen aus der Liebeszeit einer glücklichen Braut. Besonders angenehm hat es mich berührt, daß der bei solchen Publikationen übliche Ton (à la Frauen-Liebe und -Leben), die süßliche Pomeranzenweil' des Chamisso vermieden ist. Die Verse sind zierlich gebaut, die Gedanken und Bilder frisch, die Ausstattung sehr nett. Himmelstürmendes findet sich nichts; die sich hier präsentierende Liebe ist mild, lieblich, vergißmännichtsbau. Obzwar ich „einer von der milden Art“ bin — so hat mich wenigstens ein Kritiker genannt —, habe ich das Büchlein doch mit Vergnügen gelesen und empfehle es allen Liebenden erwählter Couleur. Nur eins: warum hat der Autor just das königliche Vermaß des achtfüßigen Trochäus gewählt, der vierfüßige Trochäus läßt meiner Ansicht nach die Stimmung besser zum Ausdruck gelangen. Vielleicht entschließt er sich bei der 4. Auflage dazu, die ich ihm wünsche. Und dann: trotz der hübschen Ausstattung ist der Preis nicht etwas zu hoch? — Ich wiederhole zum xtenmal: unser Publikum kauft Bücher deshalb nicht, weil sie zu teuer sind!

Staus v. d. March.

Larenopfer. Gedicht von Renó Maria Rilke. (Prag, F. Dominikus, 1806.) — Ein ansprechendes, formgewandtes Talent, dessen Stärke in der deskriptiven

Lyrik zu suchen ist. Nitzke liebt, im Gegensatz zu seinem offenbaren Meister M. R. v. Stern das Halbdunkel und bemüht sich, derlei Szenen so plastisch als möglich auszumalen, was ihm im allgemeinen auch gelingt. Rot thäte etwas mehr Feile und Selbstkritik; manch' ein Stück hätte ganz ohne Schaden weggelassen werden können. Absolut zu rügen wären die zahlreichen gesucht-genialen Wendungen und jongleureshaften Reimworte, wie z. B.: Gewinnthat — Spinnrad, Strauß war, Hans her, oder gar „Knab' that — Sabbath, Näh'n dann — Grünspan“, „casus roi — roi soleil“. Noch unangenehmer wirkt das Hereinzerren tschechischer Worte, ja ganzer Sätze; endlich das schnoddrige Enjambement eines einzelnen Wortes! — In Summa: ein junges, kräftiges Talent, das hoffentlich austreten wird.

Begwarten. Lieder, dem Volke geschenkt vom gleichen Autor. — Selbstverlag. — *Matatis mutandis* daselbe. Von den oben erwähnten Fehlern hält sich das Festscheu wenigstens frei, ausgenommen ein paar profane Wendungen. In einem 2. Heftchen der „Begwarten“ bringt der Autor ein kleines Drama; Jetzt und In der Stunde unseres Absterbens. Es zeugt von scharfer Beobachtung des wirklichen Lebens. Der Stoff ist nicht sonderlich neu, dafür aber entschädigt die feine, stimmungsvolle Ausführung. Das Stück ist in Prag, Leipzig, ja sogar in Paris zur Aufführung angenommen worden (laut briefl. Mitteilung). Möge es dem Autor recht viele Erfolge bringen! — Die beiden letztgenannten Heftchen können gratis erworben werden.

Stauf v. d. March.

Gedichte von Eugen Reichel. 3. Auflage. (Leipzig. Börsen'sche Verlagsbuchhandlung.) Der rühmlichst bekannte Hifteliker und Shakespeare-Forscher E. Reichel hat uns einen Band Gedichte beschenkt, der ernste Beachtung verdient. Nach rauschenden Symphonien, Orgien der Sinne in intensiven Stimmungen,

von Seelenoffenbarungen des Genies bestäubt, sehnen wir uns hiüweilen, ein Kinderlied zu hören, eine klare klassische Strophe voll schlichtem männlichkeulichem Empfinden zu lesen. Wir baden unferen Geist ordentlich, wenn wir so eine stille Nüchle Gedankenflut entdeckt haben. Viele Gedichte Reichels hat der Geist Goethes gesegnet. Seine Naturstimmungen erinnern an gewisse volkstümlich gewordene Weisen Rückerts. (Vgl. z. B. „Der versiegte Brunnen“, S. 36.) Aus anderen Gedichten wehlt uns ein erfrischender Hauch männlich starker und stolzer Resignation entgegen. (Vgl. die wunderbar subjektiven Gedichte: „Ein Menschenleben“, „Begräbnis“, „Wohl war es eine schöne Zeit.“) Wer sich erbauen will, lese diese Gedichte. Haus Benzmann.

Ehr. Rud. Jenny: Fünf Deforierte. Epod in 7 Gesängen. Auch eine Erinnerung an den deutsch-französischen Krieg. Mit 7 Bildern von Karl Kretzner. 2. Auflage. (Leipzig und Zürich. Verlag von Th. Schröder, 1896.) — Eine ganz löstliche Satire auf die unhaltbaren sozialen Zustände unsrer Tage! Fünf Kriegskameraden von 1870/71 her tauschen nach 25 Jahren alte Erinnerungen und neueste Erlebnisse aus. Hier der „Deforirten“ sind steifnackige, phrasendrehende, heuchlerische Ordnungsmänner, „Stützen der Gesellschaft“ geworden. Major Vid. Plüster preist als seine größte Heldenthat ein Neuentre mit einem Schmierfinken der Presse, der Soldatenmißhandlungen und Bestechungen auf dem Kasernenhofe enthüllt hat. Der Preßschlingel büßt seine freimütige Kritik mit einer gehörigen Tracht Prügel, oppliziert mit der sächigen Klinge. Ehren Vid. Plüster erhält eine Dekoration. Im 3. und 4. Gesänge tauchen andere Idealgestalten auf der Bildfläche auf: Herr Krausekoller als Feld der Juristen und Herr Hammerstöder als Kämpfer für Ordnung, Moral und gute Sitte. Wer erkennt diese Typen des Hurrahpatriotismus, des elendesten Egoismus der geistigen

Korruption nicht wieder? Da finden der Gummischlauchprophet, ferner der berücksichtigte Ausspruch, daß es keine öffentliche Meinung gäbe, eine gebührende Beleuchtung. Als Vertreter der morahgeschwängerten Bourgeoisie, des reaktionären Liberalismus tritt Plinius der Biöse auf. Er anerkennt wohl die Übel der Zeit, die stereotype Arbeitslosigkeit ganzer Bevölkerungsschichten, die systematische Ausfaltung des Proletariats, aber die „Kontinuität der ruhigen historischen Entwicklung“ wird schon Besserung schaffen. Aufregung führt die Verdauung. Der fünfte der Verorteten ist seinen eigenen Weg gegangen. Er ist ein moderner Nazarener geworden, ein Kämpfer für Befestigung des Eigentums, für die Gleichberechtigung eines Jeden an allen Lebensgütern, für freie Entwicklung des Geistes, der Persönlichkeit. Diese fünf Charakterköpfe sind meisterhaft gezeichnet. Treffend sind auch die Betrachtungen über den Räuber mordenden Krieg. Auch enthält das Buch Stimmungsbilder aus dem Kriege, aus dem sozialen Leben, wie sie nur ein feinführender Poet zeichnen kann. Und hinter all dem bestehendem Spott, dem geistvollen Sarkasmus, das freundliche Lächeln des Menschenfreundes, des nicht verzagenden Optimisten! Sehr geeignet ist diese vortreffliche Satire zu Vorträgen und Agitationszwecken.

Hans Benzmann.

Ausgewählte Gedichte von Richard Zoosmann. (Leipzig, P. Triefenbahn.)

Aus seinen drei Niederbüchern hat Zoosmann das, was er für das Beste und Bezeichnendste seines Schaffens hielt, ausgewählt und in dieser Sammlung vereinigt. Es wäre immer gut, aber es ist selten wahrscheinlich, daß ein Dichter so viel Selbstkritik besitzt, um das, was dem litterarischen Urteil und dem Empfinden der Allgemeinheit von seinen Schöpfungen für wertvoll gilt, selbst mit richtigem Blicke auswählen zu können; und jede solche Auswahl wendet sich doch an die Allgemeinheit.

Am wenigsten ist dieser scharfe Blick bei lyrischen Gedichten zu erwarten, bei denen der eigene Dichter um der Subjektivität willen, die in jedem guten Gedichte stecken soll, auch wieder eine besondere Subjektivität des Geschmades und Urteils darüber entwickeln muß, und die Papierkörbe der Redaktionen wissen denn auch von der mangelnden Selbstkritik gerade lyrischer Dichter zu erzählen. Darum gehe ich an alle derartigen Auswahlen mit einem besonderen Mißtrauen heran, das sich mir in der Regel und auch diesmal wieder als berechtigt erwiesen hat. Ziemlich ein Viertel dessen, was Zoosmann zusammengestellt hat, ist unnötiger Ballast und hätte wegbleiben können, zum Vortheil des Lesers und des Dichters. — Es ist bezeichnend, daß auf den Gedanken einer eigenen Auslese überhaupt nur vorwiegend solche Dichter kommen, die mit einer sehr starken Produktion eine mehr auf die glatte Form als auf Gedankentiefe gehende dichterische Reigung verbinden; so erst kürzlich Retowski, der dabei freilich ebensowenig den kritischen Anforderungen zu genügen vermochte. In dem scharfen Urteil Busses, der Zoosmann in seiner Antipologie einen lyrischen Jongleur nennt, liegt bei aller Härte ein gut Teil Wahrheit. Der Wohlklang seiner weichen Sprache hat etwas berauschemd-wollüstiges, und für's erste einen ungemein sinnlichen Zauber, aber wenn man sich einmal nicht berauschen lassen will und genauer auf die einzelnen Töne hört, so wird man recht häufig etwas Belästigendes und Störendes, einen Mangel an dem Gefühl spüren. Der Dichter schöpft nicht aus sich selbst, aus einem eigenen glühenden Herzen, er muß sich die Stimmung fast immer erst von einem Gegenstande der Umwelt, mit Vorliebe einer ziemlich entlegenen, und fremden Welt botgen. Führt er uns dann in die schwülen Nächte des Mittelmeers, so vermag er durch den sinnlichen Reiz seiner Verse den schlendern Gehalt zu decken, aber wenn er sich an den spröden Sagas der nordischen Ber-

gangenheit versucht, so wird gerade durch seine breitausgesponnene Schilderung die Dürftigkeit der Gedanken erst recht offenbar. Auch in seinen besten Liedern, denen im „Volkstone“, kommt er über die Rachempfindung kaum hinaus und erreicht noch nicht unsere volkstümlichen Dichter, geschweige das Volkslied in der Schärfe des Ausdrucks. Die Lieder des zweiten Teils sind am schwächsten; freilich will mir scheinen, als ob er hier bei seiner Auswahl manches Gute übersehen hätte. Einen bedeutenden Ausschprung nimmt er wieder im dritten Teile, wo er die stärkste Subjektivität zeigt und wo auch das schöne und bekannte „es hat gewittert und gewettert“ steht, leider mit einer gewaltigen unklüftlerischen Neuerung. Die Verse, die früher in realistisch packender Schilderung lauteten:

Dein Haargeflecht zerzaust, zerissen,
Im Durcheinander deiner Rissen,
So liegt du matt und still gemacht,
Ein Blumenfeld, vom Sturm entblättert —

haben der formell glatteren, aber malerisch unwirksamen Übersetzung in eine matte Handlung weichen müssen:

Von deinem Haare Finsternissen
Umrahmt, weiß aus den weissen Rissen
Dein Knieh mit entgegenacht,
Ein Blumenfeld, doch nicht entblättert. —

Und warum inhaltlich zum Schluß gerade das Gegenteil? — Seine Reimkünstelei hat der Dichter in der Hauptsache von dieser Sammlung ausgeschlossen; auch das Sonett, in dem er sich gegen derartige Spielereien verwahrt und sie dabei gleichzeitig auf die Spitze treibt, konnte noch fortfallen. R. G.

Deutsche Lyrik. Sammelbuch zeitgenössischer Dichtung, herausgegeben von Hugo Vonió. — (Wien, Friedr. Schall.) — Der Zweck, die zeitgenössischen Dichter, vornehmlich Österreichs in guter Auswahl vorzuführen, ist — alles in allem genommen — klüglig gefachelt. Von den 260 Gedichten dürfte kaum ein Viertel die Censur bestehen, und zwar die nachstfolgende

Censur! Tadellose Beiträge finden sich vor vom Herausgeber, weiteres von Hugo Greinz, Hans Kordon und O. Stauf v. d. March. Von Baumbach sind epische längst bekannte Sachen da. Vorherrschend schlägt das Buch nationale Töne an, Kordon und Stauf v. d. March sind die Einzigen, die sich als soziale Dichter zeigen. Letzterer bietet auch zwei Romane, wahre Kabinettsstücke episch-lyrischer Dichtung. Betäubend ist es, daß der Herausgeber Gedichte aufgenommen hat, worin Verse wie folgt vorkommen: „Wo Herz zu Herz sich fand.“ Der Mann, der so nichts-nüchlich dichtet, heißt Hentschel. M.

Österreichisches Dichterbuch. Herausgegeben von Herm. E. Kosel. — (Wien, Wolfgang Schaumburg.) 130 S. — Eine gut ausgewählte Anthologie, die in dankenswerter Weise besonders die jungen Dichter Österreichs dem Publikum vorführt und einen hübschen Aus- und Überblick auf die zeitgenössische Produktion der Ostmark bietet. Von den hier vertretenen Männern nenne ich nur — aus Rücksicht für den Raum, denn es sind im ganzen an die 90 — die der Lesewelt Bekannten; Margarethe Palm, R. W. Heidt, F. Herold, F. Keim, H. E. Kosel, R. Landsteiner, F. J. Liszt, E. Morgan, A. A. Raaff, A. Ohorn, A. Pichler, A. S. Povinelli, H. Rollett, P. R. Rosegger, F. v. Saar, Graf E. v. Stadion, O. Stauf v. d. March, O. Tenber, Graf A. v. Wickenburg, dann die Dialektdichter H. Eichinger und H. Traugruber. Daß diese Anthologie vielfachen Anklang gefunden hat, beweist die Herausgabe eines weiteren Bandes:

Österreichisches Dichterbuch. II. Band. Herausgegeben von H. E. Kosel. (Wien-Leipzig, A. Schulze, 1896.) 122 S. —, wo neben den Genannten starke künstlerische Individualitäten, wie F. Adler, Eugénie delle Grazie, H. Fango, J. Schmid-Braunfels, und die Dialektdichter J. G. Trimbauer, W. Urban, J. Batter mit charak-

teristischen Beiträgen vertreten sind. Die diesem Bande beigegebene Autoren-Tafel orientiert über Personalien und litterarische Thätigkeit der Mitarbeiter. — Die Ausstattung beider Bücher läßt nichts zu wünschen übrig. Das Publikum sei hiermit auf das österreichische Dichterbuch, von dem soeben ein weiterer Band (Novellen) angeündigt wird, freundlichst aufmerksam gemacht — bitten doch schon die genannten Namen hierfür, daß es kein Dupendwert ist. St.

Dramen.

Friedrich Galebaw: Ein Dogma. Fünfaktiges Trauerspiel. Mit einem Vorwort von Felig Dahn.

Herr Felig Dahn hat dieses Trauerspiel mit einem saltnantem Vorwort versehen. Ganz können wir uns aber dem Urteil dieses illustren Autors nicht anschließen. Herr Dahn giebt die zahlreichen Fehler der Dichtung zu, spricht aber von einer „mehr als gewöhnlichen Begabung“ des Verfassers. Das ist etwas gewagt. Wir anerkennen wohl eine gewisse Formvollendung, doch lassen die schwülstigen Verse keineswegs auf einen Dichter schließen. Das Drama spielt zur Zeit Gregors des Großen und schildert den seelischen Konflikt, den Kampf zwischen Liebe und Pflicht eines zum Coelibat verurteilten Priesters. Man erwartet eine leidenschaftlich bewegte Sprache, eine dramatische Steigerung der Handlung, dafür bietet uns der Verfasser aber nur ein Waffersüppchen mit einigen Dekorationsphrasen. Es folgt oft in ganz unmotivierter Weise auf einen heftigen Gefühlsbergauß eine gänzlich überflüssige Scene oder ein langatmiger Monolog voll der nüchternsten, langweiligsten Reflexionen. Auch sind die Dialoge meist ungeschickt aneinander gereiht. Psychologische Entwicklung vermißt man gänzlich. Die handelnden Personen sind sehr unwahrscheinlich geschildert. Im ganzen entdecken wir wenig dramatische Begabung, vielleicht könnte der Verfasser auf epischem

Gebiet mit besserem Erfolg operieren. Darauf deuten wenigstens einige schlichte Schilderungen in seinem Drama hin.

Kofas Werke VI. Der Winnesfänger. Trauerspiel in 5 Akten von K. Kofa. (München, Verlag von Ph. U. Hung.)

Ein Trauerspiel so recht geeignet für ein Puppentheater! Könige mit Glittergoldkronen, Ritter, Fräulein und Winnesfänger mit ewig schwachenden Augen, die hölzernen Wänglein bunt bemalt — lamentieren, hofieren, wipeln und singen auf der Bühne und erheben sich, daß man einen ordentlichen Farbengeschmack in den Mund bekommt. Manchmal spukt der Teufel durch die Historie. Ich lasse mir eine naive romantische Kunst ohne Psychologie und Symbolik gefallen. Im Hinblick klarer heiterer Phantasien könnte sich der zerriebene Menschengeist erholen und erfrischen. Ich denke an gewisse Lustspiele Shakespeares. Ein wirkliches Ergötzen kann uns aber auch hier nur ein Genie bescheren. Hans Benzmann.

Frauenfrage.

Frauenrechte — Frauenpflichten. Von Isa von der Sitt. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1896.) 8°. 80 Seiten. 60 Pf.

Gedanken und Erfahrungen über Frauenbildung und Frauenberuf von Dr. med. Anna Kuhnem. (Leipzig, bei Hermann Haacke, 1896.) 8°. 32 Seiten. 60 Pf.

Isa von der Sitt, die Verfasserin von „Die elegante Hausfrau“ und „Das feine Dienstmädchen wie es sein soll“ fühlt sich derufen, das ernste Gebiet der Frauenfrage zu betreten. — Es ist außerordentlich schmerzlich für einen Freund der Emanzipationsbewegung zu bemerken, daß in keinem Gebiet der Litteratur so viele Dilettanten ihre harmlosen Alltagsgedanken dem Publikum bieten, wie auf dem der Frauenfrage. Wir würden Frau

Ist von der Sitt raten, für den Fall, daß sie vorhat, ein neues Buch zu schreiben, zu den Stoffen zurückzukehren, die sie kennt, und mit deren Behandlung sie Erfolg (3. bezw. 4. Aufl.) gehabt hat. Weise Beschränkung, die sie hat vermissen lassen, übt dagegen Dr. med. Anna Kuhnow. Sie greift in Ihrer Broschüre das Gebiet der Frauenfrage heraus, auf dem sie vermöge ihrer Stellung als app. Ärztin Erfahrungen sammeln konnte: die Frage nach der allgemeinen und der beruflichen Bildung der Frau. Im Grunde genommen ist das der Ausgangs- und Kernpunkt der ganzen Frauenfrage.

Mann und Frau — wird von Anna Kuhnow ausgeführt — sollen für einander erzogen werden; so will es jeder. Am natürlichsten wäre es nun doch, wenn sie mit einander erzogen würden. Jetzt treffen in der Ehe geistige und sittliche Fremdlinge zusammen, die sich nur in dem einen instinktiven Punkte der sinnlichen Liebe verstehen und selbst darin nicht immer. Die Folge davon ist eine Disharmonie in der Ehe, welche für beide Teile eine gefährliche Tragweite hat. Das trifft namentlich für die gebildeten Kreise zu, während wir in den Kreisen, wo die Erziehung von Mann und Frau sich in denselben engen Grenzen der Volksschule bewegte und oft in den gemeinsamen Klassenzimmern erfolgte, ein gutes Zusammenleben finden, wie es sich nur auf der Gleichheit oder Ähnlichkeit der Lebensanschauung begründen kann. In diesem Umstände vielleicht liegt die Überlegenheit der Sozialdemokratie über andere politische Parteien, welche auf dem moribiden Boden ungesunder Familienverhältnisse stehen. Darum gemeinsame Schulen, höhere und niedere, und gemeinsames Studium für Mann und Weib.

Diese Forderung wird noch immer von vielen Standpunkten aus bekämpft, und Anna Kuhnow bringt die alten, aber auch aus ihrem Erfahrungskreise neue sichhaltige Gründe zur Widerlegung her-

vor. Besonders interessant sind ihre Ausführungen über Berufsbildung der Frau und im Speziellen über Eignung der Frau zum ärztlichen Berufe.

Wir können ihre Schrift nur bestens empfehlen. A. E. G.

Die Prostitution des Mannes. Auch eine Vergpredigt — auch eine Frauenlektion von Johanna Elberskirchen (Nürich, Verlags-Mag.). — „Und Du wirst ein Argeis, ein Ägeris sein allen Frommen und Gottlosen“ — das Motto dieser geharnischten und — ich bemerke gleich im Vorhinein: maßlosen Broschüre wird buchstäblich in Erfüllung gehen. Die „Frommen“ werden sich entristen, weil eine Frau über verschiedene Dinge schreibt, die mehr, minder als Monopole der Männer angesehen werden, und die „Gottlosen“, weil die tapfere Verfasserin Wahrheit sagt. Obzwar ich im allgemeinen mit Fet. Elberskirchen einverstanden bin, und das Meiste unbedenklich unterschreibe, demnach auch wünsche, daß das energische Schriftchen recht viel Verbreitung fände — (die Männerwelt kann sich darin spiegeln), kann ich mich damit nicht ganz befreunden. Und daran trägt die wilde Leidenschaftlichkeit der werten Kollegin Schuld. Das verdirbt fast alles, selbst wenn der bekannte Satz: „Erregtheit deutet auf Unrecht“ ein halber Unsinn ist. Man höre doch nur (S. 6): „Zeit, Zeit ist es, zu reden, nein, nein, zu schreien, schreien, auf daß man höre, auf daß Euch, Euch, den Starken, den Superioren, den Moralischen die Ohren gellen .. wenigstens, wenigstens das, das .. das ist der Zweck dieser Schrift, das, das und nichts sonst .. und in diesem Tone geht's fort! — Ruhig Blut, verehrtes Fräulein, dann sitzen die Hiebe, und die Stiche geben Blut. Wer im Eifer um sich haut, trifft gewöhnlich niemand. Doch sonst: Gut ab, tapfere Freundin!

Est. v. d. Mark.

Litteraturgeschichte.

Karl Zimmermann. Eine Gedächtnisschrift zum 100. Geburtstage des Dichters. Mit Beiträgen von R. Zellner, J. Gessden, O. H. Gessden, R. W. Meyer und Fr. Schuitheß. (Hamburg und Leipzig, Leopold Voss.) 1896.

Dieses Buch ist zweifeldohne eine gediegene wissenschaftliche Schrift von dauerndem Werte und trägt hoffentlich dazu bei, die Gestalt des halbvergessenen, in seiner künstlerischen Entwicklung mit einem tragischen Geschick ringenden Dichters wieder lebhafter in Erinnerung zu bringen, sowie die Blüte der Litteraturhistoriker auf die bis jetzt so arg vernachlässigte Periode von 1820—1840 zu lenken; zumal die Litteratur des „jungen Deutschlands“ harret ja immer noch einer eingehenden, unbefangenen Kritik. Die Verfasser haben mit Bewußtsein die Bezeichnung „Zubel- oder Festschrift“ vermieden; sie wollten nicht im mindesten den Verdacht auf sich ziehen, als widmeten sie dem Toten nur einen Panegyrikus im gewöhnlichen Stile. Sie beabsichtigen vielmehr eine gründliche, durchaus gerechte litteraturhistorische Würdigung Zimmermanns; sie entsalten seine Eigenschaften nach allen Richtungen und suchen ein klares, übersichtliches Bild von dem zu geben, was der Dichter in Wirklichkeit war. Zudem jeder von ihnen einen bestimmten Teil von Zimmermanns Thätigkeit von seinem Standpunkt aus behandelt, ist eine Art Biographie in Einzelansätzen geschaffen worden, an der ganz besonders die verschiedene Beleuchtung, in welche der Gegenstand gerückt ist, unser Interesse beansprucht. — In dem ersten Aufsatz: „Zimmermann als Patriot“ charakterisiert O. H. Gessden genau die Stellung, die der Dichter innerhalb der großen, zur Gründung des Reiches führenden vaterländischen Bewegung einnimmt. Seine Bildungsgabe fiel in die Zeit des Zusammenbruchs Preußens und die der Restauration; seine schwermütige Klage gilt den jämmerlich zerrissenen

Verhältnissen Deutschlands; aber mit dem überschäumenden, fest sich geberdenden Burschentum seiner Zeit mag er nichts zu thun haben. Er ist starrer Altpreuße geblieben; bei ihm verbindet sich die lebhafteste Begeisterung für das Deutsche mit einem klaren preußischen Staatsgefühl und einer streng monarchischen Gesinnung, die sich selbst da vor dem Staate beugt, wo dieser nicht recht hat. Zuerst sucht er für die Enttäuschungen der Gegenwart in der Größe der Vorzeit Trost, doch findet er bald, daß auch die eigne Zeit nicht verächtlich sei, sondern eine Fülle entwicklungsfähiger Reime biete. Und wie er den Puls dieser Epoche zu fühlen versteht und den ewig fröhquellenden Born der ursprünglichen, echten Volkskraft zu schätzen weiß, davon legen seine Zeitromane, besonders der „Münchhausen“, ein bereites Zeugnis ab. Hier in dem letzteren Werke ist es auch, wo er in der Verbindung des Jägers mit Lisbeth die Vereinigung von Nord- und Süddeutschland symbolisch andeutet. — In dem folgenden Aufsatz: „Zulfsänthen“ von R. W. Meyer empfängt das künstlerische Wesen Zimmermanns eine genaue, oft fast zu scharfe Kritik. Auch er habe die trankhafte Überhebung seiner Zeit geteilt, welche ihr Urteil stets als unbedingt hinsetzte und keine Ehrfurcht vor irgend welchen Größen wie etwa Goethe kenne. In „romantischer Ironie“ spiele er oft mit Vorbildern, sie halb demüthend und halb parodierend. Nur langsam, jedoch nie völlig, sei er dieser Reizung zu Reminiscenzen entwachsen und zu Originalität gelangt. Als eine wichtige Etappe in des Dichters Entwicklungsgang müsse man das reizende, geistreich ironische, fantastische Gedicht: „Zulfsänthen“ betrachten, diesen letzten, vollen Tribut an die Romantik, wo er kaum merklich schon die Wendung von einer konstruirten Welt zur selbständigen Beobachtung und zum Bewerten seiner Erfahrung macht. Als Grundgedanken des Werkes formuliert der Verfasser den Satz, daß der Dichter den

„Widerspruch zwischen Anspruch und Leistung“ künstlerisch habe auflösen wollen, und giebt in langer Ausführung den Schlüssel zum Verständnis der in Tullisbüchchen enthaltenen Satire über Thorheiten der Zeit. Auch zeigt er, wie der Dichter darin so manches, mehr oder minder versteckt, von seiner Weltanschauung übergelegt hat. Interessant sind ferner zahlreiche Streiflichter auf die Litteratur unserer Tage, welche überraschende Parallelen zeigt mit so vielen Erscheinungen jener Zeit. Es ist ein trefflicher Hinweis auf die übrigens bekannte Thatsache, daß wir immer noch stark unter dem Banne der Romantik stehen. — Die nächsten Aufsätze von Schuitseh und J. Geßden über die Epigonen und Münchhausen geben zahlreiche Aufschlüsse zum Verständnisse dieser beiden Werke, über die Heinrich v. Treitschke ein so treffendes Urtheil ausgesprochen hat. Nebendei gewährt der zweite Aufsatz einen tiefen Blick in die Arbeit des Dichters; wir sehen, wie sich allmählich aus geringen Anfängen ein gewaltiges Ganze wie der Münchhausen entwickelt, und wie peinlich der Dichter bei der Einzelausführung zu Werke geht und z. B. Erkundigungen über die geringsten Details aus dem Bauernleben einzieht. — Richard Fellers Aufsatz: „Zimmermann als Dramaturg“ ist ein wichtiger, vieles Aufhellender Beitrag zur Geschichte der deutschen Bühne. Das, was Zimmermann in Düsseldorf während seiner Thätigkeit am Theater anstrebte, war der „Respekt vor dem Dichterwort, die Schulung der rednerischen Technik, die Tiefe der Auffassung, die Durchbildung des Zusammenspiels und die Ausrottung des Virtuosenstums“. Seine dramaturgischen Versuche sind durchaus origineller Art, die sich wesentlich von denen Goethes und auch von denjenigen Laubes unterscheiden. Als etwas Bedeutendes sei noch hervorgehoben, daß Zimmermann zuerst in Deutschland eine Probe mit der alten Schattenspearedbühne machte und auf diese Weise den Dichter in

Deutschland einzubürgern glaubte, ein Unternehmen, das später wieder aufgenommen wurde und thatsächlich geglückt ist. — Der letzte Aufsatz von J. Geßden giebt eine ausgezeichnete Charakteristik und Lebensbeschreibung von Marianne, der Gattin des Dichters, die das Glück seiner letzten Jahre bildete und seinem künstlerischen Schaffen einen bedeutenden Aufschwung verlieh. — Die dem Buche beigegebene, prächtig gelungene Nachbildung von Zimmermanns Porträt in Photogravure zeigt frappant die eigene Mischung von des Dichters Wesen: den scharf gesetzenden Verstand und die träumerische Phantasie. Paul Wendner.

Vermischte Schriften.

K. Berger: Gedanken eines Einsamen. Aphorismen. (E. Piersons Verlag, Dresden-Leipzig.)

Aus meinem Zettelkasten. Sprüche aus dem Leben für das Leben von Otto von Leizner. (Berlin, Verlag von Schall & Grund.)

Ein sehr gefälliges Heft Aphorismen in geschmackvoller Ausstattung hat uns K. Berger auf den Tisch gelegt. Wir werden in mäßigen Stunden gern und oft darnach greifen, um diese ernstten und sinnigen „Gedanken eines Einsamen“ wieder mit- und nachzudenken. Zum Glück hat der Verfasser in seinen Mitteilungen sich zu bescheiden gewußt, eingedenk der Regel, daß schwerere Kost nur in geringer Dosis zu geben. Besonders tritt das günstig hervor im Vergleich mit dem Leiznerschen Volumen „Aus meinem Zettelkasten“, dessen 211 Seiten ebenfalls ausschließlich Aphorismen enthalten. Diese sind in der Hauptsache recht gut zu lesen, anregend und oft von trefflicher Beobachtungsgabe zeugend. Nur hat der Verfasser sich oder uns des Guten zu viel gethan. Das Bessere ist auch diesmal der Fehld des Guten gewesen. Obgleich ich das Buch unter den günstigsten Verhältnissen vornahm, — behaglich im Sand der Dünen,

unter Stubbenkammers Buchen hingestreckt — war es mir nicht möglich, diese gleichsam auf Flaschen gezogene Weisheit bis zur Reife auszuschöpfen. Weniger wäre mehr gewesen.

Johannes Kleinpaul.

Für Sommer und Winter: Bergfahrten von Hermann Ritter. (Wamberg, Verlag der Handelsdruckerei.)

Das gefällig ausgestattete Bändchen im Taschenformat vermag uns ein Stündchen lang recht gut zu unterhalten, besonders da der Verfasser ein guter Beobachter ist und gewandt zu schildern versteht. Die Partien, von denen es berichtet, sind: 1. Ein Aufenthalt in Ritterberg. — 2. Ein Spaziergang über die Tauern. — 3. Ein Jubelfest auf der Spitze des Großvenedigers. — 4. Wanderungen in den Nizhaler Alpen. — 5. Wanderungen in den Ostler Alpen. — 6. Das Grödenertal und die hintere Weisler Spitze. Im heurigen Jahre bei den vielen verregneten Gebirgspartien dürfte wohl mancher die angenehm geschriebene Lektüre einer unangenehmeren Erfahrung vorziehen. Johannes Kleinpaul.

Gottes Weltordnung ein Naturgesetz. Logische Kritik der Kultur in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Von W. Bahne mann. (Berlin, Conrad Schöpfung, 1896.)

In ganz vernünftiger Weise behandelt der Verfasser dieser Schrift die kulturellen Aufgaben des Kapitalismus und Sozialismus. Den Kapitalismus nennt er den Frühling in der Kultur, der in der Menschheit zahllose Arten geistiger Knospen hervorlockt. „Humanität ist der Mai der Kultur, sie drängt die Geistesknospen zur Blüte und Befruchtung. Sozialismus ist der Sommer in der Kultur, die Zeit der Frucht und der Ernte.“ Adolf Donath.

Kein Judenstaat, sondern Gewissensfreiheit. Eine Entgegnung auf Dr. Theodor Herzls „Der Judenstaat“ von Dr. Ludwig Ernst. (Leipzig, Litterarische Anstalt August Schöpfung, 1896.)

Eine Entgegnung soll kräftig und scharf

sein, nicht aber adgeschmackte und ganz harmlose Phrasen dreschen! Da hat Dr. Herzls äußerst geistreiche und vornehme Auffassung von der Zukunft des Judentums gewiß weit mehr Bedeutung, als ein unnatürliches, pathetisches Hin- und Herreden über „Gewissensfreiheit“.

Adolf Donath.

Portugiesische Litteratur.

Lieben Sie den flammenden Sonnenball sich langsam lösen zu sehen und wunderbar rosige Tuschel über den Himmel werfend, in herrlichen milden Farben leise verhauchend? Ein blühendes Sterben, das neue vollkräftige Entstehung verheißt. Dieser Sonnenuntergang, der mit Spannung und Erregung den neuen Ausgang erwarten läßt, lebt lange in der Erinnerung, umschmeichelt mit all seinen wunderbaren Farbentönen, seinem religiösen Scheidenschmerz unsere empfängliche Seele, er läßt sie erst los, wenn ein olympisch heiteres Bild die Farbensymphonie des Todes unterjocht. Blühendfarbentrank, religiös wie der erhabene Sonnenuntergang, oder rührend mild wie der in Sargbedeigold gekleidete Herbsttag ist die beladene Poesie Portugals, von welcher mir einige Bücher vorliegen.

In einer früheren Besprechung an dieser Stelle habe ich das kleine reizvolle Büchlein „Azul“ von Antonio de Oliveira Soares erwähnt. Heute sind es neue Werke dieses Dichters, große prächtige Fin-de-siècle-Bücher mit wunderbarem, deutlichem Trud auf gutem Papier ohne Schnitt — so wie man in alten Klosterbibliotheken Pergamente mit längst ausgeklungenen Gebeten heiligen Schauer voll betrachtet: „Exame do Conscieucia“ (Coimbra, Manoel d'Almeida-Cabral) und „Paraiso Perdido“ (Lisboa, M. Gomes Livraria Editora) heißen diese Bücher. Die visionäre Poesie, die oft eigenartige Formen verkörpert, ist wohl träumerisch, wohl haltlos, wie ein im schimmernden Dämmer nach Licht Sich-Schonen:

(Aus „Exame de Consciencia“.)
 O Cysne ficou preso ao Lago, pelo Frio,
 A Ilusão morreu . . .
 Ao Naufrago perdido o salvador Navio,
 Ah! nunca appareceu . . .
 O Sol queimou o Lyrio alva do meu Desejo,
 Ella não sabe amar,
 Não sabe quanto pode illuminar um beijo,
 As noites sem luar!
 E a minha alma hoje é branco cemitério,
 Com tumulos e flores,
 Findou das Ilusões o decorar imperio,
 Mortos, os meus amores . . .
 Saem da morte triste as rubras florações,
 Nas manhãs radiosas . . .
 Ah! possam as minhas Mortas nos seus
 caixões,
 Desabrochar em rosas!

Wörtlich:

Der Schwann ist gefangen im Teich durch Kälte,
 Der Traum erstarrt . . .
 Im Schiffbruch verlor das rettende Schiff,
 Ach! nie kam es wieder . . .
 Die Sonne verbrannte die weiße Lilie meines Begehres
 Sie kann nicht lieben,
 Sie weiß nicht, wie kann erhellet ein Kuß
 Die mannblosen Nächte!
 Und meine Seele ist heute ein weißer Friedhof,
 Mit Gräbern und Blumen —
 Endet in Täuschungen das große Leben,
 Ach, meine Geliebten . . .

Aus traurigem Tode erstehen die roten Blumen
 An leuchtenden Morgenenden . . .
 Ach! könnten meine Toten aus ihren Särgen
 Hervordringen als Rajen.

Fast noch schwermütiger sind die
 „Poesias“ von Alberto de Oliveira,
 „Biblia do Sonho“ und „Pores-do-
 Sol“, (Coimbra, Antonio F. Viegas Editor),
 epaffarben möchte ich sie nennen. In den
 formschönen Versen wird die „Via lactea“,
 das „marmorweiße Mondlicht“, der „Ster-
 nenschimmer des Traumes“ apostrophiert.
 Der Dichter flieht in die ferne Welt der
 Sterne, des Nebelhaften:

(Aus Pores-do-Sol — Sonnenuntergänge.)

5.

Morre o Sol, morre o Sol. Que agonisar
 violento!
 O Ceu tincto de sangue, assim como um
 sudario:

Todas as plantas estremeçam como ao vento,
 Faz um silencio perturbante, extraordinario!

O roxo Ceu é agangrena do Sol poente:
 Reza o Silencio as derradeiras orações:
 Breve a Noite armará sua camara-oriente,
 Ficarão de vigilia Astros, constellações!

Ha uma Tisica em delirio, numa alcova:
 Ve tudo em sangue como Ceu, gangrena,
 a cova,
 O negro do caixão, os padres a rezar . . .

E enquanto morrem, ella e o Sol, dando
 se as mãos,
 No Ceu, como em altar de templo de
 christãos,
 Ascende o Santo-Sacramento do Luar!

Wörtlich:

5.

Die Sonne stirbt, die Sonne stirbt. Welch heftiger
 Tobekampf!

Der Himmel blutet gefürbt wie ein Schweißbad:
 Alle Pflanzen ähnen, wie den Wahn
 Ursüßern macht ein ungetrocknetes Schweigen!

Der rote Himmel ist das Sterben der untergehenden
 Sonne:

Die Stille betet die letzten Gebete:
 Bald rührt die Nacht ihre leuchtende Kammer,
 Weilen, Sterne halten Wacht.

Im Fieber liegt die Schwindelkranke in der Kammer:
 Sieht alles in Blut, wie der Himmel stirbt, die Grabe,
 Den schwarzen Sarg, die Vater beim Gebet . . .

Und sterbend reicht die Sonne ihr die Hand,
 Am Himmel wie im Gotteshaus der Christen
 Steigt auf das heilige Sakrament des Brodes!

In den „Horas“ und „Oaristos“
 (Coimbra, Livraria Portugueza e Estran-
 geira de Manuel d'Almeida Cabral) von
 dem Ingeniosen aller Defadent, Eugo-
 nio de Castro, einen sich eigenartige
 neue Formen mit eigenartigen neuen Aus-
 drücken. Man fühlt, wie es dem Dichter
 nur wohl ist abseits von der Speer-
 strafe, in reiner, lauterer, farbenschöner
 Atmosphäre. Seine Kunst ist vielleicht
 weniger dokumental, persönlich, als ideal
 und symbolisch. Er ist fraglos ein Cha-
 rakterkopf neuklassischer Zeit. Eine Probe
 aus den „Horas“ mit wörtlicher Über-
 setzung:

Ballada.

Um hospício de velhas alienadas,
Sem cãrca, sem irmãs, sem enfermeiras,
Mortas de fome, as pobres desvairadas
Eram tão brancas como as travessieiras,
As jarras sobre o altar ermas de flores,
Ia já longe a ultima novena,
Crescia a herva pelos corredores . . .
Mas TU viste sororal e amena.

Ninguém tratava as velhas doidas presas:
Uma planeava rutilas viagens;
Outra, doida por luxos e riquezas,
Julgava ter castello, manto e pagens;
Outra phantasiava sensuaes
Requintes de luxuria; e a mais serena
Sonhava amores fieis, espirituasas . . .
Mas TU viste sororal e amena.

Um incendio auroral como um poente
O hospício destruiu em furia fava,
E das velhinhas escapou somente
A que em amores só leaes pensava.
Mas em seu corpo quanta queimadella!
Queimados os cabellos, dava pena
Vel — a em meio das ruinas, pobre d'ella!
Mas TU viste sororal e amena.

Offerto:

Prinzeza, a ti meus versos! Se, alva e
esguia
Naõ affrontasses, branca as de verbena
Chammas, a pobre lonca morreria . . .
Mas TU viste sororal e amena.

Ballade.

Ein Hosiig mit gelähmten alten Frauen,
Ohne Garten, ohne Schwester, ohne Pflegerinnen,
Sterbend vor Hunger, die armen Stenden
Waren so weiß wie die Stissen,
Die Krüge auf dem Altar leer von Blumen,
Schon lange ist es her seit der letzten Messe,
Das Gras wächst auf den Stielen . . .
Aber DU kamst lauter und schön.

Niemand behandelte die alten lahmen Irren.
Eine sann auf prächtige Reisen;
Die andre soll vom Lazar und vom Reichthum
Träume vom Schloß und Schloer und Pagen;
Die andre phantasierte sinnliche
Häufigkeiten der Wollust, und die starke
Träume von treuer gefügter Liebe . . .
Aber DU kamst lauter und schön.

Ein goldroter Brand wie ein Abendrot
Zerstörte das Hosiig in gelber Asch,
Und von den Stien entkam nur
Die, welche treuer Liebe gedachte.
Aber an ihrem Körper wieviel' Stunden!
Die Haare verbrannt, es that weh
Die lammlen der Stulen zu sehen, die Krone!
Aber DU kamst lauter und schön.

Die Gesellschaft. XII. 13.

Angebot.

Hörin, Dir meine Verse. Wenn weiß und rein
Nicht die Stirn Du tockst den glastenen
Flammen, die arme Irre wäre vergangen . . .
Aber DU kamst lauter und schön.

Und nun einige Verse aus den „Oaris-
tos“, in welchen die reizvollsten poetischen
Wortspiele wahrhaft zauberisch wirken:

Acorda Flor! Meu coração freme em ar-
dentes

Delirios . . .

Vão-se estrellando os ceus azues, jardins
florentes

De lyrios.

Vem! Vereerei ras tuas pomas deliciosas
llyrios

Perfumes! e porei nas tuas tranças rosas
E lyrios.

Que o teuluctuoso olhar, sonhada Aldebaran,
Collyrio

Me sfague os olhos! olhar casto como um
bran-

co lyrio.

Teu frio ar quero, com beijos, sob um alamo
Delir e os

Teus desdens, e enleiar teu corpo sobre
um Ualamo

De lyrios!

— Erwache Blume! mein Herz zittert in heißen
Delirien . . .

Es besternen sich die blauen Himmel, die Gärten
blühend

von Lilien.

— Komm! ich werde gleiten auf Deine entzündeten
Brüste

Ihrerische

Rüste! und schlinge in Deine Hüfte Rosen
Und Lilien.

— Daß Dein erster Blick, erträumter Aldebaran
Collyrium

Mir den Blick erlöschte! keusche Auge wie eine wei-
ße Lilie.

— Deine kalte Miene will ich durch Küsse beleben
Und schwinden sein

Deine Betrachtungen, und festigen Deinen Körper
auf einem Bett

Mit Lilien.

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist,
eine Ahnung des poetischen Inhalts jener
Verse durch meine Uebersetzung zu geben?
So aber jetzt muß ich ein Gedicht von
João de Deus, von Camões, von Sturm,
von dem Olympier Goethe lesen!

Friedwig Wigger.

107

Bibliographie.

Vom 15. Oktober bis zum 15. November sind folgende Bücher bei der Schriftleitung eingegangen:

Conrad Alberli: Die Rose von Hildesheim. Roman. — Verein für Deutsches Schrifttum, Berlin. — Preis M. 3.—

Kug. Allgaler: Heer und Volk, Offizier und Bürger. Zeitgemäße Betrachtungen über den Fall v. Brüsewitz-Siepmann und den Militarismus. — Pforzheim, Ernst Haug (Otto Rieder's Buchhandlung). — Preis 60 Pf.

H. Andrae-Romanen: Eden und Unten. Sozialer Roman aus der Gegenwart. — Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1896. — Preis M. 3.60.

Von Andreas-Salomé: Aus fremder Seele. Eine Späterbgeschichte. — Stuttgart 1896. — Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. — Preis M. 2.—

Carl von Arnswaldt: Gedichte. — Göttingen, Verlag von Lüber Horstmann, 1897.

Dr. phil. Paul Bergemann: Die drei Fundamental-Probleme der Pädagogik und ihre theoretische Lösung. — Leipzig, Otto Klemm's Sortiment (Alfred Hahn), 1896. — Preis 30 Pf.

Alfred Freigerr von Berger: Studien und Kritiken. — Wien, Verlag der Literarischen Gesellschaft, 1896. — Preis M. 4.20.

Ernst Berner: Das rote Einmaleins oder So leben wir. Ein soziales Bilderbuch. — Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. — Wien, 1896. — Erste Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand), VI., Gumpendorferstr. 8.

Heinrich Blau: Gautama. Dramatisches Gedicht in fünf Akten. — Landau, Verlag von Th. Wöhlleben, 45 Great Russell Street, W. G., Leipzig, R. F. Köhler, 1896.

Hianca Bobertag: Moderne Jugend. Roman in drei Büchern. — Stuttgart, 1896. — Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. — Preis M. 4.—

Dr. G. Bouglé: Gewissensfreiheit. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Alphonse Taugé. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis M. 2.—

Ida Boy-Ed: Die Lampe der Psyche. Roman. — Stuttgart, 1896. — Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. — Preis M. 4.—

Robert Browning: Der Handschuh und andere Gedichte. — Uebersetzt von Edmund Ruete. — Bremen, Verlag von R. Heinsius Nachfolger, 1897. — Preis M. 1.50.

Gräfin Ersilla Castani-Rovatelli, Dr. phil. h. c.: Antike Denkmäler und Gedächtnis. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Clara Schoener. — Mit einer biographischen Einleitung von Dr. R. Schoener. — Leipzig, Verlag von Gg. Freund, 1896. — Preis M. 2.—

D. J. G.: Die Krise der Sexual-Religion. Als Volksveredelung in Reigen, Leben und Sterben. Bilder von Jibus. — Mit einem Anhang über: „Reinheitsreinigung“ von Freiherr Dr. Carl du Prel. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1897. — Preis M. 9.—

Juliane Döry: Die sieben mageren Röhre. Komödie in drei Akten. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1897. — Preis M. 2.—

Marie von Ebner-Eschenbach: Ein kleiner Roman. — Dritte Auflage. — Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Elwin Paetel), 1896. — Preis M. 3.—

Karl Edm. Edler: Duino-Novellen. — Zweite Auflage. — Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel 1896. — Preis M. 3.—

Oskar Effenmann: Schwarzwald-Lieder. — Zweite stark vermehrte Auflage. — Kassel, Verlag von Th. G. Fischer & Co., 1897. — Preis M. 1.20.

Adolf Wilhelm Ernst: Empor. Gedichte. — Hamburg, Conrad Bloh, 1897. — Preis M. 2.—

Ilse Frapan: Vom ewig Neuen. Novellen. — Berlin, Verlag von Gebr. Paetel (Elwin Paetel), 1896. — Preis 5 M.

Heinrich Freese: Fabrikanten-sorgen. Arbeiterschutzgesetz — Achtstundentag — Wohlfahrtsvereinigungen und Arbeiterauschüsse — Gewinnbeteiligung — Arbeiterwohnungsfrage. — Eisenach, Verlag von R. Wildens, 1896.

Freiheitsklänge. Eine Sammlung von Liedern und Gedichten. — Bedruckt aus alten und neuen Freiheitskämpfen. — München, 1896. — Verlagsgesellschaft „Münchener freie Presse“, Gesellschaft mit beschränkter Haftung. — Preis M. 1.—

Kaufst Freundenthal: Heidefahrten. IV. Auszüge in die Wurster Heide, in das Land Uelzen und zu Heidehöhen im Teufelsmoor. Für Freunde der Heide geschildert. — Mit neuen Illustrationen. — Bremen, Druck und Verlag von R. Heinsius Nachf., 1897. — Preis M. 2.50.

Ludwig Ganghofer: Die Bacchantin. Roman in zwei Bänden. — Illustrirt von A. F. Seigmann. I. u. II. Band. — Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co., 1897. — Preis M. 8.—.

Ludwig Geiger: Dichter und Frauen. Vorträge und Abhandlungen. — Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Etwin Paetel), 1896. — Preis M. 7.—.

Marie von Gläser: Bergelt's Gott. Skizzen und Stimmungen. — Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Etwin Paetel), 1896. — Preis M. 4.—.

Philipp Gugler: Die Individualität und Individualisation des Einzelnen. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis M. 8.—.

Otto Erich Hartleben: Die sittliche Forderung. Komödie in einem Akt. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1897. — Preis M. 1.50.

Via Hanffon: Der Schupengel. Roman. — Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, 1896.

Anselm Heine: Drei Novellen. — Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Etwin Paetel), 1896. — Preis M. 5.—.

Karl Hendell: Sonnenblumen. — Verlag von Karl Hendell & Co., Jülich und Leipzig.

Alfred Hennig: Timoph. Erzählung aus dem alten Agypten. — Weinheim, Verlag von Fr. Adermann, 1896. — Preis M. 1.—.

Ludwig Hevess: Die Althosleute. Ein Sommerroman. Mit Illustrationen von Wils. Schulz. — Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co., 1897. — Preis M. 3.—.

J. Th. Hulsh: Spielmanns Liebe und Leid. Aus dem Leben eines fahrenden Sängers. — Halle a. S., Druck und Verlag von E. A. Kämmerer & Co., 1896. — Preis 60 Pfg.

Weczy Frelin von Johahäza: Das Recht des Toten. Erzählung. — Wien, Verlag von Carl Konegen, 1897. — Preis M. 2.40.

Emil Jonas: Schloß Kronberg. Historisches Drama in einem Aufzuge. — Nach einem von Sr. Majestät dem König Oskar II. von Schweden und Norwegen als Prinz im Jahre 1857 verfaßten dramatischen Gedicht. — Mit Allerhöchster Autorisation für die deutsche Bühne bearbeitet. — Berlin, 1881, Verlag von A. Hofmann & Co. — Preis M. 1.—.

E. Kerstan, Historienmaler: Die unsinnige Richtung der modernen Bildermalerei und werktliche Kunst. —

Für ernsthafte Kunstfreunde und Kaler. — 1897, Verlag von Th. Schröter, Leipzig, Thalstraße 16, Jülich, Seibengasse 7. — Preis M. 1.20.

Elfa Kolb: Die Nachtviole. Ein Sonnenwendfang. — Leipzig, Friedrich Fleischer, 1896. — Preis M. 3.—.

Gustav Körting: Geschichte des griechischen und römischen Theaters. — Geschichte des Theaters in seinen Beziehungen zur Entwicklung der dramatischen Dichtkunst. — Band I. — Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh, 1897. — Zweigverlagungen in Wiesbaden, Osnabrück und Mainz. — Preis M. 9.—.

Josephine Gräfin zu Leiningen-Befersburg, geb. von Spruner: Dichtungen. — Verlag von Th. G. Fischer & Co., Kassel, 1897. — Preis M. 1.60.

Clarija Lohde: Schwester Jise. Roman. — 1. u. 2. Band. — Mannheim, Druck und Verlag von J. Bensheimer, 1896. — Preis M. 5.—.

Theodor Lorenzen: Die Sozialdemokratie in Theorie und Praxis oder Ein Bild hinter die Coulissen. — Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer, 1896. — Preis 50 Pfg.

Gottfried Lutter: Frühlingsreif. Eine soziale Tragikomödie in fünf Akten. — Weinheim, Verlag von Fr. Adermann, 1896. — Preis M. 2.—.

Anna Pawlitschek: Ob ich dich liebe. Roman aus dem Kleinstadtleben der Bukowina. — Wien, Verlag von Carl Konegen, 1897. — Preis M. 4.—.

Dr. Mathias Heinrich Quenstedt: Die deutsche Gestaltung des Civilprozesses. Ein noch nicht abgeschlossenes Stück Rechtsgeschichte. — Warburg, R. G. Einert'sche Verlagsbuchhandlung, 1896. — Preis M. 1.60.

Jacob Robinsohn: Die Psychologie der Naturvölker. Ethnographische Parallelen. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis M. 2.—.

Wilhelm Rudek: Die Liebe. Kultur- und morahistorische Studien über den Entwicklungsgang deutschen Gefühls- und Liebeslebens in allen Jahrhunderten. — Mit zahlreichen Illustrationen. — Leipzig, Verlag von Gustav Weigel. — Preis M. 4.20.

Hermann Russe: Der Liebe erstes Buch. Lyrisch-satirisch. — Berlin, 1896.

Wilhelm von Scholz: Frühlingsfahrt. — München, Verlag von A. Adermann's Nachf., Karl Schüller, 1896.

Carl Th. Schulz: Wider die ehe-

liche Pflicht. Neue ehegesetzliche Forderungen und Vorschläge zu Gunsten der Frau unter Bezugnahme auf das „Neue bürgerliche Recht“. — Berlin SW. 12, Hugo Steinis Verlag, 1896.

Mathieu Schwann: Elfsch-Lothringen. — Zürich, 1897, Verlags-Magazin (J. Schabelis).

Hermann Schwarz: Grundzüge der Ethik. — Leipzig, Verlag von Stegbert Schnurpfeil. — Preis 40 Pfg.

Dr. Victor Schweizer: Hoffmanns Werke. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. — Band I bis III. — Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut.

Franz Servaes: Stidluft. Drama in drei Aufzügen mit Bagnette von Fibus. — Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin, 1896.

Deutscher Bühnen-Spielplan 1896. — Oktober. — Theater-Programm-Austausch. — Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.

Hugo Stehr: Über Immanuel Kant. Der Mensch hat seine Vernunft im Sinne Kants. — Eine Abhandlung über den Geist unter Berücksichtigung einer der neuesten Metaphysiken und der Vernunftkritik Kants für die Gebildeten jeden Standes. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1896. — Preis M. 2.—

Emil Stein: Philosophische Studien. Entwürfe, Skizzen und Aphorismen. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1896. — Preis M. 1.50.

J. Striegel: Wozu dienen Vernunft-Anlagen im Hinblick auf den Schluß von Fr. von Hellwalds Kulturgeschichte und Ed. v. Hartmanns Philosophie des Unbewußten. — Skizzen und Phantasien zu einer Deuterkklärung mit Bezug auf kirchliche Dogmen und alte Symbole. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis M. 2.—

Eduard Studen: Drsa. Eine Tra-

gödie in drei Akten. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1897. — Preis M. 2.—

Wilhelm Sunfel: Blumen am Wege. Gedichte. Mit 52 Skizzen von Sophie Mitgan. — Braunschweig und Leipzig, Verlag von Hellmuth Henckermann. — Preis M. 4.—

Friedrich Teweß: Gedichte. — Hannover, Schmorl & von Seefeld Nachf. Hildegard Thibner: Virginie. — Erzählung. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1897. — Preis M. 2.—

Frinz Julius Tomajeth: Sommermärchen. Ein lyrisches Schauspiel. — Wien, Verlag von Carl Konegen 1896.

Joseph Treumann: Im Land des Yankee-Doobie. Keim Humoresken aus dem amerikanischen Leben. — München 1896, August Schupp.

Hermann Tüdk: Der geniale Mensch. — Jena und Leipzig, Verlag von Otto Rahmann (Dobbertiner'sche Buchhdl. Nachf.) 1897. — Preis 3 M.

Julius Verne: Clovis Dardentor. — Kollektion Verne, Band 70. — Autorisierte Ausgabe. — Wien, Pest, Leipzig, K. Hartleben's Verlag. — Preis 75 Pfg.

Julius Verne: Vor der Flagge des Vaterlands. — Kollektion Verne, Band 69. — Autorisierte Ausgabe. — Wien, Pest, Leipzig, K. Hartleben's Verlag. — Preis 75 Pfg.

Robert Waldmüller: Liebesstürme. Aus den Papieren eines vielgenannten Kaisers. — Dresden 1897, Hellmuth Henckermann's Verlag (Johs. Henckler und Schirmmeister).

Adolf Wilbrandt: Die Eidge nossen. Schauspiel in fünf Aufzügen. — Stuttgart 1896, Verlag der J. W. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. — Preis 2 M.

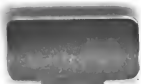
Ernst Ralm: Vergoßl. Drei Novellen. — Ph. Schröder, Zürich und Leipzig 1897. — Preis 3 M.

Wir bitten, sämtliche Manuskripte, Bücher, u. Sendungen ausschließlich an

Hans Merian, Verlag der „Gesellschaft“,
in Leipzig

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.





3 0000 093 399 818